Glasgow
University Library

849-1951.

~~L12 - 3.5.~~

GEN. LANG.
E 40
STR

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/standundaufgaben0000vari

WITHDRAWN

Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft

Festschrift
für
Wilhelm Streitberg

Von

J. Friedrich, J. B. Hofmann, W. Horn, I. Iordan, G. Ipsen, H. Junker, F. Karg, C. Karstien, K. H. Meyer, V. Michels, W. Porzig, H. Reichelt, E. Sievers, F. Sommer, F. Specht, A. Walde, A. Walter, J. Weisweiler, H. Zeller

Heidelberg 1924
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Verlags-Nr. 1814.

Alle Rechte, besonders das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen, werden vorbehalten.

Printed in Germany.

Zum 23. Februar 1924, dem 60. Geburtstag,

WILHELM STREITBERG

gewidmet

von den Verfassern und dem Verleger

Inhalt.

Seite

Die indogermanische und die allgemeine Sprachwissenschaft von Heinrich F. J. Junker 1
Ziele und Wege der Schallanalyse von Eduard Sievers 65
Sprachwissenschaft und Schallanalyse von Fritz Karg 112
Aufgaben der indogermanischen Syntax von Walter Porzig 126
O-farbige Reduktionsvokale im Indogermanischen von Alois Walde . . . 152
Der Alte Orient und die Indogermanen von Gunther Ipsen 200
Indisch von Hans Reichelt 238
Zum vedischen Sandhi von Ferdinand Sommer 253
Iranisch von Hans Reichelt 273
Armenisch von Heinrich L. Zeller 290
Die bisherigen Ergebnisse der hethitischen Sprachforschung von Johannes Friedrich 304
Griechisch von Adolf Walter 319
Altitalische Dialekte von Joh. Bapt. Hofmann 361
Altgermanische Dialekte von Carl Karstien 392
Bedeutungsgeschichte, Linguistik und Philologie. Geschichte des ahd. Wortes *euua* von Josef Weisweiler 419
Deutsch von Victor Michels 463
Die englische Sprachwissenschaft von Wilhelm Horn 512
Der heutige Stand der romanischen Sprachwissenschaft von Iorgu Iordan . 585
Baltische Sprachen von Franz Specht 622
Slavisch von Karl H. Meyer 649

Wilhelm Streitbergs schriftstellerische Tätigkeit 1888—1924.

I. Herausgebertätigkeit.

1. Indogermanische Forschungen. Zeitschrift für indogermanische Sprach- und Altertumskunde. Herausgegeben von Karl Brugmann und Wilhelm Streitberg. Band 1 (1891) bis 38 (1917/20). — Von W. Streitberg: Band 25 u. 26 (Festschrift für K. Brugmann 1909) und Band 39 (1920) bis 42 (1924).
2. Anzeiger für indogermanische Sprach- und Altertumskunde. Beiblatt zu den Indogermanischen Forschungen. Band 1 (1891) bis 42 (1924).
3. Indogermanisches Jahrbuch. Im Auftrag der Indogermanischen Gesellschaft herausgegeben von A. Thumb und W. Streitberg. Band 1—3 (1914—1916); von W. Streitberg und A. Walde. Band 4—9 (1917—1924).
4. Germanische Bibliothek [Sammlung von Elementarbüchern der altgermanischen Dialekte 1896—1906; Sammlung germanischer Elementar- und Handbücher 1906; Germanische Bibliothek 1906 ff.]. Heidelberg, C. Winter, 1896 ff.

   Bis 1924 sind 44 Bände erschienen.
5. Indogermanische Bibliothek, herausgegeben von H. Hirt und W. Streitberg. 1907 ff. Heidelberg, C. Winter [von 1902—1907 von Hirt allein herausgegeben unter dem Titel: Sammlung indogermanischer Lehrbücher].

   Bis 1924 sind 40 Bände erschienen.
6. Religionswissenschaftliche Bibliothek, herausgegeben von W. Streitberg und R. Wünsch. Band 1—5. Heidelberg, C. Winter, 1910 bis 1913. — Nach dem Tode Wünschs herausgegeben von W. Streitberg Band 6 (1920).

7. Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft seit ihrer Begründung durch Franz Bopp. Zweite Abteilung: Die Erforschung der indogermanischen Sprachen. I. Griechisch, Italisch, Vulgärlatein, Keltisch. Straßburg, Trübner, 1916. — III. Slavisch-Litauisch, Albanisch. Ebd. 1917.
8. Untersuchungen zur indogermanischen Sprach- und Kulturwissenschaft, begründet von Karl Brugmann und Ferdinand Sommer, herausgeg. von W. Streitberg und F. Sommer. Band 8, Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1923.

II. Bücher und Abhandlungen.

1. Die Abstufung der Nominalsuffixe -*i̯o*- und -*i̯en*- im Germanischen und ihr Verhältnis zu der des Indogermanischen (I. Nom. Akk. Sg. der germ. *i̯o*-Stämme in formaler Beziehung. — II. Die *i̯en*-Stämme u. ihre Verwandten. — III. Exkurs: *ĭ* in der Verbalflexion. PBB. 14, 165—231). — [Abt. I u. II als Leipziger Doktordissertation 1888 erschienen.]
2. Perfektive und imperfektive Aktionsart im Germanischen. I. Teil: Gotisch (A. Der Unterschied der perfektiven und imperfektiven Aktionsart im Gotischen. — B. Die Verwertung des Unterschieds der Aktionsarten im Gotischen: I. Das got. Perfektiv in seinem Verhältnis zum griech. Futurum, II. zum griech. Aorist, III. *ga*- beim Part. Prät. — C. Ergebnisse). PBB. 15, 70—177. [Die beiden ersten Abschnitte als Leipziger Habilitationsschrift 1889 erschienen.]
3. Weiteres zur Geschichte der *i̯o*-Stämme. PBB. 15, 489—504.
4. Zur Geschichte der *es*-Stämme. PBB. 15, 504—506.
5. Slav. -*ějьs*- und germ. -*ōz*- im Komparativ. PBB. 16, 266—271.
6. Die germanischen Komparative auf -*ōz*-. Index lectionum quae in Universitate Friburgensi per menses aestivos anni MDCCCXC . . . habebuntur. S. 63—103. (Lex.-8°.) Friburgi Helvetiorum 1890.
7. Betonte Nasalis Sonans. IF. 1, 82—94. [Vortrag auf der 41. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu München 1891. Vgl. Verhandlungen S. 308.]

8. Der Genitiv Pluralis und die baltisch-slavischen Auslautgesetze. IF. 1, 259—299.
9. Altnord. *tyggja* und Verwandtes. IF. 1, 513 f.
10. Zur germanischen Sprachgeschichte. Straßburg, Trübner, 1892. VII u. 116 S.

    I. Monophthongierung urgerm. Langdiphthonge. — II. Die idg. Langdiphthonge. — III. Die german. Langdiphthonge: 1. *ē*-, 2. *ō*-Diphthonge.
11. Vokalkürzung im Baltischen. IF. 2, 415—435.
12. Die Urheimat der Indogermanen. I—III. Frankfurter Zeitung 1893, 8. März (Nr. 67, 1. Morgenbl.); 10. März (Nr. 69, 1. Morgenbl.); 15. März (Nr. 74, 1. Morgenbl.).
13. Zur Geschichte des Deutschtums in der Westschweiz. I, II. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1893, Nr. 83, S. 4—6 und Nr. 86, S. 3—5.
14. Vokaldehnung vor tautosyllabischem *-us* im Baltischen. IF. 3, 148—156.
15. Die Entstehung der Dehnstufe. IF. 3, 305—416. [Auch als selbständige Schrift erschienen.]
16. Ein Ablautproblem der Ursprache. Transactions of the American Philological Association. 1893, S. 29—49.
17. Ost- und Westgoten. IF. 4, 300—309.
18. Der Name Wiesbaden. Annalen des nassauischen Altertumsvereins. 1894, S. 131—134.
19. Mattium, Mattiacus. IF. 5, 87 f.
20. Akzentfragen (I. Die Entdeckung der idg. Akzentqualitäten. — II. Michels' Gesetz. — III. Das Wesen der idg. Akzentqualitäten. — IV. Die Stellung des Worttons und die Akzentqualität. — V. Möllers Dehnungshypothese). IF. 5, 231—251.
21. Zum Zahlwort. IF. 5, 372—375.
22. Urgermanische Grammatik [Sammlung von Elementarbüchern der altgermanischen Dialekte, hrsg. von W. Streitberg. I]. Heidelberg, C. Winter, 1896. XX u. 372 S.

    Seit 1900 vergriffen; neue Bearbeitung in Vorbereitung.
23. Griech. Ἀχαιοί, ägypt. *Ꜣḳajwaša*. IF. 6, 134 f.
24. Zur germanischen Grammatik (1. Die langen silbischen Nasale u. Liquiden im Germ. — 2. Zwei- und dreimorige Vokale im Ahd.

— 3. Die got. *ja*-Stämme in der Komposition. — 4. Ahd. *gēn*. — 5. Die Herkunft des *ē* im Perf. Plur. der 4. u. 5. Ablautreihe. — 6. Die *-jan*-Verba u. ihre Verwandten). IF. 6, 140—155.

25. Die griechischen Lokative auf -εῖ. IF. 6, 339—341.
26. Über Sprachrichtigkeit. I, II. Frankfurter Zeitung 1896, 4. Nov., Nr. 307 (1. Morgenbl.) u. 5. Nov., Nr. 308 (1. Morgenbl.).
27. Gotisches Elementarbuch [Sammlung von Elementarbüchern der altgerman. Dialekte, hrsg. von W. Streitberg, II]. Heidelberg, C. Winter, 1897. XII u. 200 S.

    Zweite verbesserte u. vermehrte Auflage [Sammlg. germ. Elementar- u. Handbücher, I. Reihe, 2. Band]. Ebd. 1906. XV u. 350 S.

    Dritte u. vierte verbesserte Auflage [Germanische Bibliothek, I. Abt., I. Reihe, 2. Band]. Ebd. 1910. XII u. 313 S.

    Fünfte u. sechste neubearbeitete Auflage [Germ. Bibl., I, I, 2]. Ebd. 1920. XII u. 308 S.
28. Zum Todesjahr Wulfilas. PBB. 22, 567—570.
29. Urgermanisch *zm*. IF. 7, 177—179.
30. Schleichers Auffassung von der Stellung der Sprachwissenschaft. IF. 7, 360—372.
31. Über das sogenannte *Opus imperfectum*. Vortrag. Verhandlungen der 44. Versammlung deutscher Philologen u. Schulmänner zu Dresden 1897. S. 121 f.
32. Zum Opus imperfectum. PBB. 23, 574—576.
33. Die indogermanische Lautforschung im letzten Jahrzehnt. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897, Nr. 151, S. 1—5.
34. Der Rattenfänger von Hameln. Frankfurter Zeitung, 14. Juli 1897, Nr. 193 (1. Morgenbl.).
35. Die Entstehung des Injunktivs im Indogermanischen. Vortrag. Verhandlungen der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Dresden 1897. S. 165 f.
36. Denkschrift der aus dem Verbande der Universität Freiburg in der Schweiz ausscheidenden reichsdeutschen Professoren. 1. Aufl., 2. Aufl. Akademischer Verlag München 1898. IV u. 66 S.
37. Herr Python und die Universität Freiburg in der Schweiz. Replik der aus dem Verbande der Universität ausgeschiedenen

reichsdeutschen Professoren. Akademischer Verlag München 1899. VIII u. 132 S.

38. Geschichte der gotischen Literatur in Pauls Grundriß der germanischen Philologie, zweite Auflage 1901. 2. Bd., S. 1—28.
    Eine neue Bearbeitung erscheint demnächst.
39. Germanisches (1. *Morimarusa*. — 2. Zu Thurneysens Gesetz. — 3. Der Lautwert des got. *q* und *hv*. — 4. Ein Fall von Spirantenwechsel im Got.). IF. 14, 490—498.
40. Sprache und Schrift. Ein Wort über die Bedeutung orthographischer Reformen. Hochland 1 (1904), 521—526.
41. Wanderers Nachtlied und die Melodik des Goethischen Verses. Frankfurter Zeitung, 23. August 1904, Nr. 234 (1. Morgenbl.).
42. Gotica (1. *z*, *b*, *d* im Auslaut. — 2. Got. *ni waihts*. — 3. Spirantendissimilation im Kompositum). IF. 18, 383—407.
43. Gotisch *twa þūsundja*. IF. 18, 421 f.
44. Zur Flexion des gotischen Adjektivs. IF. 19, 214 f.
45. Gotisch *sunnin*. IF. 19, 391—393.
46. Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1906, Nr. 73, S. 578—580.
47. Zum gotischen Perfektiv. IF. 21, 193—196.
48. Got. *dugunnum wisan*. IF. 22, 307—310.
49. Die Benennung der Aktionsarten. IFA. 22, 72—74.
50. Gotisch *fraujinond*, *frauja*. IF. 23, 117—120.
51. Die gotische Bibel. I. Teil: Der gotische Text und seine griechische Vorlage mit Einleitung, Lesarten und Quellennachweisen sowie den kleinern Denkmälern als Anhang [Germanische Bibliothek, 2. Abteilung, 3. Band]. Heidelberg, C. Winter, 1908. XLVI u. 484 S.
    Zweite verbesserte Auflage 1919. XLVII u. 489 S.
52. Gotica (1. got. *qairu*. — 2. got. *ï* und die Verbalkomposition. — 3. Zum Sievers'schen Gesetz. Vgl. IF. 18, 383 ff.). IF. 24, 174—181.
53. ἀπολύτρωσις. IF. 24, 188.
54. Zum Perfektiv. IF. 24, 311—314.
55. Die Zukunft der deutschen Sprache. GRM. 1, 1—7. — Abgedruckt: Frankfurter Zeitung, 13. Februar 1909, Nr. 44 (1. Morgenbl.).
56. Kant und die Sprachwissenschaft. Eine historische Skizze (I. Kants Einfluß im allgemeinen. — II. Kant und Wilhelm von Hum-

boldt: 1. Kants Seelenbegriff und Humboldts Sprachbegriff; 2. Kant und die Idee der Sprachentwicklung bei Humboldt). IF. 26, 382—422.

57. Gotica (1. *jaindwairþs.* — 2. *gagg* N. — 3. *Iairusalem.* — 4. *gudhūs.* — 5. *năwis, sŭtis* : *aljakuns.* — 6. Zur Vorgeschichte der *ein-*Stämme). IF. 27, 151—158.
58. Die gotische Bibel. II. Teil: Gotisch-griechisch-deutsches Wörterbuch [Germanische Bibliothek, 2. Abteilung, 3. Band]. Heidelberg, C. Winter, 1910. XVI u. 180 S.
59. Über die Flexion der Fremdnamen im Gotischen. Akademievortrag 5. III. 1910. Inhaltsangabe in den Sitzungsberichten der Kgl. Bayer. Akademie 1910, Schlußheft, S. 8 f.
60. Über die Vorlage der gotischen Bibel. Akademievortrag 2. XII. 1911. Inhaltsangabe in den Sitzungsberichten der Kgl. Bayer. Akademie 1911, Schlußheft, S. 51 f.
61. Über experimentelle Untersuchungen zur Sprachmelodie und deren Verwertbarkeit bei textkritischen Fragen. Vorläufige Mitteilungen in den Sitzungsberichten der Kgl. Bayer. Akademie 1912, Schlußheft, S. 21 f.
62. Gotica (1. *sabbato.* — 2. *Abeileni.* — 3. *gadaila*). IF. 31, 323—334.
63. Zur gotischen Grammatik (1. *qiman in* und Verwandtes. — 2. *wit.* — 3. *twa þusundja*). Festschrift für Ernst Windisch, 1914, S. 217—227.
64. Deutsche Metrik. Lexikon der Pädagogik, hrsg. von E. M. Roloff. Bd. 3 (1914), Sp. 673—675.
65. Deutsche Philologie. Lexikon der Pädagogik, hrsg. von E. M. Roloff. Bd. 3 (1914), Sp. 1210—1231.
66. Zu Graßmanns Gesetz. IF. 34, 366.
67. Zur Geschichte der Sprachwissenschaft (1. Persisch und Deutsch. 2. Der Wandsbecker Bote als Sanskritist. — 3. Agglutination. — 4. Lachmanns Gesetz). IF. 35, 182—196.
68. Die Bedeutung des Suffixes *-ter-*. IF. 35, 196 f.
69. Zum schwachen Präteritum. IF. 35, 197 f.
70. Sprachwissenschaft und Sprachunterricht. Lexikon der Pädagogik, hrsg. von E. M. Roloff. Bd. 4 (1915), Sp. 1204—1206.
71. Zur Lautverschiebung. Festschrift für Ernst Kuhn, 1916, S. 265 bis 272.

72. Wulfila. Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Bd. 4, 565—572.
73. Kleinigkeiten. IF. 41, 12.

74. Die indogermanische Sektion auf dem Münchener Philologentag 1891. IFA. 1, 81—84.
75. Die indogermanische Sektion auf der Wiener Philologenversammlung 1893. IFA. 3, 162—168.
76. Der Philologenkongreß in Chicago. IFA. 3, 254 f.
77. Die indogermanische Sektion auf der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Dresden 1897. IFA. 7, 169—173.

III. Lebensbilder, Nachrufe.

1. Zu Franz Bopps hundertjährigem Geburtstage (von K. Brugmann und W. Streitberg). IF. 1, V—X.
2. Die Brüder Grimm. Lexikon der Pädagogik, hrsg. von E. M. Roloff. Bd. 1 (1913), Sp. 490—498.
3. Friedrich Zarncke. IFA. 1, 86.
4. Friedrich Zarnckes Goetheschriften. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897, Nr. 23, S. 4—7.
5. Karl Verner. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897, Nr. 2, S. 1—6.
6. Peter v. Bradke. IFA. 8, 369 f.
7. Franz Misteli. IFA. 15, 207 f.
8. Zu Otto v. Böhtlingks 80. Geburtstag. IFA. 5, 278 f.
9. Otto v. Böhtlingk. Frankfurter Zeitung, 2. April 1904, Abendbl. (Nr. 93).
10. Hermann Osthoff. GRM. 1, 462 f.
11. Friedrich Ratzel. IFA. 17, 136.
12. Edmund Hardy. Hochland, Jahrgang 2, Bd. 1, 427—445.
13. Edmund Hardy. Biographisches Jahrbuch 10, 337—343.
14. Eduard Sievers. Zum 25. November 1910. GRM. 2, 577—592.
15. Wilhelm Braun. GRM. 5, 168—170.
16. Ferdinand de Saussure. Idg. Jahrbuch 2, 203—213.
17. August Leskien. Zum goldenen Doktorjubiläum. Idg. Jahrbuch 1, 216—218.

18. August Leskien. Jahrbuch der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1917, S. 15—20. — Abdruck: Idg. Jahrbuch 7, 138—143.
19. Walther Schwering. Idg. Jahrbuch 3, 198—201.
20. Karl Brugmann zum fünfundzwanzigjährigen Professorjubiläum. IF. 25, I—II.
21. Karl Brugmann zum 70. Geburtstag. Frankfurter Zeitung, 18. März 1919, Nr. 208 (Abendbl.).
22. Karl Brugmann. IF. 39, I—II.
23. Karl Brugmann. Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1919, S. 31—36. — Abdruck: Idg. Jahrbuch 7, 143—148.
24. Worte zum Gedächtnis an Karl Brugmann. Gesprochen am 14. November 1921. Ber. d. Sächs. Akademie d. Wissenschaften zu Leipzig. Phil.-hist. Kl., Band 73, Heft 2 (1921), S. 25—40.
25. Otto Schrader. Frankfurter Zeitung, 11. April 1919, Nr. 274 (Abendbl.).
26. Hermann Paul. Idg. Jahrbuch 9.
27. Worte zum Gedächtnis an Berthold Delbrück. Gesprochen in der Sitzung der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig vom 14. November 1922.

IV. Besprechungen.

I. Anzeiger für indogermanische Sprach- und Altertumskunde.

1. Lefmann, Franz Bopp. Erste Hälfte. IFA. 1, 1—3.
2. Steyrer, Ursprung der Sprache der Arier. 1891. IFA. 1, 3.
3. Wiedemann, Das litauische Präteritum. 1891. IFA. 1, 35—37.
4. Schrader, Victor Hehn. IFA. 1, 87—90.
5. v. Hartel, Lipsius, Bonnet, Aufgaben und Ziele der klassischen Philologie. IFA. 1, 104—108.
6. Faulmann, Etymologisches Wörterbuch, I. IFA. 1, 127—130.
7. Pauls Grundriß der germanischen Philologie, I. 1891. Einleitung. IFA. 2, 37 f.
8. Kluge, Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte. IFA. 2,44—52.
9. Sievers, Geschichte der gotischen Sprache. IFA. 1, 52 f.

10. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. 1891. IFA. 2, 1—6.
11. Mayhew, Synopsis of Old English Phonology. IFA. 2, 202 f.
12. Streitberg, Zur germanischen Sprachgeschichte. 1892 (Selbstanzeige). IFA. 2, 194—197.
13. Henry, Précis de grammaire comparée du Grec et du Latin. IFA. 2, 167—171.
14. Wright, A Primer of the Gothic Language. 1892. IFA. 3, 17.
15. Delbrück, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen. Erster Teil. IFA. 3, 175—182.
16. Henry, Précis de grammaire comparée de l'Anglais et de l'Allemand. 1893. IFA. 3, 184—186.
17. Wilmanns, Deutsche Grammatik, I: Lautlehre. 1893. IFA. 3, 186—191.
18. Much, M., Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Kultur der Indogermanen. 1893. IFA. 5, 6—8.
19. Müller, F. M., Die Wissenschaft der Sprache. Neue Bearbeitung. I: 1892, II: 1893. — Whitney, Max Müller and the Science of Language. IFA. 5, 8—11.
20. Wustmann, R., Verba perfectiva, namentlich im Heliand. IFA. 5, 78—83.
21. Sievers, Tatian. Zweite neubearbeitete Auflage. 1892. — Hench, Der ahd. Isidor. 1893. IFA. 5, 83—85.
22. Qvigstad, Nordische Lehnwörter im Lappischen. IFA. 6, 92—94.
23. Lichtenberger, Histoire de la langue allemande. 1895. IFA. 6, 102 f.
24. Lefmann, Franz Bopp. Zweite Hälfte. 1895. IFA. 6, 167 f.
25. Darbishire, Reliquiae philologicae. 1895. IFA. 6, 169—173.
26. Kauffmann, Deutsche Grammatik. 2. Aufl. 1895. IFA. 6, 206—209.
27. Streitberg, Urgermanische Grammatik. 1896 (Selbstanzeige). IFA. 7, 242—247.
28. Braune, W., Gotische Grammatik, 4. Aufl. 1895. — Stamms Ulfilas, 9. Aufl. 1896. — Streitberg, Gotisches Elementarbuch. 1897. — Friedmann, La lingua gotica. 1896. — Uhlenbeck, Kurzgefaßtes etymologisches Wörterbuch d. got. Sprache. 1896. IFA. 7, 248—255.

29. Delbrück, Vergleichende Syntax der idg. Sprachen. Zweiter Teil. 1897. IFA. 11, 56—67.
30. Müller, F. M., Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie. I: 1898, II: 1899. IFA. 11, 67—72.
31. Hungerland, Das wissenschaftliche Studium der deutschen Sprache und Literatur. IF. 19, 71 f.

II. Literarisches Centralblatt.

32. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte. 2. Aufl. 1890. LCB. 1890, Sp. 440 f.
33. Bartholomae, I. Idg. *sk* und *skh*. — II. Aind. *āsīs* : lat. *erās*. 1891. LCB. 1891, Sp. 1464 f.
34. Persson, Studien zur Lehre von der Wurzelerweiterung und Wurzelvariation. 1891. LCB. 1892, Sp. 21 f.
35. Bartholomae, Arisches und Linguistisches. 1891. LCB. 1892, Sp. 529 f.
36. Bechtel, Die Hauptprobleme der idg. Lautlehre seit Schleicher. 1892. LCB. 1892, Sp. 751 f.
37. Sievers, Altgermanische Metrik. 1893. LCB. 1893, Sp. 858—861.
38. Meyer, G., Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde, 2. Bd. 1893. LCB. 1893, Sp. 1583.
39. Schuchardt, Weltsprache und Weltsprachen. 1894. LCB. 1894, Sp. 243 f.
40. Noreen, Abriß der urgermanischen Lautlehre. 1894. LCB. 1894, Sp. 1260 f.
41. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere. 6. Aufl. 1894. LCB. 1894, Sp. 1757 f.
42. Stolz, Historische Grammatik der lat. Sprache, Bd. I, 1 u. 2. 1894. LCB. 1895, Sp. 24 f., Sp. 1837 f.
43. Lindsay, The Latin Language. 1894. LCB. 1895, Sp. 660 f.
44. Buschan, Vorgeschichtliche Botanik der Kultur- u. Nutzpflanzen der alten Welt. 1895. LCB. 1895, Sp. 1439.
45. Hirt, Der indogermanische Akzent. 1895. LCB. 1895, Sp. 1444 f.
46. Giles, A Short Manual of Comparative Philology for Classical Students. 1895. LCB. 1895, Sp. 1688.
47. Meringer und Mayer, Versprechen und Verlesen. 1895. LCB. 1896, Sp. 23.

48. Schuchardt, Sind unsere Personennamen übersetzbar? 1895. LCB. 1896, Sp. 157 f.
49. Bruckner, Die Sprache der Langobarden. 1895. LCB. 1896, Sp. 428 f.
50. Beermann, Novilatin. 1895. LCB. 1896, Sp. 546.
51. Zimmerli, Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz, II. 1895. LCB. 1896, Sp. 591.
52. Gartner, Die Übersetzbarkeit der Personennamen. 1896. LCB. 1896, Sp. 944.
53. Scherer, W., Karl Müllenhoff. Ein Lebensbild. 1896. LCB. 1896, Sp. 1074—1077.
54. Herbig, Aktionsart und Zeitstufe. 1895. LCB. 1896, Sp. 1193 f.
55. Winkler, Germanische Kasussyntax, I. 1896. LCB. 1896, Sp. 1476.
56. Grammont: 1. La dissimilation consonantique. — 2. De liquidis sonantibus. 1895. LCB. 1896, Sp. 1642 f.
57. de Gregorio, Glottologia. 1896. LCB. 1896, Sp. 1846.
58. Philologische Studien. Festgabe für E. Sievers. 1896. LCB. 1897, Sp. 66 f.
59. Giles, Vergleichende Grammatik der klassischen Sprachen. 1896. LCB. 1897, Sp. 132.
60. Zupitza, Die germanischen Gutturale, 1896. LCB. 1897, Sp. 175 f.
61. Wiedemann, Handbuch der litauischen Sprache. 1896. LCB. 1897, Sp. 215 f.
62. Kauffmann, Deutsche Metrik. 1897. LCB. 1897, Sp. 819 f.
63. Meringer, Indogermanische Sprachwissenschaft. 1897. LCB. 1897, Sp. 815 f.
64. Speyer, Vedische und Sanskrit-Syntax. 1896. LCB. 1897, Sp. 846.
65. Bréal, Essai de Sémantique. 1897. LCB. 1897, Sp. 1432.
66. Delbrück, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen. 2. Teil. 1897. LCB. 1897, Sp. 1494.
67. Lindsay, Die lateinische Sprache, übersetzt von Nohl. 1897. LCB. 1898, Sp. 466.
68. Luft, Studien zu den ältesten germanischen Alphabeten. 1898. LCB. 1898, Sp. 1587.
69. Behaghel, Syntax des Heliand. 1897. LCB. 1898, Sp. 1730 f.
70. Grimm, J., Deutsche Grammatik, 4. Teil. Neuer vermehrter Abdruck, 2. Hälfte. 1898. LCB. 1899, Sp. 1329 f.
71. Finck, Der deutsche Sprachbau. 1899. LCB. 1900, Sp. 56 f.

72. Franke, Die Brüder Grimm. 1899. LCB. 1900, Sp. 121.
73. Kauffmann, Aus der Schule des Wulfila. 1899. LCB. 1900, Sp. 1177—1180.
74. Davenport and Emerson, The Principles of Grammar. 1898. LCB. 1900, Sp. 1367 f.
75. Zimmerli, Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz, III. Teil. 1899. LCB. 1900, Sp. 1562 f.
76. Palander, Die ahd. Tiernamen. 1899. LCB. 1900, Sp. 1704.
77. Florschütz, Die Entstehung des schwachen Präteritums im Germanischen. 1898. LCB. 1900, Sp. 1818 f.
78. Erdmann, K. O., Die Bedeutung des Wortes. 1900. LCB. 1900, Sp. 1993.
79. Scholz, Geschichte der deutschen Schriftsprache in Augsburg. 1898. LCB. 1900, Sp. 2176 f.
80. Morf, Deutsche und Romanen in der Schweiz. 1900. LCB. 1901, Sp. 422 f.
81. Lang, Elemente der Phonetik. 1900. LCB. 1901, Sp. 454.
82. Müller, F. M., Alte Zeiten — alte Freunde. 1901. LCB. 1902, Sp. 9 f.
83. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde. 1901. LCB. 1902, Sp. 1691 f.
84. Müller, F. M., Aus meinem Leben. 1902. LCB. 1903, Sp. 326—330.
85. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, Lieferung 1—5. 1901. LCB. 1903, Sp. 1089 f.
86. Dietrich, Die Bruchstücke der Skeireins. LCB. 1903, Sp. 1124 f.
87. Delbrück, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen, 3. Teil. 1900. LCB. 1903, Sp. 184 f.
88. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen. 1905. LCB. 1906, Sp. 8.
89. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, I, 3. Aufl. 1906. LCB. 1906, Sp. 821—824.
90. Brugmann, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, 2. Band, 1. Teil, zweite Bearbeitung. 1906. LCB. 1907, Sp. 167—169.

III. Verschiedene Zeitschriften.

91. Gießwein, Die Hauptprobleme der Sprachwissenschaft in ihren Beziehungen zur Theologie, Philosophie und Anthropologie. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1893, Nr. 89, S. 7.

92. Löwe, Germanische Sprachwissenschaft. 1905. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1905, Nr. 237, S. 86.
93. v. Ihering, Vorgeschichte der Indoeuropäer. 1894. Historisches Jahrbuch, 1895, S. 342—353.
94. Osthoff, Vom Suppletivwesen der indogermanischen Sprachen. 1900. Englische Studien 29, 73—81.

V. Bibliographie.

1. Berichte über die Erscheinungen auf gemeingermanischem und gotischem Sprachgebiet in der von ihm begründeten indogermanischen Bibliographie von 1891—1906. IFA. 1—25. — Von 1912—1921. Idg. Jahrbuch 1—9.
2. Hardy-Bibliographie. IFA. 17, 139—144.
3. Berthold Delbrücks Schriften von 1862—1912, von E. Kuhn und W. Streitberg. IF. 31, 507—513.
4. Karl Brugmanns Schriften 1871—1909. IF. 26, 425—440.
5. Karl Brugmanns Schriften 1909—1919. Idg. Jahrbuch 7, 148—152.

Die indogermanische und die allgemeine Sprachwissenschaft.

Von

Heinrich F. J. Junker.

Hugo Schuchardt schrieb im Jahre 1915 den scharf zugespitzten Satz: «Die romanische Sprachwissenschaft ist, ihrer Begrenzung nach, ein Universitätsfach, keine Einzelwissenschaft. Als solche kann nur die Sprachwissenschaft schlechthin gelten.»[1] Das nämliche kann man auch von der idg. Sprachwissenschaft sagen. Der Indogermanist ist Sprachforscher, oder er ist wissenschaftlich überhaupt nichts. Daß er sich auf den Kreis der indogermanischen Sprachen beschränkt, liegt nicht im Wesen der Sache, sondern ist Schicksal, das dem Menschen nur ein bestimmtes Maß von Kräften zur Verfügung stellt. Es ist daher nur begreiflich, wenn auch der Sprachforscher auf idg. Gebiete dann und wann und je nach Vermögen den Blick über den Umkreis seines engeren und doch schon zu weiten Arbeitsfeldes hinausschweifen läßt und den Schritt ins Bereich von Sprachen setzt, die nicht durch Abstammungsverwandtschaft mit den von ihm zum besonderen Forschungsziel gemachten idg. Sprachen verbunden sind. In solchen Augenblicken stehen auch nicht mehr die idg. Sprachen, sondern deren Beziehungen zu anderen Sprachen oder Sprachengruppen im Mittelpunkte der Aufmerksamkeit, und es eröffnet sich die Aussicht auf eine viel allgemeinere Erfassung des sprachwissenschaftlichen Forschungszieles, als es bei der Enge der Tagesarbeit am geläufigen Gegenstande der idg. Sprachen möglich ist. Ja, es entsteht leicht die Idee, daß man die einzelnen Sprachwissenschaften, wie die idg., die semitische, die finnisch-ugrische, die afrikanische, malayo-polynesische und die amerikanische unter das Dach eines gemeinsamen

[1] Schuchardt-Brevier, hgg. von Leo Spitzer, Halle 1822, S. 251.

Kuppelbaues einer allgemeinen Sprachwissenschaft bringen müßte. Die Einzelsprachwissenschaften mit ihrer Unrast kleiner und kleinster Probleme hätten dann die Bausteine zu liefern, aus denen jene umfassende, sie alle umspannende allgemeine Sprachwissenschaft aufzubauen sei. Und doch ist diese Anschauung irrig. «Die allgemeine Sprachwissenschaft», sagt wiederum Schuchardt, «setzt besondere Sprachwissenschaften voraus; die aber gibt es nicht. Es gibt keine arische und keine semitische Sprachwissenschaft, keine germanische, keine französische und keine italienische usw.; es gibt eine einzige, die bald hier, bald dort schürft, bald diesen, bald jenen Stoff durchleuchtet. Die Sprache bildet eine Einheit, ein Kontinuum.» Und wo die Sprache zum Gegenstand der Forschung gemacht wird, da gilt von ihr, was von jedem andern Forschungsgegenstande gilt: das Besondere und das Allgemeine liegen in der Blickrichtung des forschenden Menschengeistes, nicht im Objekt. Man kann kein Objekt ganz erfassen, wenn man es nur in einer künstlichen Vereinzelung betrachtet, und man hat nur sein blutleeres Schemen, wenn man den Gegenstand allein aus dem Gesichtspunkte seiner Umwelt nach allgemeinsten Richtlinien verstehen will. Anschauungen ohne Begriffe sind blind, Gedanken ohne Inhalt sind leer.[1] Somit ist das Verhältnis der idg. zur allgemeinen Sprachwissenschaft überhaupt keine extensive, sondern eine intensive Größe. Die allgemeine Sprachwissenschaft liegt nicht außer der idg., sondern in ihr, sowie sie auch in jeder anderen «Einzelsprachwissenschaft» liegt. Allgemein, und damit allgemein sprachwissenschaftlich ist auf idg. Gebiete die Betrachtung eines sprachlichen Gegenstandes, sofern an ihm das Einzelne im Hinblick auf das Ganze, aus dem die wissenschaftliche Analyse es herausgelöst hat, beurteilt wird. Das gilt vom Einzellaut so gut wie vom Worte und vom Worte so gut wie vom Satz. Überall handelt es sich um Einzelheiten und um Ganzheiten zugleich. Man hat über den Einzelheiten aber nicht selten die Ganzheiten vergessen. In dieser Tatsache ist es wohl auch begründet, daß feinsinnige Beobachter des Sprachlebens heute von einer «Krisis in der Sprachwissenschaft» reden.[2] Es ist gewiß richtig, daß auch die Wissenschaft, trotz allem Drang zur Objektivität, dem Zeitgeist ihren Tribut zahlt. Ebenso sicher ist aber auch, daß Ideen einer bestimmten

[1] Es ist das das Kantsche «Grundprinzip der Erkenntnis», Cassirer, Philosophie der symbol. Formen, I (1923), 18.

[2] Fr. Schürr, Sprachwissenschaft und Zeitgeist, 1. Beiheft zu «Die neueren Sprachen», Bd. 30 (1922), S. 3 ff.

Zeit nur zu wirken vermögen, wo ihnen der Boden bereitet ist. Und das ist hinsichtlich der geistigen Einstellung der Gegenwart in der Sprachwissenschaft allerdings der Fall. Die Kämpfe der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts um die Methode der sprachwissenschaftlichen Betrachtung, die unter dem Leitwort der «Ausnahmelosigkeit der Lautgesetze» geführt wurden, sind längst verstummt. Wenn auch hier und da noch einmal epigonenhaft eine angebliche «Richtung» betont wird: durch die Tat beweisen schließlich alle heute lebenden Sprachforscher die Richtigkeit jener Forderung der einst verschrienen «Junggrammatiker» nach strengster Befolgung der sog. Lautgesetze. Und auch darin sind sich alle einig: Wissenschaftliche Erforschung einer Sprache setzt intimste Kenntnis ihrer Eigenart voraus. Da, wo es sich um ausgestorbene, ältere und schriftlich überlieferte Sprachzustände handelt, ist zur Verwirklichung dieser Forderung eine philologische Arbeitsmethode unerläßlich. Sie bedarf aber — und dieser Gesichtspunkt ist noch nicht so allgemein durchgedrungen — einer Ergänzung und Vertiefung durch an der lebenden Sprache gewonnene Einsichten. Gar zu leicht wird sonst der Buchstabe für den Laut[1], der Satz für den Sinn gehalten. In dem Maße, wie sich die Forderung strengster Beachtung der Lautgesetze Geltung verschaffte, rückten die Fragen der Lautlehre immer mehr in den Vordergrund. Für den der Fassung in Regeln widerstrebenden Rest galt es eine Erklärung zu finden. Dazu wurde vornehmlich das psychologische Prinzip der Analogiewirkung herangezogen. Um die Jahrhundertwende war das vorhandene Material im großen und ganzen aufgearbeitet, die vergleichende idg. Lautlehre stand in ihren Grundzügen fest. Die gewandte Handhabung der «Lautgesetze» war die grundlegende Voraussetzung aller sprachwissenschaftlichen Arbeit auf idg. Gebiete, und für andere Sprachgruppen nahm man sich die Indogermanistik zum Muster. Die starke und zeitweilig ausschließliche Einstellung auf die lautliche, äußere Gestalt der Sprachen hatte aber die unerfreuliche Folge, daß man so gut wie völlig vergaß, daß Laute und Geräusche erst dadurch zur Sprache werden, daß ihnen

[1] Das hat dazu geführt, daß ein indonesischer Sprachforscher, der auf dem Wege über Ohr und Apparat an seine Sprachen heranging, neuerdings unter Untersuchungen «philologischer Art» geradezu solche versteht, «die sich begnügen müssen, die Buchstaben als Lautzeichen zu vergleichen, anstatt die Laute selbst mit dem Gehör oder gar mit Geräten geprüft zu haben», s. O. Dempwolff, Die Lautentsprechungen der indonesischen Lippenlaute, Beihefte z. Zeitschr. f. Eingeborenen-Sprachen, Heft 2, Berlin 1920, S. 6.

ein Sinn anhaftet oder innewohnt. Es bleibt doch kennzeichnend, daß neben weitschichtigen und vielfach tiefschürfenden Arbeiten über die Sprachgestalt so gut wie keine über den Sprachgehalt, den Sinn, vorliegt, daß neben der Lautlehre und ihrer Anwendung, der Formenlehre, keine Bedeutungslehre[1] vorhanden ist, und daß das, was auf diesem Gebiete existiert, nicht von Sprachforschern stammt. Wohl hatten Schuchardt, Meringer und andere die Losung «Sachen und Wörter» ausgegeben und damit auf den engen Zusammenhang zwischen gegenständlicher Bedeutung und sprachlicher Gestalt hingewiesen. Aber dieser Hinweis betraf nur einen Teil des Sprachlichen in seiner Vereinzelung, den Gegenstandsnamen, das Wort. Daß aber Sinn schlechthin überall da erscheint, wo Sprache vorhanden ist, daß er der eigentlich wesentliche, der sprachschaffende Faktor ist, wurde nicht erkannt oder nicht berücksichtigt. In einem selbstgeschaffenen, notwendig esoterischen System von Fachausdrücken behandelte die Sprachwissenschaft die äußere Sprachgestalt, wodurch sie vielfach gerade die abschreckte, denen ihre Ergebnisse in Forschung oder Lehre in erster Linie zugute kommen mußten. Die Folge war jene wohlbekannte, selbstgenügsame Vereinsamung der Sprachwissenschaft, die um so gründlicher sich auswirkte, je mehr die schülerhafte Abneigung weiter Schichten der Gebildeten gegen Grammatik ihr jeden Resonanzboden entzog.

Da ist es denn verständlich, daß in einer Zeit, in der die Philosophie ihrem Wesen nach geradezu als «Formforschung» bezeichnet[2] und die Sprache als erste und wichtigste der «symbolischen Formen» behandelt wird[3], in einer Zeit, da die Denkpsychologie die Bahnen einer naturwissenschaftlich-atomistischen Einstellung verläßt und die seelischen Gebilde nicht mehr als Additionsrechenexempel, sondern als in sich verflochtene, sich gegenseitig bestimmende und bedingende Ganzheiten zusammengesetzter Art betrachtet[4] — es ist verständlich, daß gerade in einer solchen Zeit sich auch in der Sprachwissenschaft

[1] Geschichte der Wortbedeutungen, die übrigens selbst höchst stiefmütterlich bisher behandelt wurde, ist nicht Bedeutungslehre.

[2] J. Geyser, Eidologie oder Philosophie als Formerkenntnis, Freiburg 1921, Einleitung.

[3] E. Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen, I. Teil: Die Sprache, Berlin 1923.

[4] R. Hönigswald, Die Grundlagen der Denkpsychologie, München 1921; O. Selz, Zur Psychologie des produktiven Denkens und des Irrtums, 1922, Teil I: Über die Gesetze des geordneten Denkverlaufs, 1913; K. Bühler, Krit. Musterung der neueren Theorien des Satzes, Idg. Jahrb. VI. 1918.

der Blick auf das Problem der Form, das Problem des Verhältnisses von Gestalt zu Gehalt richtet. Dem «Sprachkörper» stellt man die «Sprachfunktion» gegenüber[1] und sucht die aus ihrem Verhältnis zueinander entsprungenen Einsichten für die Erklärung bestimmter Erscheinungen der Sprachentwicklung nutzbar zu machen. Dem idealistischen Grundzug des Denkens unserer Zeit folgend, wendet man sich von einem nur das Nächstliegende berücksichtigenden Positivismus[2] auch in der Sprachwissenschaft ab und sucht und findet Anschluß in jener durchgeistigteren Auffassung des Sprachlichen, wie sie, unter Kantschem Einfluß, Wilhelm von Humboldt vertritt.

Das Wesen der sprachlichen Gestalt. Das, was man vernünftigerweise unter «allgemeiner» Sprachwissenschaft überhaupt verstehen kann, wird in seinem Kern betroffen von der Frage nach dem Verhältnis von Sprachgestalt zur Sprachfunktion, wenn man unter Sprachgestalt alle sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen der Sprache versteht: den gesamten Komplex von Zeichen, die Ausdrucksgestaltung, d. h. alles, was einen Sinn meint oder bedeutet, aber selber nicht ist. So verstanden sind Laute, Silben, Worte, Sätze in all ihren Abschattungen und Betonungen, und weiterhin Satzfolgen und schließlich die Rede, als letzte Ganzheit, unter dem Ausdrucke Sprachgestalt mit einbegriffen. Und mit eingeschlossen sind dabei nicht nur die akustischen, sondern auch alle jene den anderen Sinnesgebieten angehörigen Zeichen, welche dazu beitragen, dem Sinne seinen angemessenen Ausdruck zu verleihen. Im Gegensatz zur sprachlichen «Form», worunter man die sog. «innere» und die «äußere» Sprachform ebensogut wie den sprachlichen Formungstrieb verstanden hat, meint sprachliche Gestalt lediglich das «äußere» Sprachgebilde im weitesten Sinne des Wortes. Der Begriff der sprachlichen «Form» ist hierzu gar nicht verwendbar. Er schillert bei den verschiedenen Autoren in allen Farben, und die Benennung eines Teils der Grammatik als «Formenlehre», der in Wirklichkeit ein Gemisch von Gestalten- und Bedeutungslehre ist, hat die Verwirrung nur vermehrt. Auch die Riesschen Überlegungen[3], die scharf und gut von Lerch[4] beleuchtet worden sind, führen nicht aus den Un-

[1] W. Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion, Palaestra 135, Berlin 1921.

[2] K. Voßler, Positivismus und Idealismus in der Sprachw. Heidelberg 1904; Derselbe, Sprache als Schöpfung und Entwicklung, Heidelberg 1905; Derselbe, Grenzen der Sprachsoziologie. Erinnerungsgabe für Max Weber, I, 1923, S. 361 ff.

[3] John Ries, Was ist Syntax? 1894, 64—83.

[4] Lerch, Aufbau der Syntax, GRM. I (1919), 97 ff.

klarheiten heraus, die diesen Begriff umgeben. Doch weisen auch sie, wie im Grunde alle Erörterungen dieses Gegenstandes, darauf hin, daß letztlich immer zwei Momente dabei eine Rolle spielen: die Bedeutung und die Gestalt, deren Verhältnis zueinander dasjenige von Sinn und Ausdruck ist.[1] Keine Sprachgestalt ohne Sinn. Jede sprachliche Gestaltung ist bis ins Einzelste ihrer Verzweigung Sinnträgerin und vollbringt damit eine Leistung oder hat eine Funktion.[2] Sie steht daher immer im Auftrage und an Stelle des Sinnes, der als solcher nicht in die Erscheinung zu treten vermag. Das Verhältnis der Sprachgestalt zur Sprach-, d. h. Sinnfunktion ist die Grundbeziehung, welche aller auf das Ganze gerichteten Sprachbetrachtung unterlegt werden muß.

Das Wesen der Sprache. Die Gestalt ist das Äußere, der Sinn das treibende Innere der Sprache. Noreen[3] hat den Begriff «Sprache» auf die in ihm enthaltenen Bedeutungselemente hin untersucht. Auch F. N. Finck[4] hat auf die Vieldeutigkeit des Wortes «Sprache» hingewiesen, und F. de Saussure[5] hat in seinen Vorlesungen wertvolle Unterscheidungen gemacht. Die Sprache im subjektiven Sinne, das Sprechvermögen, trennt man von der Sprache im objektiven Sinne und gliedert letztere wieder in eine uneigentliche, übertragene Sprache, von der z. B. Novalis in seiner «Geschichte der Poesie» ausgeht, und eine eigentliche Sprache. Als solche sind nach Noreen anzusehen: «alle durch irgendeinen[6] der Sinne (1) wahrnehmbaren Erscheinungen, die (2) herkömmlicherweise das (3) verhältnismäßig konstante und allgemeingültige Vermögen besitzen[7], bei (4) einem[8] Individuum[9] (5) einen Ideengehalt zu erwecken, und (6) von einem anderen Individuum (oder von demselben Individuum in einem andern Zeitpunkte) (7) absichtlich zu diesem, auch (8) dem

[1] Rein logisch kann man noch schärfer differenzieren, s. Husserl, Logische Untersuchungen II², 1913, 32 f.

[2] Einen abweichenden, mir unverständlichen Funktionsbegriff hat Horn a. O. 139. Seine eigene Praxis steht glücklicherweise damit nicht im Einklang.

[3] A. Noreen, Einführung in die wissenschaftliche Betrachtung der Sprache, übersetzt von H. W. Pollak, Halle 1923.

[4] F. N. Finck, Die Aufgabe und Gliederung der Sprachwissenschaft, Halle 1905, § 2.

[5] F. de Saussure, Cours de Linguistique Générale, 1916, hgg. von Bally und Sechehaye, S. 23 ff.

[6] Oder mehrere!

[7] D. h. «Zeichen» sind.

[8] Oder auch mehreren!

[9] Mensch oder Tier.

andern Partner bewußten Zwecke hervorgerufen werden.» In dieser Kennzeichnung haben wir noch ganz die auf der alten Psychologie aufgebaute Weise vor uns, einen Gegenstand («Sprache») nach Teilen zu bestimmen, die aber zusammengerückt bestenfalls ein scheckiges Mosaik, jedoch keine Ganzheit ergeben. Alle die von Noreen angeführten Momente — die hier nicht auf ihre Richtigkeit untersucht werden sollen — sind Einzelmerkmale eines produktiv, nicht assoziativ verfahrenden schöpferischen Bewußtseinsprozesses. In der Eigenart der Bezogenheit dieser Merkmale aufeinander liegt gerade das die Sprache in ihrem Wesen kennzeichnende Moment.[1] Finck[2] unterscheidet das Sprechen, als Tätigkeit, von der Sprache, als der «einheitlichen Gesamtheit von Ausdrucksmitteln», die er als Niederschlag des Sprechens im Gedächtnis der Sprechergenerationen bestimmt. Im wesentlichen stimmt damit überein, was Voßler[3] bemerkt: «Sprache ist zunächst eine rein theoretische anschauende und individuelle Tätigkeit, also Kunst. Als solche hat sie überhaupt keine Entwicklung, sondern wird von jedem Individuum, das einen geistigen Eindruck zum sprachlichen Ausdruck bringt, immer von neuem und immer wieder anders erzeugt.» Die Sprachformen müssen darum zuerst als «Schöpfung», d. h. «theoretisch-historisch oder ästhetisch» betrachtet werden. Sprache dient aber auch dem «praktischen Verkehr», ist «kollektive Schöpfung», nimmt auf die empirische Wirklichkeit Bezug, fixiert sich, wandelt sich nach den Kulturbedürfnissen der Sprachgemeinschaft und muß daher «in zweiter Linie nicht mehr als Schöpfung, sondern als Entwicklung betrachtet werden.» F. de Saussure hat an der Sprache die Individualsprache («langage») und die Gesamtsprache («langue») unterschieden und von beiden das Sprechen («parole») abgehoben.[4] Hier stehen sich also parole und langue ähnlich gegenüber wie bei Finck das

[1] Cassirer a. O. I, 1923, 28.

[2] Finck a. O. § 4.

[3] Voßler, Sprache als Schöpfung und Entwicklung, 18 f.

[4] Die «langue» hat ein: côté social, système établi, ist: produit du passé, partie déterminée, esentielle du langage, ensemble de conventions nécessaires, un tout en soi et un principe de classification, le produit que l'individu enregistre passivement. Die «parole» hat ein: côté individuel, une évolution, ist eine: institution actuelle, accessoire et plus ou moins accidentiel, fonction du sujet parlant, acte individuelle et d'intelligence, dans lequel il convient de distinguer: 1° les combinaisons par lesquelles le sujet parlant utilise le code de la langue, en vue d'exprimer sa pensée personnelle, 2° le mécanisme psychophysique qui lui permet d'extérioriser ces combinaisons.

Sprechen und die Gesamtheit von Ausdrucksmitteln, bei Voßler die Sprache als Schöpfung und die Sprache als Entwicklung. Demgemäß hat auch Otto[1] die Forderung erhoben, daß die Sprache unter dem doppelten Gesichtspunkte der Betätigung und der geschichtlichen Entwicklung zu begreifen sei, und daß man demgemäß die Sprechkunde (funktionale Forschung) von der Sprachkunde (evolutionelle Forschung) auch in der Praxis zu scheiden habe. «Sprechen» hat also ebenso die «Sprache» zur Voraussetzung, wie «Sprache» das «Sprechen». Beide zusammen machen erst das Wesen dessen aus, wofür wir im Deutschen nur wiederum die Benennung «Sprache» haben, wofür man aber vielleicht den Ausdruck Rede verwenden könnte, wenn man ihn nicht noch in einem mehr grammatischen Sinne gebrauchen will (s. u. S. 20) und wofür De Saussure die Benennung «langage» hat. Bei dieser Sachlage ist eine einheitliche Begriffsbestimmung der Sprache auf Grund ihres Zustandekommens gar nicht möglich. Es durchdringen sich (wenigstens) zwei Momente dabei, das schöpferische Sprechen und das überlieferte System von Sprechweisen. Besser als die genetische ist daher die Leistungsbestimmung, die angibt, beim Vorliegen welcher Leistungen wir von Sprache reden wollen und dürfen.[2] Ihrer Leistung nach läßt sich die Sprache aber ganz allgemein als ein Ausdrucksmittel bezeichnen und ist damit die Widerspiegelung einer erlebten Wirklichkeit. Daraus ergeben sich von selbst die drei Fragen: 1. Welche Mittel gebraucht die Sprache (oder eine bestimmte Sprache) zum Ausdruck? (Gestalt); 2. Was drückt die Sprache mit Hilfe ihrer Mittel aus? Welche Wirklichkeit spiegelt sie wider? (Bedeutung, Sinn); 3. Wie gebraucht die Sprache ihre Ausdrucksmittel, um ihre Zwecke zu erreichen? (Leistung, Funktion). Indem man auf verschiedene Seiten der sprachlichen Erscheinung den Nachdruck legte, gelangte man durch deren Hervorhebung zu einseitigen Anschauungen vom Wesen des Sprachlichen. Betrachtet man die Leistung näher, so zeigt sich, daß sie nie einseitig gerichtet ist, sondern sich in

[1] E. Otto, Zur Grundlegung der Sprachwissenschaft, 1919, S. 1 f. Dazu Schuchardt-Brevier, S. 261: «Ich blicke von außen nach innen oder von innen nach außen: die Sprachlehre ist entweder Bedeutungslehre oder Bezeichnungslehre; sie zielt entweder auf das Verständnis oder auf den Gebrauch ab.»

[2] Bühler, Idg. Jahrb. VI, 16; Scherer, Kleine Schriften, 1813, 368: Ausgang von den Zwecken, welche die Sprache erreichen will; O. Dittrich, Die Probleme der Sprachpsychologie, 1913, 12, sieht in der Sprache eine «Gesamtheit aller jemals aktuell gewordenen bzw. aktuell werden könnenden (!) Ausdrucksleistungen», was ziemlich einseitig ist.

mehrfacher Weise auswirkt.[1] Das Sprechen und weiterhin die Sprache ist «Ausdrucksbewegung» und «Mittel der Verständigung». Wunderlich[2] hatte diesen Sachverhalt schon im Gebrauch der Interjektion richtig erkannt. Der Gegensatz von Wundt und Marty[3] gleicht sich in der Weise aus, daß in der Sprache immer alles zugleich und nebeneinander enthalten ist, von reflexartiger Kundgabe innerer Bewegung bis zur zweckbewußten Mitteilung und Darstellung, doch so, daß an irgendeinem einzelnen Punkte des Sprachvorganges die Abstufung eines jeden extremen Momentes auch fast gleich Null sein kann. Wunderlich[4] sah aber auch schon, daß «die Einwirkung auf andere eine doppelte sein kann, sie kann aktive oder passive Anteilnahme des Angeredeten bezwecken. Aus dem ersteren Falle entwickeln sich die Heischeformen, aus dem zweiten die Formen des Berichtes, der Mitteilung.» Somit hat die sprachliche Leistung mindestens eine dreifache Dimension: Kundgabe — Forderung — Mitteilung.[5]

---

[1] Vgl. Otto a. O. 12 ff.

[2] Wunderlich, Deutscher Satzbau[2], 1901, XXIV: «Zwei Hauptformen treten sich also schon im Gebrauche der Interjektion als äußerste Pole gegenüber inmitten einer Reihe von Übergängen und Abstufungen: der Reflexlaut und die zweckbewußte Mitteilung.» Dazu H. Maier, Psychologie des emotionalen Denkens: «Es sind im wesentlichen zwei Endzwecke, die hierfür (d. i. Verlautbarung der Objektsvorstellungen) in Frage kommen, die Verständigung mit anderen Menschen und die Affektentladung.»

[3] A. Marty, Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie, I, 1908, 602 ff.

[4] Wunderlich a. O. I[2], XXVI.

[5] Der Ausdruck «Kundgabe» erscheint als Terminus zuerst wohl bei Marty, Über subjektlose Sätze, Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, Bd. VIII, 1884, 299 ff. — Gerber, Sprache als Kunst[2], 1885: Die Sprache ist nie vollständiges Mittel; in ihr gibt sich vielmehr ein eigenes Leben kund, welches über den Menschen Gewalt hat. — R. Blümel, Einführung in die Syntax, 1914, 73 ff., gebraucht «Äußerung» und «Kundgabe» in ähnlicher Weise. Melodie und Stimmung sind kundgabehafte Elemente in der Sprache, was nicht hindert, daß in den sog. Tonsprachen (Chinesisch, Bantu) das Kundgabemoment grammatisch erstarrte und Mitteilungszwecken dienstbar wurde. — Husserl, II, 24 spricht vom «Anzeichen» im Gegensatz zum «Zeichen». Man hat bei jedem Namen, zwischen dem, was er «kundgibt» (was er bedeutet, Sinn, Inhalt) und dem, was er nennt (Gegenstand der Vorstellung) zu unterscheiden. Husserl versteht hier unter «Kundgabe» etwas Intendiertes, a. O. 23. — Martinak, Untersuchungen zur Bedeutungslehre, 1901, 80 ff., hält das sprachliche Bedeuten im allgemeinen für «final» (willkürlich). Die Sprache enthält nach ihm aber auch Elemente mit «realer» Bedeutung (wie: «schwarze Wetterwolken»), sodann die «unwillkürlichen» Ausdrucksbewegungen «ohne Absicht der Mitteilung», z. B. Interjektionen bestimmter Art,

Auch Wallaschek[1] hat auf die Mehrdimensionalität der sprach-

darunter auch interjektional angewendete Nomina («Gott! Teufel! Donnerwetter»). Außerdem wirkt mit dem finalen Bedeuten ein reales zusammen, wenn der Gemütszustand des Sprechenden zugleich mit der Mitteilung kundgegeben wird: Zittern der Stimme (Zorn, Erregung), Weichheit (aus Liebe), Einschmeicheln (der Bitte), dumpfe Klanglosigkeit (der Angst). Hier handelt es sich um instinktives, psychomotorisches Zurgeltungkommen des «Stimmtons», was natürlich von Schauspielern, Diplomaten, Deklamatoren, Heuchlern nicht gilt. Die Sprachzeichen sind ferner nach Martinak mitteilende (Wissen um einen Gegenstand hervorrufend) oder begehrende (physisches oder psychisches Tun anregend), Das «reale» Bedeuten dient nur der Mitteilung, das «finale» der Mitteilung und dem Begehren. «Mitteilen» hat zweierlei Bedeutung: Bereicherung des Wissens (Neues!), instinktive Gefühlsübertragung (Freude, Trauer wirken ansteckend). «Begehren» umfaßt: Befehlen, Bitten, Fragen. Als zwischen der Gefühlsübertragung und der Willkürsprache stehend, unterscheidet Martinak a. O. 86 f. noch die «Äußerung» psychischer Zustände, die nicht völlig instinktiv ist, weil sie an die Gegenwart verstehender, mitfühlender Wesen geknüpft sei. Hierbei werden keine bestimmten Wirkungen im Hörer beabsichtigt (*«es war nur so gesagt, kam nur so heraus, ich wollte es eben nur mal ausgesprochen haben»*). Die Äußerung hat nach Martinak «eine sozusagen zentrale Stellung», besitzt eine «relative Häufigkeit» und zielt auf «eine Art psychischer Resonanz» ab. Alles «harmlos plaudernde Erzählen», jede «offenherzige Gefühlsäußerung» des naiv Unbefangenen gehört hierher. Man kann dabei Vorstellungs-, Urteils-, Gefühls- und Begehrungsäußerungen unterscheiden. Martinak kommt so zu dem Ergebnis, daß auf die Frage: Welchen Zwecken dient die Sprache? zu antworten ist: I. keinen; man kann dann von Instinktsprache reden. Jede bewußte Absicht fehlt alsdann. Hierunter fallen: 1. die reflexartigen, psychomotorischen Zeichen; 2. die «Äußerungen»; II. verschiedenen: es liegt Willkürsprache (besser: Zwecksprache) vor. Im Hörer werden erweckt: 1. Vorstellungen, Phantasien, Urteile (Erzählung, Belehrung), 2. Gefühle (Trost, Dank, Tadel, Gruß, Hohn, Klage, Jubel), 3. Begehrungen. Es kann dabei wieder zwischen a) näheren, b) ferneren Zwecken unterschieden werden. Man kann auch in Gestalt reiner Mitteilung doch den Zweck verfolgen, Gefühle und Handlungen zu erwecken. Vgl. dazu, besonders über die Willensvorgänge beim Sprechen, Erdmann, Psychologie des Eigensprechens, SBerlinAW., *55*, 1914, 2—31. Zur Äußerung vgl. auch Gerber, Sprache als Kunst[2], I, 250: «Alles *causer de choses et d'autres*, die Tee- und Kaffeegespräche, der sog. Klatsch, ist nichts als Mitteilung um ihrer selbst willen und zeigt die selbständige Macht der Sprache»; und S. 74, Bemerkung der Frau von Staël: Die Sprache ist *instrument dont on aime à jouer et qui ranime les esprits comme la musique.* — Schwarz, Zeitschr. für Philosophie und philosophische Kritik, *132*, 1908, 152 ff., unterscheidet: 1. Anzeige, 2. Ausdruck, 3. Nennung, 4. Kundgabe. Dazu vgl. Pick, Die agrammatischen Sprachstörungen, I, 1913, 142 ff.

[1] Wallaschek, Psychologie und Pathologie der Vorstellungen, 1905, S. 3 f.: «Trotz ihrer Einfachheit üben die Lautreflexe schon eine biologische Funktion aus. Der Schrei zieht die Aufmerksamkeit der Umgebung auf seinen Urheber und erzielt dadurch nicht selten Hilfeleistung, er erschreckt den Angreifer, auf höherer Stufe ist er ihm unangenehm (auch die Reflexgerüche der Tiere gehören hierher)

lichen Leistung hingewiesen, aber erst Bühler[1] hat mit Nachdruck die Bedeutung des «überraschend einfachen und vollständigen Systems menschlicher Sprachzwecke»[2] — das aber nicht er entdeckt hat — hervorgehoben.

I. Die biologisch «älteste» Leistung ist darnach die Auslösung. Für sie ist ein einphasiger Verlauf vom Sprecher zum Angesprochenen hin kennzeichnend. Sie reicht daher auch bis ins Tierreich hinein. Ein kundgabefreies Beispiel dieser Leistung liegt vor, wenn eine Spatzenschar auf einen Schuß hin auffliegt. Kundgabebehaftet ist die Leistung, wenn ein Rudel Gemsen auf den (Warnungs-)schrei des Postentieres die Flucht ergreift oder wenn auf den (Lock)ruf der Henne die Küken folgen. In beiden Fällen wird wohl eine unbeabsichtigte, zweckfreie Handlung der Ausgangspunkt sein. Anders beim menschlichen Befehl und beim Anruf, wo die Aufmerksamkeitserregung gewollt und beabsichtigt ist (*he! hallo! Komm! Karl! Alle Mann an Bord!*). Die Auslösung erfolgt automatisch auf Grund der besonderen Anlage des Lebensplanes der betroffenen Geschöpfe.

II. Eine biologisch jüngere Leistung ist nach Bühler die Kundgabe. Sie besitzt zweiphasigen Verlauf, insofern als ein Partner und eine Reaktion vorausgesetzt werden. Für sie ist daher das soziale Moment kennzeichnend. Sie ist in die biologisch «ältere» Einrichtung der Auslösung eingebaut. Wenn das Vogelmännchen von seiner Brunst zum Gesange getrieben wird, der seinerseits auf das Weibchen auslösend wirkt, wenn ein Wesen vor Schmerz, vor Wut und im Triumph nach siegreichem Kampf in einem Schrei sich entlastet,

---

und auf den höchsten erweckt er sogar das Mitleid und veranlaßt zuweilen das Ablassen vom Angriff. Das sind die Gründe seiner Erhaltung und Ausbildung.» — «Bei weiterer Vervollkommnung der Gefühlsreflexe und größerer Vertrautheit mit den Konsequenzen, die alle Reflexe nach sich ziehen, entsteht auf ihrer Basis der Wille und seine Kundgebung. Hier tritt die Geste in ihre Rechte. Mit ihr fängt die Verständigung an. Sie entspricht einer bestimmten Absicht, sie verfolgt ein bestimmtes Ziel. An diese Ausdrucksgeste schließt sich dann der Willenslaut an.» — «Dieser Vorgang, losgelöst vom unmittelbaren Gefühls- und Willensanlaß, formt schließlich die abstrakte Sprache in ihrer höchsten Bedeutung.»

[1] Bühler, Bericht über den 3. Kongreß für exp. Psychologie, 1909: Über das Sprachverständnis etc., 94—130; Idg. Jahrb. VI, 1920, 1 ff.: Krit. Musterung der neueren Theorien des Satzes; Festschrift für Voßler: Vom Wesen der Syntax, S. 54 ff.

[2] Vom Wesen der Syntax, S. 58. — Brugmann, Verschiedenheiten der Satzgestaltung (Ber. Sächs. GW. 70. 1918, 7), glaubt nicht an die Möglichkeit eines «psychologisch in sich geschlossenen Systems».

wenn der Hunger oder andere Bedürfnisse den Säugling drängen, seinen Stimmapparat zu betätigen oder eine aufleuchtende Erkenntnis den Ruf: *aha! au!* entlockt, so liegen hier sprachliche Kundgabeleistungen vor. Das entscheidende und kennzeichnende Moment ist dabei aber nicht sowohl der Erregungsabfluß, die Entladung, als der zweiphasige Prozeßverlauf, dessen rückwärtige, korrelative Richtung allerdings in der Benennung «Kundgabe» nicht recht zum Ausdruck kommt.

III. Die biologisch «jüngste» Leistung ist die Darstellung (Mitteilung, Aussage). Sie ist ohne Vorläufer im Bereich tierischer Lautäußerungen, soweit sich das heute übersehen läßt, und sie ist die dominierende menschliche Sprachleistung. Sie beruht nicht auf reflektorischer Ausdrucksbewegung, stellt keine Ursacheverkettung: Sprecher-Laut-Hörer dar, sondern ist ein Ordnungsverhältnis, bei welchem der Name seinem Gegenstand, die Aussage ihrem Sachverhalt zugeordnet wird. Wie bei aller Zuordnung handelt es sich auch hier um ein nicht weiter ableitbares ideales Verhältnis. Bei der Darstellung findet nicht etwa eine Beziehung zwischen Personen, sondern eine solche zwischen Aussage und Sachverhalt statt. Sprache ist hier gestalteter (dargestellter) Sachverhalt. Nur der Kundige vermag aus der Darstellung (ebenso wie aus Bildern, Karten, Kurven, Formeln) den Sachverhalt zu «entnehmen». Sprache ist auf diese Weise von vielen das universellste und wichtigste Darstellungsmittel. Der Primat gerade der Darstellungsfunktion kommt dabei in der menschlichen Sprache 1. durch das Überwiegen des (Aussage- oder) Darstellungssatzes, 2. durch die Tendenz des in der Wissenschaft normalen Darstellungssatzes auf Ausschaltung jeglicher Überzeugungs- und Stimmungskundgabe, und vornehmlich 3. in der Nennfunktion der meisten Wörter zum Ausdruck. Dem Schema Wunderlichs: unwillkürliche, reflexartige Kundgabe; Heischeform; zweckbewußter Bericht (Mitteilung) stehen bei Bühler: Kundgabe; Auslösung; Darstellung gegenüber und machen das vollständige System der Sprachleistungen aus. Bühler hat die Vollständigkeit und Abgeschlossenheit dieser Systematik durch die Beantwortung der Frage zu erweisen gesucht: In welcher Art kann ein Zeichen überhaupt sinnvoll sein? Es ergibt sich: nur in dreifacher Art. Das Sprachzeichen ist sinnvoll a) im Hinblick auf den Sprecher (Kundgabe), b) auf den Hörer (Auslösung) und c) auf einen Sachverhalt oder Gegenstand (Darstellung). Es kann dabei ein Zeichen oft in allen drei Richtungen Sinnträger sein, ja, wie hinzuzufügen ist, es muß dies sogar grundsätzlich sein. Das Geistige ist ein Ganzes; daher kann, was vom

Geiste stammt, nur durch einen Akt willkürlichen Gebrauches, durch Erstarrung im Herkommen, einen festen Teilinhalt haben. Zeichen ohne Sinn (Lallspiel der Kinder, Funktionsübungen des Stimmapparates oder des mechanischen Gedächtnisses), wie Sinn (Bedeutung) ohne Zeichen gehören nicht in die Sprache.[1] Das Bühlersche System entspricht, wie man sieht, im ganzen der natürlichen Gliederung der Erlebnissphäre und dem Dreischritt von 1., 2. und 3. Person (Sache), so daß man zur Charakteristik dieser Auffassung den nachstehenden Vergleich anstellen kann[2]:

[1] Voßler-Festschrift, 60.

[2] Zur Kritik dieser Auffassung läßt sich übrigens darauf hinweisen, daß die Kundgabe die Benennung des Sprachzweckes vom Standpunkte des Sprechers, die Auslösung diejenige vom Standpunkte des Hörers bedeutet. Die Sprachleistungen müßten aber sowohl vom einen, wie vom andern Standpunkte aus benannt werden. Das, was Martinak «Äußerung» nennt, kann nicht als sinnloses Lallspiel aufgefaßt werden. Für den Hörer hat solche Äußerung, die man als «Entledigung» bezeichnen möchte, entweder den Wert der Kundgabe und ist dann zweckfreie Sprache, oder sie gilt ihm als zweckhaft und fällt je nach der Sachlage unter Auslösung oder Darstellung. Von der Kundgabe als Stimmungs-, Überzeugungs- und Gefühlsausdruck führt über die noch zweckfreie «Entledigung» der gedankliche Weg zum Begehrnisausdruck (Tätigkeitsforderung) und zum Sachverhaltsausdruck (Kenntnisnahmeforderung), die als zweckhafte Rede anzusehen sind. Im Hörer wird zunächst allgemein eine Erregung bewirkt, die bei der Auslösung in (aktive) Betätigung bei der Vorstellung in (passive) Kenntnisnahme umgesetzt wird. — Natürlich hat die Dreigliederung, wie sie oben dargelegt wurde, nichts mit den drei Stufen zu tun, in denen sich nach Cassirer (Begriff der symbolischen Form, Vorträge der Bibliothek Warburg, 1921—22, 1923, S. 18 ff., und Philosophie der symbolischen Formen, 1913, S. 136 ff.) das «Heranreifen der Sprache» vollzieht. Der «konkrete Gehalt», mit welchem Cassirer sein «abstraktes Schema» (d. h. 1. mimischer [onomatopoetischer], 2. analogischer, 3. symbolischer Ausdruck) zu füllen hofft, besteht aus unrichtig beurteilten Spracherscheinungen. Den «eigentlichen Anfängen der Lautsprache» können wir uns nicht «nähern» (s. dazu jetzt die zutreffenden Bemerkungen Porzigs, Der Begriff der inneren Sprachform IF. *41*. 157) und können somit auch nicht feststellen, daß damals die Sprache «die unmittelbare Nähe zum sinnlichen Eindruck» gesucht habe. Auch in der Kindersprache ist von einem derartigen «Streben» nichts zu finden, und vor allem steht solches nicht etwa am Beginn der kindlichen Sprachentwicklung (Stern, Die Kindersprache 1922, 325 ff.; Bühler, Die geistige Entwicklung des Kindes[3], 1922, 214 ff., 218 ff.). Irrig ist es auch, wenn die Sprachen sog. primitiver Völker für die ursprüngliche «Anlehnung der Sprache an den konkreten Einzelfall und sein sinnliches Bild» geltend gemacht werden. Abgesehen davon, daß es sich hierbei ganz oder fast ausschließlich um reine Gegenwartssprachen handelt, bei denen wir nicht die Entstehung ihres derzeitigen Zustandes verfolgen und die Bedeutung der vorliegenden einzelnen Spracherscheinungen nicht zu beurteilen vermögen, kann auch aus den konkreten Bezeichnungen solcher Sprachen nicht auf ihre Ursprünglichkeit und Anfangsnähe geschlossen werden. Daß etwa im Ewe 33

Leistung:	Richtung:	Person:	Erlebnissphäre[1]:	Gruppen:
1. Kundgabe	expressiv	ich	emotional (ästhetisch)	Stimmung: Gefühl
2. Auslösung	impressiv (reaktiv)	du	intentional (utilitarisch)	Wunsch, Befehl, Frage, Zweifel: Streben
3. Darstellung	faktiv (demonstrativ)	er; es	rational (theoretisch)	Vorstellung: Denken.

verschiedene Arten des menschlichen Sichfortbewegens («Gehen») durch besondere Worte bezeichnet werden, ist — wie alle Synonymie — keine «primitive» Erscheinung, was sich ohne weiteres ergibt, wenn man Benennungen der verschiedenen Arten des Tragens z. B. in dem gewiß nicht «primitiven» Chinesischen oder wenn man die von Cassirer in Anschluß an amerikanische Eingeborenensprachen zitierten 5744 «Namen» des Kamels im Arabischen vergleicht. (Nicht ganz so viele, aber ebenfalls eine ganz stattliche Anzahl von Benennungen für dieses Tier hat z. B. auch das Balūtschī.) Es entspricht auch in keiner Weise den Tatsachen, wenn Cassirer annimmt, daß «die Sprache allmählich von einer rein 'qualifizierenden' Auffassung zu 'generalisierenden', vom Sinnlich-Konkreten zum Generisch-Allgemeinen fortgeschritten» sei (a. O. 257). Bei keiner der Sprachen, deren Geschichte wir kennen, ist solches der Fall, wenn auch die Romantik hierüber anders dachte. Zu allen Zeiten liegt Konkretes und Allgemeines in einer und derselben Sprachschicht nebeneinander vor. Wenn in einer geschichtlichen Sprachphase in einem bestimmten Bedeutungsbezirk eine starke Differenzierung der Benennungen vorhanden ist, so hat das auch da seine historisch-kulturellen Gründe, wo wir sie mangels einer Überlieferung nicht mehr feststellen vermögen, wie etwa in allen reinen Gegenwartssprachen. Das Fehlen spezifischer Benennungen in anderen Sprachen oder zu anderen Zeiten in derselben Sprache beweist nur, daß keine Notwendigkeit zur Spezifikation bestand. Wenn die Yaγnābī heute weniger Pflanzennamen benutzen und Pflanzennamen unterscheiden, als Pflanzen bei ihnen vorkommen und wir im übrigen aus anderen iranischen Quellen kennen, und wenn sie alles Kraut- und Grasartige *álaf* benennen, so zeugt das nicht von hoher Abstraktion, sondern von Gleichgültigkeit den für sie wertlosen Dingen gegenüber. Wo die Notwendigkeit und das Bedürfnis nach Spezifikation sich aber herausstellt, da wird in allen Sprachen der Erde bis ins Feinste hinein unterschieden, mögen die Sprecher nun europäische Gelehrte sein, die einem wissenschaftlichen Bedürfnis folgen, oder Naturvölker, die aus religiösen, wirtschaftlichen oder sonstigen Motiven so verfahren. Unrichtig hat Cassirer a. O. 143 auch die Verdoppelungen beurteilt, wozu man

[1] Vgl. dazu die Unterscheidung Voßlers, Grenzen a. O. 376 f., des lyrischen, des beredten und des prosaischen Menschen. Entsprechendes bei Spranger, Lebensformen[3], 1922, 18, 37, wonach das Seelenleben ein Sinnzusammenhang ist, in dem als Sinnrichtungen unterscheidbar sind: die ästhetische, die ökonomische, die erkennende und — auf die Totalität des Lebens gehend — die religiöse Einstellung.

Die Arten der Sprache. Sprache ist Ausdrucksmittel. Auf welchen Sinnesgebieten kann es nun Ausdrucksmöglichkeiten und damit Sprache geben? Wir können grundsätzlich mit allen Sinnen Zeichen aufnehmen.[1] Auf dem Gebiete des ersten Sinnes (Sehen) haben wir so die Gesichtssprachen[2], die Pantomimik, die optischen Signale, die Blumensprache, wie sie Goethe im Westöstlichen Divan zusammengestellt, die peruanische Knotensprache, die Flaggensignale mit einer eigentümlichen Syntax[3], die Schrift.[4] Ins Gebiet des zweiten Sinnes (Hören) fallen die Gehörsprachen[5], die akustischen Signale, die Organsprache und die Musik (Programmusik,

---

die von ihm zitierte Abhandlung Brugmanns (Verschiedenheiten a. O. 8 f.), sowie GRM. 6. 1914, 628 vergleichen möge. Einen «ständigen Fortgang vom 'Konkreten' zum 'Abstrakten', der die Richtung der Sprachentwicklung überhaupt bestimmt» (a. O. 265), kennt die heutige Sprachwissenschaft nicht. Die auf solcher Annahme aufgebaute «methodische Schichtung», wie sie Cassirer unter Heranziehung ganz ungleichartigen und ungleichwertigen Materials zu rechtfertigen sucht, ist für die wissenschaftliche Sprachbetrachtung nicht verwendbar. Vielmehr gilt auch für die Sprache, was Cassirer (Begriff d. symbol. Form a. O. 22) von der Kunst bemerkt: Sprachliche Gestaltung ist von jeder Art «Nachahmung» der Natur streng geschieden. Anschauliches und Unanschauliches meinende Bestandteile bilden keine geschichtliche Abfolge, kein Nacheinander, sondern Momente der sprachlichen Darstellung selbst, die auf einer jeden Entwicklungsstufe vorhanden sind und deren Verhältnis, deren Dynamik für den Sprachstil jeder Epoche bestimmend ist. — Auch Voßler (Erinnerungsgabe für Max Weber I, 384 f.) bemerkt hinsichtlich der Unterscheidung und Benennung gruppenbildender Gegenstände, indem er auf das gleiche Bakaïrí-Beispiel wie Cassirer verweist: «In Zentralbrasilien gibt es ein Naturvolk, bei dem jede Papageienart ihren besonderen Namen hat, der Gesamtbegriff Papagei aber fehlt. Auch für die Palme kennt man dort keinen zusammenfassenden Gattungsnamen, weil man jede Palmenart als wichtig empfindet und sie daher sprachlich individualisiert.» So ist in letzter Hinsicht immer auf diese oder jene Weise die Gruppierung der Sprachformen ein Ausdruck des geistigen Interesses, das die Sprecher an den Dingen nehmen oder genommen haben. Hinter der Formensymmetrie einer Sprache waltet eine Art «Interessenhierarchie ihrer Sprecher». Vgl. noch Erdmann, Bedeutung der Worte[2], 1910, 196 f.

[1] Noreen a. O. 5 ff.; De Saussure a. O. 26; E. Spranger, Lebensformen[3], 1922, 370.

[2] Noreen 6 ff.; Krukenberg, Gesichtsausdruck des Menschen[4], 1923, mit ausführlichem Literaturverzeichnis; K. Michel, Die Sprache des Körpers, 1910; Brugmann, Verschiedenheiten der Satzgestaltung, 14 f.; Wunderlich I[2], 51.

[3] Bühler, Wesen der Syntax, 66 f.

[4] Noreen 9 ff.; zur Begriffsschrift z. B. C. Haag, Versuch einer graphischen Sprache auf logischer Grundlage, 1902; Stöhr, Algebra der Grammatik, 1898, 138 ff.; Derselbe, Lehrbuch der Logik, 1910, 150.

[5] Noreen 11 ff.

Melodrama und Oper). Die absolute Musik ist hier mit der reinen Lyrik vergleichbar, da beide im wesentlichen Kundgabecharakter besitzen.[1] Das dritte Sinnesgebiet (Riechen) hat keine eigentliche Sprache ausgebildet. Es gehören die Parfüme hierher, die man gebraucht, um seine Mitmenschen zu beeindrucken. Eine «Parfümsymphonie» ist zwar denkbar, aber praktisch schwer ausführbar. Das Riechbukett des Weins, Tees, Tabaks könnte man ebenfalls hierher rechnen. Auch eine Geschmackssprache wurde nicht ausgebildet, wenn auch die Schleckerei so alt sein muß wie die Welt. Die Zahl der bei den Menschen in der Geruchs- und Geschmackssphäre ausgebildeten, fixierten Strukturen ist wesentlich geringer als die der Seh-, Hör- und Tastsphäre. Es besteht hier eine physiologisch begründete Strukturarmut, welcher Schulung und Übung nur in verhältnismäßig geringem Maße abhelfen kann. Auch die Bukettkenntnis hat bald ihre Grenzen. Die Strukturen der beiden genannten Sinnessphären sind diffuser als die der anderen Sinne. Schließlich hat sich auch nur in geringem Umfange eine Tastsprache entwickelt, weil, wie beim Geschmack, eine direkte Berührung der Sinnesorgane mit den Sinnzeichenerzeugern stattfinden muß. Immerhin muß man Drücken, Streicheln, Reiben, Küssen, vor allem auch die Blindenschrift mit Reliefzeichen hierherrechnen. Alle diese Dinge gehen auch und z. T. in erster Linie den Sprachforscher an und greifen bis ins innerste Gerüst und Gerippe seines Arbeitsgegenstandes. Vergleicht man die einzelnen Spracharten miteinander, so fällt die qualitative und quantitative Verschiedenheit der Ausdrucksmittel innerhalb der einzelnen Sinnessphären auf. Erstere erklärt sich ohne weiteres aus der Verschiedenheit der Sinnesgebiete selbst, aus den Verschiedenheiten und Besonderheiten ihrer psychologischen Strukturen. Die quantitativen Unterschiede sind vor allem in praktischen Ursachen begründet. Geruch, Geschmack, Getast scheiden als Grundlagen für selbständige Spracharten aus, weil ihre Ausdrucksmittel nur künstliche sein können. Die Bevorzugung des Hörens vor dem Sehen beruht darauf, daß die beim Ausdruck zu überwindenden

[1] Über Musik als «allgemeine Sprache» s. Kant, Kr. Ur., § 51, ebenda auch über den «Mangel an Urbanität» der Musik. Von der Musik als «allgemeiner *n*-Sprache» handelt Novalis, Fragmente (Werke, ed. Friedemann, Frg. Nr. 1166). Vgl noch die Bemerkung Voßlers, Grenzen der Sprachsoziologie (a. O. 375): «Lyrik ist Poesie zu Einem, das heißt Gefühlserguß ohne Rücksicht auf einen Zuhörer, während Epos einen Erzähler und ein Publikum, und Drama mindestens drei Personen voraussetzt: Spieler, Gegenspieler und Zuschauer.»

Hindernisse aktiv wie passiv bei ersterem geringer sind, wie bei letzterem. Eine Wand ist nicht verrückbar, und in der Ferne kann man nichts zeigen, noch tasten. Es muß hier aber hervorgehoben werden, was für die Deutung sprachlicher Sachverhalte von Wichtigkeit ist, daß das Sehen bei der Erfassung der Ausdrucksgestalten aller übrigen Sinnesgebiete (ausgenommen vielleicht den Geruch) eine wesentliche und unterstützende Rolle spielt. Auch die Gehörsprache ist nie oder nur selten isoliert. Sie bewegt sich nicht in nur einer Sinnendimension. In der Regel ist der Gesichtssinn dabei beteiligt, und so gut wie immer ist er bei der Spracherlernung dabei. Neben der hörbaren gibt es eine ganze Reihe stummer Sprachen, ja diese durchwirken die ganze Gehörsprache, wie schon das Vorhandensein der Sprechpausen, der rhythmischen Einschnitte, der Ellipse[1] beweist. So wie man zu berücksichtigen hat, daß der sprachliche Ausdruck immer drei Funktionen zugleich erfüllt, und daß er im Hinblick auf seine gesamte Leistung nur verstanden werden kann, wenn man in jedem Falle den Anteil der drei Momente: Kundgabe, Auslösung und Darstellung bestimmt, und feststellt, welchem derselben jeweils der Primat zukommt, so hat man auch immer die Mehrdimensionalität und die komplexe psychologische Struktur der Ausdrucksmittel zu berücksichtigen.

Systematik der Sprachforschung. Aus dem Wesen der sprachlichen Leistung folgt die Möglichkeit einer Betrachtung der Rede sowohl als Sprechen wie als Sprache.[2] Man kann das System der Sprachforschung dann wie folgt umschreiben:

A. Sprechkunde: behandelt die Sprache als Gestaltung, als Schöpfung und in ihrer Anwendung.

a) Beschreibung: α) Bezeichnungslehre, die Lehre von der sinnlichen Gestaltung der Rede; insbesondere Pho-

[1] Z. B. «Vox populi — das wollen wir denn Gott doch nicht antun» — Peter Hille. Oder wenn der gleiche, feinsinnige Autor davon erzählt, daß Böcklin und Keller «sich gesellig anschwiegen», oder auch andernorts Sinnlichkeit geradezu als «trauliche Vorhandenheit ohne Gespräche» bestimmt. Die Stimmung unter schweigenden Menschen ist innerlich bedingt, Schweigen selbst eine (negative) Art der Kundgabe, und daher in engster Beziehung zur Religion stehend, wofür hier nur auf die σιγή im Mithraskult und bei den Hermetikern verwiesen sei. (In modernster Ausführung bei Keyserling, Unsterblichkeit[3], 1920, XXIII.)

[2] Otto a. O. 4 ff. Vgl. auch die Begriffsbestimmung der Sprache durch Meillet bei Voßler, Logos IV, 1913, 203 f.

netik. β) Sinnlehre[1] oder Semantik, Lehre vom Sinnerlebnis, von der Bedeutungsstruktur.

b) Erklärung: Funktions- oder Leistungslehre[2]: Verhältnis zwischen (innerer) Sinnstruktur («Form») und (äußerer) Sprachgestalt.

B. Sprachkunde: behandelt die Sprache als Gestalt, als Geschaffenes, als Kulturprodukt.

a) Beschreibung: α) Zeichenlehre, die Lehre von der sinnlichen Gestalt der Rede und ihrem Wandel, insbesondere: Phonologie. β) Sinnausdruckslehre oder Semologie, die Lehre vom Ausdruck des Sinns in der Rede und seinem Wandel.

b) Erklärung: α) Statik, Lehre von den ständigen Bedingungen der Rede.[3] β) Dynamik, Lehre von den treibenden Kräften in der Redegestaltung.[4]

Im Nachfolgenden soll nur auf einige Fragen aus der Funktionslehre (A. b) eingegangen werden, auf die durch die neuere Psychologie[5] ein anderes Licht fällt als bisher — soweit man sich da überhaupt mit ihnen beschäftigte.

Die Ganzheiten in der Sprache. Die Sprach«form», richtiger Sprachgestalt, wird gewöhnlich in der «Formenlehre» behandelt, die ein Kapitel der Schul- wie der wissenschaftlichen Grammatik ist. Diese Gliederung beruht auf den systematischen Auffassungen[6] der Forschung um die Jahrhundertwende und reicht in ihren Wurzeln bis ins Altertum. Solche Ehrwürdigkeit darf aber nicht über Schwächen und Mängel hinwegsehen lassen, welche dieser Systematik anhaften. Ihre Rechtfertigung sucht und findet sie in der fast zum Dogma erstarrten Anschauung, daß die wissenschaftliche Sprach-

[1] Noreen a. O. 199 ff. Ich gebrauche aber die Ausdrücke Phonetik und Semantik anders als Noreen.

[2] Finck, Aufgabe, §§ 14, 17, 30, 34, 43.

[3] Otto a. O. 8; G. von der Gabelentz, Die Sprachwissenschaft[2], 1901, 302—315.

[4] Otto a. O. 12; von der Gabelentz a. O.[2] 350; E. Hermann, Silbenbildung im Griechischen, 1923, 369.

[5] Vgl. K. Koffka, Die Grundlagen der psychischen Entwicklung, 1921, wo die wichtigere Literatur verzeichnet ist, und Hönigswald, Grundlagen der Denkpsychologie, 1921.

[6] In positivistisch gerichteten Kreisen der Sprachforscher verkennt man gar leicht, wie «theoretisch» man selbst eingestellt ist, weil man die in einer erstarrten Systematik liegenden, zur Gewohnheit gewordenen stillen Voraussetzungen mit ihrem geheimen Richtung gebenden Zwang nicht beachtet.

betrachtung von dem Kleinsten zum Größeren und Größten fortschreitend sich als Lautlehre, Formenlehre (alias Silbenlehre) und Satzlehre aufzubauen habe. Es handelt sich hier um jenes atomistische System, das Ganzheiten zerstückelt, ohne in der Lage zu sein, die getrennten Teile wieder zu Ganzheiten zusammenzufügen. Die Absicht der ersten vergleichenden Grammatiker war keineswegs auf den Ausbau einer Lautlehre gerichtet.[1] Die Fragen der sprachlichen Formenwelt und ihrer Entartung oder «Verwilderung» standen im Vordergrunde der Aufmerksamkeit. In älterer Zeit trugen, wie man feststellen konnte, alle idg. Sprachen ein vielgestaltigeres Formengewand als später. Man beobachtete, wie im Laufe der Entwicklung zwar die Gestalt zerfiel, man aber dennoch nicht minder als einst den Sinngehalt zum Ausdruck zu bringen vermochte. Notwendig führte dieser Umstand auf die Frage nach dem Verhältnis der beiden genannten Momente, nach dem Verhältnis von Sprachgestalt oder extensiver sprachlicher Gliederung («äußerer Sprachform») und Sprechgestalt oder intensiver sprachlicher Gliederung («innerer Sprachform»)[2], oder, wie man diesen Gegensatz auch kurz ausdrücken kann, von Gestalt zu Form. Über die extensive sprachliche Gliederung gibt uns die Grammatik einer jeden Sprache mehr oder weniger genaue Auskunft. Meist fehlt die Berücksichtigung der Intonation und der Pausen, des Baues und der Fügung der Rede aus Sätzen. Die intensive Gliederung der Sprache haben die Sprachforscher kaum begonnen als Problem zu sehen, wenngleich schon Humboldt sie darauf gewiesen. Was immer man auch über die Sprachgestalt oder Sprechgestalt noch ausmachen mag, soviel ist von vornherein sicher: als Gestalt («geprägte Form») muß es sich um ein Gesamt, eine Ganzheit und Einheit handeln, nicht um eine Summe von Einzelheiten. So wie 10 Äpfel zwar 10 einzelne Stück (Teile) sind, dennoch aber einen «Haufen», eine «Lage» oder eine «Reihe» von 10 Stück noch außerdem darstellen, also auch als Ganzes aufgefaßt werden[3] und als solches erst Gestalt «annehmen», so müssen auch die sinnlichen (phonischen) Ganzheiten und die Sprech- oder Bedeutungsganzheiten als ein anderes neben und außer den Einzelheiten (Momenten) bestehen, die jene nicht sowohl konstituieren als

[1] H. Oertel, Lectures on the Study of Language, 1901, 37 f.; Delbrück, Einleitung[5], 65, 69.

[2] Dazu nun Porzig, Der Begriff der inneren Sprachform, IF. *41*. 1923, 150 ff.

[3] Vgl. Junker, Über iranische Quellen der hellenistischen Aion-Vorstellung in Vorträgen der Bibliothek Warburg, 1923, 125 ff., insbesondere S. 160, No. 36,

fundieren. Das Gesetz der Summation und Assoziation von Teilen hat nur für eine Gruppe (Mosaik) Geltung, da aus bloßer Summation derselben gleichen Teile (Punkte, Striche, Töne) ganz verschiedenartige Gestalten entstehen können.[1] Die Aufgabe, die sich für die Sprachwissenschaft hieraus ergibt, kann man in die Fragen fassen: Welche einander zugeordneten Sprech- und Sprachgestalten, d. h. Sinn- und phonische Ganzheiten, kann man unterscheiden? Welches sind die übergeordneten, welches die höchsten Ganzheiten?

In den idg. Sprachen ist eine Ordnungsreihe jedenfalls sicher und allgemein anerkannt: Wort — Satz. Gibt es aber auch dem Wort untergeordnete, dem Satz übergeordnete Gestalten sinnvollen Sprechens? Ohne Zweifel. Man braucht nur darauf hinzuweisen, daß eine «Mitteilung», «Aussage», «Darstellung» gewöhnlich mehr als einen Satz enthält und dennoch eine ist, weil sie einen Sinngehalt ausdrückt. Diese übergeordnete Ganzheit nenne ich Rede.[2] Zwischen Satz und Wort können aber ebenfalls (grammatisch nicht als Sätze formierte) Ganzheiten vorkommen: Wortgruppen, die ich als Sinnganze Wendungen nenne. Es ist denkbar, daß eine Sprache, die nicht den prädizierenden Ausdruck gebraucht, an Stelle des idg. Satztypus den Wendungstypus aufweist. In diesem Falle bilden substantivartige Nomina den Sinnausdruck. Das Vorausstehende ist dann Rectum, das Folgende Regens, wie im allgemeinen im Altaischen.[3] Somit können wir in aufsteigender Ordnung sicher die

[1] Vgl. auch die bemerkenswerten Auseinandersetzungen von Heinz Werner (Zeitschrift für Psychologie, Bd. 82. 1919, 198) über Rhythmus, als mehrwertige Gestaltenverkettung.

[2] Daß im Satz nicht die letzte Einheit zu sehen ist, ergibt sich u. a, daraus, daß es auch mehrdeutige Sätze gibt: *dico Caesarem victurum esse Pompeium.* Mit gutem Recht sagt Hönigswald a. O. 28: Es «stellt sich ja auch der Satz, von welcher besonderen Struktur er auch sein mag, nicht als letzte sprachliche Ganzheit dar. Über ihm erhebt sich die eigentliche Rede, die selbst aus Sätzen besteht. Erst in der Einheit der Rede wurzeln die Bedingungen für die Möglichkeit des Satzes . . . Das Verhältnis des Satzes zur Ganzheit der Rede gehört aber einer anderen logischen Ordnung an, wie diejenige des Wortes zum Satz bzw. Rede . . . Ja, der Satz selbst ist Träger der Norm auch für jenen umfassenden Zusammenhang.»

[3] H. Winkler, Die altaische Völker- und Sprachenwelt, 1921, 37 ff. Als japanische Beispiele seien etwa genannt: *yakunin-gata-ni menjō-vo misemaš^{i}ta*, wörtlich: Beamter – (Pl.) – in (Dat.) Paß-(Akk.) zeigen (Prät.) = «Ich zeigte den Beamten meinen Paß» (Aston, Grammar of the Jap. Spoken Lang.^{4}, 1888, S. 8), oder: *konaida vatak^{u}ši-no tonari-ni seiyō-z^{u}kuri-no ie-vo tatemaš^{i}ta*, wörtlich:

folgenden Ganzheiten erkennen, die in verschiedenen Sprachen eine verschiedene Rolle spielen: Wort — Wendung — Satz — Rede. Auch darüber hinaus vermag man, indem man den individuellen Standpunkt verläßt, noch Ganzheiten höherer Ordnung festzustellen. Über dem Redner steht die (nationale) Sprachgemeinschaft und innerhalb ihrer lassen sich wieder Gemeinschaften verschiedenster Art als Sprachganzheiten erkennen, die sich durch die Weise voneinander und von der Gemein- und Hochsprache abheben, wie und mit welchen Mitteln sie den gleichen Sinn verlautbaren. Man hat lokale, familiale, soziale, internationale usw. Gruppen unterschieden[1], die sich durch besondere Wortwahl, Rhythmik, Tonbewegung, syntaktische und formale Eigentümlichkeiten voneinander abheben. Wie man sich auch zu ihnen verhalten mag, so steht doch das eine fest, daß die letzte individuelle Ganzheit der Rede nie vereinzelt erscheint und ergriffen werden kann, sondern ihrerseits Ganzheiten, wenn auch anderer Art, begründet und durch diese ihrerseits wieder beeinflußt wird. Aber man darf nicht übersehen, daß die der Rede übergeordneten Ganzheiten immer wieder nur neue Arten von Reden, nicht aber neuartige sprachliche Ganzheiten schaffen. Das Grundständige, Primäre bleibt somit die Rede, auch wenn das, was nach Ausdruck drängt, nur ein Satz, ja eine Silbe oder selbst nur ein einziger Laut wäre.[2] Und wer vor Staunen oder Schreck erstarrt, dem «verschlägt's die Rede», aber nicht den Satz. Von dem Laute, sofern er als phonische Gestalt mit eigener Sinnfunktion auftritt, bis zur Rede vollzieht sich (wie in einem Zerstreuungskegel) die bei jeder höheren Stufe deutlicher erscheinende Lockerung im Gefüge der Gestaltstruktur, derart, daß,

Kürzlich [Selbstheit (= ich) -sein (poss. = Gen.) nächste Tür-in] [europäisch – Konstruktion – sein (poss. = Gen.) Haus-(Akk.)] bau^{en} (Prät.) = «Die nächste Tür von mir wurde kürzlich ein europäisches Haus gebaut» (B. H. Chamberlain, Handbook of Colloquial Japanese^2, 1889, 250).

[1] Vgl. die eine feindifferenzierte Systematik voraussetzende Gliederung der allgemein-sprachwissenschaftlichen Literatur in den Idg. Jahrb. III—VI durch van Ginnecken. Ferner die beiden gegensätzlichen und sich darum ergänzenden Aufsätze zur Soziologie der Sprache von Jordan und Voßler in Hauptprobleme der Soziologie, Erinnerungsgabe für Max Weber, I, 1923, 539 ff. Nach Voßler a. O. 370 ist der «Satz» die letzte und einfachste Einheit, in die ein logischer Gedanke hineinschlüpfen kann. Das ist richtig, schließt aber nicht aus daß der Sinn sich nicht in einem Satze erschöpfen muß und ist auch mit der Tatsache vereinbar, daß es auch bedeutsames Schweigen gibt, ja daß eine ganze Rede — in Schweigen besteht.

[2] Richtig so bei Bühler und neuerdings bei Voßler, Erinnerungsgabe für Max Weber, S. 370.

um Rede zu sein, die bestimmte Gestalt überhaupt keine Rolle mehr spielt und ihre Ganzheit und Einheit allein in ihrer Sinnbestimmtheit liegt. Das Ganze braucht aber auch gar nicht als solches geformt gegenwärtig zu sein, sondern kann sich so erst beim Sprechen bilden.

Die Rede als Ganzes. Nachdrücklich hat auf sie Wilhelm von Humboldt hingewiesen an jener berühmten Stelle, wo er von der Sprache sagt, sie sei kein Werk (ἔργον), sondern eine Tätigkeit (ἐνέργεια) und dann fortfährt: «In dem zerstreuten Chaos von Wörtern und Regeln, welches wir wohl eine Sprache zu nennen pflegen, ist nur das durch jenes Sprechen hervorgebrachte Einzelne vorhanden und dies niemals vollständig, auch erst einer neuen Arbeit bedürftig, um daraus die Art des lebendigen Sprechens zu erkennen und ein wahres Bild von der lebendigen Sprache zu geben. Gerade das Höchste und Feinste läßt sich an jenen getrennten Elementen nicht erkennen und kann nur (was um so mehr beweist, daß die eigentliche Sprache in dem Akte ihres wirklichen Hervorbringens liegt) in der verbundenen Rede wahrgenommen oder geahnt werden. Nur sie muß man sich in allen Untersuchungen, welche in die lebendige Wesenheit der Sprache eindringen sollen, immer als das Wahre und Erste denken. Das Zerschlagen in Wörter und Regeln ist nur ein totes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung.» Und weiterhin: «Die charakteristische Form der Sprachen hängt an jedem einzelnen ihrer kleinsten Elemente; jedes wird durch sie, wie unmerklich es im einzelnen sei, auf irgendeine Weise bestimmt. Dagegen ist es kaum möglich, Punkte aufzufinden, von denen sich behaupten ließe, daß sie an ihnen, einzeln genommen, entscheidend hafteten . . . . . aber kein Messen, kein Beschreiben der Teile im einzelnen und in ihrem Zusammenhange vermag die Eigentümlichkeit in einen Begriff zusammenzufassen. Sie ruht auf dem Ganzen . . . Wieviel man in der Sprache heften und verkörpern, vereinzeln und zergliedern möge, so bleibt immer etwas unerkannt in ihr übrig, und gerade dies der Bearbeitung Entschlüpfende ist dasjenige, worin sie Einheit und der Odem eines Lebendigen ist.»[1] Man kann sich an jeder beliebigen sprachlichen Darlegung von der Richtigkeit der Humboldt-

[1] Vgl. Fragm. 1170 von Novalis (Werke III, 209, ed. Friedemann): «Sprache in der zweiten Potenz, z. B. Fabel, ist Ausdruck eines ganzen Gedankens». Dazu Fragm. 1181: «Ein Satz ist die Potenz des Wortes. Jedes Wort kann zum Satz, zur Definition erhoben werden. Es gibt auch verschiedene Satzsysteme. Sätze werden zu Wissenschaften erhoben; Wissenschaft ist die Dignität des Satzes.»

schen Auffassung überzeugen. Nehmen wir etwa die 5. Hymne an die Nacht von Novalis. Als eine Ganzheit, ein «Thema», können wir die Stelle herausgreifen, die das Glück der Urzeit schildert und mit den Worten beginnt: «Über der Menschen weitverbreitete Stämme herrschte vorzeiten ein eisernes Schicksal mit stummer Gewalt.» Nennen wir jenes Ganze, das dem Dichter vorschwebte, Gesamtanschauung oder wie immer: wie viele Sätze, Worte, Silben und Laute wir auch an deren sprachlichem Ausdruck unterscheiden mögen, nie würde ihre Zusammensetzung ohne einen weiteren spontanen, schöpferischen Akt unseres Bewußtseins uns den Sinn enthüllen, eben jene Ganzheit, welcher der phonische Ausdruck entsprang. Oder, sehen wir zu, wie ein anderes komplexes Erlebnis, wie das Erscheinen der Nacht, sich in Hölderlins bekannter Elegie «Die Nacht» sprachlich gestaltet, so mögen hier der Einzelheiten inhaltlicher und phonischer Art noch so viele erscheinen, immer sind sie beherrscht, geleitet und durchtränkt von der einen zugrunde liegenden inneren, ideellen Ganzheit, dem Sinn, den der Dichter in den Erscheinungen um ihn her erlebt und der ihn zum Ausdruck drängt. Und lassen wir deutsche Weise und wenden den Blick rückwärts, ostwärts, so können wir etwa den sprachlichen Ausdruck herausgreifen, den der Eindruck der Waldeinsamkeit auf das Gemüt der arischen Inder machte, so wie wir ihn aus dem berühmten Araṇyāni-Lied (RV. X, 146) kennen. Immer wieder ist es ein Ganzes komplexer Art: Urzeitglück, Erscheinen der Nacht, Waldeinsamkeit, für das ein Ausdruck gesucht und gefunden wird, ein Ganzes, das man zur Not in ein einzig Kennwort (Wald, Vaterland, Heimat, Abendstille) zusammendrängen kann, das dem vom Erleben Erschütterten den Busen sprengt und sein Herz in stammelnden Lauten überquellen läßt. Was hier erlebt wird, ist eine Szene, also ein Ganzes, trotz aller sie fundierenden Elemente, und neben ihnen. Wallaschek[1] hat geistvoll die Gesten, wie etwa das

[1] Wallaschek a. O. 5 ff.: «Schon im Anfang der beabsichtigten Gefühls- und Willensäußerung zeigt es sich, daß der einzelne Laut, die einzelne Bewegung viel mehr sagen, als ein einziges Wort der entwickelten Sprache, oder selbst ein ganzer Satz auszudrücken vermöchten. Die psychische Disposition, die zu dem Ausdruck führt, ist eine viel reichhaltigere. Das Kind, das einmal «Mama» ruft, oder nach der Mutter zeigt, hat nicht nur die isolierte Vorstellung von ihr. Es müßte, wenn es alles das ausdrücken wollte, was in diesem Augenblick in ihm vorgeht, eine ganze Erzählung beginnen, ja sogar, da es hierbei auch agiert, eine kleine Szene aufführen. Der geistige Prozeß, der in ihm vorgeht, und den es zum Ausdruck bringen will, wäre etwa folgender: Ich habe dies oder

Weisen der Tür, das einen gesichtssprachlichen Auslösungssatz darstellt, eine im Raum projizierte Zeichnung, eine Abbildung wirklicher Vorgänge, deren Verlauf wir erstreben, und die Zeichnung im engeren Sinne eine auf eine Fläche projizierte und dort festgehaltene Aktion genannt. Wie die Geste dem Satz, so entspricht die Handlung, die Szene, der Rede und ist auch, wie diese, ein Ganzes. Was bei allem Erleben zuerst entsteht, sind nicht die Einzelheiten, sondern ist das Ganze, und ist nicht das Besondere, sondern das Allgemeine, Ungegliederte.

Die Teile und das Ganze. Das Verhältnis des Ganzen zu seinen Teilen, das Verhältnis der Rede und des Satzes zu den Worten und Lauten zeigt sich besonders deutlich bei den Redestörungen (Aphasien). Die hierbei auftretenden Ausfallserscheinungen lassen erkennen, aus welchen «Elementen» sich die Sprache «zusammensetzt». Wenn eine Patientin aufgefordert wird, «nein» zu sagen, sich auch vergebens bemüht, es zu tun, und schließlich in die Worte ausbricht: «Herr Doktor, ich kann nicht nein sagen!», so beweist das, daß das einzelne Wort nur im Satze sprechbar war und weiterhin, daß die physiologische Basis für die Aussprache eines Satzes eine andere ist, als die für die Aussprache der «im» Satz enthaltenen Einzelwörter. Das Ganze ist auch physiologisch etwas anderes als die Summe seiner Teile. Und dem Verhältnis von Wort zu Satz geht das von Laut zu Wort parallel. Auch hier zeigen pathologische Fälle, daß das Wortganze von anderen Gehirnpartien abhängt als «seine» einzelnen Teile.[1] Die gleichen Tatsachen lassen

jenes bemerkt, ich fürchte mich davor, ich brauche Hilfe; du hast mich so oft beschützt, nimm mich und beruhige mich wieder. Die innere Veranlassung zu einem einzigen Laut ist immer nur ein sehr komplizierter Prozeß, der, äußerlich genau dargestellt, eine Szene ergeben müßte. Man hat diesen Gedanken etwas drastisch dadurch ausgedrückt, daß man sagte: der Ursprung der Sprache liegt im Drama. So übertrieben hier die Anwendung der Bezeichnung «Drama» sein mag, so liegt eine unbestreitbare Wahrheit darin, daß schon im ersten Laut, in der ersten Bewegung die Keime des Darstellungstalentes und das Verlangen danach vorliegen. Was also innerlich zuerst entsteht, ist der große Komplex der Szene, dann erst entstehen Sätze zu ihrer vollständigen Darstellung, noch später eine deutliche Bildung und strikte Setzung der Worte, und ganz zuletzt wird der Allgemeinlaut des Wortes in bestimmte Buchstabenlaute zerlegt. Es entsteht zuerst das Allgemeine, dann das Besondere bei jeder Art des Ausdrucks, auch beim mimischen und schriftlichen.»

[1] Aus welchen Lauten ein Wort «besteht», muß immer erst erlernt werden. In der Mundart (wie in fremden Sprachen) kommen eigentümliche und ungewohnte Laute und Lautverbindungen vor: das schwäbische «*unan*» — in «*unangenehm*», das frankfurterische «*auch eine an*» in «*steck dir auch eine* (Zigarre) *an*» und ähnliches.

sich auch beim Schreiben, Lesen, Singen, Spielen von Instrumenten usw. beobachten. Vor allem ist es bekannt, daß eine Melodie nicht bloß die Summe bestimmter Einzeltöne ist, sie könnte sonst weder transponiert werden, noch könnte man aus den nämlichen Einzeltönen beliebige andere Melodien aufbauen. Es verhält sich etwa der Ton zur Melodie, wie der Laut zum Wort, das Wort zum Satz und der Satz zur Rede. Und wie man eine Melodie nicht durch Abtasten der einzelnen sie aufbauenden (nicht aber «zusammensetzenden») Töne erfaßt, ja sich dieser meist gar nicht bewußt wird, nicht sie sukzessive, sondern simultan in sich aufnimmt, ebensowenig erfaßt man ein Wort der lebendigen Sprache dadurch, daß man sich «seiner» einzelnen Laute bewußt wird, einen Satz, indem man «seine» Worte erkennt. Zuerst wird vielmehr eine Disposition geweckt, eine Einstellung durch die Situation oder durch besondere Aufforderung herbeigeführt, dann werden die rhythmischen, taktischen, tonischen Gestalten erfaßt und damit die Gliederung höherer Ordnung des Ganzen, und erst zuletzt die Einzelheiten, d. h. Gestalten niederen Ranges, begriffen. Als Probe aufs Exempel muß man die Tatsache gelten lassen, daß in den pathologischen Fällen regelmäßig das Einzelne, Besondere zuerst, das Umfassende, Allgemeine zuletzt verloren geht.[1] Gedichte, Reden, Fabeln usw. haben einen und — normalerweise — nur einen, oft auch in einem einzigen Worte, der «Überschrift», dem «Thema» aussprechbaren Gehalt oder Sinn, was man vor allem in jenen Fällen merkt, wo der «Faden» abreißt.[2] Alle noch so einfachen Denkakte, die im Sprachlichen ihren Ausdruck finden, zeigen «Zielbestimmtheit», sind auf Gegenstände

[1] Wallaschek a. O. 41 macht auf eine kennzeichnende Verlesung «Burgen-Darm» für «Burg-Gendarm» aufmerksam, was mich an eigene Beobachtungen erinnert. Ich hatte mich viel mit dem mittelpersischen Texte Dēnkart abgequält und las nun plötzlich überall im Deutschen «Dēnkart», wo mir die Buchstabenfolge *Denkart* vor Augen kam. Mein jüngerer Bruder verdarb sich einst eine pathetische Deklamation, in welcher die Worte: *Flamme empor!* vorkamen, dadurch, daß er, der vorher ein französisches Schulgedicht aufgesagt, das deutsche «empor» wie eine französische Vokabel (*ąpór*) aussprach. Es kommt eben auf die Einstellung an, die eine der wichtigsten Realitäten ist. Das Wortspiel kennt übrigens schon lange die grundlegende Bedeutung der taktischen, tonischen und rhythmischen Gestalten für die Sinnerfassung. So fragten wir als Kinder einander, was heißt: *Ein Leben Tiger ist kein Förster Behner.* (Ein Lebendiger ist kein Verstorbener.)

[2] Über den «Faden der Rede» vgl. die scharfsinnigen Darlegungen Hönigswalds, Grundlagen der Denkpsychologie, 1921, 2. Kap.: «Über das sogenannte Verlieren des Fadens», auf die alle Sprachforscher mit Nachdruck hingewiesen seien.

oder Aufgaben «gerichtet».[1] Diese Ausrichtung wird unterbrochen, wenn man den Faden einer dargebotenen Erzählung verliert oder wenn man nicht mehr weiß, was man sagen wollte. Das Bild vom Faden schließt das Motiv der Kontinuität und zwar der Kontinuität des Sinnes in sich. Sinnzusammenhang ist die Kontinuität des zu Denkenden als eine Aufgabe, und er ist bei Hörern die Kontinuität des Verstehens.[2] Kontinuität kann ursprünglich nur zur Kennzeichnung eines Vorganges dienen. Der Vorgang des Denkens stellt sich dabei aber nicht als eine «Gedankenkette» dar, sondern als Verknotungen zwischen Bewußtheiten verschiedener Rangordnung, verschiedenen Klarheitsgraden und weiterhin als Richtungsbestimmtheit. Nicht ein eindimensionales Nebeneinander, sondern ein eigenartiges Ineinander kennzeichnet den Denkvorgang. Der Sinnzusammenhang und das Verstehen vollziehen sich zwar auch in der Zeit; deren Abfluß ist aber nicht die alleinige Voraussetzung, ja nicht einmal eine nötige, damit die unanschauliche, aber nicht minder positive Sinnbestimmtheit eintritt. Wenn man einer Rede, einer Erzählung oder auch nur einem einfachen Satz «folgt», so weiß man nicht nur a) um das bereits Gesprochene, Erzählte, sondern auch, und zwar in verschiedener Klarheits- und Gewißheitsbetonung, b) um das, was noch mitgeteilt werden soll.[3] Man wäre sonst nicht über den Ausgang eines Romans überrascht, verwundert, erstaunt, über die Länge oder Kürze einer Rede enttäuscht, vermöchte nicht einer Mitteilung nach den ersten Worten mit stillem «Na, was kommt denn da heraus?» begegnen und könnte eine geistvolle Wendung, die Schlagfertigkeit und den Witz als solche gar nicht würdigen. Das Wissen um den Fortgang der Rede ist allemal auch c) ein Wissen um deren Identität. Es kommt noch d) ein Wissen um den Redner und die besondere Kontinuität seines psychischen Seins, ein Wissen um e) sein Verhältnis zu mir und um f) sein Verhältnis zu den Gegenständen seiner Rede hinzu, um das eigenartige System von Verknotungen zu kennzeichnen, das zusammen den Ordnungstatbestand «Faden» der Rede oder Sinnzusammenhang begründet, aber nicht ausmacht. Und allen diesen Momenten muß Gleichzeitigkeit zugesprochen werden. Wie kann sich aber überhaupt der seinem Wesen nach zeitfreie Sinn in der

[1] Darauf hat auch Otto a. O. 52 f. hingewiesen, nur daß er sich der Achschen Terminologie bedient.

[2] Hönigswald a. O. 6 ff.

[3] Hönigswald a. O. 11.

Dimension der Zeit entfalten? Offenbar nur dadurch, daß er Gestalt annimmt und zum «Satz» wird, wenn man in letzterem nicht nur den Ausdruck jener besonderen logisch-grammatischen Norm erblickt, die in der subjektivierenden Prädikation der europäischen und indogermanischen Sprachen erscheint, sondern darunter die Gestaltung des psychologischen Einheitstatbestandes versteht, der einer «Mitteilung», «Äußerung» usw. als «Idee», «Gedanke», «Sinn» unterliegt. Daraus folgt, daß man sich nicht notwendig bloß eines «Satz»-genannten grammatischen Gebildes, sondern dem Grade der Gliederung (Artikulation) des psychischen Erlebnisses entsprechend, auch mehrerer, einander zugeordneter, bedienen kann, und daß der Sinnzusammenhang, in bezug auf welchen der «Faden» verloren werden kann, allemal ein Satz, d. h. eine zielbestimmte Setzung von Ausdrucksgestalten sein muß.[1] Nur wenn man voraussetzt, daß die artikulierten Bewegungen[2], die als phonische Gestalten erscheinen, Sinngeltung beanspruchen (Geltungsbestimmtheit) und wenn man weiter voraussetzt, daß der Geltungsanspruch sich gerade in jener phonischen Gestaltung darbietet, der die spezifische Ordnung und Gesetzlichkeit der «Sprache» anhaftet (Ordnungsbestimmtheit), kann man einen Satz verstehen, der ja nichts anderes als eine, und zwar die grundständige Ordnungsform der Sprache ist. Auch alle höhere Ordnung zeigt hier Satzstruktur[3], wie ja z. B. im Sanskrit die vor-

[1] Auch Paul, Prinzipien⁴, 79, spricht von dem «Vorangegangenen» als einer Bedingung der Sinnerfassung und weist auch auf die Bedeutung der Situation hin. Es ist aber zu beachten, daß es nicht nur ein Positives, sondern auch ein Negatives gibt, das als «Vergangenes» seine Macht ausübt, so wie auch der Rhythmus nicht nur durch die Taktschläge, sondern ebensogut auch durch die Pausen dazwischen bedingt wird.

[2] Man kann Artikulationen aller Bewegungen unterscheiden. Warum man darauf gekommen ist, die Bewegungen des Ansatzrohres gegenüber denen des übrigen Körpers und vor allen der Extremitäten (Gesichtssprache der Gesten, Pantomimik) zu bevorzugen, hat offenbar darin seinen Grund, daß diese Bewegungsartikulationen einer außerordentlich hohen Differenzierung fähig waren, zugleich einen verhältnismäßig geringen Kraftaufwand erforderten und die Extremitäten zu anderen Betätigungen frei ließen.

[3] «Jeder umfassendere Zusammenhang, der in Sätzen fundiert, muß sich selbst als Satz darstellen können. Jeweils ein Satz ist es, worin ein Kapitel, ein Werk, ja ein ganzer Forschungskreis zu kennzeichnen sind: ein mittelbarer Beweis übrigens auch dafür, daß der Sinnzusammenhang als solcher jedem Versuch einer Abgrenzung nach diskreten Teilen grundsätzlich widerstrebt. Nicht extensiv, atomar-mechanisch, ist seine Struktur, sondern intensiv, gleichsam dynamisch und kontinuierlich; nicht aggregativ, sondern konstitutiv. Alle eigentlichen Quantitätsbeziehungen versagen angesichts der Struktur der Sinnbeziehung. Es wäre

angehende Überschrift einer Darlegung als ganzer Satz erscheint, oder etwa in Plutarchs Isis und Osiris § 47 f. das Thema «Lehre der Magier» nachträglich in die Worte zusammengefaßt wird: Ἡ μὲν οὖν μάγων μυθολογία τοιοῦτον ἔχει τρόπον . . . Hier ist es das Vorausgehende, das der Sinnentfaltung dient, ein Modus, der ja auch zur rhetorischen oder poetischen Kunstform entwickelt wurde; so, wenn der Spervogel in seinem «Priamel»[1] die durch *und* parataktisch und kundgabehaft aneinandergereihten Sätze mit den Worten schließt: *dem wirt wol afterriuwe kunt, ob er'z diu lenge trîbet,* oder Goethe[2] im «Mailied» seine Sehnsucht in die abschließende Frage kleidet: *Ist sie das?*

Es tut auch dieser Auffassung keinen Abbruch, daß der Satzsinn nicht notwendig an eine Mehrheit von Worten, keinesfalls aber etwa an einer Aussage von der logischen Form des Urteils haften muß, ja überhaupt nicht unbedingt ans Lautliche gebunden ist (Gebärdensprache). In interjektionalen «Mitteilungen» usw., in Einwortsätzen, ist immer der Sinn die gemeinte Satzbedeutung. Auch das vereinzelte Wort — als Äußerung gewertet — hat Satzbedeutung,

---

ungereimt, nach der Anzahl der Sätze auch nur zu fragen, in denen eine Erzählung oder ein wissenschaftliches Theorem sich gestaltet. Als «Momente» differenzieren sich hier die Glieder innerhalb eines größeren Zusammenhangs, nicht aber sondern sie sich voneinander als «Teile», ja nicht einmal als «Organe» (Hönigswald a. O. 28). Nichts anderes meint Klages in seinem anregenden, wenn auch oft eigenwilligen Buche Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft², 1921, 182 mit der Formel: «Das Was des Sprechens wird vom Geiste bestimmt und untersteht deshalb der Leitung des Willens, das Wie des Sprechens wird vom Leben bestimmt und ist der Willkür ebenso unzugänglich, wie etwa der Grundklang der sprechenden Stimme.»

[1] *Swer einen friunt will suochen, da er sîn niht enhât,*
und vert ze walde spüren, sô der snê zergât,
und koufet ungeschowet vil,
und haltet gerne vlorniu spil,
und dienet einem boesen man, da ez âne lôn belîbet,
dem wirt wol afterriuwe kunt, ob er'z die lenge trîbet.

[2] So wird in «Rastlose Liebe» ebenfalls der schon im Anfange als Ganzes vorschwebende Sinn, der jedes einzelne vorausgehende Wort nach Laut, Takt, Ton und Rhythmus bestimmt, in die an sich nichtssagende, weil unentfaltete, aber allem Vorhergehenden inhaltsgleiche Formel gebracht: *Liebe, bist du!* Und in der «Generalbeichte» enthält die erste Strophe die Ankündigung, die im Hörer die Einstellung bewirkt, die zweite die Inhaltsangabe, den Sinn, und alle folgenden dienen der Sinnentfaltung. Als Beispiel für moderne Schriftsteller, die einen nichtsnutzigen Inhalt aufblasen, sei auf die Parodie des Stils Maximilian Hardens in Twardowskis Rasendem Pegasus (Berlin 1920, S. 69) verwiesen.

mag dieses nun einem einfachen Eindruck, mag es dem Ergebnis eines «zusammengesetzten» Schlußprozesses entsprechen und damit die ganze innere Gliederung dieses Denkvorgangs mitumfassen.[1] Der Sinn kann jede Gestalt zu seinem Ausdruck erwählen, wie sich aus den Tatsachen der Homonymie, der Mehrdeutigkeit aller Einzelwörter, der Unmöglichkeit wirklicher Übersetzungen aus einer Sprache in eine andere ergibt. Der Sinn ist immer eine außerordentlich komplexe Tatsache, die letztlich in jedem einzelnen Falle von Sinngestaltung die ganze Weltanschauung des Sprechers, und für die Sinnerfassung die des Hörers zur Voraussetzung hat, und außerdem für die sprachliche Verständigung eine gewisse Übereinstimmung zwischen den beiden Weltanschauungen erfordert. Paul (a. O. 79) hat die Mittel und Bedingungen solcher Übereinstimmung klar gekennzeichnet und Hönigswald (a. O. 12f.) hat den Sachverhalt auf die Formel gebracht: «Jede Intention auf sprachliche Verständigung schließt, so darf man kurz sagen, Bewußtheit der Erledigung im Sinne der Geltung ein.»

Von hier aus fällt auch ein Licht auf die Frage des sprachlichen Stils, der bei Forschern, wie Voßler, eine so bedeutende Rolle spielt. Man kann sehr wohl alle einzelnen Worte einer Rede, eines Satzes verstehen, ohne doch den dahinter verborgenen Sinn auch nur zu ahnen, weil man ihn nicht als Ausfluß jener geistigen Ganzheit, Weltanschauung genannt, erfaßt, deren Träger der Sprecher ist.[2] So aber angesehen, spiegelt jede Rede, mag sie bedeutend oder unbedeutend sein, immer die geistige Ganzheit der Persönlichkeit des Sprechers wider und sind daher die Einzelakte der rednerischen Hervorbringung fundierende Momente, nicht aggregierte Teile. «Auch die Rede ist, gleich dem Kunstwerk, in gewissem Sinne 'Gestalt', d. h. von ihren Elementen und deren Summe unterschiedene, selbständige Einheit. In dem Maße aber, in dem sie es ist, erlangt sie den Charakter des Stils, das Merkmal der Einzigartigkeit. Sie gewinnt, mit anderen Worten, ein Verhältnis zu ihrem 'Gedanken',

[1] Vgl. das *Om* der indischen Mystik, worüber zuletzt Keyserling, Reisetagebuch[4] I, 286 f., oder die Formel des Konfuzianismus (ebda. 440), den Begriff des Tao (De Groot, Universismus, 1918, 5), das «Rad des Gesetzes» der Buddhisten, den Λόγος und die Trinitätslehre im Christentum, den *Zruvān* und die «Perle» in der iranisch-hellenistischen Gnosis (Junker, Warburg-Vorträge 1921—22, S. 147), den «Tempel» der Freimaurer, die Anschauungen «Leben» und «Entwicklung» in der europäischen Philosophie usw.

[2] E. Spranger, Lebensformen[3], 1922, 372, nennt das «persönliches und sachliches Verstehen».

wie das Kunstwerk zum seinigen. Auch die Rede wird nun, gleich dem Kunstwerk, zu einem einzigartigen individuell gekennzeichneten Wert. Auch sie wird Kunstwerk. Einen Nullpunkt solcher Wertbestimmtheit gibt es nicht; d. h. es gibt keine im Sinne des 'Stils' gestaltlose Rede. Das Wort verdankt seine Funktion dem Satzganzen, dem es eingegliedert ist. Das Satzganze ist allemal und notwendig ein 'Stilganzes'. Von der 'Stilgestalt' der Rede empfängt im gegebenen Falle das Wort seine Funktion und 'Färbung'.»[1] Der Stil der Rede, wie ganz allgemein der Sprache, ist, wie der des Kunstwerks, die eigentliche persönliche Leistung des Sprechers. Aber die Gestaltungskraft und Ausdrucksbegabung ist bei den Menschen recht verschieden. «In Ansehung der Sprachausübung sondern sich voneinander mit wunderbarer Schärfe: der Ausdruckslose, der Ausdrucksgehemmte und der Ausdrucksbegabte. Wir finden das mehr oder minder mechanische Sprechen in jener seelenlosen Sprechfertigkeit, die — persönlich sehr oft verknüpft mit Geschwätzigkeit — noch dem tiefsten Gedanken seine Seele und Wärme nimmt, auch das unanfechtbarste Urteil entleert und vernichtet und im Entwicklungsgange der Sprachen das ihrige dazu beiträgt, nicht nur die Laute zu verschleifen, sondern vor allem deren Bedeutungsgehalt zu verflachen. Die gebräuchliche Wendung vom 'hohlen Wortschwall' kennzeichnet treffend alles dahin Gehörige. Wir finden das mehr oder minder gehemmte Sprechen in der Trockenheit

[1] Hönigswald a. O. 34 und an anderer Stelle (a. O. 206): «Der Stil ist seiner Tendenz nach Sprache als Repräsentant der ungeschmälerten Fülle des Gedankens. Erst in der kunstvoll gegliederten Sprache erschließt sich der ganze Reichtum seines Wesens. Im Stil erst, von dem man nicht ohne tiefen Sinn gesagt hat, daß er der Mensch selbst sei, entfaltet sich die ganze Fülle der im Gedanken schlummernden Bedeutungswerte. Die Einzigartigkeit des Gedankens, das lediglich intuitiv zu Erfassende an ihm, deckt sich letzten Endes mit seinem affektiven Wert. Seine Gefühlsbetontheit ist es vor allem, was jeglicher sprachlichen Darstellung zu spotten scheint. Und doch schafft auch wieder gerade die Sprache im weitesten Umfange die Voraussetzungen, den affektiven Wert von Gedanken, auch der eigenen, überhaupt erst zu erfassen und festzuhalten. Ja, man könnte geradezu von einer dialektischen Wechselbezogenheit reden zwischen Gedankenfülle und Sprache. Der sprachlich geformte Gedanke wird selbst wieder Quelle eines reicher gegliederten, auch durch reicher gestaltete Affekte bestimmten Gedankenganges.» Über das Thema Stil s. Voßler, Pos. u. Id. 15 f., 37, 75 f.; Schöpfung und Entwicklung 82 f. Sodann die nicht immer von Sachkenntnis zeugenden Betrachtungen über «Die sprachlichen Leistungen des Dichters in ihrer Vollendung» bei Marg. Hamburger, Vom Organismus der Sprache und von der Sprache des Dichters, 1920, 145 ff.

und Dürre der Aussageform, die — persönlich ebonsooft verbunden mit unfreiwilliger Wortkargheit — der Gedankenerstarrung Vorschub leistet, die nährende Berührung der Begriffe mit dem sich immer wandelnden Bedeutungsgehalt des Wortes unterbricht und im Entwicklungsgange der Sprachen das ihrige dazu beiträgt, deren Wachstumsbewegung aufzuhalten. Wir finden endlich, um gleich der vollkommensten Ausprägung zu gedenken, das zwanglos ursprüngliche und vollendete Sprechen in der dichterischen Aussageform, als welche allein den ganzen Wortbedeutungsgehalt, soweit er überhaupt nur verfügbar, zu offenbaren vermag, mit unübertrefflicher Zartheit der Wachstumsbewegung der Bedeutungen folgt und im Entwicklungsgange der Sprachen das ihrige dazu beiträgt, durch unablässige Wiedergeburt und Verjüngung des Gewesenen in ein werdendes Neue hinüberzuretten das Erbe der Vorgeschichte.»[1]

Es ist nicht gesagt, daß alles durch die Sprache Ausgedrückte vernünftig und sinnvoll ist. Das aber steht fest, daß es, um überhaupt als Sprache gelten zu können, sinnbezogen sein muß.[2] Und hiervon macht auch die sprachliche Wiedergabe eines «vollkommenen Unsinns» keine Ausnahme.[3] Man denke an die Ausführungen eines Bierredners, oder etwa an die Morgensternschen Galgenlieder und beachte, daß die letzteren auch eine Überschrift besitzen, welche einen Sinn ausdrückt, auf den bezogen gerade erst die Unvernunft des Inhalts jener Gedichte hervortritt.[4]

---

[1] L. Klages, Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft[2], 1921, 182 f.

[2] Voßler, Über gramm. u. psycholog. Sprachformen, Logos *8*. 1919, 1 ff.: «Worte, die nichts meinen, sind Geräusch. Im Meinen liegt der seelische Wert der Sprache. Dieses Meinen braucht darum nichts Vernünftiges noch verstandesmäßig Verständiges zu sein. Man kann sprachlich und seelisch den baren Unsinn meinen, z. B.:

Ich saß auf einem Birnenbaum,
Wollt gelbe Rüben graben,
Da kam derselbe Bauersmann,
Dem diese Zwiebeln waren.

Das Gereimte ist hier ein Scherz, den jedes offene Kindergemüt erfaßt, indes sich der unspontane Verstandesmensch daran stößt.»

[3] Hönigswald a. O. 111 f., 150.

[4] Vgl. auch die Parodien auf Morgenstern bei Twardowski, Rasender Pegasus, 49 ff. Von den Modernsten ist die Unvernunft und bare Sinnbezogenheit, die Abhebung wenig artikulierter, diffuser seelischer Gestalten («Dösnis»), geradezu zum Stilprinzip erhoben worden. Worte und Sätze werden absichtlich dazu verwandt, nur die an ihnen haftenden Gefühlstöne zu erwecken. Die grammatisch-logische Gliederung ist lediglich ein Zugeständnis an die Macht des sprachlichen Schemas (s. u. S. 43). Im Grunde und vielfach auch in der wirklichen sprach-

Die höchste Leistung der Sprache kommt aber nur da zustande, wo Erlebnisform und Sprachgestalt sich decken. Nur in der Hand stark Ausdrucksbegabter kann die Sprache zu einem Ausdrucksmittel höchsten Ranges werden. Aber gerade auch hier, in der dichterischen Sprachgestaltung, läßt sich das Moment der Ganzheit der Rede vor allem in der so gliederungsfeindlichen Sprachleistung der Kundgabe deutlich erkennen. Und eben auf dieses Moment hat der beste Kenner des größten deutschen Lyrikers, hat auch Gundolf in seinem «Goethe»[1] hingewiesen. Alle frühere Lyrik einschließlich Goethes eigener Leipziger suchte den Dichterzustand mit den gegebenen Sprachmitteln darzustellen als «endliches, abgeschlossenes, auch begrifflich einheitlich greifbares Gebild» (gleichviel ob in Melodie, Bild, Lehre, Pointe). Goethes reife Lyrik gibt aber das Schwebende, Atmosphärische, Wallende, kurzum das Ganze, Grenzenlose des Zustandes, sprachlich und rhythmisch wieder. Goethe spricht nicht mehr über seinen Zustand, wie der sentimentale Dichter Schillers, sondern der Zustand selbst wird Sprache, Rhythmus, Farbe und bemächtigt sich der Einzelsymbole, der Geliebten, der Landschaft, der Gottheit, «daß sie nur Wellen eines sprachlichen Flutens, nur Funken eines Glitzerns, nur Farbpunkte eines Dunstkreises werden». Es gelingt Goethe, für das irrationale Erleben selbst einen irrationalen Sprachausdruck zu finden und die «Transposition eines Zustands in einen Gegenstand» zu vermeiden. Vor Goethe gab es für produktive Menschen nur eine Welt des Seins. Goethe sah in der Welt, durch Herder belehrt, das große ewig bewegte, einzige Symbol der Gottheit. Als Werdender stand er dem schöpferischen Werden gegenüber. Die Welt des Wirkens, nicht die des Seins galt es ihm festzuhalten. In Hölderlins «Nacht» etwa ist alles Seins- und Gestaltmalerei[2], und dementsprechend ist auch zu

---

lichen Ausgestaltung handelt es sich um parataktisch nebeneinandergereihte Hervorstoßungen, also um Lyrik, die sich der «sprachlichen Form» grammatischer Ordnungslosigkeit bedient. Diese Sprachkleckserei hat auf dem Gebiete der Malerei und der darstellenden Kunst ihre vollkommene Parallele. Die Seele soll auf Tupfen reagieren und tut dies ja auch. Man nehme als Beispiel u. a. Kurt Schwitters' An Anna Blume («*Rindertalg träufelt streicheln über deinen Rücken. Anna Blume, du tropfes Tier, ich liebe dir!*»).

[1] Gundolf, Goethe, 1918, 98 ff.

[2] Cassirer, Idee und Gestalt, 1921, 134 f. Nur ganz am Ende klingt es einmal Goetheisch aus, wenn es heißt, die Nacht, die Erstaunende dort, *glänzt* über Gebirgshöhen traurig und prächtig *herauf*.

beurteilen, was er über den Wert des Wortes in seinem Empedokles sagt[1]:

Und staunend hört ich oft die Wasser gehn,
Und sah die Sonne blühn, und sich an ihr
Der Jugendtag der stillen Erd' entzünden.
Da ward in mir Gesang, und helle ward
Mein dämmernd Herz in dichtendem Gebet, —
Wenn ich die Fremdlinge, die gegenwärtigen,
Die Götter der Natur mit Namen nannte,
Und mir der Geist im Wort, im Bilde sich,
Im seligen, des Lebens Rätsel löste . . .

Demgegenüber sei auf Goethes «Wert des Wortes» hingewiesen, das den ganzen Unterschied der Anschauung gegen das soeben Gehörte deutlich zeigt:

Worte sind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! Sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten. —
Was wir hatten, wo ist's hin?
Und was ist's denn, was wir haben? —
Nun wir sprechen! Rasch im Flichn
Haschen wir des Lebens Gaben. —[2]

Auch über die sprachlichen Mittel, die Goethe verwandte, um jenes Ganze des Erlebnisses im Hörer wieder zu erzeugen, ist man sich klar geworden: Die Grenzen zwischen den einzelnen Sinnen, die ja nur in der Abstraktion bestehen, werden im sprachlichen Ausdruck aufgehoben (*Silberschauer*), der vorbegriffliche Erlebniszustand wird dadurch wiederhergestellt. Geistiges wird versinnlicht, Dingliches vergeistigt. Die Beiwörter geben nicht Eigenschaften, sondern Tätigkeiten, Leistungen an (*vollschwellende Tränen, schwebende Sterne*), was hauptsächlich durch die Verwendung der Mittelwörter der Gegenwart erreicht wird. Die Eigenschaftswörter als Zustandsverben werden durch Umstandswörter der Richtung (*fetter grüne herauf, du Laub*) in Bewegung gesetzt. Neue dem lebendigen Wortgebrauche an-

[1] Vgl. dazu, was Cassirer a. O. 148 zur Sache sagt und was zeigt, daß Hölderlin an dem Problem, das Leben in «strömende Worte» zu verwandeln, scheiterte. Dies gelang erst Goethe.

[2] Dazu aus dem Faust: *Ein jeder lernt nur, was er lernen kann; doch der den Augenblick ergreift, das ist der rechte Mann.*

gemessene Wortzusammensetzungen werden gebildet (*Blütenträume, Zwillingsbeeren, Sternenblick*), neue Richtungsverben geschaffen (*anglühn, umflügeln, entwirken*). Eigenschaften werden mit ihren Umständen in eins gebildet (*heiligglühend, rings umfassend, heilig warm*) usw. Goethe hat so durch neue sprachliche Mittel (Worte, Rhythmik, Syntax) selbst Ganzheiten (Strukturen) der Gemütsbewegung («Melodien») zum Ausdruck gebracht. Seiner Lyrik gelingt es daher, nicht Sein oder Gestalten, sondern erlebte Eigenbewegung mit Hilfe nicht eigner Bilder (Symbole) darzustellen. Sie ist, wie alle echte Lyrik, ihrer Sprachleistung nach im wesentlichen Kundgabe.[1] Soll diese nicht in gestaltlosen Seufzern oder in bloßen Interjektionen und Exklamationen stecken bleiben, so muß sie sich der sprachlichen Mittel der Darstellung bedienen. Goethe benutzt diese aber in solcher Weise, daß nicht die Darstellung den Gehalt, den Sinn ausmacht, wie es etwa bei den «Neutönern» von heute der Fall ist.[2] Bei diesen ist (oder soll wenigstens ihrer Absicht nach sein) die Lyrik nach ihrer Sprachleistung Kundgabe mit Kundgabemitteln, bei Hölderlin oder Novalis ist sie Darstellung mit stark kundgabebehafteten, bei Goethe aber Kundgabe mit mehr oder weniger kundgabehaltigen Darstellungsmitteln. Die allgemeinen Unterschiede im Stilcharakter dieser Lyriker hängen also von der Eigenart der sprachlichen Leistung und von ihren Mitteln ab. Auch Sprachmittel, die im übrigen der Darstellung dienen, können der Kundgabe oder Auslösung zugute kommen.[3] In solchen Fällen ist aber ihre Sinnrichtung

[1] Ph. Wegner, Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens, 1885, 66.

[2] Z. B. in dem Gedicht «Der Sprosser ruft» von Walter Heymann:

Du — du — du
Sieh mal, sieh mal, sieh mal!
Da — da — da
Sieh mal, sieh mal, sieh mal:
Grün, grün, grün,
Blühn, blühn, blühn
Sieh mal, sieh mal, sieh mal
Dadada — dadada — da!

worauf man — in anderem Sinne freilich als Rückert — die Worte anwenden möchte: *O du Kindermund, vogelsprachekund, vogelsprachekund, wie Salomo.* Vgl. auch die Bemerkungen Voßlers (Logos 8. 1919, 16) zum Programm der Mailänder Futuristen.

[3] Darauf hat wiederholt Brugmann im Verlaufe seiner Schrift über die Verschiedenheiten der Satzgestaltung (Ber. Sächs. GW. 70. 1918, 6. Heft) hingewiesen. Vgl. noch zum Ganzen Breal, Essai de Sémantique[3], 1904, 234 ff.; Erdmann, Bedeutung des Wortes[2], 1910, 103 ff.; Noreen a. O. 276—304.

eine andere. Die reinste Form der bloßen Darstellung liefert die wissenschaftliche Rede, sofern sie sich von allen anerkennenden oder ablehnenden Momenten freihält. Aber selbst dann ist sie noch kundgabebehaftet. Dem geübten Ohr und Auge verrät die Wortwahl, die Gedrungenheit oder Breite des Satzbaues, verraten Rhythmus und Intonation, wie die Interpunktion, das Persönliche, Unsachliche, Kundgabehafte auch hier. Die reinste Gestalt der Kundgabe-Rede liegt in der Lyrik vor. Auch Redegestalten mit intendierter Auslösung sind ganz gewöhnlich. Alle Befehle wären hier anzuführen; ferner die Gebete[1], Zaubersprüche, wie sie z. B. in dem Spruch des Faust

Salamander soll glühen,
Undene sich winden,
Sylphe verschwinden,
Kobold sich mühen

mit darstellerischen Betrachtungen abwechselnd auftreten:

Wer sie nicht kennte
Die Elemente . . . . .

worauf wieder auslösend:

Verschwind in Flammen
Salamander!
Rauschend fließe zusammen,
Undene! : . . . .

Auch ist die Rede des Brandes in Auerbachs Keller ein gutes Beispiel einer Auslösungs-(Agitations-)Ganzheit:

Paßt auf! Paßt auf! Gehorchet mir!
Ihr Herrn gesteht, ich weiß zu leben:
Verliebte Leute sitzen hier,
Und denen muß nach Standesgebühr
Zur guten Nacht ich was zum Besten geben.
Gebt acht! Ein Lied vom neusten Schnitt!
Und singt den Rundreim kräftig mit!

In all den angeführten Fällen hängt das Sinn-Ganze nicht am Einzelwort, auch nicht an seiner Addition zu einer Summe. Der Sinn wird dadurch nicht aufgebaut, sondern nur fundiert, so wie die Melodie durch die einzelnen Töne. Auch ein Zusammen von einzelnen

[1] *Ach neige, du Schmerzensreiche, dein Antlitz gnädig meiner Not! — Heißt mich nicht reden, heißt mich schweigen . . .*

Worten macht den Sinn noch nicht aus; es weist aber darauf eindeutig hin, und mitunter werden gerade durch Wortzusammenstellungen erst neue Sinngehalte, für die es gar keine Einzelworte oder festen Wortgruppen gibt, auszudrücken möglich, ja, überall werden die Einzelworte erst im Zusammenhang des Ganzen auf eine bestimmte, «ihre» Bedeutung festgelegt.

Der Satz als Ganzes. Die Untersuchungen der Ganzheiten der Rede sind meist dadurch besonders umständlich, daß sie verhältnismäßig großen Umfang haben. Es gibt aber, wie oben dargelegt, auch weniger umfassende Sinnganzheiten des sprachlichen Ausdrucks, darunter zunächst den Satz. Auch in ihm vermag selbst ein allumfassender, abgrundtiefer Sinn Gestalt zu gewinnen.[1] Aber es ist nicht leicht, ihn in die Enge der Satzgestalt zu zwingen. Der nach angemessenem Ausdruck ringende Geist tastet, versucht, fühlt sich gewarnt, verwirft und findet oft ruckartig und mit einem Male das Richtige. Sprüche, Maximen, Aphorismen, Formulierungen von Gesetzen u. dgl. m. geben gute Belege dieser Tatsache ab. Die Ausdrucksgestaltung eines Satzes ist nur in einfachen Fällen leicht und auf einmal möglich. Unzähligemal hat der Sprecher den in seiner Sprache herrschenden Grundtypus des Satzes (etwa: «factor facit factum») gebraucht und bis zum Unbewußtwerden eingeübt. Zur Wiedergabe neuer Sinninhalte sind nur immer wieder andere Wörter nötig, die jeweils an passender Stelle in das den Sprecher beherrschende Satzschema eingesetzt werden. Der einfache Mann aus dem Volke verfügt, um seine sprachlichen Bedürfnisse zu befriedigen[2], nur über

[1] Vgl. die ganze Fülle von Bezogenheiten und infolgedessen die Schwierigkeit in der sprachlichen Umgestaltung und Wiedergabe des λόγος-Begriffes, wie sie anschaulich in der berühmten Szene im Faust zum Ausdruck kommt: *Geschrieben steht*: '*Im Anfang war das Wort*' . . .

[2] Nicht mit Unrecht weist Keyserling, Philosophie als Kunst, 1920, 132 darauf hin, daß nur seltene Ausnahmemenschen sich überhaupt auszudrücken wissen. Für die allermeisten ist wesentlich, daß kein Gott ihnen gab zu sagen, was sie leiden oder denken, und bei den meisten wird das und das allein innerlich lebendig, was in der sie umgebenden Formenwelt an Gehalt enthalten ist. Daher das unbedingte Apriori des Geistes einer Sprache, einer Religion oder philosophischen Tradition gegenüber den allermeisten Einzelerlebnissen, daher umgekehrt der Umstand, daß auch das größte Original sich, zunächst wenigstens, in der vorgefundenen Formensprache ausdrückt, deren eigener Geist meist weit über die Hälfte des von jenem Empfundenen mitbestimmt. Man braucht nur auf die außerordentlich verbreitete Tatsache des «Plagiats» hinzuweisen, um zu erkennen, wie stark selbst originellere Geister von dem bereits vorhandenen auch in der Form abhängen; vgl. Stemplinger, Das Plagiat in der griech. Literatur, 1913, und GRM. 6. 1914, 193, sowie G. Maurevert, Le livre des plagiats, Paris 1923.

eine sehr beschränkte Anzahl solcher Einsatzwörter, die er dazu in Sprachen, wie dem Englischen oder Persischen, kaum noch flektiert, und ferner über eine vielleicht an den Fingern einer Hand herzunennende Zahl von Satzschemata. Aber auch der bedeutendste Sprachkünstler ist an das Vorhandene gebunden. Auch er benutzt, nur größer an Zahl und mannigfaltiger variiert, die nämlichen Satztypen, muß sie benutzen, will anders er überhaupt von seiner Sprachgemeinschaft verstanden werden. Der Prozeß der Satzbildung vollzieht sich auch bei dem Sprachmeister in der Weise, daß sich vom Sinne, dem Ganzen aus, im Rahmen vorgegebener Satzgestaltungen der Sinnausdruck und zwar dadurch entfaltet, daß die charakteristischen Momente des Erlebnisses (Gesamtanschauung oder Gesamtvorstellung) nacheinander unter Aufmerksamkeit genommen, herausgehoben und in das bereitstehende Schema eingefügt werden. Nur fragt es sich, ob dies die einzige Art der Hervorbringung eines Satzes ist. Die Satzdefinitionen, deren es schon eine stattliche Anzahl gibt[1], sind im wesentlichen genetisch und spiegeln daher die Anschauungen wider, die ihr Urheber vom Zustandekommen der vornehmsten sprachlichen Ganzheit hegten. Aber erst neuere experimentelle Untersuchungen haben uns darüber zuverlässiges Material an Hand gegeben.[2] Sind diese Versuche auch noch nicht als abschließend anzusehen, so besitzen sie doch eine grundlegende Bedeutung, die auch nicht dadurch gemindert wird, daß bei ihnen nur der Sachverhalt einer ganz bestimmten Sprachleistung untersucht wurde, der Definition eines gegebenen Begriffs. Gerade bei dieser kommt es auf die Formulierung in einem Satze an, und man kann hier besonders gut die Schwierigkeit beobachten, die es macht, eine komplexe Sinnganzheit möglichst rasch und klar zum sprachlichen Ausdruck zu bringen. Man kann hierbei auch verfolgen, wie die sprachliche Gestaltung nach und nach und «jeweils im zeitlichen Zusammenhang mit den einzelnen Phasen der gedanklichen Begriffs-

[1] Eine kurze Zusammenstellung der älteren Anschauungen bei H. Maier, Psych. d. emot. Denkens, 1908, 9 ff. 359 f. 368. Dazu noch Stöhr, Theorie d. Namen, 1889, 208, Algebra der Grammatik, 1898, 64, zuletzt J. v. Rozwadowski, Wortbildung und Wortbedeutung, 1904, 81. Dittrich, Probleme d. Sprachpsych., 1913, 20 f.; Pick, D. agrammat. Sprachstörungen, I, 1913, 138 f.; Otto a. O. 63, 143 und Stern, Kindersprache[3], 1922, 164.

[2] Otto Selz a. O. Für die Erfassung des Wesens der Satzbildung kommt vornehmlich das Kapitel «Die Aufgabe 'Definition?' Ein Beitrag zur Psychologie der Bedeutungsanalyse und des sprachlich formulierten Denkens» a. O. 272 ff. in Frage.

bestimmung» sich vollzieht. Selz nennt diesen Vorgang die «phasenweise Formulierung» und bemerkt: «Allgemein läßt sich sagen, daß die Beziehungen zwischen Sprechen und Denken sich hierbei als wechselseitig erweisen. Die fixierten Teile der sprachlichen Formulierung bestimmen ebensowohl die Richtung des Gedankenfortschrittes, wie umgekehrt die jeweilige Phase der gedanklichen Begriffsbestimmung entsprechende sprachliche Formulierungsprozesse nach sich zieht» (a.O. 307 f.). Als Ergebnis der Untersuchung über die sprachliche Formulierung[1] stellt Selz das Folgende fest: Es ist (gegen Wundt) streng zu scheiden:

I. «Die Satzreproduktion, die insoweit stattfindet, als der Sprachinhalt schon vor Beginn der Formulierung feststeht und nur reproduziert zu werden braucht» (a.O. 361)[2] und

II. «Die Satzbildung, bei der der Sprachinhalt[3] erst neu zu finden ist. Je nachdem auch der Gedankeninhalt[4] erst neu zu finden ist oder schon feststeht, ergeben sich hier zwei Unterfälle:

A. Der Gedankeninhalt ist schon gegeben und braucht nur zum Zwecke der Formulierung auseinandergelegt werden. Dies ist der Fall der analytischen (nachträglichen) Formulierung.

B. Der Gedankeninhalt ist, ebenso wie der Sprachinhalt, neu zu finden: Im Gegensatz zu den beiden bisher erwähnten Aufgaben der Satzreproduktion und der Satzbildung bei bereits feststehendem Gedankeninhalt finden wir für die dritte Aufgabe der Satzbildung bei erst zu findendem Gedankeninhalt zwei verschiedene Lösungsformen vor:

a) die phasenweise Formulierung, bei der Gedankenentstehung und sprachliche Formulierung parallel nebeneinander herlaufen;

b) die synthetische (nachträgliche) Formulierung, bei der die zusammenhängende Formulierung erst nach abgeschlossener Gedankenentstehung bei der Zusammenfassung des sukzessive gefundenen Gedankeninhalts einsetzt» (a.O. 361).

Es kann hier auf die Begründung dieser Versuchsergebnisse im einzelnen nicht eingegangen werden. Jedoch seien sie kurz erläutert.

---

[1] D. h. das, was ich oben sprachliche Gestaltung genannt habe.

[2] «Selbst soweit es sich um bloße Reproduktion früher gebildeter oder eingeprägter Sätze handelt, ist es nicht die Gesamtvorstellung des Satzes, welche, wie Wundt meint, den 'Faden der Rede' aufrecht erhält. Dies besorgt vielmehr das den Satz bzw. die ganze Rede (!) antizipierende Schema.» Dazu Wundt, II[3], 244.

[3] D. h. die Sprachgestalt. — [4] D. h. die Sprachform.

Was die Reproduktion von Sätzen angeht, so ist es eine durch Selbstbeobachtung jederzeit feststellbare Tatsache, daß man ein Gedicht oder eine Rede, die man «gelernt» hat, nicht als eine einzelheitsgetreue «Gesamtvorstellung», sondern als ein Schema allgemeiner Art[1] gegenwärtig hat. Das jeweils sprachlich Hervorgebrachte gibt, und sei es auch nur eine Silbe oder ein Wort, schon die Richtung an, in der sich das Folgende bewegen muß. Ein Vers oder ein Satz einer Rede schweben nicht im luftleeren Raume unseres Bewußtseins, sondern sind in ihrem Sinn, und damit als solcher Vers, als solcher Satz, durch ihre gedankliche Beziehung zu den übrigen vorausgehenden und folgenden Versen des Gedichts oder den übrigen Sätzen der Rede, — sind durch das, was man schon gesagt hat, wie durch das, was man noch sagen will, bestimmt.[2] In dieser Bestimmtheit kommt die Tatsache des «Fadens» zum Ausdruck. Indem man spricht, wird das vorhandene Schema mehr und mehr ausgefüllt und wird immer mehr im einzelnen gestaltet. Der anfangs vage, fast ungegliederte, aber dennoch beziehungsbestimmte Bewußtseinsinhalt des Schemas wird vom Sprecher durch die sprachlichen Akte, die die Aufmerksamkeit der Hörer nacheinander auf jene verschiedenen Momente lenken, durch welche das verschwommene Schema begründet («fundiert») wird, immer mehr gegliedert und mit Hilfe der phonischen Artikulation auch gedanklich artikuliert.[3] Jedermann ist der Fall bekannt, daß er weiß, was er sagen will, oder daß es ihm «auf der Zunge liegt»[4], ihm aber «die Worte fehlen», die Fähigkeit der sprachlichen Gestaltung ermangelt. Was hier «auf der Zunge liegt», ist eben das beziehungsbestimmte Satzschema, aber keine irgendwie geartete Gesamtvorstellung oder Gesamtanschauung. Im Gegenteil fehlt diese gerade.

[1] A. Stöhr, Psychologie[2], 1922, 369 f. weist darauf hin, daß ein Schema immer konkret bleibt. «Wir können z. B. mit wenigen Strichen ein menschliches Gesicht zeichnen, dessen Verhältnisse ein Durchschnitt aus den wirklichen Verhältnissen sind. Dieses Gesicht ist nicht abstrakt und auch nicht individuell kopiert, sondern ein konkretes Schema. . . . Die Herstellung eines Durchschnittswertes ist eben eine konkrete Operation.»

[2] Vgl. Windelband, Präludien, II[5], 1915, 27 f.

[3] Brod und Weltsch, Anschauung und Begriff, 1913, 146: «Wir denken eben nicht in einzelnen Begriffen, sondern in Sätzen, ja in ganz großen Gedankengängen, über welche sich die Aufmerksamkeit nicht gleichmäßig, sondern in weit auseinanderliegenden Kulminationspunkten ergießt. Wir denken in Aufmerksamkeitskulminationspunkten. Die einzelnen Begriffe stehen innerhalb dieser größeren Zusammenhänge in geringerer Aufmerksamkeit.»

[4] Brod und Weltsch a. O. 160.

Richtig aber ist, daß die als Aufmerksamkeitsmotive wirkenden einzelnen Sprachgestalten beim Sprecher, wie beim Hörer, nie außer Zusammenhang mit anderen auftreten können. Sie heben sich aber aus einem allgemeiner bewußten, verschwommeneren, wenig gegliederten Bewußtseinszustand unter der Wirkung der Aufmerksamkeitsbeleuchtung heraus und erscheinen damit verhältnismäßig vereinzelt. Beim Nachlassen der Aufmerksamkeit, sei es infolge ihrer Verschiebung nach einer anderen Richtung hin, sei es infolge Ermüdung, sinken sie jedoch wieder in das Bereich der Verschwommenheit zurück, aus dem sie jede mit oder ohne «Gegenstandsbenennung» geschehende neue Aufmerksamkeitszuwendung wieder abheben kann. Somit ist alles scharf Begrenzte, alles bestimmt Gegliederte immer zugleich von einem verschwommen bewußten Untergrund abgehoben, und bildet mit diesem zusammen ein seelisches Ganzes, eine Struktur.[1] Es gibt eine weiße Wolke eben nur am blauen Himmel, eine grüne Farbe nur gegenüber «ihrer» Umgebung, gerade «diesen» Gedanken nur als von dem vorigen und dem folgenden abgehoben. Demgemäß setzt auch die Rede immer eine (laute oder stumme) «Vorrede» voraus, womit keineswegs gesagt ist, daß solche nur im Gebiet des zweiten Sinnes möglich wäre. Und jedes Wort hat entsprechend sein «Vorwort». Die verlautbarte Rede nimmt so den Charakter eines Teils einer umfassenderen Selbst- und Sachdarstellung an. Sie verschwindet zeitweilig und in rhythmischen Pausen schon im Zusammenhang des Sinnganzen einer Rede; sie setzt sich aber auch mitunter erst nach längerem Untertauchen fort. Immer aber ist auch der unvermutetste Anfang nichts Freischwebendes, Plötzliches, sondern setzt das gesamte frühere Sprechen voraus, wenn dieses nun auch durch die sinnbestimmte Blickrichtung der Aufmerksamkeit in bestimmter Weise gelenkt und eingeengt wird. Es fehlt auch in der Sprache nie an je ferner liegenden, um so mehr verschwimmenden Untergründen, aus denen jedes einzelne Moment ihrer Hervorbringung sich heraushebt. Das gilt nicht nur bei der Reproduktion von Sätzen, sondern auch bei der eigentlichen Satzbildung. Bei der analytischen, nachträglichen Satzgestaltung[2] ist der Sinn- oder Bedeutungsgehalt schon bei

[1] Gut und knapp das Wesentliche zusammenfassend, wird diese Anschauung unter historischen Gesichtspunkten bei Cassirer, Phil. symb. Form., I, 37—40 entwickelt.

[2] Unter den Selzschen Beispielen sei die Beschreibung der Begriffsbestimmung des Wortes «Stiftung» herausgegriffen. Die Versuchsperson (Vp.) sagt aus, sie

Beginn des Sprachaktes vorhanden. Es paßt hierauf zum Teil die Wundtsche Lehre von der Zerlegung der Gesamtvorstellung, wenn man nur darunter nicht gerade ein einzelheitsgetreues Ganzes verstehen will. Bei der nachträglichen, analytischen, also gliedernden Satzgestaltung ist zu Anfang vom Satz überhaupt noch nichts da. Er entfaltet sich vielmehr erst an der Hand der fortschreitenden Analyse des Sachverhalts, wie er als Bewußseinsinhalt zu Anfang gegeben ist. Deutlich erkennt man auch hier die Wirksamkeit des Schemas des Definitionssatzes: *X* besteht darin, daß . . . — «Das Sprechen ist nicht nur Ausdrucksmittel für das Ergebnis, sondern durch die leitende Bedeutung des angewendeten sprachlichen Schemas ist es selbst ein Mittel, eine Lösungsmethode der Analyse eines Gedanken-, Vorstellungs- oder Wahrnehmungsinhaltes.»[1] Natürlich gibt es nicht nur ein Schema für den Definitionssatz, sondern beispielsweise auch für den Frage-, den Anrufs-, den Befehls-, den erzählenden Satz. Und für alle die genannten braucht dabei keineswegs nur ein Schema bereit zu stehen, wie ja auch sinngleiche Sätze verschiedener Sprachen sich im Satzbau voneinander typisch unterscheiden können. Immer aber, und auch im Falle der nachträglichen, analytischen Formulierung ist der Akt selbst der Satzbildung synthetisch; analytisch ist hier nur der gedankliche Prozeß. Ist aber der Gedankeninhalt ebenso wie die Sprachgestalt erst zu finden, so vollzieht sich der Vorgang des Sprechens in den von Selz beobachteten Fällen derart, daß jeder Phase des gedanklichen Prozesses auch eine entsprechende Sprachgestaltung folgt.[2] Dabei kann man

wußte von vornherein, daß die Aufgabe nicht schwer sei, da ihr der Begriff der Stiftung völlig present gewesen sei, so daß sie ihn vermeinte, nur in Worte kleiden zu müssen. Sie war sich völlig klar darüber, daß sie den Begriffinhalt besitze und weiter auch über den Inhalt selbst. Es lag ihrer Meinung nach schon alles im Inhalt, was später in die Definition kam. Die Vp. beginnt, sich den Begriff deutlich zu vergegenwärtigen (Aufmerksamkeit!). Es lag darin, daß Kapital, Zins und bestimmter Zweck vorhanden sei. Dann versuchte sie auf Grund dieser Elemente zu formulieren: «Eine Stiftung besteht darin, daß ein Kapital zu einem bestimmten Zweck gegeben wird, dessen Zinsen . . .» Nun wäre gekommen: «zu diesem Zwecke verbraucht werden sollen», was die Vp. als Wiederholung vermeidet. Sie bemerkte, heißt es, daß die Zinsen gleich auf den Zweck bezogen werden mußten und beginnt von neuem (andere Ausfüllung des Satzschemas!): «Stiftung besteht darin, daß ein Kapital gegeben wird, dessen Zinsen zu einem bestimmten Zwecke verbraucht werden sollen». Die Vp. kann sich nicht entsinnen, jemals eine Definition von «Stiftung» gehört zu haben.

[1] Selz a. O. 351.

[2] Beispiel: «Werkzeug?» worüber die Vp. (gekürzt) folgendes berichtet: «Las die Aufgabe und fing sofort an zu sprechen: ‘Werkzeug ist . . .’; konnte

beobachten, daß verschiedentlich das eine Definitionsschema durch ein anderes ersetzt und damit zugleich einer neuen Lösungsmethode der Weg gewiesen wird. Während der Sprecher noch das eine Moment sprachlich zum Ausdruck bringt, denkt er auch schon über das folgende nach. Das Denken eilt so der Rede voraus, und muß dies überall da tun, wo ein ungehemmter Abfluß der Rede erreicht werden soll. Zum Unterschiede hiervon wird bei der synthetischen nachträglichen Formulierung der gedankliche Prozeß erst in sich selbst als ganzer vollendet und dann die passende Sprachgestalt für ihn gesucht.[1] Nur auf diese Form der synthetischen nachträglichen Formulierung paßt die Satzdefinition Hermann Pauls annähernd.[2] Damit findet also durch die experimentellen Untersuchungen der Streit zwischen Paul und Wundt seine endgültige Erledigung. Beider Auffassungen treffen nur für bestimmte Fälle der Satzgestaltung zu. Wundt[3] erblickt in ihnen allen nur die analytische, nachträgliche,

nicht fortfahren, weil ich das Wort nicht hatte. Wußte genau, was es war; gemeint war, was ich später als Instrument bezeichnete. Nach ein paar Ansätzen kam ich auf das Wort 'Instrument'. Dann Gedanke: jetzt hast du das genus proximum; dabei diese beiden lateinischen Worte. Gleich darauf: 'differentia specifica', mit dem Gedanken, daß diese zu suchen sei. Dann kam: 'das zur Anfertigung von Gegenständen dient', in Worten, ohne Vermittlung. Das ist sicher. Wußte, daß die Definition zu eng war, wie ich sie nochmals besah. Kam jetzt nicht auf andere Verwendung von Werkzeug. Wollte Ansätze machen, zu suchen. Dann fiel mir ein, daß Werkzeug die Arbeit der Hände vervollkommne. Worte, wie 'Hände', 'vervollkommnen' waren da. Dann sagte ich mir die Definition nochmals vor und fügte hinzu: 'und die Arbeit der Hände unterstützt'. Vor dem Aussprechen habe ich die beiden Nebensätze noch in einen vereinigt.»

[1] Beispiel: «Krieg?» worüber die Vp. berichtet: «Hatte die Überzeugung, ich kann das definieren. Zuerst kam das Wort: Kampf. Weiter: gedacht, nicht jeder Kampf. Dann das Wort: Volk. Wußte aber schon vorher genau, was ich meinte. Darauf das Moment des Gegeneinander, das vorher schon im Sinnlichen lag. Nahm es wieder auf, verallgemeinerte es und zur Bezeichnung fand ich das Wort: Streit. Spezialisierte wieder das Allgemeine: nicht diplomatischer Austrag. War auf diese Spesialisierung gerichtet, ohne daß ich es so ausgedacht hätte. Darauf kam das Wort Waffen. Dann habe ich alles zusammengefaßt. Kurzer Rückblick. Sagte dann: ja! und begann zu sprechen. Wußte, es würde schon richtig herauskommen: Krieg ist der Austrag eines Völkerstreits mit Waffen. Die neuen Worte ergaben sich ganz von selbst und waren vorher nicht da.

[2] Selz a. O. 353.

[3] M. Deutschbein, Satz und Urteil, 1919, 8, 15 f. möchte an der Wundtschen Definition «trotz aller dagegengemachten Einwendungen» festhalten. In gewissem Sinne: mit Recht. Sie verführt ihn aber dazu, die Sachverhalte statt als Verbände, als Merkmalskomplexe («Gegenstand ist also ein Merkmalskomplex», a. O. 5) anzusehen. Nach Deutschbeins Annahme ist die Aufnahme des Gehörten nicht, wie

Paul hingegen nur die synthetische, nachträgliche Formulierung. Beide Arten der Satzgestaltung kommen vor, und außer ihnen auch noch eine dritte: die phasenweise.

Das Satzschema. Das Vorhandensein und die Wirksamkeit der Satzschemata wird vor allem dadurch bewiesen, daß die einzeln und getrennt sich abhebenden Momente der Sinngestaltung a) durch verbindende Wörter, wie Präpositionen, b) durch grammatisch-lautliche Ausgestaltung, wie Prä- und Suffixe, und c) durch eine bestimmte Art der Aufreihung, d. h. die Wortstellung, gegliedert auftreten, sobald sie der Sprecher hervorbringt.[1] Schon auf die Entwicklung der Gedanken üben die sprachlichen Normen (Schemata), obwohl selbst noch latent, einen richtunggebenden Einfluß aus. Sie sind es, die als Analogiewirkung den Prozeß der Wort- und Satzgestaltung grundlegend bestimmen. In ihnen wird nicht allein die grammatische, sondern auch die logische, die Sinnstruktur des Satzes vorausgenommen. Alle Spracherlernung besteht darin, daß Zusammenhänge zwischen einer bestimmten Struktur des Gedankeninhaltes (= Sinnes) und einer bestimmten grammatischen Struktur (= Sprachgestalt) erlebt und zur festen Gewohnheit gebracht werden. Hierauf allein beruht die Möglichkeit der Abstraktion grammatischer Regeln[2] einer Sprache, die nichts anderes als der Niederschlag jener erlebten Zusammenhänge zwischen Sinnstruktur und Sprach-

das Sprechen, ein analytischer, sondern ein synthetischer Akt. «Wenn ich also sage: dieser Apfel ist reif, so ist für den Angesprochenen der Prozeß folgender: er apperzipiert die Vorstellung eines bestimmten (!) Apfels und dann (!) vereinigt er (!) mit dieser Vorstellung (!) 'Apfel' das Merkmal (!) 'reif'.» Demgegenüber muß aber bemerkt werden, daß das noch lange keine Synthese, sondern eine Aneinanderreihung ist. Man hat auch nicht die Vorstellung 'eines bestimmten Apfels', sondern eines Apfels in einer bestimmten Umgebung, mit der er eine strukturelle, gestaltliche Einheit bildet. Auch hat man nicht die 'Vorstellung' des Merkmals 'reif' — was sollte denn 'reif' ohne Beziehungsunterlage (Apfel, Birne, Jungfrau, Narr, Gehirn) sein? — und kann sie also auch nicht 'dann', d. h. in zeitlicher Abfolge, mit der merkmalunbehafteten Vorstellung 'Apfel' vereinigen, wie zwei Bausteine, die man in Händen hält.

[1] In klarer Darstellung hat H. Gomperz im 2. Bande seiner Weltanschauungslehre 1908 die Entstehung des Ausdrucks vom unformulierten Einfall an bis zur Satzgestalt verfolgt. Auch B. Erdmann, Umrisse einer Psychologie des Denkens², 1908 hat versucht, die hier vorliegenden Sachverhalte zu ordnen. Dazu vgl. G. Reichwein, Die neueren Untersuchungen über die Psychologie des Denkens, 1910, 16. S. ferner Pick a. O. 227 ff.

[2] Ganz wirre Anschauungen vom Wesen und Ziel der Grammatik in der Streitschrift von M. Kleinschmidt, Grammatik und Wissenschaft. Eine psychiatrische Sudie. Hannover 1908.

gestalt sind, ohne daß wir zu sagen imstande wären, in welcher Weise im ganzen, wie im einzelnen jenes Erlebnis der Zuordnung der beiden Struktursysteme zustande kommt. Indessen, diese Zuordnung besteht, und jeder neue Satz wird analog den früher gehörten und gelernten gebildet. «Nicht individuelle akustische Wortbilder, sondern ein bestimmtes akustisches Schema, dessen Eigenart auch bei Verschiedenheit der individuellen Sprechweise erhalten bleibt, haben wir uns mit den entsprechenden Bedeutungserlebnissen verknüpft zu denken. Die Bedeutungserlebnisse sind also nicht individuellen Wortbildern, sondern diesen individuellen Wortbildern gemeinsamen Komplexbestimmtheiten reproduktiv zugeordnet», sagt Selz mit Recht und weist darauf hin, daß die sprachlichen Reproduktionsprozesse sich zwar, wie die assoziativen, durch vergangene Erlebniszusammenhänge bedingt zeigen, sich von ihnen aber auch dadurch unterscheiden, «daß bei der Wiederkehr einer Mitteilung von dem gleichen Schema nicht die Reproduktion eines früheren Erlebniszusammenhangs, sondern nur seine analoge Nachkonstruktion durch die kombinatorische Erzeugung eines neuen Bewußtseinserlebnisses erfolgt, in dem die Verbindungsweise der einzelnen Bestandsstücke der Verbindungsweise der ihnen entsprechenden Worte in der Mitteilung in genau der gleichen Weise entspricht, wie in den früheren Erlebniszusammenhängen» (a. O. I, 170). Es besteht also eine «Tendenz zur analogen Nachkonstruktion» und zwar sowohl beim Sprecher, wie beim Hörer. Die Wörter sind selbst beim Ungebildetsten immer in bestimmter, schematischer Weise mit anderen zu Gruppen verbunden[1], so daß niemals ein einziges Wort hervorgebracht oder gehört zu werden vermag, ohne — gleich einem ins Wasser geworfenen Stein — im Sprachbewußtsein seine Wellen zu schlagen. Immer aber wird das Ganze (nie nur die nächste «assoziative» Nachbarschaft) im sprachlichen Bewußtsein in Bewegung gesetzt, mag es auch nicht überall in der gleichen Weise betroffen werden. Die Sprachpsychologie setzt auch einen gedanklichen Schematismus voraus, dessen Struktur ich oben mit dem Ausdruck Sprachform, im Gegensatz zu Sprachgestalt zu treffen suchte, und glaubt, daß das gedankliche Schema erst das Satzschema, d. h. daß das Formschema das Schema der Gestalt hervorbringe, in dessen Maschen beim Sprechen im Sta-

[1] Cassirer, Begriffsform im mythologischen Denken, 1922, 7 f.: «An sich ist nichts gleich oder ungleich, ähnlich oder unähnlich, das Denken macht es erst dazu», S. 53: «Das eigentliche 'fundamentum divisionis' liegt zuletzt nicht in den Dingen, sondern im Geiste: die Welt hat für uns die Gestalt, die der Geist ihr gibt».

dium der Wortwahl die einzelnen Worte eingesetzt werden.[1] Dazu kommt, daß der Wortfindung die die Wortstellung in hohem Grade mitbedingende taktische und tonische Gestaltung vorausgehen muß.[2] Schon beim ersten Laut etwa eines Fragesatzes ist ja die Satzmelodie wirksam; sie gesellt sich nicht erst am Schlusse, wie ein Fragezeichen, hinzu. All diese Momente sind logisch von verschiedenem Range und gehören verschiedenen Bewußtseinsschichten an. Da sie alle zusammen, was feststeht, beim Sprechen oder Hören wirksam sind, so beweist das, daß immer das ganze sprachliche Bewußtsein von jeder Hervorbringung, und sei es auch nur eines einzigen sinnvollen Lautes, bewegt wird.

Der Satzbau. Stöhr[3] hat den Satz als «eine mehrfache Benennung desselben Geschehnisses» bezeichnet und unter letzterem sowohl eine «Beharrung», wie einen «Vorgang» verstanden. Die zusammenwirkenden Geschehnisnamen sind die logischen Satzglieder, die sich nicht oder mindestens nicht ganz mit den entsprechenden grammatischen decken. Jeder gegebene grammatische Satz kann daher auf seine logisch-psychologische Form gebracht werden, die Stöhr als den «einfachsten Satzbau» bezeichnet.[4] In ihm sind alle

[1] Pick a. O. 234 f.

[2] Pick a. O. 240 nennt Takt und Ton die «musischen» Ausdrucksmittel, die nach ihm die Stellungnahme des Sprechenden zu seiner Aussage enthalten. Man kann dem in gewissem Sinne beistimmen, gerade dann aber nicht Picks Ausführungen über die Sternsche Satzdefinition (a. O. 138 f.) verstehen, denn dadurch wird keineswegs der «Primat des Gefühls im Bereiche der geistigen Funktionen» zur Geltung gebracht, sondern einseitig die Kundgabeleistung vor die anderen Sprachleistungen gestellt. Das Bedeutsame der Sternschen Erörterung (Kindersprache[3], 1922, 164) sehe ich in dem nachdrücklichen Hinweis auf die «ursprüngliche», d. h. Sinneinheit des Satzes. Im übrigen scheint mir Stern unter «Stellungnahme» («alternatives Verhalten») auch etwas anderes als Pick zu verstehen, nämlich: Werten überhaupt. Da der Mensch nun aber gar nicht in der Lage ist, «sich auszudrücken», ohne irgendwie Stellung zu nehmen, «ja», «nein» oder «non liquet» zu sagen, so ist die Sternsche Satzbestimmung viel zu wenig treffend. Und wenn Stern den *Kampf mit dem Drachen* nicht auch unter Umständen als Satz gelten lassen will, so übersieht er, daß Millionen von Menschen ihre Sätze überhaupt nicht anders bilden, und daß die Überschrift eines Gedichtes in hohem Maße Ausdruck der Stellungnahme des Dichters ist, genau wie hinter den Worten *Gasthof zum Löwen* der Wirt und die Situation stehen.

[3] Stöhr, Algebra der Grammatik, 1898, 64; Lehrbuch der Logik, 1910, 116; Psychologie[2], 1922, 442.

[4] Stöhr, Logik, 108: «Es handelt sich hier nicht um die historisch älteste, sondern um die logisch klarste, also technisch primitivste Stufe des Satzbaues. Es ist gar nicht notwendig, daß diese einfachste Form jemals historisch gewesen ist.»

Worte logisch gleich bedeutsam. Es gibt nicht den (grammatischen) Gegensatz von Subjekt und Prädikat. Der Satzbau ist daher auch «weder der Ausdruck einer Subjektion noch einer Prädikation[1], noch einer Subsumption, noch einer Affirmation, noch einer Negation, noch einer Analyse[2], noch einer Synthese».[3] Er ist nichts als die mehrfache Benennung einer, wenn auch sehr inhaltsreichen Erscheinung. Die logischen Satzglieder sind wie die Achsen eines Koordinatensystems.[4] Für den Sprecher ist ein in einem bestimmten Sinne erlebter Sachverhalt der Ausgangspunkt. Dieser Sachverhalt wird durch jedes einzelne der Worte des Satzes einfachsten Baues (also mehrmals) genannt und gemeint, d. h. auf die durch die Worte dargestellten Achsen bezogen, so daß es auf diese Weise möglich wird, einen individuellen Sinn, der als solcher ohne eigenen Namen ist, mit Hilfe vieldeutiger Worte eindeutig zu bestimmen. Nur dadurch, daß die erlebten Sachverhalte in verschiedener Weise «angesehen, aufgefaßt» und daß sie überhaupt gedeutet werden können, kann, was sie dem Ich bedeuten, sprachlich zum Ausdruck gebracht werden. Der Hörer vermag den Redner zu verstehen, weil er die gleiche Koordination der Worte vollzieht und so den Kreuzungspunkt der durch den Wortinhalt gegebenen Beziehungen als den gemeinten Sinn erfaßt.

Diese logische Auffassung vom Satzbau, wie sie Stöhr vertritt, befindet sich in Übereinstimmung mit der psychologischen Beurteilung des gleichen Gegenstandes durch Brod und Weltsch[5], auf die schon bei der Behandlung des Wesens des Satzes hingewiesen wurde. Die Aufmerksamkeit, das wache Bewußtsein, ist nicht gleichmäßig über eine sprachliche Darstellung in Rede oder Satz ausgegossen, sonst wäre jedes Moment daran und jedes Wort, wie jeder Laut, in gleichem Maße bedeutsam. Das tatsächliche Maß der Be-

[1] Wie in den Vollsätzen der idg. Sprachen.

[2] Wundt! — [3] Paul!

[4] S. auch Hönigswald a. O. 157 über das Wesen der «Bedeutung».

[5] Brod und Weltsch a. O. 150: «Das vorangehende Wort ist Aufmerksamkeitsmotiv und stört die Ruhe der nachfolgenden (A + x) nur in der Richtung, die dem vorangehenden Worte selbst, also dem Satzzusammenhang, entspricht.» Hier wird «(A + x)» als Symbol eines diffusen Erinnerungsbildes gebraucht, das wir von einem Sachverhalt haben. An ihm haftet auch die Benennung der Sprache. Fast immer repräsentiert ja ein Erinnerungsbild eine ganze Reihe von Eindrücken. Denke ich an eine Landschaft, so steht sie vor mir, wie ich sie oft und oft gesehen habe, in verschiedener Ausdehnung, Beleuchtung, Stimmung. Und dennoch ist sie eine und wird als solche wiedererkannt. Vgl. a. O. 92, 77 ff. 144 f.

deutsamkeit der verschiedenen Momente einer sprachlichen Verlautbarung ist aber durch den Umfang und die Art bestimmt, wie diese Momente Träger des Satzsinnes sind, der seinerseits auch sie wiederum stützt und erhält. Soweit sie aber sinnleer mitlaufen, kommen sie auch im Verlauf der Sprachentwicklung als «funktionslose» Gebilde in Verschleiß und verschwinden schließlich ganz. Lautverlust setzt immer Sinnverlust voraus; was bedeutsam ist, kann in keiner Sprache der Welt untergehen. Alle Sprachveränderung dieser Art hat die einstweilige Erhaltung des Schemas sprachlicher Gestalt bei gleichzeitiger Verschiebung der Aufmerksamkeit zur Bedingung, eine Veränderung, die gewöhnlich durch Verlagerung des Sinnakzentes auch äußerlich zur Darstellung kommt. Druck und Ton oder beide zugleich sind, sofern sie mit dem Sinn noch in lebendiger Beziehung stehen und nicht, wie in den meisten indogermanischen Sprachen, schematisch erstarrten, nur der phonische Ausdruck für die Sinnerfülltheit. Nur in diesem Sinne ist es daher auch richtig, den Lautverlust mit «dem» Akzent in Verbindung zu bringen, wobei man sich aber vor einer mechanischen Anwendung des Akzentprinzips als Universalschlüssel hüten sollte, da sprachliche Gestaltsveränderungen nur aus Strukturverschiebungen im Geiste, nicht aber wieder aus anderen sprachlichen Gestalten erklärt werden können. Die Bezogenheit auf einen Sinn und die Bestimmtheit durch diesen bedeutet aber für den Satz nichts anderes, als die Tatsache der Aufmerksamkeitsrichtung nach einem Punkte hin, in dem sich der Inhalt des Satzes konzentriert und aus dem heraus seine Gestalt sich entfaltet. Es entspricht dieser Sinn-Punkt dem Schnittpunkte der Wortkoordinaten der Stöhrschen Auffassung. Jedes Wort eines Satzes ist sonach gegenüber dem Sinn-Punkt ein nur in einer — eben durch den Satzsinn bedeutungsbestimmten — Richtung fixiertes x, $(x_1, x_2, x_3 \ldots\ldots x_n)$, dessen Bedeutungsgehalt im übrigen latent und verschwommen bleibt. Das allgemeine Schema des Satzbaues stellt sich infolgedessen dar als $a \cdot (x_1 \cdot x_2 \cdot x_3 \ldots x_n)$ oder, wenn man dem im Brennpunkte der Aufmerksamkeit stehenden Satzsinn a als abgehobene Ganzheit seinen fundierenden Momenten, als weiterer Ganzheit, gegenüberstellen will: $a \cdot X$. In dem Satze: *der Mann hat seine Frau geschlagen*, ist die Aufmerksamkeit auf *Frau* gerichtet. Alle Benennungen (Worte), außer *Frau*, stehen in um so tieferem Aufmerksamkeitsschatten, je lockerer sie, der Struktur des Satzsinnes nach, mit *Frau* verbunden sind. Als Schema der strukturellen Bindung könnte man etwa das folgende aufstellen:

$$\{(der\ Mann)\ [hat\ (seine\ Frau)\ geschlagen]\}$$
$$\{(x_1 \cdot x_2) \cdot [x_3 \cdot (x_4 \cdot A) \cdot x_5]\}$$

Hier ragt A aus seiner sinnzeugenden Sphäre $x_1 \ldots x_5$ als abgehobener Bestandteil heraus. Die Sinnverklammerungen sind jedoch ganz verschiedener Art. Wendet sich aber bei gleichbleibendem Sachverhalt die Aufmerksamkeit von *Frau* ab und richtet sich etwa auf *Der*, so vermag zwar die sprachliche Gestalt des Satzes die gleiche zu bleiben, seine Sinnstruktur und damit auch seine (innere) Form werden alsdann völlig verändert. Das Gebilde $a \cdot X$ oder, in vorliegendem Sonderfalle $A \cdot x_1 \ldots x_5$, verträgt nicht die geringsten Aufmerksamkeitsverschiebungen, ohne zu zerfallen und sich umzugestalten. Tritt die Verschiebung dennoch in der angegebenen Richtung ein, so formt sich ein neues $a_1 \cdot X_1$, dessen besondere Gestalt in dem obigen deutschen Satze dem Schema entspräche:

$$\{(A_1 \cdot x_2) \cdot [x_3 \cdot (x_4 \cdot x_6) \cdot x_5]\}$$

Soll hier der Sinn unmißverständlich, zugleich aber das Satzschema erhalten bleiben, so hat die Sprache von indogermanischem Typus in der Möglichkeit größerer akzentueller Beschwerung ein gestaltliches Mittel an der Hand, den Sinn unzweideutig zu verlautbaren. Immer aber handelt es sich dabei um ein a, das sich von einem X abhebt.[1] Ist der Satz eine Einheit und eine Ganzheit zugleich, wie oben gezeigt wurde, so muß er als eine Gestalt angesprochen werden. Insofern er herausgehobene und nicht herausgehobene Glieder besitzt, die der Wirkung rhythmischer Gesetze unterliegen, handelt es sich bei ihm um eine gegliederte Gestalt, und da seine Glieder einem einzigen zugeordnet sind, auch um eine zentrierte Gestalt.[2]

Die Typik des Satzbaues. Ist der Satz als eine zentrierte, gegliederte Gestalt anzusehen, so ist sein allgemeinster Typus durch $a \cdot X$ gekennzeichnet. In dieses Schema sind daher auch alle Sondertypen des menschlichen Satzbaues einbeschlossen. Und zwar ent-

[1] Den gleichen Grundgedanken hat schon 1904 Jan von Rozwadowski in einer noch viel zu wenig beachteten Schrift von prinzipieller Bedeutung («Wortbildung und Wortbedeutung») ausgesprochen und in Anschluß an Wundt, auf anderem Wege als oben geschehen, begründet. Was er als «identifizierende» und «unterscheidende» Glieder im Satze bezeichnet (S. 28), entspricht den oben X und a genannten Momenten. In einem Vortrage über das Wesen der sprachlichen Gestalt in der Hamburger Ortsgruppe der Kantgesellschaft (16. Dezember 1922) habe ich auf den strukturpsychologischen Charakter dieser Unterscheidung hingewiesen und die Grundgedanken der obigen Darstellung entwickelt.

[2] Vgl. zur Terminologie die Auseinandersetzung von Heinz Werner, Die Ursprünge der Lyrik, 1924, S. 114 f.

stehen sie aus der Eigenart der erlebten Wirklichkeit heraus, die in unser Bewußtsein nur als «Gebilde», nie als ordnungsloses Chaos, eingeht. In einem 1914 erschienenen, nur die Schulsprachen berücksichtigenden und unter dem Einfluß französischer Sprachforscher stehenden Buche hat Ludwig Wyplel[1] die typischen Satzgestaltungen aller Sprachen darzustellen versucht, indem er «womöglich alle Ausdrucksmöglichkeiten für einen und denselben Vorgang der Wirklichkeit» zusammenstellte. Dem richtigen Grundgedanken ist das verwendete Material aber nicht ganz entsprechend; die Voraussetzung, daß die verschiedenen Völker einer und derselben Wirklichkeit gegenüberstünden, war falsch. Die Welt ist für einen jeden Kopf verschieden; sie ist für ähnlich organisierte oder unter ähnlichen Voraussetzungen erzogene, somatisch nicht allzu ungleichartige Menschengruppen ähnlich. Die Satztypen Wyplels haben daher, ihrem Material entsprechend, nur für die indogermanischen Sprachen Geltung. Zwar würde ihre Herausarbeitung im einzelnen auch für diese Sprachen noch manches ändern und ergänzen, die sprachvergleichend aber so bedeutsame allgemeine Frage nach der Sondereigenart[2] des indogermanischen Satzbaus gegenüber demjenigen anderer Sprachgruppen nicht lösen. Was bei den verschiedenen Sprechern Wirklichkeit heißt, ist schon ein geistig geformtes, ist individuell strukturiert. Und zwar ist die allgemeinste Form, in der es aufzutreten vermag, die Form der Reihung[3], die abhängig von der Absicht (Intention), vom Gesichtspunkt bleibt, unter dem sie erfolgt und damit sich im Bannkreise der Interessen, der Ziele und der Sinngebung bewegt. Eine aristotelisch orientierte, mit «Begriffen» als ein für allemal feststehenden, starren Merkmalkomplexen arbeitende Anschauung kann hier nicht weiterführen. Bei «Begriffen» kommt es eben immer darauf an, wie bei ihrer «Bildung» der Griff

[1] Wirklichkeit und Sprache. Eine neue Art Sprachbetrachtung. Wien und Leipzig 1914.

[2] Natürlich unter Einschluß der Frage, ob es denn eine solche gibt und inwieweit. Diese Frage ist bisher nicht einmal gestellt, geschweige ihre Lösung, die Sprachforscher nicht geringen Formats erfordert, in Angriff genommen worden; und doch kann «deutsche Sprache als Ausdruck deutscher Weltanschauung» (Finck) nur in diesem Rahmen dargestellt werden. Denn daran ist (mit Finck) ohne Zweifel festzuhalten, daß Sprachforschung auf Sprachverständnis abzielt, auf Verständnis individueller sprachlicher Eigenart, und daß zu solchem Verständnis die Aufstellung und Handhabung der Lautgesetze nur eine technische, notwendige Voraussetzung bildet, aber nie Selbstzweck sein kann.

[3] Vgl. darüber zuletzt Cassirer, Begriffsform im mythischen Denken, 1922, S. 7 f.

geführt wird oder wurde. Ein Begriff ist nur innerhalb einer bestimmten Gedankenordnung eindeutig und sinnvoll. Die in einem bestimmten Sinne in einem Erlebnis erfaßte «Wirklichkeit» wird, der Geistesart des Sprechenden gemäß, gedanklich geformt und erst der geformte Sinn vermag sprachliche Gestalt anzunehmen. Alles dem Sprechen vorauseilende oder es begleitende Denken geschieht in der Form von Begriffen. Die Denkformen sind Formen der Begriffsbildung. Form sowohl wie Inhalt des Denkens werden von der Art der Reihung (intentional ausgerichtete Struktur) bedingt. Es gibt hierbei zwei große Grundsysteme der Reihung: a) die räumliche Reihung, die Strukturen des Nebeneinander bewirkt, b) die zeitliche Reihung, welche zu Strukturen des Nacheinander führt.[1] Ihnen entsprechen eine räumliche und eine zeitliche (genetische) Begriffsform, die ihren mehr oder weniger genauen sprachlichen Ausdruck in zwei Haupttypen der Satzgestaltung der Vorgangswiedergabe finden:

a) Veränderungs- (Mutations-, genetischer, dynamischer) Typus;
b) Fügungs- (Relations-, Koordinations- oder statischer) Typus.

Im Satze können nur irgendwie bedeutsame Sachverhalte zum Gegenstand des Ausdrucks gemacht werden. Solche sinnvollen Bewußtseinsinhalte sind immer von einem verhältnismäßig verschwommenen, diffusen Niveau als Qualitäten abgehobene Sachverhalte.[2] Fragt man nach den Arten dieser bedeutsamen, d. h. abgehobenen, bemerkten Sachverhalte[3], so kann man etwa unterscheiden:

a) die Veränderung:
   α) die Art[4],
   β) die Zeit der Veränderung.

   Beispiele für Veränderungsausdrücke: *trotzen, lauten*; im Idg. die Kategorie der Verba. Sie können in 1. Tatverba (*ich schlage*)

[1] Wyplel a. O. 54.

[2] Vgl. über die Wahrnehmungsstrukturen Koffka a. O. 93 ff. (nicht der ungegliederte Grund ist primitivstes Phänomen, sondern die Struktur: Qualität gegen gleichförmigen Grund), S. 146 ff. über die Theorie des Bemerkens (Bemerken heißt: eine Hintergrundswirkung wird in eine Qualitätswirkung verwandelt; von den unzähligen, möglichen Sachbezügen werden gerade die wichtigen bemerkt, weil eine dem Ziele gegenüber sinnvolle Feldstruktur entsteht; der Sinn liegt bereits in der Struktur, im bemerkten Sachbezug selbst). S. 170 ff.: Theorie der Erinnerung.

[3] Vgl. Otto a. O. 83 ff. und die dort angeführte Literatur.

[4] Am Verbum als Aktionsart in die Erscheinung tretend.

und 2. Empfindungsverba (*mir erscheint* = *ich sehe*) unterschieden werden[1];

b) die Verhältnisse (Ordnungen):
α) Teil zu Ganzem (partielles Verhältnis),
β) Besitz zu Besitzer (possessives Verhältnis)[2],
γ) Sache zu Ort (lokales Verhältnis).
Beispiele für Verhältnisausdrücke: *trotz* (*des*), *laut*. Im Idg. handelt es sich um die grammatischen Kategorien der Konjunktionen und Präpositionen;

c) die Zustände:
α) Gegenstände (Dinge, Personen). Beispiele: *Trotz*, *das Trotzen*, *der Laut*, *die Lautung*. Im Idg. entspricht die grammatische Kategorie des Nomens;
β) Eigenschaften. Beispiele: *trotzig*, *laut*.[3] Im Idg. entspricht die grammatische Kategorie der Adjektiva;

d) die Umstände (Grade, Weise): Beispiele: *trotzigerweise*, *laut*. Im Idg. entspricht die grammatische Kategorie des Adverbiums.

Hierbei ist aber zu beachten, daß sich die Erlebnissachverhalte der Veränderung und des Zustandes auch grundsätzlich unter dem Gesichtspunkte des Vorgangs erfassen lassen, wenn man den Grad der Bewegung, der Veränderung in der Zeit zum Einteilungsgrunde nimmt. Man erhält dann[4] eine Reihe: 1. stabilisierter oder Null-Vorgang, d. h. Ding, Person; 2. labilisierter Vorgang, d. h. Zustand; 3. bewegter Vorgang, d. i. Veränderung, Wandel. Man kann die Fälle 1 und 2 als Grenzfälle von Vorgängen auffassen und als uneigentliche den eigentlichen Vorgängen (Fall 3) gegenüberstellen. In der idg. Grammatik entsprächen alsdann: 1. Nomina; 2a. Adjektiva, 2b. Präpositionen, Konjunktionen, 2c. Adverbien; 3. Verba. Der Satzausdruck betrifft an dem erlebten Sachverhalt (Vorgang) entweder den Wandel, oder den Zustand, oder schließlich die Ordnung. Der Veränderungsausdruck und Zustandsausdruck sind

[1] Vgl. F. N. Finck, Haupttypen des Sprachbaus, 1910, S. 14.

[2] Finck a. O. 100. Finck unterscheidet auch ein Gleichstellungs- und Unterordnungsverhältnis (a. O. 152), wie man überhaupt hier noch eingehender gliedern könnte. Vgl. aber zu der angezogenen Stelle bei Finck noch Stöhr, Algebra 102.

[3] Stöhr, Algebra 91 f., geht von einem andern Gesichtspunkt aus und bestimmt das Verhältnis von *Trotz : trotzig* (wahrscheinlich sogar richtiger) gerade umgekehrt, wie hier, dem Herkommen nach, geschehen.

[4] Vom Standpunkte des Sprechers aus.

«objektiv» bedingt, der Ordnungs- oder Verhältnisausdruck ist im eigentlichen Sinne «subjektiv». Beide Seiten aber greifen ineinander; denn auch Dinge sind immer schon Ordnungsgegenstände oder sie sind gar keine.[1] Der primitive, d. h. verhältnismäßig ungegliederte Satz stellt sich als eine sprachliche Gestalt dar (Einwortsatz).[2] Damit ist aber keineswegs gesagt, daß man an dieser nicht auch immer die beiden oben nachgewiesenen Momente *a* und *X* zu unterscheiden vermöchte. Nur gestaltlich handelt es sich um eine Einzigheit, was gerade deshalb nicht Einerleiheit bedeutet. Mitunter ist die Situation das Niveau, von dem aus sich der Einwortsatz konstituiert. Ein so gearteter primitiver Satz ist 1. Veränderungsausdruck: *Komm! schau!* 2. Zustandsausdruck: *Feuer!* (Ding), *Freunde!* (Person), *Abscheulich!* (Eigenschaft), 3. Verhältnisausdruck: *fort! durch! los!* oder 4. Umstandsausdruck: *wahrhaftig! vraiment!* Aus dem primitiven entsteht aber der gestaltlich immer mehr gegliederte Satz geschichtlich vermutlich durch Aufeinanderbeziehung zweier und mehrerer primitiver Sätze[3], psychologisch durch erweiternde Ergänzung des primitiven Satzausdrucks vermöge der durch Aufmerksamkeitsverschiebung eingetretenen Spaltung des im Einwortsatz benannten $a\cdot(X)$, oder, grammatisch gesprochen, des Prädikats. Die gestaltliche Differenzierung (Erweiterung) erfolgt beim Veränderungsausdruck a) durch Mitabhebung und Mitbenennung des Ausgangs eines Vorgangs («Subjekt»); b) durch Mitabhebung und Mitbenennung des Ziels des Vorgangs («Objekt»), wobei man unter Umständen das nähere Ziel («Akkusativobjekt») von den ferneren unterscheiden kann[4]; c) durch Mitabhebung und Mitbenennung von näheren und weiteren Bestimmungen.[5] Die Sätze vom Veränderungstypus sind vom Ver-

[1] Finck a. O. 78 unterscheidet beim Satzausdruck 1. Eigenschaftszuerkennung (Gleichsetzung oder Unterordnung) und 2. Vorgangsschilderung (= Veränderung).

[2] Schuchardt-Brevier a. O. 208, 214, 260; Otto a. O. 119, 144 ff.; Brugmann, Verschiedenheiten a. O. 17; Wyplel a. O. 9; R. Blümel, Einführung in die Syntax, 1914, 26 f.

[3] Schuchardt-Brevier a. O. 209.

[4] Vgl. Finck a. O. 14, 37, 39, 101, 117 f.

[5] Finck hat in seinem knappen, aber inhaltsreichen Buche über die Haupttypen des Sprachbaues immer auf die Arten der Satzgestaltung beim Vorgangs-(Veränderungs)ausdruck hingewiesen. Sein Buch ist geeignet, das Urteil von den Voreingenommenheiten der idg. Satzgestaltung zu reinigen, was vor allem für diejenigen wichtig ist, die idg. Syntax mit Syntax überhaupt verwechseln. Eine vergleichende idg. Syntax ist ohne Vergleichsmaßstab nicht möglich. Wie in der vergleichenden Laut- und Formenlehre dem angeblich rekonstruierten, in Wirklich-

änderungswort («Verbum») aus zu verstehen. In ihrer primitivsten Form wird überhaupt nur der Ausdruck der Veränderung (Vorgang) in ihnen lautlich ausgestaltet. So haben wir als solch primitive Satzgebilde die Imperative (*hilf!*), die Impersonalien (*pluit*), die präteritalen Partizipien: *stillgestanden!* russ. *nowël!* Bei der unendlichen Mannigfaltigkeit von Vorgängen bedürfte man zu deren Bezeichnung einer ebenso großen Zahl von Vorgangsnamen («Verba»), wenn man nicht Vorgänge ähnlicher Struktur mit einem und demselben Vorgangsnamen belegte. Die besondere Richtung der Aufmerksamkeit innerhalb der diffuseren, weil für vielerlei Vorgänge geltenden Vorgangsstruktur wird dann durch Beifügung weiterer Wörter, die zur Bezeichnung der abgehobenen Sonderstruktur dienen, zum Ausdruck gebracht. Daher «gliedern» alle Sprachen den Vorgangsausdruck und verwenden oft in vorgeschrittenen Stadien fast bedeutungsleere Verba des Tuns und Machens, denen sie ein Nomen oder Adverb beifügen, z. B. np. *qabūl kardan*, *lāzim dāštan*, *tamām šudan* (der deutsche Typus: «ein Ende machen») usw. Erst zusammen mit den Ergänzungswörtern gibt der Vorgangsausdruck den gemeinten Sinn.[1] Lautgleiche Vorgangsworte können infolgedessen ganz verschiedenes bedeuten, erhalten erst im Satzzusammenhang «ihren» Sinn und bilden einen nur als Gruppenschema wirksamen Wortkomplex. In den Sätzen: *der Schmied schmiedet das Eisen* und *der Schmied schmiedet die Sense* bedeutet *schmieden* das erstemal umgestalten, das anderemal anfertigen. «Ausgang» (A) ist hier *Schmied*, «Vorgang» (V) *schmiedet*, «Ziel» *die Sense*, *das Eisen*. Die beiden Sätze entsprechen demnach der Formel: A—V—Z[2], in welcher

keit konstruierten «idg.» Laut- und Formensystem die Aufgabe zufällt, als Maßstab für die Art der Abweichungen der einzelnen Sprachen von der konstruierten Norm zu dienen, so kann man auch idg. Satztypen «rekonstruieren». Wie man aber die Eigenart des idg. Laut- und Formensystems und die Besonderheit jeder Einzelgestaltung nur zu beurteilen vermag, wenn man die Grenzen des Nur-Indogermanischen überschreitet, so kann man das Kennzeichnende des idg. Satzbaus auch lediglich durch Vergleich mit anderen Satzbautypen ermessen. Auch hier wird es ohne konstruierten Maßstab nicht abgehen. Seine Konstruktion darf aber nur unter Berücksichtigung aller tatsächlich verwirklichten Satztypen erfolgen. Auch so bleibt sie noch ein Produkt europäischen Geistes. Von besonderem Interesse scheinen mir dabei für den Indogermanisten die Satzbautypen der amerikanischen Sprachen, des kaukasischen und des chinesischen Sprachtypus zu sein.

[1] Vgl. v. Rozwadowski a. O. 88 ff.

[2] Die Zielergänzung des Vorgangswortes heißt in der Sprache der (idg.) Grammatik: Akkusativobjekt, das durch sie bestimmte Vorgangswort: transitives Verbum, die Ausgangsergänzung des Vorgangswortes: Subjektsnominativ. Diese

der allgemeine Typus des Veränderungs- oder Vorgangsausdrucks zur Darstellung kommt. Immer enthalten Sätze dieses Baues einen Ausdruck für die Kategorien: agens, actio und actus oder effectus, immer stehen in ihnen zwei verhältnismäßig konkrete Glieder (A, Z) einem mehr abstrakten (V) gegenüber, immer kann man, vom idg. Tatverbum aus gesehen, ihren Typus: Tuer — Tun — Tat auffassen als eine mehrfache Benennung des nämlichen Vorgangs in seiner Richtung auf Ausgang, Vorgang und Ziel, was etwa einer Formel: $Tun^A — Tun^V — Tun^Z$ entspräche. Nicht notwendig ist dabei, daß die sprachliche Gestaltung verbal erfolgt. Auch eine nominale Gestaltung ergäbe den gleichen Sinn: *des Schmiedes Anfertigung der Sense*, wenn man auch etwa ins Uralaltaische gehen müßte, um ein solches Gebilde als normalen Satz anzutreffen.[1] In dem Satze: *der Soldat zerbricht das Schwert* (A —V— Z) hat *zerbricht* aktiven, in: *das Schwert zerbricht* (A - V) passiven Sinn.[2] Es zeigt sich, daß, wenn das A-Wort aktiven Sinn besitzt (auctor, effector), dies auch für das V-Wort gilt, und daß, wenn das A-Wort passiven Sinn hat (effectus, factum), dann auch das V-Wort ihn aufweist, ganz einerlei, ob es grammatisch so gestaltet ist. Sinngemäß sind also A-Wort und V-Wort aufeinander angewiesen und bestimmen einander.[3] Die aktive Bildung des dtsch. *er leidet*, gegenüber lat. *patior*, *er soll gefallen sein* (lat. *dicitur*), *er scheint böse zu sein* (lat. *videtur*)[4] ist hier recht charakteristisch. Das Passivum muß danach nicht notwendig eine besondere sprachliche Gestalt haben; es kann a) durch ein Intransitivum,

grammatischen Benennungen hafteten an Sondersprachen (Griechisch, Lateinisch) und sind, zum Teil schon nicht ohne Gewaltsamkeit, auf alle idg. Sprachen übertragen worden. Zur Erfassung der Typik des idg. Satzbaues sind sie indessen unbrauchbar. Hier muß man sich immer vom Vorgange selbst und nicht von einem dem Vorgangsausdruck angepaßten grammatischen Schema leiten lassen.

[1] Auch ein chines. *tang-ping-ti* / *ta-sse* / *liao* / *ti-žen* = Soldat / schlagen-tot / vollenden / Feinde = der Soldat tötet den Feind, ist im Grunde nichts anderes als: (des) Soldat(en) Tötung (des) Feind(es).

[2] Im Chinesischen wäre das: *tang-pi-ti* / *tuan liao* / *čo pa kien* = Soldat / zerbrechen fertig / dieses Griff Schwert, während «das Schwert zerbricht» in der Umgangssprache ohne Angabe des Urhebers (A) nicht ausgedrückt werden kann. Also: *čo pa kien* / *kei* / *tang-ping-ti* / *tuan liao* = dieses Schwert Griff / von / Soldat / zerbrechen fertig. (Nach freundlichen Mitteilungen Dr. Fritz Jägers.)

[3] Und sinngemäß sind auch V-Wort und Z-Wort voneinander abhängig und bestimmen sich wechselseitig. Hier handelt es sich nicht um Assoziation, sondern um Sinnstruktur!

[4] Wyplel a. O. 19 f.

b) Reflexivum (*il se fait*) oder c) durch *man* ersetzt werden.[1] Jedes der Satzglieder A, V, Z kann aber durch weitere Glieder, durch Wendungen oder schließlich ganze Sätze noch ferner bestimmt werden.

Geht man nun von einem Satze des Veränderungstypus A—V—Z aus, wie: *der Soldat ergreift das Schwert*, so kann man den gleichen Sachverhalt etwa auch so ausdrücken: *Der Soldat legt die Hand ans Schwert.* Hier stehen *Hand* und *Schwert* in einer bestimmten Fügung zueinander, in einem Ortsverhältnis. Man hat daher einen abweichenden, den Fügungstypus vor sich: A—V—1. Z.—2. Z. Auch hier kann man je nach der Art der Fügung wieder unterscheiden[2]: das Zugehörigkeits- oder partielle Verhältnis, wobei die Momente des Vorgangs als ein bleibendes Ganzes anschaulich oder unanschaulich erfaßt werden, das Orts- oder lokale Verhältnis, das vornehmlich bei der Sachenordnung eine Rolle spielt und bei dem die Momente, d. h. Sachen (oder übertragen auch Personen) und Ort des Vorgangs als vorübergehendes Ganzes anschaulich erfaßt werden, und das Besitz- oder possessive Verhältnis, das vornehmlich in der Personenordnung wirksam ist und bei dem die Vorgangsmomente, d. h. Dinge und Person (oder übertragen auch Sache) als vorübergehendes Ganzes gedacht werden. Zum Ausdruck des erstgenannten Falles gebraucht man im Finnischen gewöhnlich den Illativ.[3] Sätze dieser Art zeigen eine Gestalt, deren allgemeines Schema im Indogermanischen etwa ist: Täter — tut — etwas — etwas, wobei sich etwas : etwas wie Teil zum Ganzen verhält. Zum Ausdruck des Besitzverhältnisses in den Fügungssatztypen verwendet man im Finnischen meistens den Allativ.[4] Es ist aber zu beachten, daß die gleiche Sprachgestalt zum Ausdruck verschiedener Verhältnisse gebraucht werden kann, so etwa *auflegen* in «Futter auf den Stoff» (Zugehörigkeit, Illativ), «Buch auf den Tisch» (Ort, Allativ), das «Geld auf die Hand» (Besitz[5], Allativ). Auch hier zeigt sich

[1] Vgl. über ein unpersönliches finnisches Passiv v. Eliot, A Finnish Grammar, 1890, 181. — [2] Wyplel a. O. 54.

[3] Vgl. die so wertvollen Auseinandersetzungen über den «Status» bei Noreen a. O. 351 ff. Im Chinesischen würde der obengenannte Satz heißen: *čo ko / ping-ši / na šou / pa / cai kien šang* = dieses Stück / Soldat / nehmen Hand / greifen / in Schwert auf, wobei *cai šang* zum Ausdruck des lokalen Seins dient, wie in *cai šan šang* «auf dem Berge».

[4] «Auf (in) die Hand» in dem Satze: «ich lege (gebe) dem Gesellen das Geld in die Hand», wäre durch *käde-lle* (zu *käsi* «Hand») wiederzugeben. So auch *lapsi* («das Kind») *istui* («setzt sich») *tuoli-lle* («auf den Stuhl»).

[5] Im Deutschen muß das nicht notwendig Besitz ausdrücken!

wieder die durch die Sinnstruktur bedingte wechselseitige Verbundenheit der Satzglieder. Man kann so als allgemeinsten Typus des Zugehörigkeitssatzes die Formel aufstellen:

$$\text{Täter Etwas} — \left\{\begin{array}{l}\text{Zusammentun}\,[1]\\ \text{Trennen}\end{array}\right\} — \text{Teil Etwas} — \text{Ganzes Etwas}$$

$$\text{A} — \text{V} — \text{1. Z.} — \text{2. Z.}$$

Für das Ortsverhältnis:

$$\text{Täter Etwas} — \left\{\begin{array}{l}\text{Zusammentun}\\ \text{Trennen}\end{array}\right\} — \text{Ding Etwas} — \text{Ort Etwas}$$

$$\text{A} — \text{V} — \text{1. Z.} — \text{2. Z.}$$

Für das Besitzverhältnis:

$$\text{Täter Etwas} — \left\{\begin{array}{l}\text{Zusammentun}\\ \text{Trennen}\end{array}\right\} — \text{Besitzer Etwas} — \text{Besitz Etwas}$$

$$\text{A} — \text{V} — \text{1. Z.} — \text{2. Z.}$$

Der normale Fügungstypus enthält somit vier Glieder. Daneben kann es aber auch, genau wie beim Veränderungstypus, a) sparsame und b) reiche Gestaltungen des nämlichen Erlebnissachverhaltes geben.[2] Die ersteren enthalten nur drei oder zwei Glieder: *Die Mutter näht die Knöpfe an den Rock* kann so zu: *die Mutter macht den Rock fertig* und *die Mutter näht* werden, wobei immer weniger an Sinngehalt in der Sprachgestalt erscheint, immer mehr in dem Unausgesprochenen, der Situation und der Erinnerung verbleibt. Gestaltlich sieht ein sparsamer Fügungssatz, wie *die Mutter näht*, wie ein Satz vom Veränderungsypus aus. Nur der Sinn zeigt, welche Struktur er eigentlich besitzt. Von hier aus fällt auf die Frage der imperfektiven Aktionsart, ihre Entstehung und die Verbreitung ihres Satztypus ein besonderes Licht.[3] Die reichen Gestaltungen enthalten 4 + x Glieder, wobei vornehmlich das Fügungs- und Trennungsmittel noch mitgenannt wird: *der Schuster befestigt die Sohle mit Holzstiften an dem Schuh* (A — V — 1. Z. — M — 2. Z.) oder nähere Bestimmungen zugefügt werden, wie in: *Er gelangte auf Schleichwegen*

[1] Natürlich fallen unter diesen Ausdruck auch Sinninhalte, wie *tun in, aus, auf; versehen mit, geben* usw.

[2] Wyplel a. O. 73.

[3] Man vergleiche so: *ich packe*, Veränderung, *ich bepacke* (den Wagen), Ganzes und Teil, *ich verpacke* (die Ware gut), Ort.

in der Nacht zu Fuß über die Grenze. Sparsame und reiche Satzgestaltungen, die auch beim Veränderungstypus eine Rolle spielen, sind als äquivalente Ausdrucksweisen anzusehen, die aber noch dadurch an Zahl vermehrt werden können, daß die Satzgestaltung überall grundsätzlich von einem jeden der in Frage kommenden Vorgangsmomente ihren Ausgang nehmen kann.[1]

Es kann hier nicht darauf ankommen, eine Typik der deutschen oder gar indogermanischen Sätze zu entwickeln. Nur das sollte gezeigt werden, daß es in der Tat typische Satzgestalten gibt und daß sie in einem bestimmten Verhältnis zueinander und zu dem Sinne stehen, den sie ausdrücken. Wyplel hat hier schon manches Gute geleistet. Die Wirklichkeit aber, auf die in der Sprache zurückgegriffen werden muß, ist nicht, wie er irrig meinte, die sogenannte empirische, sondern die Wirklichkeit des Sinns. Aus dem Geiste entspringt der Sinn, durch die Organisation unseres Denkens wird er geformt und in der Sprache entfaltet er sich und erhält seine Gestalt. Der Gestaltungen des Sinnes aber sind unzählige. Ewig lebendig und wechselnd, wie er selbst, sind seine sprachlichen Erscheinungen. Aber sie entspringen alle der einen Quelle, unserem schöpferischen Bewußtsein und sind daher nicht von chaotischer Ungeregeltheit, sondern können geordnet und auf Grundtypen bezogen werden. Gerade das Individuelle, von solchen Normen Abweichende, Zartunterschiedene im Ausdruck, all das, was den Stil des Sprechers ausmacht, läßt sich erst recht greifen, wenn es auf die jeweils herrschenden Sprechtypen bezogen und von ihnen abgehoben wird. Aufgabe der Sprachgeschichte ist es, die Entstehung und die Veränderung der einzelnen Typen des Satzausdrucks einer Sprache zu verfolgen, Aufgabe der vergleichenden Sprachwissenschaft, die normalen Typen als Maßstäbe zu konstruieren und an ihnen die Eigenart eines jeden historischen Sprachzustandes zu bestimmen. Es ist Zeit, von der Gestalt den Schritt zu ihrer Ursache, dem Sinne, hin zu tun. Gleichsam nebenbei wird aber die

[1] A—V—1. Z.—2. Z. = *Der Wagner fügt das Rad an den Wagen;* 1. Z. — V—A—2. Z. = *das Rad wird gefügt vom Wagner an den Wagen.* Die Voranstellung des 1. Z. führt also notwendig zur Passivbildung. Ein so begonnener Satz kann nur passivisch abgewickelt werden. Schon der Anfang und der damit gegebene Schematismus des Satzes bedingen das Ganze, wie sie ihrerseits von ihm getragen werden. Auch Passiväquivalente sind möglich, so: *das Rad fügt sich an den Wagen, das Rad kommt an den Wagen.* 2. Z.—V.—A—1. Z. = *dem Wagen wird angefügt vom Wagner ein Rad,* oder geläufiger: *dem Wagen wird vom Wagner ein Rad angefügt.*

vergleichende Betrachtung des Satzbaus und die Aufdeckung seiner Typen auch an der Hand geschichtlich gewordener, erstarrter Satzgestaltungen die unendliche Macht erweisen, welche die Satzschemata auf Sprechen und Denken derer ausüben, die sich ihrer als Ausdrucksformen bedienen und bedienen müssen.[1]

Satz und Wort. Wenn ein jeder Satz die psychologische Form *a . X* hat und Sätze nur aus einem einzigen Worte bestehen können, so folgt hieraus schon a priori, daß mindestens diese Einwortsätze die nämliche psychologische Form *a . X* aufweisen müssen. Daß dies aber tatsächlich für alle Worte gilt, auch für diejenigen, die keine Satzfunktion besitzen, hat einwandfrei Jan von Rozwadowski[2] dargetan, so daß auf ihn verwiesen werden kann. Wie ein Satz sich aber aus solchen *a . X*-Gebilden aufbaut, wie ein jedes Wort als Aufmerksamkeitsmotiv[3] wirkt und «die Ruhe der nachfolgenden (A + X) nur in der Richtung stört, die dem vorangehenden Wort selbst, also dem Satzzusammenhang, entspricht», haben Brod und Weltsch[4] gezeigt. Der Unterschied zwischen Satz und Wort beruht auf der Art der Formung und der Gestaltung, die man einem Sinne angedeihen läßt, nicht aber auf dem Sinne selbst.[5] Nur sofern es Satzintention besitzt, hat ein Wort eine selbständige, sinnvolle Existenz.[6] Da es aber immer grundsätzlich auch als Ein-

[1] Erklärt sich doch hieraus allein die Möglichkeit, «völlig sinnlose Sätze» überhaupt bilden zu können oder — wie Morgenstern — ein Lied der stummen Fische zu dichten, das aus in Versform angeordneten Gedankenstrichen besteht. «Das Sein eines sinnlosen oder negativen Gegenstands ist Sein kraft der methodischen Struktur des in ihm Geleugneten. Unabhängig von dieser Struktur 'ist' er selbst gar nicht» (Hönigswald a. O. 174). Im «sinnlosen» Satz kommt eben nur die «methodische Struktur» des Satzes überhaupt und zwar in Gestalt eines der jeweiligen Sprache gemäßen Schemas zum Ausdruck.

[2] a. O. 6: auch das Wort ist deutlich ein aus einem dominierenden Element und einem «dunkleren» Rest zusammengeschmolzenes Produkt.

[3] Hönigswald a. O. 55: Aufmerksamkeit ist kein dinghaft gegebener Bestand, wie man der Bildsprache vom «Lichte» und «Brennpunkt» der Aufmerksamkeit nach anzunehmen geneigt sein könnte, sondern eine Relationsbewußtheit, die nämlich, um Rangordnung und Gliederung von «Aufgaben». Kein schlechthin isolierter Faktor könnte aufmerksamkeitsbetont sein. Die Abstufung von Aufgaben, welche sich denkpsychologisch als Abstufungen der Ordnungsbewußtheit darstellen, ist die «Verteilung» der Aufmerksamkeit.

[4] a. O. 150 und mehrfach.

[5] Hönigswald a. O. 31: «Erst die funktionale Gemeinschaft zwischen Wort und Sinn gestattet es, in begrifflicher Trennung von 'Wort' und 'Sinn' zu reden». Vgl. Brod und Weltsch a. O. 225: «Dagegen ist im wissenschaftlichen Denken und Ausdruck Form wirklich etwas vom Inhalt ganz Ablösbares.»

[6] Hönigswald a. O. 12 f., 30, 152.

wortsatz gebraucht werden kann, so hebt es sich für das Bewußtsein als verhältnismäßig feste Größe heraus, ja stellt sich dem Satz gegenüber, so daß der Eindruck entsteht, als ob das Wort früher als der Satz sei und letzterer sich aus Worten «zusammensetze». Aber das Wort bildet nur im Hinblick auf gewisse methodische Grundsätze ein selbständiges Ganzes und ist nur als solches aus dem Satz und der Rede ablösbar. Wie die Zelle als biologische Größe auch Selbständigkeit besitzt, ein Berg im geographischen Sinne auch als Ganzheit gelten kann, wie komplex er im übrigen immer zusammengesetzt zu sein und wiewohl er einem ganzen Erhebungssystem anzugehören vermag, und wie erst die historische Fragestellung aus dem Dreißigjährigen Kriege eine Einheit macht[1], so kann unter grammatischen Gesichtspunkten auch das Wort als selbständiges Ganzes behandelt werden. Gerade der Umstand, daß es schwierig ist, mit dem Wortbegriff der indogermanischen Sprachen auch bei anderen Sprachtypen, etwa im Bantu oder im Grönländischen, auszukommen, ja, daß selbst innerhalb der indogermanischen Sprachenwelt nur für eine bestimmte Sprache jeweils gesagt werden kann, was man unter Wort verstehen will[2], — beweist die Abhängigkeit des Wortbegriffes von dem Grammatik genannten System von Beziehungen. Worte sind daher nur Ganzheiten mit Bezug auf einen methodisch durch seine Ziele bestimmten Typus der Begriffsbildung, d. h. sie sind es gemäß grammatischer Definition. Es ist aber zu berücksichtigen, daß es Worte verschiedenen Wertes gibt. Ohne Zweifel besitzt das Satzwort des Einwortsatzes Ganzheitscharakter. Vokative, Imperative, manche Präteritalpartizipien und Impersonalien sind habituell gewordene, erstarrte Affektsätze, deren intensive Zweigliedrigkeit sich zu extensiver, gestaltlicher Eingliedrigkeit verdichtet hat. Auf diese Weise können immer wieder aus Sätzen Worte entstehen und die erstarrte Wortgestalt wirkt wiederum ihrerseits gliedernd auf das Vorgangserleben ein und schafft die Möglichkeit eines immer umfassenderen Satzbaues. Das Elementare des Wortes gegenüber dem Satze besteht also nicht darin, daß es den Satz «zusammensetzt», sondern liegt in seiner relativen Bedeutungsunbestimmtheit[3]; das Wort hört auch als Satzelement nicht auf,

[1] Hönigswald a. O. 172.

[2] Vgl. deutsche «Distanzkomposita», frz. *ne — pas,* russ. кланяюсь neben на встрѣчу, lit. *pasiklausinėju* usf.

[3] Hönigswald a. O. 204, wo analoge Darlegungen über «Gedanken» und «Sinn».

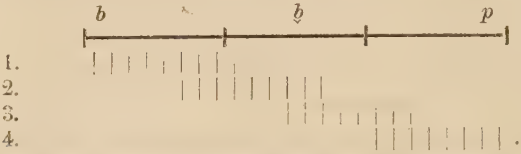
sinnvoll oder mindestens sinnbezogen zu sein. Der Satz besitzt aber ihm gegenüber den Charakter größerer Sinngeschlossenheit, wie er ja auch wiederum selbst als Moment der Rede aufzutreten vermag, und von ihm alsdann das gleiche gilt wie vom Worte. Niemand wird das Vorhandensein der einzelnen Töne leugnen, auch wenn er bestreitet, daß sie die Melodie «zusammensetzen» und ausmachen.

Wort und Laut. Und was vom Worte im Verhältnis zum Satze, das gilt vom Laute im Verhältnis zur Silbe und zum Wort. Die Phonetik und zumal ihr experimenteller Zweig hat sich eingehend mit der Lautbildung und mit den Bedingungen des Vorkommens der Laute beschäftigt. Man hat aber darüber nicht selten vergessen, daß für den Sprachforscher nur sinnvolle, d. h. Sprachlaute in Betracht kommen und Ergebnisse von Untersuchungen an sinnlosen Lautgebilden nicht ohne weiteres zur Erklärung sprachlicher Erscheinungen angewendet werden können. Wiederum sind es Gesichtspunkte der Methode, ist es die Einstellung des Grammatikers, welche allein es erlaubt, den Laut aus dem Redezusammenhang herauszulösen und in einer künstlichen Vereinzelung zu betrachten. Man darf aber nicht übersehen, daß das, was der Grammatiker den methodischen Absichten seiner analytischen Wissenschaft gemäß als Laut bezeichnet, ein Gebilde ganz anderer Art ist als dasjenige, welches der durch andere methodische Gesichtspunkte bestimmte Phonetiker betrachtet. Was in jeder Orthographie zur Zeit ihrer Entstehung seinen Niederschlag findet, was dem Grammatiker als letztes Element der Gestaltzergliederung erscheint, das sind komplexe, typische Erscheinungen. Der Phonetiker zerlegt diese grammatischen Atome noch weiter in das, was Jespersen[1] «Elemente» nennt und worunter er die den einzelnen Sprachorganen entsprechenden artikulatorischen Momente versteht, da ihm in artikulatorischer Hinsicht ein jeder Laut als gleich «zusammengesetzt» gilt. Die experimentelle Phonetik versucht mit Erfolg diese einzelnen Momente zu isolieren und in bezug auf ihre Leistungsfähigkeit zu prüfen. Wenn sie dabei zu dem Ergebnis kommt, daß ein scheinbar einheitliches Gebilde, wie ein stimmhaftes *b*, von einem und demselben Sprecher zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen mit Bezug auf die es «zusammensetzenden Elemente» ganz verschieden artikuliert wird, daß es stimmhafte *b* gibt, welche nur über ihren Anfang-, Mittel- oder Endteil hin vom Stimmton begleitet hervor-

[1] Jespersen, Lehrbuch der Phonetik[2], 1913, 126.

gebracht werden, und daß man dann vom phonetischen Standpunkte aus gar kein Recht hat, von «einem» stimmhaften *b* schlechthin zu reden, so steht andererseits die unumstößliche Tatsache fest, daß der Sprecher, wie der Hörer sich immer einem und demselben typischen Gebilde gegenüber weiß und nur daher in der Lage ist, ohne Anstoß zu sprechen oder zu hören. Allerdings gibt es auch hier eine Grenze. Wenn ein Süddeutscher in *Rose* kein stimmhaftes *z* spricht und ein solches auch bei dem Norddeutschen nicht hört, so beruht das offenbar darauf, daß sein *s* innerhalb einer gewissen Schwankungsbreite artikulatorisch und akustisch variieren kann, ohne den Charakter eines als *s* aufgefaßten Zischlautes zu verlieren. Und wenn der Norddeutsche die verschiedensten Varianten «eines» stimmhaften *b* hervorbringt, ohne sich dessen bewußt zu sein, so beweist auch dies, daß er alle Lippenverschlußartikulationen innerhalb einer gewissen Schwankungsweite als sein *b* auffaßt. Und zeigt nicht der Umstand, daß wir trotz der Veränderung, welche die kreischende Wut, das kosende Schnurren, die bei Mann und Weib, wie bei verschiedenen Rassen, unterschiedliche Bildung der Artikulationsorgane, die Fistel-, wie die Flüsterstimme an den Sprachlauten bewirken, die Sätze und Worte dennoch verstehen und als dieselben wiedererkennen, die wir früher unter anderen Voraussetzungen gehört und gesprochen haben, — daß für den Hörer, wie für den Sprecher gar nicht das einzelne phonische Gebilde, gewiß nicht seine individuelle Sondergestalt, sondern einzig und allein eine bestimmte Abfolge von innerhalb einer gewissen Variationsbreite hervorgebrachten artikulatorischen Typen existiert? Und lehrt doch auch die Sprachgeschichte ein Gleiches, wenn aus ihr sich mit aller Deutlichkeit ergibt, daß trotz der großen Unterschiede, die etwa bei der Hervorbringung eines stimmhaften *b* gewiß schon zu allen Zeiten bei den Sprechern der gleichen Sprachgemeinschaft bestanden, dieses dergestalt oszillierende *b* sich ganz gleichsinnig beispielsweise zu einem *p* «entwickelt» und nicht in eine Unzahl Sondergestalten auseinanderfällt. Gäbe es nicht den Typus *b* im Bewußtsein früherer Sprecher, so könnte er sich auch nicht zu einem anderen Typus, im angeführten Falle: *p*, entwickeln. Im einzelnen wird man sich den Vorgang etwa so vorzustellen haben, daß auf der einen Stufe eine Anzahl individueller *b*-Gestalten, die zwischen vollstimmhaftem und vollstimmlosem *b̥* zu liegen kommen, durchaus als ein und dasselbe «gemeinte» *b* verstanden und artikuliert werden, daß auf der zweiten Stufe der Variationsbereich sich in der Richtung auf vollstimmloses *p* erweitert

und ein Lautzustand als normal und typisch angesehen werden muß, wo an Stelle des früheren *b* nur teilstimmhafte und vollstimmlose zur Artikulation gelangen, bis in einer dritten und vierten Phase der Entwicklung die Schwankungsbreite der artikulatorischen Hervorbringung zu einem Zustande führt, in dem stimmloses *b* bis stimmloses *p* und endlich allein stimmloses *p* als normal zu gelten haben. Schematisch würde sich das folgendermaßen darstellen:



Was von *b* gilt, gilt grundsätzlich von allen anderen Lauten in entsprechender Weise. Die Laute bekommen ihre sprachliche Bedeutung und ihren Sinn erst in einem artikulatorischen Ganzen und durch dieses. Sie können als dessen fundierende Momente, als seine Glieder, aufgefaßt werden. Nie aber «setzen» Sprachlaute ein Wort oder einen Satz «zusammen». Sie sind, wie gezeigt wurde, erstens überhaupt schwankend, und zweitens für den Sprachinhalt, den Sinn nicht wesentlich, sonst könnte nicht mit den unterschiedlichsten Lautgebilden der nämliche sprachliche Sinn im Laufe der Geschichte einer und derselben Sprache oder in verschiedenen Sprachen zum Ausdruck gebracht werden. Die nur wissenschaftsgeschichtlich begreifliche und notwendige Bevorzugung der «Lautlehre» im Frühstadium sprachwissenschaftlicher Betrachtung und die Ausarbeitung einer virtuosen Technik des Lauttypenvergleichs darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß Laute in der Sprache doch nur eine ganz untergeordnete Rolle spielen, wie ja Sprache überhaupt nicht an sie gebunden ist. Die Physik der Töne ist für den Musiker gewiß nicht bedeutungslos; aber auch die vollendetste Beherrschung ihrer Gesetze bringt noch keine musikalische Ausdrucksleistung zustande. So können auch Virtuosen der Technik des Lauttypenvergleiches recht stümperhafte Sprachforscher sein, da für sie, wie für manche Phonetiker, im «Sprechen der Seele» alle Sprachleistung beschlossen liegt. Die Laute verhalten sich aber im Wort und im Satze wie die Einzeltöne zur Melodie. Auch sie können als Ganzes verschoben, transponiert und in andere «Tonarten» versetzt werden. Und so wie der Wechsel der Tonart auch nicht alle, sondern nur bestimmte Töne verändert, während andere der früheren, wie der neuen Skala angehören, so werden auch von den Lautveränderungen nicht alle Laute zugleich

betroffen. Der Melodie, dem gegliederten Ganzen, entspricht in der Sprache aber der Sinn. Nur mit Rücksicht auf diesen werden die Laute und die höheren gegliederten Einheiten der Worte im Satze verwendet. Ein jedes Phonem, ob es in relativ starrer Gliederung als Wort oder aber als Lauttypus auftritt, hat nur als Sinnausdrucksmittel Geltung und Wert. Der lex inertiae zufolge, die alles beherrscht und die der Grammatiker Analogiewirkung nennt, vollzieht sich die sprachliche Artikulation unter Verwendung herkömmlicher Satzbautypen, die genau so als Schemata wirken, wie typische Wendungen, Worte und Formsilben, ja typische Laute. Nur so ist es zu verstehen, daß der Gestaltungsdrang, wie er vom Sinne ausgeht, nicht im Ausdruck die Sprache in eine Unzahl individueller Teilgestalten zerreißt und zersplittert, daß nicht die «Lautgesetze» über die «Analogie» triumphieren.[1] Laute unterliegen, woran niemand zweifelt, nur im Zusammenhange der Rede den bekannten gesetzlichen Veränderungen.[2] Einzelne Laute verändern sich nicht. Schon das beweist, daß die Ursache der jeweiligen Lautveränderungen nur im Ganzen der Rede, nur im Sinne, gesucht werden kann und der Nachweis noch so vieler Bedingungen phonischer oder sonstiger Art nicht die Ursache eines tatsächlichen Lautwandels angibt. Welchen Einfluß die Sinnerfülltheit auf Bestand und Veränderung der Laute ausübt, hat der scharfsinnige Bréal schon in seinem Essai de Sémantique[3] verschiedentlich nachgewiesen und wurde in Deutschland von Behaghel und Horn[4] eindringlicher gezeigt. Auch Karstien[5] hat sich der «Funktionslosigkeit» als eines Erklärungsprinzips bedient, wenn auch seine Erörterungen darüber weder unanfechtbar noch ausreichend

[1] Die verhältnismäßig geringe Analogiewirkung im Altirischen wird so zum Anzeichen für die Stärke des jenen Sprechern innewohnenden Gestaltungsdranges, wie zum Zeichen für die Lebenskraft und innere Spannung, wie sie auch die Geschichte des irischen Volkes erkennen läßt.

[2] Wie sehr die durch den Sinn bestimmten strukturellen Ganzheiten der Rede auch die Lautgestalt beeinflussen, dafür ist die Erscheinung des Sandhi ein bekanntes Beispiel. Aber auch der Gegensatz von russ. y него und y его in den Sätzen я былъ / y него und я былъ / y / его матери erklärt sich von hier aus erst recht. — Einen in mehr als einer Hinsicht sinnlosen «Versuch zur Lösung des Lautwandelproblems auf darwinistischer Grundlage» hat, indem er Folgen für Ursachen nahm, neuerdings Hans Gerdau, Der Kampf ums Dasein im Leben der Sprache, Hamburg 1921, unternommen.

[3] Bréal, Essai de Sémantique[3], Paris 1904.

[4] Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion 1921.

[5] C. Karstien, Die reduplizierten Perfekta des Nord- und Westgermanischen, Gießen 1921.

sind.[1] Nach Schuchardt war es vor allem Voßler[2], der mit Nachdruck und Geschick die schwachen Seiten der Lautwandelerklärungen hervorhob; aber die dogmatische Art seiner Verknüpfung von Sprachwissenschaft und Ästhetik verdient als unrichtig und irreführend abgelehnt zu werden. Und Rozwadowski[3] hat schließlich den Struktur- oder Gestaltcharakter auch der letzten grammatischen Einheiten, der Laute, gelehrt. So steht zu hoffen, daß die mechanistische Betrachtungsweise auch in der Lautlehre einer vertiefteren Auffassung Platz machen wird und die Besinnung auf Eigenart und Absicht aller sprachwissenschaftlichen Forschung auch die Indogermanistik mit neuen fruchtbaren Gedanken zu erfüllen vermag.

[1] Formeln wie: «Der Akzent ist sekundär» (a. O. 14) sind unglücklich. Der Begriff der «Funktion» ist weder bei Horn noch bei Karstien geklärt. Auszugehen ist einzig vom Sinn; auch die akzentuelle Gliederung der Rede ist von ihm abhängig.

[2] Voßler, Positivismus 47 ff.; Schöpfung und Entwicklung 64 ff., 118 ff.

[3] a. O. 94 ff. Vgl. dazu Hönigswald a. O. 27 f., 35 f., 60, 153, 174, 190, 204 und Brod und Weltzsch a. O. 224 f.

Ziele und Wege der Schallanalyse.

Zwei Vorträge[1] von

Eduard Sievers.

I.

Der an mich ergangenen Einladung, hier über einige Ergebnisse der klanglichen Untersuchungen zu berichten, die mich in den letzten Jahren beschäftigt haben[2], bin ich gern gefolgt, weil sie mir die willkommene Gelegenheit bietet, vor einem neuen Hörerkreis über Dinge zu reden, die mir sehr am Herzen liegen, und für und über die sich doch nur auf dem Wege mündlicher Verhandlung Verständnis und Einvernehmen erzielen läßt. Und wiederum trete ich doch auch mit einer gewissen Besorgnis vor Sie hin, in dem klaren Bewußtsein, wie schwer es ist, hier das gewünschte Ziel der Verständigung zu erreichen. Was ich Ihnen vorzutragen habe, sind nicht irgendwelche verstandesmäßige Lehrsätze, die durch Überlegung oder Spekulation gewonnen wären, die sich also auch rein verstandesmäßig lernen und nachprüfen lassen, über die man also, mit anderen Worten, auch mit Erfolg debattieren kann. Es sind vielmehr einfach die Resultate jahrelang fortgesetzter Beobachtungen am sprechenden Menschen (an der eigenen Persönlichkeit wie an fremden), und dergleichen Beobachtungen lassen sich erfahrungsgemäß nur im stillen

[1] Diese Vorträge sind zunächst im Sommer 1922 an der Universität Hamburg gehalten und dann andernorts mehrfach wiederholt worden. In den vorliegenden Text ist indessen eingearbeitet, was sich mir inzwischen noch an Neuem ergeben hat.

[2] Vgl. dazu Sievers, Neues zu den Rutzschen Reaktionen, Berlin 1914 (aus Katzensteins Archiv für experimentelle und klinische Phonetik I, 225 ff.; jetzt wesentlich veraltet); Metrische Studien 4, Leipzig 1918 f. (= Abhandlungen der philol.-histor. Klasse der K. Sächs. Gesellschaft der Wiss., Band 35), S. 18 ff.: Die Eddalieder, klanglich untersucht und herausgegeben, Leipzig 1923 (ebenda Band 37, Nr. III), S. 169 ff., auch H. Lietzmann und die Schallanalyse, Leipzig 1921, passim.

Kämmerlein des eigenen Arbeitszimmers oder in der engsten und vertrauten Arbeitsgemeinschaft eines Laboratoriums mit hinlänglicher Sicherheit anstellen, vortragen und kontrollieren. Schon der Vortrag vor einem größeren Hörerkreis schädigt insofern das Experiment, als man der Stimme andere Leistungen zumuten, sie also auch unter veränderten Bedingungen arbeiten lassen muß als beim Versuch im engeren Raume. Und weiterhin, im raschen Vortrag, der ein gewisses Stoffquantum in abgemessenem Zeitraum bewältigen soll, geht der einzelne Versuch oft nur zu rasch am Hörer vorbei, als daß dieser, zumal bei der Fremdartigkeit vieler Dinge, die hier zur Sprache kommen müssen, imstande wäre, sich ein hinlänglich sicheres eigenes Urteil zu bilden. Ja ich muß, nach zahllosen Erfahrungen, die ich im Laufe meiner Arbeiten gemacht habe, als sicher voraussetzen, daß auch heute nur ein Teil, vielleicht sogar nur eine Minderheit von den Anwesenden die klanglichen Gegensätze überhaupt wahrnehmen und erfassen werde, mit denen ich es zu tun habe. Das läßt sich nicht beseitigen, denn es liegt in der Natur der Sache selbst, genauer gesagt in der allgemeinen psychischen Konstitution der Hörer, begründet. Nur solche Menschen, denen ein gewisser Mindestgrad von sog. motorischer Veranlagung eigen ist, vermögen die in Rede stehenden Gegensätze sofort und ohne alle Mühe aufzufassen, während alle diejenigen, die unter Ausschluß dieses Mindestmaßes von motorischer Anlage wesentlich nur akustisch oder visuell veranlagt sind, zwar — und zwar experimentell — nachweisbar beim Versuch unbewußt durchaus korrekt reagieren, aber nicht imstande sind, solche Selbstreaktionen bei sich, oder Fremdreaktionen bei andern bewußt wahrzunehmen, mögen diese letzteren nun Motoriker oder Nichtmotoriker sein. Und da bisher die Nichtmotoriker wohl kaum in der Lage gewesen sind, sich in weiterem Umfang z. B. durch entsprechende graphische Aufnahmen von ihrer Selbstreaktion überzeugen zu lassen, also sehen zu lernen, daß sie trotz ihres negativen Subjektivurteils tatsächlich in ihrem Verhalten mit den Motorikern zusammengehen, so kann man sich natürlich nicht wundern, noch weniger es ihnen übel nehmen, wenn sie mit aller Entschiedenheit leugnen, was sie nun einmal nicht selbst wahrnehmen können, obwohl z. B. bei mündlicher Verhandlung der mitanwesende Motoriker ganz gewöhnlich mit spielender Leichtigkeit in der eigenen Stimme der Leugner die Unterschiede bemerkt, deren Existenz jene ihm abstreiten. Damit ist ja freilich dann jede eigentliche Debatte

über das Streitobjekt ausgeschlossen, denn man wird da nie über die Feststellung des wenig tröstlichen Tatbestandes hinauskommen: «ich höre oder fühle, was du nicht hörst und fühlst», und umgekehrt.

Sie werden mir da nun vermutlich sofort einwerfen, warum ich nicht an das maschinelle Experiment appelliere, um solche Streitfragen zu entscheiden. Der Einwurf wäre an sich auch ganz berechtigt, wenn das maschinelle Verfahren nur wirklich Aussicht auf besseren Erfolg böte als die direkte Beobachtung des menschlichen Sprechens, die man gern als «subjektive» Beobachtungsweise zu brandmarken liebt, soweit man nämlich darüber nicht im klaren ist, was hier die Wörter «subjektiv» und «objektiv» in praxi bedeuten. Ich habe auch selbst schon vor Jahren eine Reihe solcher maschineller Untersuchungen anstellen lassen[1], und habe dabei doch manches gelernt, was zur Vorsicht mahnt: nämlich erstens, daß für die meisten klanglichen Erscheinungen, die es festzulegen gilt, brauchbare Registrierapparate erst noch zu erfinden wären, wenn sie überhaupt zu erfinden sind (was ich vorläufig einigermaßen beweifle); und zweitens, daß auch der sinnreichste Apparat nichts nützt, wenn der Experimentator nicht vorher weiß, was er als Material an ihn heranbringt. Und das weiß er eben nicht, und kann es nicht wissen, wenn er nicht imstande ist, dieses Material vorher eben durch die «direkte» Beobachtung ausreichend zu prüfen. Und gar so «subjektiv» ist denn doch auch dieses direkte Verfahren nicht, wenn man sich die Sache etwas genauer überlegt. Wir sollen doch irgendwie feststellen, was sozusagen an irgendeiner Stelle menschlicher Rede «üblich» oder «normal» ist. Gut. Wie kommt denn aber eben dies «Übliche» oder «Normale» geschichtlich betrachtet zustande? Doch nur dadurch, daß das sprechenlernende Kind auf dem Wege «subjektiver» Nachahmung das nachbildet, was es von andern gesprochen sieht, hört und empfindet. Geschieht aber diesergestalt alle Sprachüberlieferung allein auf diesem «subjektiven» Wege,

[1] Durch Herrn W. E. Peters, s. dessen «Stimmgebungsstudien» I. Der Einfluß der Sieversschen Signale und Bewegungen auf die Sprachmelodie, in Wundts Psychologischen Studien X (1918), 387—572 (mit 3 Kurventafeln). Eine zweite Serie von Untersuchungen über den Einfluß der Signale auf natürliche Tonhöhe und Klangfarbe der verschiedenen Vokale ist von dem Bearbeiter nicht zu Ende geführt worden, weil die mit dem Gartenschen Photokymographion gewonnenen Aufnahmen nach seiner Angabe eine für die mathematische Analyse hinlänglich genaue Ausmessung nicht gestatteten. Gerade bei dieser Versuchsreihe trat die absolute Unentbehrlichkeit der Subjektivkontrolle aufs deutlichste hervor

so ist nicht einzusehen, warum nicht auch beim Erwachsenen eine erfolgreiche subjektive Sprachkontrolle möglich sein kann, ja in ihrem Ertrag weiter gehen könne als die an sich gewiß an ihrem Teil nicht zu unterschätzende maschinelle Nachprüfung. Sprechen läßt sich nun einmal vom Denken und Empfinden nicht losreißen, und jeder leisesten Verschiebung des Psychischen folgt auch die Rede des Sprechers: wie soll dem allem der maschinelle Apparat folgen, der doch sicherlich einstweilen die gleichzeitige und gleichwertige Registrierung der psychischen Hintergründe der mechanisch aufgenommenen Rede ausschließt? Ja, und wie soll man bei Ausschluß des direkten Beobachtungsverfahrens überhaupt zu sachgemäßer Fragestellung kommen können? Wer die Probleme, um die es sich hier bei uns handelt, nicht direkt aus der gesprochenen Sprache heraus zu erkennen vermag, der wird über sie durch die Maschine sicher nicht belehrt werden, ganz abgesehen von der Tatsache, daß das maschinelle Verfahren viel zu umständlich und zeitraubend ist, als daß man damit an die Lösung geschichtlich-philologischer oder sprechpädagogischer Probleme überhaupt herantreten könnte. Etwas anderes ist es natürlich, wenn es sich darum handeln soll, auf direktem Wege gefundene Resultate allgemeineren Charakters auch maschinell nachzuprüfen: da ist gewiß jede Mitarbeit nur willkommen; aber auch dann ist von dem Experimentator sicherste Beherrschung auch des direkten Beobachtungsverfahrens zu fordern, wenn er nicht dem häufig genug zu beobachtenden Fehler verfallen will, zu glauben, er untersuche mit seinem Apparat ein Objekt mit dem Eigenschaftskomplex X, während er eben diesem Apparat ein Objekt von ganz anderem Eigenschaftskomplex zuführt.

Ich muß nach allem dem fürchten, daß die Experimentalphonetik trotz der großen Fortschritte, die sie auf gewissen Gebieten unzweifelhaft gemacht hat, auf dem Gebiet der sog. Schallanalyse sich vorläufig noch mehr zuwartend verhalten müsse, mindestens so lange, bis durch umfängliche direkte Beobachtungen die nötige Aufklärung über Material und Fragestellung gegeben sein wird. Dazu ist aber eben noch sehr viel Vorarbeit geeigneter (d. h. hier möglichst stark motorisch veranlagter) Beobachter nötig, denn auch hier gilt der Satz, daß nur das eigene Erlebnis in Denken, Empfinden, Sprechen und Wahrnehmen den Ausschlag geben und so den Anspruch auf Glaubwürdigkeit haben kann, nicht irgendwelcher Lehrsatz apriorischer oder sonst spekulativer Art. Ich muß also auch Sie, verehrte Anwesende, bitten, von dem, was ich Ihnen zu sagen

habe, nur das als diskutabel in sich aufnehmen zu wollen, was Sie selbst während des Vortrags bzw. bei daran angeknüpften weiteren Versuchen mit- oder nacherleben zu können meinen: was folgen muß, kann ich Ihnen dann nicht mehr geben; das bringt dann nur die eigene Weiterarbeit. Wenn es mir gelingen sollte, den einen oder anderen von Ihnen zu solcher Arbeit anzuregen, so würde mir das als ein bleibender Gewinn erscheinen. Nur muß ich — natürlich ohne dadurch abschrecken zu wollen — dem doch auch gleich wieder eine Warnung anhängen. Alle Versuche schallanalytischer Art verlangen die denkbar größte Genauigkeit in der Ausführung der vorgeschriebenen oder vorzuschreibenden Bedingungen: wer das übersieht oder vernachlässigt, wird lediglich Zeit und Mühe vergeuden, denn er wird dann nur negative Resultate oder absolutes Wirrsal erzielen. Hier heißt es also unerbittlich: lieber gar nicht als inexakt arbeiten. Und dies exakte Arbeiten ist oft recht schwer, und geradezu unmöglich, sobald bei dem Beobachter die namentlich im Anfang sich sehr bald einstellenden Ermüdungserscheinungen Reaktions- und Urteilsfähigkeit paralysieren.

Und endlich habe ich noch eines weiteren Umstandes erklärend zu gedenken, der mir schon unendlich viel Mißtrauen eingetragen hat und an dem ich doch völlig unschuldig bin. Durch die viele Jahre hindurch in fast täglicher Arbeit fortgesetzten Reaktionsversuche hat sich bei mir ein Zustand von Überreizbarkeit speziell des Stimmorgans eingestellt, der nun fast alle Reaktionen, wenn ich sie nicht künstlich dämpfe, in so übermäßiger Verstärkung auftreten läßt, daß dem Hörer wirklich leicht der Verdacht kommen kann, ich möge absichtlich übertreiben, oder doch mit Bewußtsein willkürlich einstellen, was in Wirklichkeit doch nur vollkommen unbewußt erfolgende Zwangsreaktion auf dargebotene Reize ist. Ich darf aber wohl annehmen, daß Sie dieser Versicherung eines, wie ich hoffe, doch sonst in Ehren grau gewordenen Mannes Glauben schenken, auch wo Ihre eigene Reaktion beim Miterleben und Nachprüfen an Heftigkeit oder Deutlichkeit hinter der meinigen zurückbleibt.

Damit haben wir uns denn endlich unserer eigentlichen Aufgabe genähert, d. h. einer Darstellung dessen, was die sog. Schallanalyse will, und der Art, wie sie bei ihrem Vorgehen arbeitet. Die damit gestellten Fragen lassen sich etwa dahin beantworten: Erstens: Die Schallanalyse will versuchen, mit Hilfe planmäßig durchgeführter psychisch-physiologischer Reaktionsversuche festzustellen, unter

welchen psychisch-physiologischen Bedingungen überhaupt geformte menschliche Rede zustande kommt, und welche auch ungeschriebenen spezifischen Eigenschaften sie demgemäß besitzt. Dabei ist es einerlei, ob es sich um mündlich produzierte und demnach gehörte Rede handelt, oder um Rede, die nur in schriftlicher Überlieferung vorliegt, also erst wieder klingend reproduziert werden muß, ehe man an die eigentliche Untersuchung gehen kann. In beiden Fällen aber hat zweitens die Schallanalyse sich des Hilfsmittels der klingenden Reproduktion zu bedienen. Sowohl das Gehörte wie das bloß mit den Augen Gelesene ist also nachzusprechen (bzw. zu singen usw.), und zwar einmal instinktiv nach dem Eindruck, den man unbewußt bekommen hat, dann aber auch in bewußter Variation, damit man dabei beobachten und beurteilen lerne, inwiefern etwa diese Variation den Charakter des Vorgetragenen verändert

Bei diesen Proben treten dem aufmerksamen Beobachter sehr bald zwei gegensätzliche Arten von stimmlicher Reproduktion entgegen, die wir mit den Schlagwörtern «frei» und «gehemmt» (oder «unfrei») charakterisieren können. Bei freier Reproduktion spricht die Stimme des Redenden vollkommen leicht an; der Ton sitzt, wie man zu sagen pflegt, «vorn im Munde»; er ist gut tragfähig, und gehorcht ohne Anstrengung jeder Art von Variation in zeitlicher, dynamischer, melodischer und qualitativer Beziehung, die durch etwaigen Wechsel von Sinn und Stimmung des reproduzierten Textes verlangt wird. Anders bei gehemmter Reproduktion. Die Stimme wird unfrei: weniger klangvoll, weniger biegsam und weniger tragfähig; der Ton rückt im Munde mehr nach hinten (wird eventuell gaumig und gepreßt), und der Sprechende verliert gutenteils die Herrschaft über die Variationsmittel, die ihm bei freier Reproduktion wie selbstverständlich zu Gebote standen. Fast nur das dynamische Element der Abstufung bleibt ihm. Am stärksten gestört pflegt das melodische Element der Rede zu werden: auch was bei freier Reproduktion ein lebhaftes Auf und Ab der melodischen Linie aufweist, rückt mehr oder weniger eintönig auf ein Niveau von nur noch geringer Mächtigkeit zusammen.

Um weitergehen zu können, muß ich gleich hier einen kleinen Versuch einschalten, bei dem ich bitte, die von mir ausgeführten Gesten und Bewegungen auch Ihrerseits mitmachen zu wollen. Ich spreche etwa die Worte:

Da steh ich nun, ich armer Tor,
und bin so klug als wie zuvor

mit leicht geballter Faust, die Hände etwa in Schulterhöhe und etwa 70 cm voneinander entfernt haltend, einmal die Daumen locker eingeschlagen, ein andermal sie ausschlagend und aufrichtend, und die Hände abwechselnd in der Form einer schräg liegenden Acht und einer schräg liegenden Ellipse (dann nach links oder nach rechts kreisend) gegen einander bzw. von einander bewegend (Fig. 27, 24, 23), und finde dabei, daß nur eine von all diesen Einstellungen und Bewegungen zum Text paßt, daß aber gerade diese Art gar nicht taugt für einen Text wie

Oh sähst du, voller Mondenschein,
zum letztenmal auf meine Pein.

Hier darf man die Faust nicht ballen, vielmehr muß man etwa Daumen und Zeigefinger mit den Spitzen locker zusammenlegen, die übrigen Finger (die vorher geschlossen waren), namentlich den kleinen, ein wenig abspreizen; die Bewegung muß 'linkskreisend' sein (Fig. 65). Man spreche dann denselben Text einmal ohne die Spreizung der Finger, oder mit der Einstellung und Bewegung des ersten Textes: sofort machen sich die Hemmungen bemerkbar. Auch der Ausgangspunkt der Bewegungen (der «Gestenpunkt») muß ein anderer sein (die Hände näher zusammen und näher am Körper).

Man kann aus einem solchen einfachen Versuch zweierlei lernen, was von Bedeutung ist. Einmal, daß die Reaktionen bei den beiden Textstücken ganz verschieden ausfallen, daß also die beiden Stücke, obwohl sie von dem gleichen Verfasser stammen und nahe zusammengehören, doch wohl verschiedene innere Eigenschaften, sagen wir kurzerhand eine verschiedene innere Struktur haben müssen; und zweitens, daß auch scheinbar rein körperliche Vorgänge wie die Einstellung und Bewegung von Arm, Hand, Finger die Klanggebung der Rede zwangsweise beeinflussen, indem sie teils befreiend, teils hemmend auf den Sprecher einwirken, daß sie also offenbar auch als Hilfsmittel für die Analyse der verschiedenen Strukturen menschlicher Rede benutzt werden können. Für Theorie wie für Praxis ist dann dazu noch die weitere Erwägung im Auge zu behalten, daß der nicht reproduzierende, sondern im Augenblick aus sich heraus frei produzierende Mensch normalerweise (d. h. wenn wir von sog. Sprachfehlern aller Art absehen) im hemmungslosen Typus spricht, daß also der Reprodu-

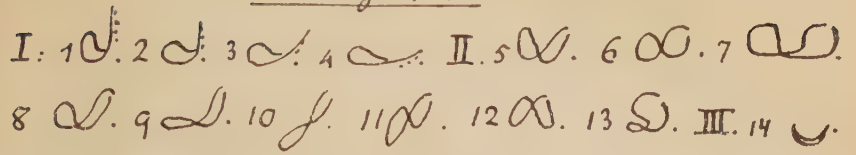
zierende offenbar dann die Struktur des von ihm wiedergegebenen Textes richtig erfaßt hat, wenn seine Wiedergabe frei und hemmungslos verläuft. Umgekehrt weist das Auftreten von Hemmungserscheinungen irgendwelcher Art in der Reproduktion mit Sicherheit darauf hin, daß der Reproduzierende den eigentlichen Grundtypus der Rede noch nicht gefunden hat, der ihr bei ihrer Formung durch ihren Autor unbewußt gegeben wurde und der ihr damit als immanentes Element der inneren Struktur auch auf die Dauer anhaftet.

Je weiter man diese Gesichtspunkte ins Einzelne hinein verfolgt, um so deutlicher stellt sich als Gesamtergebnis die Erkenntnis heraus, daß alles geistige Geschehen beim Menschen mit einem parallelgehenden körperlichen Geschehen, und zwar eindeutig, derart verknüpft ist, daß das eine Geschehen zwangsweise auch das andere hervorruft und umgekehrt. Primär ist dabei beim redenden (wie überhaupt beim handelnden) Menschen natürlich stets das geistige Geschehen, das dann seinerseits auf den Körper ausstrahlt. Die Reproduktionsversuche zeigen aber einwandfrei, daß auch ein durch getrennten Willensakt im voraus für sich eingestelltes körperliches Vorgehen bei nachfolgendem Reproduzieren an erste Stelle geschoben werden, und so, in den Reproduktionsakt hinein beharrend, auch auf diesen, bezw. auf das ihm zugrunde liegende psychische Geschehen zurückwirken kann.

Die körperlichen Geschehnisse lassen sich teils unter den Begriff der Einstellung, teils unter den Begriff der Bewegung bringen (vgl. die alten Beispiele von S. 71). Es leuchtet auch wohl ohne weiteres von selbst ein, daß die Einstellung als das Dauernde ein Element der Konstanz, die Bewegung aber als das geordnet Transitorische eine Quelle auch geregelter Abstufung bedeutet. Sieht man näher zu, so bedeutet «Einstellung» soviel wie Regelung der durchlaufenden Klangqualität im Ganzen, «Bewegung» dagegen soviel wie Abstufung des Klanglichen im Einzelnen innerhalb des konstant bleibenden Gesamtrahmens, der durch die Einstellung gegeben wird.

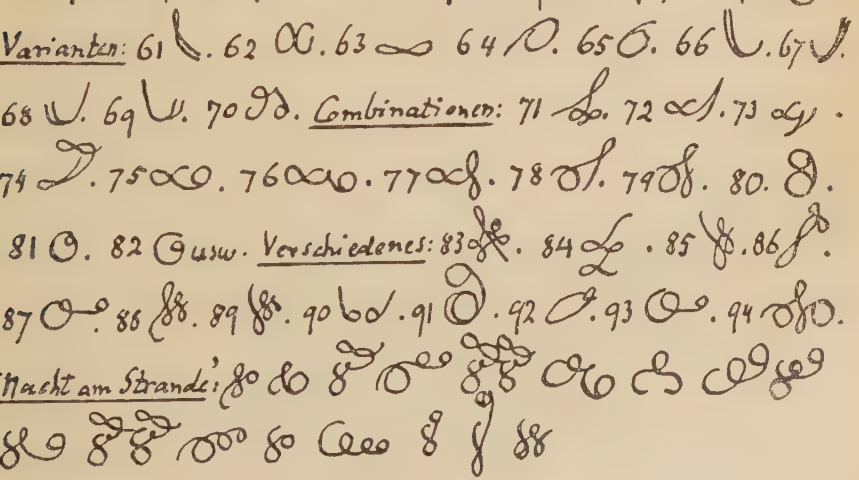
Von diesen beiden Grundfaktoren läßt sich der der Bewegung am leichtesten anschaulich machen. Es zeigt sich nämlich bei weitergehender Untersuchung, daß jeder spezifische psychische Bewegungsvorgang sich nach außen hin in Gestalt einer körperlichen Begleitkurve projizieren läßt, und zwar immer nur in einer einzigen, also wieder spezifischen Art, mit Ausschluß

Beckingcurven:



Taktfüllcurven:

	Grad: st.	Grad: f.	Bogend: st.	Bogend: f.	Kreisend: st.	Kreisend: f.	Schleifend: st.	Schleifend: f.
4/4	19	20	21	22	23	24	25 26	27 28
2/4	29	30	31	32	33	34	35	36
3/8	37	38	39	40	41	42	43	44
6/8	45	46	47	48	49	50	51	52
3/4	53	54	55	56	57	58	59	60



Varianten: 61–67 68–70. Combinationen: 71–80. 81 82 usw. Verschiedenes: 83–94.

'Nacht am Strande':

aller andern Arten, wenn man nicht Hemmungen hervorrufen will. Mit diesen Begleitkurven mögen also auch unsere Einzelbetrachtungen beginnen.

Die Begleitkurven sind entweder Generalkurven oder Spezialkurven, d. h. sie haften entweder an dem einzelnen Individuum als solchem, so daß sie in allen seinen Handlungen gleichmäßig hervortreten, oder sie haften an einer Einzelhandlung des Individuums, also z. B. an einem Einzelstück seiner Rede, etwa einem bestimmten Satze, einem bestimmten Verse, einer bestimmten Strophe, oder auch an einem ganzen Gedicht u. dgl. mehr. Die Generalkurven sind vor noch nicht sehr langer Zeit von Herrn Dr. Gustav Becking, jetzt Privatdozent für Musikwissenschaft in Erlangen, entdeckt worden, gelegentlich gemeinsam durchgeführter Untersuchungen, die wir über Taktstrukturen in der Musik anstellten. Sie drücken nach des Entdeckers Auffassung die spezifische Art des psychischen Spannungsablaufs aus, der allem Handeln des Menschen (also auch seiner Rede) zugrunde liegt. Das wird auch wohl richtig sein, ich will sie aber, um mich nicht von vornherein auf eine bestimmte Theorie festzulegen, lieber einstweilen neutraler als «Beckingkurven» oder meinetwegen als «Personalkurven» bezeichnen. Über sie scheint mir durch meine Untersuchungen einwandfrei festgestellt zu sein, daß sie das Konstanteste sind, was es überhaupt beim denkenden und handelnden Menschen gibt: wenigstens ist mir trotz mehrjährigem Suchen kein Fall bekannt geworden, daß ein Individuum beim eigenen Produzieren über mehr als eine Beckingkurve frei verfügte, mag es auch sonst noch so reich sein an klanglicher Variabilität. Selbst ein Mann wie Goethe, der an klanglichem Reichtum weitaus alles übertrifft, was mir sonst bekannt geworden ist, bleibt von Anfang bis zu Ende seines Lebens seiner einen Beckingkurve getreu. Es läßt sich auch nicht bezweifeln, daß die Beckingkurve zum angeborenen Besitz des Individuums gehört (wie ich bei Neugeborenen habe feststellen können), und daß bei ihrer Übertragung von Individuum zu Individuum die üblichen Allgemeingesetze der Vererbung eine große, wenn auch nicht die allein ausschlaggebende Rolle spielen. So ist es auch allein zu verstehen, wenn ganze Stämme oder gar Völker sich manchmal fast bis zur Ausschließlichkeit nur einer und derselben Beckingkurve bedienen.

Es gibt nur drei typisch verschiedene Arten von Beckingkurven, die wir mit ihrem Entdecker einfach als I, II, III beziffern.

I (z. B. bei Goethe herrschend) hat die Grundform «spitz-rund» (Fig. 1);

II (z. B. bei Schiller herrschend) hat die Grundform «rund-rund» (Fig. 5);

III (z. B. bei Heine herrschend) hat die Grundform «spitz-spitz» (Fig. 14).

Die Grundformen aber variieren von Person zu Person stark nach Einzelgestalt und Dynamik, z. B. durch die Betonung des Vertikalelements oder des Horizontalelements (vgl. z. B. Fig. 1 gegen 2—4), II insbesondere auch durch die relative Lage der beiden Schlingen (vgl. Formen wie Fig. 5—13 u. dgl.); III (Fig. 14—17) auch dadurch, daß an die eigentliche sichelförmige Kurve noch (rechtsläufige) «Luftschlingen» antreten können, die nur der Verbindung dienen und in klanglich leere Zeiten fallen (Typus der Fig. 18). Auch bei I geht dem Abstieg von der Spitze gern ein in Leerzeit fallender Aufschlag voraus (s. die punktierten Linien in Fig. 1—4).

Schlagen kann man die Beckingkurven einfach mit dem vorgestreckten Zeigefinger der rechten Hand (also ohne alle Mitwirkung der Linken); das geht bei allen Texten, nur ist dabei noch auf zweierlei zu achten. Einmal auf den Raumpunkt, von dem aus die Kurve zu schlagen ist, wenn sie nicht Hemmungen auslösen soll, und den ich allgemein den «Gestenpunkt» nenne: vgl. z. B. die verschiedene Stellung der Hände bei *Da steh ich nun, ich armer Tor* und *O sähst du, voller Mondenschein* (oben S. 71), und zweitens auf die Art, wie dabei die einzelnen Gelenke (von Schulterblatt [«Achsel»] und Schulter herab bis zu den Fingern) mitarbeiten; in erster Linie ist dabei auf das «Schlaggelenk» zu achten, d. h. auf das oberste Gelenk, von dem die ganze Bewegung ausgeht; indessen verlangt auch die eventuelle Mitarbeit sonstiger «Hilfsgelenke» sorgsame Beachtung.

Dies ganze Bild ändert sich aber sofort nicht unwesentlich, wenn man, statt einfach mit dem Finger, sozusagen mit bewaffneter Hand arbeitet, d. h. sich eines Taktstockes bedient, um damit die Kurve zu markieren. Dann treten sofort neue Bedingungen zu den alten hinzu, denn nun kommt es auch auf die Griffstelle, die Griffart und auf die Richtung an, die man dem Taktstock zu geben hat. In ersterer Beziehung stellt der Taktstock gewissermaßen einen Spannungsmesser für die Grade der inneren Anteilnahme dar: je größer die Spannung, um so tiefer am Stock (d. h. um so mehr nach dessen Spitze hin) muß man greifen, und

umgekehrt. Für das andere ein Beispiel. Man spreche sich etwa die erste Strophe von Goethes «Neuem Amadis» vor:

Als ich noch ein Knabe war,
sperrte man mich ein

usw., und führe dabei den Taktstock mit gewöhnlicher Haltung (d. h. mit der Spitze nach außen) in der rechten Hand. Ist da Raumstellung und Form der Kurve richtig getroffen, so entsteht keine Hemmung, wohl aber tritt eine solche ein, wenn man zur zweiten Strophe übergeht:

Doch du warst mein Zeitvertreib,
goldne Phantasie

usw., und sie schwindet dort erst dann, wenn man den Taktstock «umlegt», d. h. so wie einen Schreibstift zwischen Daumen, Zeige- und Mittelfinger faßt, und zwar so, daß nun das dickere «Ende» des Stabes nach vorn bzw. außen gerichtet ist. So geht es dann Strophe um Strophe weiter: die ungradzahligen Strophen verlangen die erste, die gradzahligen die zweite Art der Haltung des Taktstockes.[1]

Prüft man weiter, so bemerkt man leicht, daß die Partien des Textes, welche die Umlegung des Taktstockes erfordern, auch mit einer vom übrigen abweichenden Art von Stimme gesprochen werden. Bei der Normalhaltung des Taktstocks (Spitze nach außen) und also bei der entsprechenden «Normalstimme» (N) steht der Kehlkopf etwas höher und ist seine Muskulatur stärker gespannt: die einzelnen Töne der Stimme sind dementsprechend durchschnittlich etwas höher, heller klingend und glatter; bei der Umkehr des Taktstocks bzw. bei der entsprechenden «Umlegstimme» (U) sinkt der Kehlkopf unter gleichzeitiger Entspannung, die Stimme wird tiefer, dumpfer und rauher und zeigt namentlich nach der Tiefe zu eine immer deutlicher werdende Neigung zum Vibrieren.

Über diesen Gegensatz von Normalstimme und Umlegstimme verfügt jeder Mensch vollkommen frei, je nach Gewohnheit, Stimmung und Gehalt dessen, was er sagen will[2], und speziell die Dichter

[1] Über eine zwiefach verschiedene Art der Bewegung des Taktstocks («starren» und «wirbelnden» Umleger) wird weiter unten zu handeln sein (s. S. 80 ff.).

[2] Die eine von den beiden Stimmen ist dann allemal die Alltagsstimme, die andere affektisch bestimmt. Im allgemeinen scheint die Stimmart N als Alltagsstimme vorzuherrschen, es gibt aber auch ganze Landschaften, ja Länder, in denen U als Alltagsstimmart dominiert (so z. B. die Schweiz und die Niederlande, in Deutschland Ripuarien, auch beträchtliche Teile von Oberdeutschland).

und Musiker machen von dieser Doppelheit des Stimmcharakters gern sehr ausgiebigen Gebrauch. Er spielt denn auch in der Praxis der Schallanalyse eine sehr wichtige Rolle, und wir werden ihm noch öfters zu begegnen haben. Aber das ist es nicht, was an dieser Stelle hervorgehoben werden muß, vielmehr die merkwürdige Tatsache, daß ein sprachliches X, das an sich mit der Beckingkurve gar nichts zu tun hat (also hier der Gegensatz zwischen N und U), bei der Ausführung dieser Kurve notwendig mit berücksichtigt werden muß, sobald man von der neutralen, d. h. «unbewaffneten» Hand zur «bewaffneten» übergeht, d. h. an das eigene ausführende Glied (Arm + Hand) noch einen besonderen Ausführungs- und Kontrollapparat (hier den Taktstock) anschließt. Diese Tatsache ist für uns deswegen so wichtig, weil sie uns in diesem Zusammenhang zum erstenmal zeigt, daß irgendein einzelner Faktor der Spracherzeugung (hier die Beckingkurve) nicht aus dem Gewebe der übrigen Erzeugungsfaktoren ganz isoliert herausgelöst werden kann, daß er also offenbar auch nicht isoliert wirkt, sondern im Zusammenhang eines bestimmten Komplexsystems, das man nicht auflösen oder zerstören kann, ohne die Gesamtwirkung des Komplexes zu schädigen. Wie viele und welche Faktoren im einzelnen zu einem solchen Komplexsystem zusammenwirken, das zu ermitteln, muß der näheren Einzeluntersuchung überlassen bleiben, und wir werden gleich sehen, daß neben Gestenpunkt, Griffart und Normal/Umgelegt auch noch ganz andere Faktoren zu berücksichtigen sind, wenn wir zu der ersten Art der Spezialkurven übergehen, deren ich oben S. 74 gedachte. Ja, bei dieser verrät sogar bei der Begleitkontrolle schon die unbewaffnete Hand, daß es sich wieder um einen untrennbaren Komplex von beherrschendem Grundfaktor und modifizierenden Nebenfaktoren anderer Art handelt.

Man kann diese, in der Gesamtreihe zweite Kurvenart als das Geschlecht der Taktfüllkurven (Sigle **F.** = «Füllkurve» oder kurzerhand 'Figur') bezeichnen. Sie beruht in erster Linie auf der besonderen Art von Zeitgliederung, die wir von der Musik her kennen, welche ja von jeher mit Gegensätzen wie $^2/_4$, $^4/_4$, $^3/_8$, $^6/_8$, $^9/_8$, $^3/_4$-Takt usw. arbeitet. Diese doppelte Zeitgliederung in abstracto (nach Takten und Zählzeiten usw.) ist bei unserem Kurvengeschlecht der Grundfaktor. Aber unsere Kurven deuten eben nicht bloß die Teilung als solche an, sondern sie nehmen zugleich auf die besonderen Eigenschaften des Klangmaterials

Rücksicht, mit denen die einzelnen taktischen Zeiten «gefüllt» werden, und eben darum sollen sie nicht kurzerhand als «Taktkurven», sondern genauer als «Taktfüllkurven» bezeichnet werden.

Nach der herkömmlichen Lehre kennt nun nur die Musik (einschließlich des Gesanges) den Unterschied numerisch verschiedener Taktarten: der gesprochenen Rede, also auch dem gesprochenen Verse sollen sie fehlen. Es ist auch von vornherein klar, daß die Prosa nicht taktmäßig gegliedert ist. Auch ist in der gesprochenen Poesie zweifellos die Zeitgliederung nicht so streng durchgeführt wie in Gesang und Instrumentalmusik: aber es besteht ebenso zweifellos doch ein innerer Zusammenhang zwischen dem musikalischen Takt und dem, was man jetzt nun auch im eigentlichsten Sinne des Wortes die Taktart eines Sprechverses nennen muß. Dieser Zusammenhang besteht, sage ich, sicherlich, wenn überhaupt etwas aus der Tatsache zu schließen ist, daß jede Art auch nur gesprochenen Verstextes als Begleitkurve zweiter Art (also nächst der Beckingkurve) eben eine der Zeitfüllkurven fordert, die in der Musik eindeutig an die doch auch numerisch definierten und differenzierten Taktarten gebunden sind, die wir durch die üblichen Taktvorzeichnungen von einander zu scheiden pflegen.

Zur Untersuchung aller der hieran anknüpfenden Fragen sind die schematischen eckigen Taktschlagfiguren wie für $^3/_8$, für $^4/_4$-Takt nicht brauchbar, wie sie ja denn auch in der Musiklehre mehr schematisch gefordert als praktisch angewandt werden. Sie berücksichtigen eben nur die numerische Zeitteilung unter Ausschluß der mit dieser Zeitzerschneidung Hand in Hand gehenden Bindungsfaktoren des Komplexsystems, dessen erster (aber deshalb doch nicht einzig maßgebender) Faktor allerdings die Zeitgliederung ist. Sie zerreißen demnach auch, wenn ihre Wirkung nicht durch Bindefaktoren gemildert wird, die natürlichen Zusammenhänge, auch in der Musik, und so bringen sie auch doch nur eine Vortragsweise zustande, die sich dem sog. Skandieren der gesprochenen Verse an die Seite stellt. Will man neben der Gliederung, wie es notwendig ist, auch die innere Bindung der Taktglieder berücksichtigen, so müssen an die Stelle der eckigen Taktschlagfiguren abgerundete Formen treten, in denen das, was in der herkömmlichen Figur (betonte) Ecke oder Zacke ist, nun als

Durchgangspunkt einer bindenden Kurve erscheint: Scharfe Ecken kommen in den neuen Figuren höchstens als Auslaufs- (nicht als Schlag-) punkte von Kurven vor: als Auslaufspunkte noch dazu, die in schallleere oder psychisch tote zeitliche Grenzstrecken hineinfallen. Der zeitlichen Lage nach sind die Durchgangspunkte natürlich ebenso genau durch die Kurve bestimmt, in die sie hineinfallen, wie die Schlagpunkte der üblichen eckigen Schemata. Welche Formen dabei die Kurven für die verschiedenen Taktarten anzunehmen haben, darüber entscheidet abermals natürlich nicht irgendwelche aprioristische Theorie, sondern nur die empirische Untersuchung einer großen Anzahl möglichst verschiedenartiger Musikstücke von bekannter Taktart. Dabei muß wiederum der Gesichtspunkt maßgebend sein, daß diejenige Kurvenform für die Taktart des einzelnen Stückes «richtig» ist, welche sich diesem bei der Begleitung ebenso hemmungslos anschmiegt, wie es bei unsern ersten Versuchen die Beckingkurve getan hat. Ein wesentlicher Unterschied besteht aber doch zwischen der Ausführung der Beckingkurve und der der Taktfigur, und er ist bei allen Prüfungen streng zu berücksichtigen. Auch die Taktfigur ist zwar, wie die Beckingkurve, mit der rechten Hand zu schlagen, aber während bei der Ausführung der Beckingkurve die linke Hand untätig herabhängen muß (oben S. 75), muß hier, bei der Taktfigur, die Linke symmetrisch zur Rechten emporgehoben werden (also sozusagen im linken «Gestenpunkt» [S. 75]) verweilen, ja sie kann und darf auch den Bewegungen der rechten Hand im Spiegelbild folgen.

Bei der weiteren Untersuchung stellt sich nun sehr bald heraus, daß es ganz unmöglich ist, für jede von der Musik einmal anerkannte numerische Taktart mit einer einzigen Art von Begleitkurve auszukommen, und das ist schließlich auch leicht zu begreifen, weil ja die musikalische Taktvorzeichnung nur allein die Zeitgliederung ins Auge faßt (oben S. 77), die neue Taktfigur daneben aber auch noch den andern Faktoren Rechnung tragen soll, die mit der Zeitgliederung im Komplex stehen (oben S. 77 f.).

Unter den hier zu berücksichtigenden Ergänzungsfaktoren spielt wieder der Gegensatz von Normal und Umgelegt eine wichtige Rolle; es ist unmöglich, auch bei sonst ganz gleicher Kurvenart, ein Stück mit Normalklang mit Umlegehaltung des Taktstocks zu begleiten, also z. B. normalstimmiges $^3/_4$-taktiges *Es kann ja nicht immer so bleiben* (Fig. 60; Melodie s. z. B. bei Erk-Friedländer, Deutscher

Liederschatz I, S. 40) mit U, oder umlegstimmiges $^3/_4$-taktiges *O Tannenbaum, o Tannenbaum* (Fig. 60; Erk S. 87) mit N. Das bedingt überdies nicht einmal eine Umformung der Kurve selbst, sondern ändert nur die Haltungsart des Taktstocks. Daneben gibt es aber noch zwei andere Faktoren, welche die Richtung und die Form der Kurven selbst angreifen.

Das erstere geschieht bei dem Gegensatz zwischen steigender und fallender Tonbildung (Siglen s und f), wobei natürlich nur die obligatorische Stimmbewegung innerhalb der einzelnen Silbe oder Note gemeint ist[1], nicht der Tonschritt von Silbe zu Silbe oder von Note zu Note. Man kann ja auch ein steigtonig gedachtes Sprechgedicht wie (N) *Mútig stánd an Pérsiens Grénzen | Róms erpróbtes Héer im Féld* sinn- und stimmungsgerecht nicht falltonig als *Mùtig stànd an Pèrsiens Grènzen | Ròms erpròbtes Hèer im Fèld*, oder ein falltonig gedachtes wie (N) *Prèisend mìt viel schônen Rèden || ihrer Lànder Wèrt und Zàhl* steigtonig sprechen, und ebenso ist es in der Musik. Auf beiden Seiten ruft demgemäß auch der Wechsel von Steigtonig und Falltonig eine Umkehrung der Kurve hervor. Dabei versteht man leicht, daß bei falltoniger Normalstimme die Kurve mit einem Niederschlag beginnt, dem sich dann ein Aufschlag anreiht, bei steigtoniger Normalstimme aber der Aufschlag vorausgeht und der Niederschlag folgt. In diesem Sinne ist eine Melodie wie die von (N $^3/_4$) *Ä'nnchen von Thárau ist's díe mir gefâllt* (Erk S. 4; Fig. 53) oder von (N $^3/_4$) *Der Mái ist gekómmen* (Erk S. 23; Fig. 55), da es immer auf den ersten Schlag ankommt, als steigtonig, dagegen die von (N $^3/_4$) *Es kànn ja nicht ìmmer so blèiben* (Erk S. 40; Fig. 60) als falltonig zu bezeichnen. Komplizierter liegen die Dinge bei der Umlegstimme, denn da geht manchmal die Bewegung des

[1] Es ist nicht immer ganz leicht, zwischen 'steigendem' und 'fallendem' Silbenton sicher zu entscheiden, da es sich dabei abermals um Wirkungskomplexe handelt. Ich verweise deshalb auf meine Darlegungen in dem Bericht über den «Kongreß für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft», Berlin 7. bis 9. Oktober 1913, Stuttgart 1914, S. 461 f., wo einerseits ausgeführt ist, daß für den Eindruck des Steigens das Zusammenwirken von Erhöhung der Schwingungszahl, Erhellung der Klangfarbe und Zunahme der Spannung maßgebend ist, für den Eindruck des Fallens aber Erniedrigung der Schwingungszahl, Verdunkelung der Klangfarbe und zunehmende Entspannung, andererseits daß diese drei Komplexfäden artikulatorisch doch einheitlich hervorgebracht werden, insofern beim Steigton die Vorderzunge sich energisch nach oben hebt, beim Fallton aber sich nach vorn und unten schiebt, wie man durch Abtasten leicht feststellen kann.

nach außen gerichteten Taktstockendes mit der Tonrichtung zusammen, und manchmal ist sie ihr entgegengesetzt, derart, daß Niederschlag des Stockendes mit Steigton, Aufschlag aber mit Fallton zusammengeht.[1] So haben z. B. die beiden Melodien *Der Sang ist verschollen, der Wein ist verrauscht* (Erk S. 235) und *Hier sind wir versammelt zu löblichem Tun* (Erk S. 244) beide U $^4/_4$ und die gleiche Begleitkurve (Fig. 85) und doch ist die erste zugleich falltonig und fallkurvig, die zweite aber steigtonig, trotz der fallenden Kurve. Dieser Gegensatz beruht auf einer typischen Verschiedenheit in der Art, wie der Taktstock bewegt wird. Bei der ersten Art wird der Taktstock «starr» gehalten, d. h. ohne besondere Mitwirkung von Hand- oder Fingergelenk lediglich durch die Bewegung des Arms derart durch den Raum geführt, daß er sich stets parallel bleibt und auch in gleichem Winkel zum Unterarm verharrt. 'Ende' und 'Spitze' beschreiben dann auch gleichsinnig die gleiche Figur, z. B. einen links- oder rechtsdrehenden Kreis, und der Stock schneidet in diesem Falle sozusagen einen Zylinder aus dem Raume heraus. Ich spreche in diesem Fall kurzerhand von «starrem Umleger». Im zweiten Fall aber, beim «wirbelnden Umleger», wird der Taktstock noch durch neu hinzutretende Ergänzungsbewegungen von Hand- und Fingergelenk derart um einen in seinen Innern gelegenen Drehpunkt «herumgewirbelt», daß 'Ende' und 'Spitze' in entgegengesetztem Sinne arbeiten (bei kreisender Bewegung umschreibt also z. B. der Taktstock statt des Zylinders im Raume einen Doppelkegel, dessen gemeinschaftliche Spitze im Drehpunkt liegt). Im übrigen geht nun der starre Umleger in Beziehung auf die Tonrichtung mit dem Normalstimmer, während der wirbelnde Umleger ihm konträr geht, also Fallbewegung mit Steigton kombiniert, und umgekehrt.

Um diese scheinbare Merkwürdigkeit zu verstehen, wird es genügen, darauf hinzuweisen, daß bei allem Dirigieren doch offenbar die Spitze des Taktstocks der eigentlich ausschlaggebende Faktor ist, nicht das dicke Ende, auch wenn dies (beim Umleger) nach vorn gerichtet ist. Da nun beim starren Umleger Ende und Spitze sich gleichsinnig bewegen, und diese Bewegung dieselbe ist wie beim Normalstimmer, so kann auch kein Gegensatz zur Tonrichtung eintreten. Beim wirbelnden Umleger aber steigt die Spitze, während

[1] Hiernach ist das Eddalieder S. 172 f. Vorgetragene zu ergänzen bzw. zu berichtigen.

das (nur scheinbar dirigierende) Ende fällt (und umgekehrt), und das kann sich denn eben auch nur mit Steigton (bezw. umgekehrt) verbinden.

Weiterhin ist zu beachten, daß auch ein Wechsel von rechts nach links und umgekehrt eine ähnliche Wirkung hervorbringen kann wie Nieder- und Aufschlag. So wirkt ein rechts-linksläufiges ∝ umgekehrt wie ein links-rechtsläufiges ∞: man zählt also beispielsweise normalstimmig fallend | steigend *èins zwèi | dréi vier* bei rechts-linksläufiger Begleitung mit ∝, aber steigend | fallend *éins zwéi | drèi vìer* bei links-rechtsläufiger Begleitung mit ∞, oder falltonig *èins zwèi drèi vìer fünf sèchs* bei linkskreisendem $^6/_8$-Takt (Fig. 50) gegenüber steigtonigem *éins zwéi dréi vier fünf séchs* bei rechtskreisendem (Fig. 49). Es hängt das offenbar damit zusammen, daß im Unterbewußtsein des Menschen seine rechte Körperhälfte (bei Einstellung für N) mit der Vorstellung von Falltonigkeit, die linke aber mit der Vorstellung von Steigtonigkeit verklammert ist. Ein einfacher Versuch, wie er tausendmal im Leben vorkommt, kann das zeigen. Man lade etwa durch eine Formel wie *Bitte, meine Herren, wollen Sie nicht Platz nehmen* zum Sitzen ein. Begleitet man, als N-Sprecher, diese Worte mit einer einladenden Geste der rechten Hand und zur Rechten des Körpers, so wird man zwangsweise falltonig sprechen, bei einer entsprechenden Geste der linken Hand aber steigtonig. Geht man aber mit der einladenden Hand über die Körpermitte hinaus auf die entgegengesetzte Seite des Körpers, so legen sich die Tonrichtungen wieder um, und ähnliches geschieht auch wieder da, wo der «wirbelnde Umleger» auftritt.[1]

---

[1] Der Gegensatz der Wirkung von Rechtsgeste uud Linksgeste auf die Sprache ist für einen einzelnen Fall schon frühe beobachtet worden. J. M. R. Lenz wechselt sonst in seinen Gedichten Zeile um Zeile zwischen Steig- und Fallton, sie lassen sich also auch Zeile um Zeile abwechselnd mit einer Linksgeste und einer Rechtsgeste begleiten. Aber zu dem rein steigtonig gehaltenen Matz Höcker (Lewy 2, 73 ff.):

Ein Schulmeister bin ich, Matz Höcker genannt,
Bin fleißig gewesen, ist Gott bekannt,
Drum darf, Gottlob! mich jetzund nicht entblöden,
Mit meiner gnädigen Herrschaft zu reden

usw. bemerkt er selbst: «Eine Chrie von dem Verfasser selbst unter beständigen Gestikulationen der linken Hand in einer zahlreichen Gesellschaft verlesen.» Rechtsgesten führen hier auch wirklich allemal zum Absurden. Späterhin hat dann W. E. Peters in der oben S. 4 zitierten Abhandlung, in der er auf meine Veranlassung u. a. auch die gegensätzliche Wirkung von Rechts- und Linksbewegung zu untersuchen hatte, wiederum für einen Einzelfall (und zwar weniger

Aber auch damit sind wir noch nicht am Ende. Wir fanden oben beispielsweise für den musikalischen $^3/_4$-Takt in dem normalstimmig steigtonigen Lied *Ännchen von Tharau* eine von links unten nach rechts oben ansteigende und dann wieder fallende Begleitkurve; eine ähnliche, aber von unten rechts ausgehende Kurve (Fig. 61) hat Mendelssohns *Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?* (Erk S. 127). Aber beide, und alle anderen ähnlichen Kurvenformen, versagen wieder vollständig, wenn man versucht, mit ihnen gewisse andere Melodien zu begleiten, die doch auch im $^3/_4$-Takt gehen und daneben auch wieder den Gegensatz von steigend und fallend aufweisen. So verlangt beispielsweise das normalstimmig-steigtonige *Der Mai ist gekommen* die Begleitkurve Fig. 55, das normalstimmig-falltonige *Gaudeamus igitur* die Fig. 60. Man sieht da wieder bei Steigtonigkeit den Aufschlag, bei Falltonigkeit aber den Niederschlag beginnen: woher aber die ganz abweichende Kurvenform, die mit der von *Ännchen von Tharau* usw. gar keine Ähnlichkeit mehr hat?

Um das klar zu machen, wird es nützlich sein, wieder einen kleinen Hilfsversuch einzuschalten. Eine Melodie wie die von *Ännchen von Tharau* kann man auch mit einer gradlinigen Handbewegung begleiten, die mit der Richtung links-rechts einsetzt und dann zurückläuft [⇄] (bei *Wer hat dich, du schöner Wald* kehrt sich diese Richtung um); eine Melodie wie *Der Mai ist gekommen* dagegen nur mit einer von links nach rechts und dann zurücklaufenden Konvexkurve; eine Melodie wie *Drunten im Unterland* (Erk S. 29) mit einer annähernd linkskreisenden Bewegung (besser in Form von Fig. 58), endlich eine Melodie wie das *Gaudeamus* (Erk S. 193) mit einer schlingenden Bewegung in Gestalt einer schrägliegenden *8* (Fig. 27). Hier steht also «grade Begleitlinie» gegen «bogenförmige» (kürzer «bogende»), «kreisende» und «geschleifte». Die bogende Kurve kann dann, wie weitere Beispiele zeigen, entweder konvex sein (wie bei *Der Mai ist gekommen*) oder konkav (⌒ oder ⌣), die kreisende ent-

auf Grund einer strengen Kurvenanalyse, als «subjektiv» nach dem Abhören der gleichzeitig aufgenommenen Phonogramme) konstatiert (S. 567), «daß α) bei rechtskreisender und aufkreisender Bewegung Steigtendenz eintritt, β) bei links- oder niederkreisender Bewegung sich Falltendenz zeigt». Verallgemeinern läßt sich natürlich ein solches Einzelergebnis nicht ohne weiteres; das zeigt sich schon dadurch, daß bei Umlegton auch alle Tonrichtungen umgelegt werden, und daß auch einfache Rechts- und Linksgesten (ohne Kreisen u. dgl.) ganz analoge Erscheinungen hervorrufen können wie das Rechts- und Linkskreisen. Ich selbst bin von ganz anderer Seite zu meinen Beobachtungen gekommen, die historisch in keiner Weise mit der Arbeit des Herrn Peters zusammenhängen.

weder links- oder rechtskreisend (gegen den Uhrzeiger, und mit ihm); die geschleifte endlich kann entweder mit einem konvexen Teil beginnen, dem sich ein konkaves Stück anschließt (Fig. 25, 27), oder mit einem konkaven Stück mit konvexer Fortsetzung (Fig. 26, 28). Vergleicht man damit nun die Art, wie in den zitierten Melodien die Töne gebildet werden, so tritt ein deutlicher Parallelismus hervor. In den Melodien, welche gradlinige Begleitung gestatten bzw. fordern, bleibt sich entweder der Ton von Anfang bis zu Ende gleich, oder er verändert sich nur in einer und derselben Richtung: er steigt oder fällt andauernd und gleichmäßig, oder er zeigt ein andauerndes und gleichmäßiges Crescendo oder Decrescendo. Man kann also eine derartige Tonbildung bzw. Tonführung wohl abkürzend eine «grade» nennen, und dann, noch weiter abkürzend, auch direkt von «graden Tönen» oder von «gradtonigen Melodien» sprechen. Anders bei den Tönen bzw. Melodien der entgegengesetzten Arten, die man nun auch wohl, in ähnlicher Weise abkürzend, als «bogend», «kreisend» und «schleifend» (oder «geschleift»), bzw. als «bogentonig», «kreistonig» und «schleiftonig» bezeichnen darf. Bei der bogenden Tonführung schwillt der Ton zunächst im Bogen an, um dann, im Bogen weiterlaufend, wieder abzuschwellen (alles ohne Ruck oder Bruch natürlich). Gleichzeitig verändert sich auch die Tonhöhe, und zwar in zwiefach verschiedenem Sinne: beim Konvexton steigt sie nach der angeschwellten Mitte hin, um dann wieder abzusinken; beim Konkavton dreht sich das Verhältnis wieder um. Charakteristisch ist ferner für den Bogenton, daß seine Kurve nach dem ersten Bogenschlag mit scharfem Absatz auf demselben Wege wieder zurückläuft. Beim kreisenden Ton dagegen bindet sich bei gleichmäßigem Fortgang der Bewegung ein konkaves Folgestück an ein konvexes Vorderstück (beim Rechtskreisen), oder ein konvexes Folgestück an ein konkaves Vorderstück (beim Linkskreisen), jedoch jederzeit so, daß nur der ganze Umgang als solcher eine einheitliche Kurve ausmacht (nicht aber jedes Teilstück zählt, wie das beim bogenden Ton der Fall ist). Beim Schleifton endlich wechseln entsprechend der oben beschriebenen Kurve Konvex- und Konkavstücke innerhalb jedes Hin- oder Rückgangs auch melodisch miteinander ab. Auf unsere alten Beispiele angewandt, heißt das offenbar: Kurven wie Fig. 53 und 54 nebst ihren Varianten (darüber unten) sind die Kurven für steigend- bzw. fallend-gradtonigen $^3/_4$-Takt, dagegen gilt Fig. 55 (wie in *Der*

Mai ist gekommen) dem steigend-bogentonigen, Fig. 58 (wie *Drunten im Unterland*) dem fallend-kreistonigen, endlich Fig. 60 (wie im *Gaudeamus*) dem fallend-schleiftonigen $^3/_4$-Takt usw. Jede von der Musik anerkannte numerische Taktart zerlegt sich also, wenn man alle die Komplexfaktoren mit einrechnet, die für Füllung und Vortrag des Taktes in Frage kommen, zunächst einmal in 16 Unterarten, insofern jeder gefüllte Takt entweder

1. normal- oder umlegstimmig;
2. steig- oder falltonig[1];
3. grad, bogend, kreisend oder schleifend

sein kann.

Dies ergibt für die gangbarsten Taktarten das auf der Tafel unter Fig. 19—60 zusammengestellte Formenbild. Alle diese Formen nebst ihren Varianten gelten sowohl für die Musik (also speziell den Gesang) wie auch für den Sprechvers: wir können also weiterhin auch wieder zu Sprechbeispielen greifen.

Befremden möchte in der gegebenen Tabelle vielleicht der Umstand, daß die Kurvenformen für alle gradtonigen Taktarten der Form nach gleich, oder doch nahezu gleich[2] sind und auch die Formen für bogenden $^2/_4$-, $^3/_8$- und $^6/_8$-Takt zusammengehen. Es besteht aber in Wirklichkeit doch ein wichtiger Unterschied, nur nicht in der Kurvenform selbst, sondern in der Ausführung der Kurve. Für den $^4/_4$-Takt ist der Taktstock bei der Einstellung für N mit «Endobergriff» zu fassen (also etwa so, wie man den Stil eines Hammers greift, mit dem man schlagen oder klopfen will), ebenso für $^2/_4$- ($^2/_2$ usw.) Takt, nur so, daß man dabei die Spitze des Zeigefingers auf den Taktstock selbst legt; für $^3/_8$- und $^6/_8$-Takt (desgl. für $^9/_8$, $^{12}/_8$ u. ä.) mit «Mitteluntergriff» (d. h. etwa so, wie man einen Schreibstift hält [zwischen Daumen, Zeige- und Mittelfinger, also wie beim Umleger], nur daß man den Taktstock etwa in der Mitte seiner Länge faßt); für $^3/_4$-Takt endlich mit «Drittel untergriff» (d. h. so wie vorher, nur so, daß die Griffstelle etwa am Ende des oberen [d. h. dickeren] Drittels des Takt-

[1] Man beachte, daß für die Bezeichnung des ganzen Taktes stets der erste Schlag maßgebend ist: steigend nennen wir also z. B. jeden ganzen Takt, der mit dem Aufschlag beginnt, auch wenn diesem (wie selbstverständlich) ein (falltoniger) Niederschlag folgt.

[2] Der einzige prinzipielle Unterschied ist der, daß die Kurven für die niedrigsten Taktarten (wie $^3/_8$ und $^2/_4$) in eine einfache «Spitze» auslaufen, während die höheren Taktarten (wie $^6/_8$, $^3/_4$, $^2/_2$, $^4/_4$) statt dieser Spitze eine Überschneidungsform zeigen, wie in der Tabelle angegeben.

stocks liegt). Bei $^3/_8$-, $^2/_4$- und $^4/_8$-Takt wird ferner vom Ellbogengelenk aus geschlagen, bei $^6/_8$ und $^3/_4$ vom Schultergelenk aus, aber so, daß die Hauptarbeit vom Unterarm (vom Ellbogen abwärts) geleistet wird; bei $^4/_4$ und $^2/_2$ arbeitet auch der Oberarm energisch mit (das Schultergelenk ist also das eigentliche aktive Schlaggelenk); bei Takten noch höherer Ordnung (wie etwa $^3/_2$, $^6/_4$ u. ä.) rückt das Schlaggelenk weiter bis zur Achsel vor (so daß also das ganze Schulterblatt mitbewegt wird). Für die Umlegstimme U ergeben sich die entsprechenden Unterformen einfach durch die Umlegung des Taktstocks. Übrigens gelten alle diese Verschiedenheiten von Griff und Schlaggelenk auch für bogen-, kreis- und schleiftonige Parallelformen der besprochenen Takte. Man vergleiche etwa Beispiele (aus Goethe) wie

$^2/_4$ N — grad-falltonig (Fig. 30):

Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrscher des Flusses,
Hält dich und teilet mit dir ewig sein strömendes Reich.

(Endobergriff mit Auflegen des Zeigefingers, Ellbogen);

$^4/_4$ N — bogend-falltonig (Fig. 22):

Was bedächtlich Natur sonst unter viele verteilet,
Gab sie mit reichlicher Hand alles der Einzigen, ihr.

(Endobergriff ohne Fingerauflage, Schulter);

$^6/_8$ N — grad-falltonig (Fig. 46):

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche,
Guter! die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.

(Mitteluntergriff; Schulter, doch mit Betonung des Unterarms);

$^3/_4$ N — grad-steigtonig (Fig. 53):

Die Städterin droht
Euch Dirnen den Krieg,
Und doppelte Reize
Behalten den Sieg.

(Dritteluntergriff, Schulter, doch mit Betonung des Unterarms). —

Wir fanden vorher, daß jeder produzierende Mensch nur eine einzige Beckingkurve besitzt: in der Verwendung der Taktfüllkurven unterliegt er dagegen keiner andern Beschränkung als der, die er sich etwa selbst durch die Begünstigung von Lieblingsformen auferlegt. Wie der Komponist in jeder beliebigen Taktart und -unterart komponieren, so kann eben auch der Dichter in jeder beliebigen Taktart oder Taktfüllungsart seine Verse bilden: nur das Eine scheidet sie, daß der Musiker mit Bewußtsein die eine oder andere numerische Taktart wählt und in ihr arbeitet, während Auswahl und Arbeit sich

beim Dichter unbewußt vollziehen. Man wolle hier nur nicht «Taktart» und «Metrum» verwechseln: denn diese Begriffe decken sich durchaus nicht, auch nicht einmal so weit, wie man es bisher stillschweigends angenommen hat. Nichts ist (wie das schon die zuletzt gegebenen Beispiele zum Teil erkennen lassen) häufiger, als daß eines und dasselbe «Metrum», ein und dieselbe «Versart» in ganz verschiedenen Taktarten verläuft, auch schon in recht alten Zeiten. So verläuft z. B. der Hexameter der Ilias (abgesehen vom Schiffskatalog, der mit der Odyssee geht) in bogend-falltonigem $^{4}/_{4}$-Takt (Fig. 22):

Μῆνιν ἄειδε, θεά, Πηληιάδεω Ἀχιλῆος,

der der Odyssee (und des Schiffskatalogs) aber in kreisend-falltonigem $^{6}/_{8}$-Takt (Fig. 50):

Ἄνδρα μοι ἔννεπε, Μοῦσα, πολύτροπον ὃς μάλα πολλά.

In den erzählenden Metamorphosen gebraucht ferner z. B. Ovid den schleifend-falltonigen $^{4}/_{4}$-Hexameter (Fig. 22):

In nova fert animus mūtātās dīcere formās || corpora,

in den Tristien und den elegischen Dichtungen dagegen den kreisend-falltonigen $^{6}/_{8}$-Hexameter (Fig. 50):

Parve, nec invideō, sine mē, liber, ībis in urbem,

und weiter noch differenziert Horaz. In den Satiren und Episteln hat auch er das bogend-falltonige $^{4}/_{4}$-Maß (Fig. 22):

Quī fīt, Maecēnās[1], *ut nēmo quam sibi sortem,*

in den Oden ein kreisend-falltoniges $^{6}/_{8}$-Maß (Fig. 50):

Diffugēre nivēs, redeunt jam grāmina campīs,

in den Epoden ein kreisend-falltoniges $^{3}/_{4}$-Maß (Fig. 58):

Nox erat, et caelō[1] *fulgēbat lūna serēnō,*

einmal sogar einen ganz komplizierten kreisend-falltonigen $^{12}/_{8}$-Takt (Fig. 83) mit Mitteluntergriff und Schlag von der Achsel aus:

Mollis inertia cūr tantam diffūderit īmīs,

und noch weiter geht die Spaltung, wenn wir gar den modernen, z. B. deutschen Hexameter und Pentameter herbeiziehen, die bei Goethe z. B. geradezu in eine Unzahl kurvenmäßig wohldifferenzierter Unterarten zerfallen (vgl. unsere alten Beispiele oben), und so auch mutatis mutandis bei allen andern sog. Versarten. Dazu ist noch folgendes zu bemerken.

Die in der Tabelle angegebenen Kurvenformen sind abermals nur schematische Grundformen, die noch mannigfaltigster

[1] Sprich *Maekēnās, kaelō* mit diphthongischem *ae.*

Differenzierung unterliegen können, ebenso wie das bei den Beckingkurven (oben S. 75) der Fall war, auch wenn man von den Veränderungen der Wirkung absieht, die durch Verschiebung des Gestenpunktes (S. 75) im Raume hervorgebracht werden, oder durch Wechsel der Schlaggelenke bzw. der mitarbeitenden Hilfsgelenke (ebenda). Dieser letztere Wechsel aber steht schon in deutlichem Zusammenhang mit dem Wechsel in der Größe der einzelnen Taktfigur. Die Form der Taktfüllkurve aber kann weiterhin wieder wechseln, je nachdem man das horizontale oder das vertikale Moment mehr betont (von denen das erstere — wie bei der Beckingkurve — mehr zeitliche, das letztere mehr dynamisch-melodische Gegensätze zum Ausdruck bringen hilft): man muß also z. B. flache, mittlere und steile $^4/_4$-Kurven wie Fig. 63, 22, 62 scharf voneinander trennen. Endlich spielt auch noch die Lage der Kurve zum Horizont eine recht bedeutende Rolle. So stellt ein horizontal liegendes bzw. senkrecht hängendes $^4/_4$-∞ bzw. 8 auf bogenden Ton ein, aber nach links oder rechts geneigte $\wr$ und $\wr$ auf schleifenden Ton, und zwar wiederum verschieden nach Richtung und Neigungswinkel. Eine wirklich 'kreisende' (d. h. in mehr oder weniger reiner Kreisform verlaufende) Kurve (wie in Fig. 23 und 24) wirkt ferner ganz anders als eine mehr elliptisch verlaufende (wie in Fig. 64, 65) usf. Worin die Verschiedenheit der Wirkung im einzelnen beruht, ist zum guten Teil erst noch zu erforschen: hier muß es uns im Augenblick genügen, auf die Tatsache des Bestehens der Unterschiede hinzuweisen.

Ferner muß beachtet werden, daß auch die Figuren der Tabelle schon nicht mehr ganz einfach sind, insofern sie namentlich ja stets schon die Verbindung von Schlag und Gegenschlag zum Ausdruck bringen (wenn auch derart, daß für den Gesamteindruck der Schlag maßgebend ist, nicht der Gegenschlag: oben S. 85 Fußnote [1]). So vereinigen schon Formen wie Fig. 19, 20 deutlich den Auf- und Niederschlag und umgekehrt; Fig. 33 stellt die Verbindung eines steigend-kreisenden mit einem fallend-kreisenden $^2/_4$ dar[1] usw. Da aber Schlag und Gegenschlag der Form nach nicht aneinander gebunden sind, so entstehen in schier unerschöpflicher Fülle auch Kombinationen verschiedengestaltiger Formelemente

[1] Hier ist, wie man sieht, schon der einfache «Schlag» nicht mehr einheitlich; ähnlich beim schleifenden $^2/_4$-Takt (Fig. 35, 36), wo sich ein kreisendes Übergangsstück zwischen die eigentlichen Schleiferschläge einschiebt.

der Art, wie sie etwa in Fig. 71—79 in einer minimalen Auswahl für den Vierertakt veranschaulicht sind. Und das führt zu der letzten Hauptbemerkung hinüber, die hier zu machen ist.

Es ist nämlich ein wohlbekanntes Gesetz der Psychologie, daß der Mensch unwillkürlich nach Abwechselung strebt, da, wo er Handlung an Handlung stößt, hier also z. B. da, wo er Taktteil an Taktteil, Takt an Takt, Taktgruppe an Taktgruppe reiht. So ist es auch schon in der Musik verhältnismäßig selten, daß ein und dieselbe einfache Taktfüllungsart gleichmäßig durch ein größeres Gebilde (z. B. durch ein ganzes Lied) durchgeführt wird: meist wird auch da irgendwie differenziert, und das gleiche gilt auch vom Sprechvers. Unser altes Beispiel *Als ich noch ein Knabe war* gehört, um nur eines herauszugreifen, sicherlich dem Typus des nichtgraden (auch nicht kreisenden) falltonigen $^4/_4$-Taktes an. Aber wir bekämen sofort Hemmungen, wenn wir, sei es die schematische Grundform des fallend-bogenden (Fig. 22), sei es die des fallend-schleifenden Taktes (also Fig. 28), einfach durchführen wollten: wir müssen vielmehr für die erste, dritte und fünfte Strophe zu schleifend-bogend-falltonigem Takt differenzieren (Fig. 84) und in Strophe 2, 4 und 6 (also in geregeltem Wechsel) konkav beginnenden schleiftonigen Takt nach dem Schema von Fig. 85 eintreten lassen: in beiden Fällen verkleinert sich überdies das Kurvenmaß nach dem Schluß der einzelnen Verszeilen hin. So ähnlich geht es nun in Musik wie in Sprechdichtung in tausendfachem Wechsel weiter, da ja überall die Gegensätze von Grad, Bogend, Kreisend und Schleifend, von Steigend und Fallend, von Normal und Umgelegt in die Variation miteinbezogen werden können, neben Form, Größe, Lage und Dynamik der Begleitkurve. In Goethe erreicht diese Variabilität der Taktfüllung ihren Höhepunkt: sein Reichtum an immer neuen und neuen Formen ist fast unerschöpflich. Auch Schiller ist reichhaltig genug an Wechselformen, wie überhaupt die ältere deutsche Dichtung von der klassischen Zeit an. Die deutsche Dichtung der paar letzten Jahrzehnte ist dagegen im allgemeinen wieder zu wesentlich starreren und einfacheren Formen der Taktfüllung zurückgekehrt. Die anderen modernen Literaturen scheinen in dieser Beziehung stark zu schwanken. Als Besonderheit mag noch im Vorbeigehen bemerkt werden, daß die 'Freiheit' der sog. «freien Rhythmen» in erster Linie darin besteht, daß die Taktfüllungsart beliebig (also nicht nach irgendeinem System) innerhalb der Zeile wie von Zeile zu Zeile wechseln kann. Heines «Nacht am Strande» (aus der «Nordsee») gibt dafür

ein recht gutes und charakteristisches Beispiel (auch für Tonmalerei). Vgl. dazu die Kurven am Schluß der Tabelle (jede Kurve entspricht einer Textzeile).

Taktmäßige Gliederung ist das einzige Merkmal, welches die Poesie eindeutig von der Prosa abhebt. Taktfüllkurven erscheinen daher auch nur in Musik und Poesie, d. h. versifizierter Rede. Dagegen zieht sich nun, wenn auch in verschiedener Weise, gleich der Beckingkurve wiederum durch alle menschliche Rede (also einerlei, ob Poesie oder Prosa) die dritte Art von Kurven hindurch, die noch zu erörtern ist. Das sind die Kurven, in denen die unten näher zu besprechenden «optischen Signale» zu bewegen sind, mit deren Hilfe man den Sprechenden auf bestimmte Klangarten einstellen kann. Nach diesem äußerlichen Zusammenhang mit der Handhabung der Signale mögen unsere Kurven einstweilen einfach als «Signalkurven» bezeichnet werden. Über sie läßt sich aber nur im Zusammenhang mit der ganzen Qualitätsfrage handeln, für deren Erörterung der zweite Teil unserer Betrachtungen bestimmt ist.

II.

Es ist eine altbekannte Tatsache, daß man sehr oft z. B. verschiedene Gedichte selbst eines und desselben Autors nicht mit der gleichen Art von Stimme sprechen kann, wenn man nicht offensichtlich gegen Sinn und Stimmung verstoßen will. So verträgt z. B. Walter Tells Schützenliedchen

Mit dem Pfeil, dem Bogen
Durch Gebirg und Tal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenstrahl

nur eine weich und hell klingende Stimme, im Gegensatz zu der dunkleren und rauheren Stimme, die wir etwa brauchen für

Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbarn Händen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?

Ebenso ist es jedem Musiker bekannt, daß man nicht alles mit gleichem Stimmansatz singen, mit gleicher Anschlags- oder Streichart usw. spielen kann. Es fragt sich nur, auf welche Weise die erforderliche Verschiedenheit der Klanggebung zweckmäßig oder überhaupt hergestellt werden kann.

Darüber war die alte Meinung nun die, daß man die bei der Klanggebung speziell beteiligten Organe besonders «üben» müsse, also der Sänger oder Sprecher seinen Stimmapparat (einschließlich der Atmungsorgane), der Klavier- oder Geigenspieler seine Arm- und Handmuskulatur, und dergleichen mehr. Und unzweifelhaft ist daran viel Wahres. Aber ebenso unzweifelhaft reicht jene alte Lehrmeinung nicht aus, um den Ausübenden in jedem Fall zur denkbar höchsten Leistung zu bringen. Bleiben wir nur einmal etwa beim Sänger stehen, so wird man, mit Benutzung unseres alten Kriteriums von Frei und Unfrei (S. 70), wohl ohne Übertreibung sagen dürfen, daß oft auch ganz hervorragende Künstler nicht imstande sind, gewisse Sachen, die ihnen, wie man sagt, «nicht liegen», mit vollkommen freier Stimme zu singen, auch wenn sie Becking- und Taktfüllkurve richtig einhalten. Ja, ich glaube nach ziemlich umfangreichen Beobachtungen nicht irre zu gehen, wenn ich meine, daß vielleicht die große Mehrzahl der ausübenden Künstler höchstens eine unvollkommene Vorstellung davon hat, was ein physiologisch wirklich «freier» Ton sei. Und diese Sachlage gibt zu denken, denn sie weist uns offenbar wieder aus dem Gebiet des rein Ästhetischen hinüber auf das Gebiet des Physiologischen und seiner psychischen Grundlagen, denn Freiheit und Gehemmtheit sind in erster Linie psychisch-physiologische und nicht ästhetische Gegensätze, wenn wir auch gern zugeben, daß Unfreies auch in ästhetischer Beziehung schlechter wirkt als Freigebildetes. Und wenn man weiter daran denkt, über welche schier unglaubliche Technik unsere ausübenden Künstler oft verfügen, ohne deshalb je zu völlig freier Klangbildung zu gelangen, so wird man, scheint mir, notgedrungen wieder zu dem Schluß geführt, daß es neben der Spezialtechnik des bloßen Stimmorgans (einschließlich der Atemtechnik) für den Sprecher und Sänger, neben der Spezialtechnik in Anschlag, Strich usw. für den Spieler noch ein weiteres Element der Klangerzeugung geben müsse, das die bisherige technische Praxis noch nicht genügend erkannt und daher auch nicht genügend zu verwerten gelernt hat, und dieses X muß nach dem Angedeuteten denn doch wohl auch wieder auf dem Gebiet des Psychisch-Physiologischen gesucht werden. Wo aber ist es dann zu finden, und welche Mittel und Wege gibt es, die uns auch zur praktischen Verwendbarkeit führen, wenn es einmal gefunden ist, ganz abgesehen von dem rein theoretischen Wert, den die etwa zu gewinnende neue Erkenntnis für den Forscher als solchen hat?

Hier den ersten bahnbrechenden Schritt getan zu haben, ist das unvergängliche Verdienst des im Jahre 1895 in München verstorbenen, damals bayrischen Zollinspektors Joseph Rutz.

Die Erkenntnisse dieses Mannes haben ein eigentümliches Schicksal gehabt: Er hat sie selbst nicht mehr veröffentlichen können, sondern sie seiner noch jetzt in München lebenden Gattin, Frau Klara Rutz, überliefert, und diese hat sie wiederum auf ihren Sohn, Rechtsanwalt Dr. Ottmar Rutz in München, übertragen, der denn nun seit einer geraumen Reihe von Jahren (besonders seit 1908) eine überaus rührige Propaganda für die Lehren seines Vaters betreibt, die er dann — bis zu welchem Grade, läßt sich natürlich nicht feststellen — durch allerlei Eigenes erweitert und umgebildet hat. Er hat damit an einigen Stellen, so z. B. auch bei mir, anfangs eine sehr starke Wirkung erzielt. Aber, je mehr ich der Sache in die Einzelheiten hinein nachging, um so mehr häuften sich mir die Bedenken gegen die uneingeschränkte Richtigkeit des Systems und gegen seine praktische Verwendbarkeit. Auch ich bin so, ganz langsam und schrittweise, an der Hand zunehmender persönlicher Erfahrung dazu gekommen, mich von dem Rutzschen System als einem unteilbaren Ganzen loszusagen, obwohl ich dessen letzten Grundgedanken (bzw. Grundbeobachtungen) nach wie vor die allerhöchste Schätzung entgegenbringe.

Sie werden fragen, wie das möglich sei? Meine Antwort darauf lautet: Joseph Rutz hat zu früh, d. h. ehe er noch zu vollkommen fertigen Resultaten gekommen war, den Weg der unbefangenen Beobachtung von Tatsachen verlassen, um sich auf das Gebiet des Theoretisch-Spekulativen zu begeben. Er hatte seinerzeit vier verschiedene Haupttypen menschlicher Stimmbildung beobachtet, und diese setzte er (willkürlich!) in einen bestimmten Zusammenhang mit der altüberlieferten Lehre von den vier Temperamenten. Wie nun der einzelne Mensch nur éin Temperament habe, so soll er, nach Rutz, konsequenterweise auch nur über éine seinem Temperament innerlich verwandte Stimmart verfügen. Und das entspricht eben den zu beobachtenden Tatsachen nicht, und zwar um so weniger, als mit den von Rutz angenommenen vier Grundarten der Stimme (von denen er die vierte überdies noch als für alle Kunstübung unbrauchbar ausschloß, so daß ihm für diese nur drei Hauptarten übrig blieben), es entspricht den Tatsachen, sage ich, um so weniger, als mit diesen drei bis vier Grundarten Rutzens, wie sich mir später herausstellte, die Zahl der tatsächlich zu beob-

achtenden Grundarten noch nicht erschöpft ist. Denn es gibt nicht drei bis vier, sondern sechs verschiedene Grundtypen, und diese sind z. B. im Deutschen so verteilt, daß in Dichtung und Musik der Löwenanteil sicherlich auf die Typen IV, V und VI entfällt, während die Typen I, II, III, mit denen Rutz allein arbeitete, dagegen so stark zurücktreten, daß man oft lange nach Belegen für sie suchen muß.[1] So kann man sich denn schließlich nicht wundern, wenn die Rutzschen Stimmtaxen im einzelnen nur zufällig einmal hier und da das Richtige treffen, also auch nur zufällig einmal praktisch zu verwerten sind, trotz des theoretisch richtigen Ausgangspunktes der Rutzschen Untersuchung.

Diesen Ausgangspunkt lieferte Joseph Rutz die Fundamentalbeobachtung, daß die verschiedenen Arten der Stimmgebung, die der Praktiker unterscheiden muß, nur dann richtig und leicht hergestellt werden können, wenn neben dem eigentlichen Stimm- und Atemapparat auch noch gewisse andere Teile des menschlichen Muskelsystems gleichzeitig in Anspruch genommen werden. Wir können das nach unserer Weise jetzt so ausdrücken: Stimmart und spezifische Muskeltätigkeit (Muskelspannung) außerhalb des Stimmorgans, oder kürzer gesagt, Stimmart und Körpereinstellung sind psychisch-physiologisch zu einem unauflösbaren Komplex verjocht, derart, daß das eine auch das andere mitbedingt. Es gibt vor allem — und damit lenken wir wieder in unsere alte Betrachtungsweise ein — keine freie Stimmgebung spezifischer Art ohne gleichzeitige Mitwirkung dessen, was wir «Körpereinstellung» nennen.

Man kann sich von der Richtigkeit dieses Satzes im groben leicht überzeugen, wenn man z. B. beobachtet, welchen Einfluß schon verschiedene Handstellungen (nicht Handbewegungen!) auf die Stimmgebung haben. Denn man wird da wieder finden (vgl. oben S. 71), daß die eine Stellung wohl zu einem Text paßt, aber nicht zu einem andern, bei dessen Vortrag sie wieder die uns bekannten Hemmungen hervorruft. So gehen z. B. folgende Handstellungen bei Wahl eines geeigneten Gestenpunktes ziemlich gut[2] mit folgenden Stellen aus Goethe zusammen:

[1] Anderwärts, z. B. im Norwegisch-Isländischen und Dänischen, liegen die Verhältnisse z. T. anders, insofern da der Typus III auffällig stark verbreitet ist.

[2] Wenn auch noch nicht vollständig gut: denn es ist ja bei dieser Versuchsreihe absichtlich die Bewegung der Hände ausgeschaltet, die auch ein sehr wesentliches Ingrediens der Freieinstellung ist.

1. Die Handflächen flach nach oben gewendet, die Arme oder Hände ein wenig konvergierend:

O sähst du, voller Mondenschein . . .

2. Beide Hände locker nach oben geballt (d. h. so, daß die eingeschlagenen Finger nach oben liegen, der Handrücken nach unten), die Daumen locker eingeschlagen, mit

Da steh ich nun, ich armer Tor . . .

3. Gleiche Ballung der Hände zur Faust, aber Handrücken nach oben gewendet, mit

Ich ging im Walde
So vor mich hin . . .

4. Die beiden Handflächen bei etwas konvergierender Arm- oder Handhaltung einander flach (d. h. ohne Biegung der Finger) gegenübergestellt, mit

Sag ich's Euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt . . .

(an Frau von Stein).

5. Die Handflächen (wieder ohne Fingerbiegung) horizontal nach unten gekehrt mit «Altschottisch» Str. 1, 3, 5 usw.:

Und morgen fällt St. Martins Fest,
Gutweib liebt ihren Mann . . .

6. Die Fäuste locker schräg nach oben geballt (wie bei Nr. 2), aber die Daumen ausgeschlagen und aufgerichtet, mit

Als sie die Worte gesprochen, entfernte sich Pallas Athene,
Wandelnd über das Meer verließ sie die liebliche Insel . . .

(aus der Odyssee).

7. Haltung ungefähr wie vorher, aber die beiden kleinen Finger grad ausgeschlagen und einander entgegengestreckt, mit

Wenn der Mond ist auf der Welle,
Wenn der Glühwurm ist im Gras,
Und ein Scheinlicht auf dem Grabe,
Irres Licht auf dem Morast . . .

(nach Byron); aber jede von diesen sieben Handstellungen stört wieder, wenn sie mit einem andern der Texte zusammengebracht wird als dem, für den sie oben vorgesehen ist.

Von diesen Handstellungen war bei Joseph Rutz noch nicht die Rede, so wenig wie von den früher besprochenen Gesten: seine Aufmerksamkeit war vielmehr auf die Muskelspannungen gerichtet, die im menschlichen Rumpfe selbst als Begleiter gewisser Stimmgebungsarten auftreten, und zwar im wesentlichen wiederum enger

begrenzt in der Taillengegend, also unterhalb des Brustkorbes. Was er da beobachtet hat, war in der Hauptsache richtig; aber es war eine Lücke in seinem Beobachtungsfeld, daß er die nicht minder wichtigen Vorgänge im Brustkorb einer ebenso eingehenden Untersuchung nicht unterzog. Und so erklärt es sich denn wohl auch, daß er zwar seine Typen I—III richtig bestimmte, denen eine Muskeltätigkeit im Bauchgebiet zur Seite geht, aber den Typus IV (den er ganz richtig gefunden hatte) wieder verwarf, der den Übergang zum Brustkorbgebiet macht, und V und VI mit ihren rein thorakalen Begleiterscheinungen überhaupt nicht entdeckte.

Doch gehen wir lieber wieder zum Positiven über. Nach dem, was durch Rutz und nach ihm (in der Hauptsache wohl durch mich) beobachtet worden ist, scheint die Sache etwa so zu liegen:

Sobald ein Individuum (um bei der Rede stehen zu bleiben) in Worten zu denken beginnt, tritt in seinem Zentralorgan (dem Gehirn) eine zunächst für die Einzelsituation spezifische innere Spannung (psychische Spannung) ein. Diese Spannung aber strahlt, vermittelt durch den Nervenapparat, auch auf den gesamten Körper aus, und ruft daher in dessen verschiedenen Teilen zwangsweise Muskelkontraktionen (physiologische Spannungen) hervor, die in ihrer spezifischen Eigenart der spezifischen Eigenart der psychischen Grundspannung parallel gehen und mit ihr eindeutig verkoppelt sind. Insbesondere erstreckt sich die Ausstrahlung auch auf das Sprachorgan selbst, so zwar, daß sie eben auch wieder spezifisch gestaltete Sonderarten von Aktion des Stimm- und Atemapparats hervorruft: aber auch diese sind nicht von all den sonstigen Körperaktionen gleicher Situation loszulösen. Adäquate (d. h. der psychischen Grundspannung genau entsprechende) und damit zugleich wieder hemmungsfreie Arbeit von Stimm- und Atemapparat ist also auch wieder nur zu erzielen, wenn die entsprechende Gesamtaktion des Rumpfes mitgeht.

Diese Rumpfaktionen stufen sich nun ihrer Bedeutsamkeit nach derart gegeneinander ab, daß man Haupt- und Nebenaktionen unterscheiden kann. Jeder Hauptaktion steht dann ein besonderer Stimmtypus zur Seite, jeder Nebenaktion eine Unterart oder Variante eben dieses Typus.

Nun sind bisher nicht mehr und nicht weniger Hauptaktionen und Stimmtypen gefunden worden als sechs, die wir der Reihe nach beziffern. Bei I wird der Unterleib vorgewölbt, bei II zurückgezogen; bei III findet ein Druck abwärts statt; bei IV

treffen wir ein Hinaufziehen nach dem Brustkorb zu; bei V und VI eine starke seitliche Ausweitung des Brustkorbs, die bei V mit einem Muskelzug von hinten nach vorn (etwa von den Schulterblättern oder den mittleren Nackenpartien ausgehend) verbunden ist, bei VI mit einem Muskelzug in umgekehrter Richtung. Typus I—IV sind, wie Sie wissen, von Rutz selbst bestimmt, V und VI von mir hinzugefügt.

Von Nebenarten fand Rutz ferner noch folgende:

1. Den Gegensatz von großem und kleinem Ton, der sich nicht sowohl auf die Qualität als auf das «Volumen» der Stimme und ihre Tragfähigkeit erstreckt (und ja nicht mit dem Gegensatz von Forte und Piano zu verwechseln ist: man kann auch pianissimo mit großem Ton singen und sprechen, und fortissimo mit kleinem Ton). Der große Ton ist an die Spannung des Epigastriums gebunden (d. h. des Muskels, der die sog. Magengrube, unterhalb des Brustbeins, deckt), der kleine Ton setzt Nichtspannung bzw. Erschlaffung dieses Muskels voraus. Man kann sich das leicht durch Betastung der Magengrube kontrollieren (man vergleiche etwa großtoniges *Mit dem Pfeil dem Bogen* [oben S. 90] mit kleintonigem *Will sich Hektor ewig von mir wenden* [ebenda]).

2. Den Gegensatz zwischen warm und kalt. Diese Ausdrücke beziehen sich darauf, daß die Stimme im ersteren Fall 'wärmere' Anteilnahme, im zweiten 'kühlere' Stimmung zu verraten scheint. Die begleitenden Muskelaktionen sind verschiedener Art. Als Großbeispiel für kalten Ton kann etwa Schillers Tell dienen, als Beispiel für warmen Ton dessen Jungfrau von Orleans.

3. Die besondere Art des ausgeprägten Tones (Gegensatz: schlicht), hervorgebracht durch Einziehen bzw. Vorwölbung eines bestimmten Punktes etwa in der Nabelgegend. Die ausgeprägte Stimme hat einen etwas schärferen, sozusagen pointierten Klang. Beispiele finden sich z. B. bei Wolfram von Eschenbach im Titurel und den meisten seiner Lieder, neuerdings z. B. bei Bierbaum und Grisebach.

4. Daneben wollte endlich Rutz noch einen weiteren wichtigen Gegensatz beobachtet haben, den er mit lyrisch und dramatisch bezeichnet; der besondere dramatische Klang soll mit gewissen Muskelspannungen im Rücken (etwa in der Kreuzgegend) zusammengehen. Ich halte das für falsch. Ich kenne zwar die gemeinten Aktionen der Rückenmuskeln sehr wohl und habe sie oft genug beobachten können; sie treten aber meines Wissens nie bei wirklicher

Freistimme auf, sondern bringen nur unwillkürliche und unbewußte Kompensationsversuche zum Ausdruck, die gemacht werden, um durch Falscheinstellung hervorgerufene Hemmungen gewalttätig zu überwinden.

Zu diesen Rutzschen Unterscheidungen tritt nun noch eine ganze Reihe anderer, die in der Hauptsache durch mich gefunden worden sind. Sie alle hier im einzelnen zu beschreiben, dürfte überflüssig sein.[1] Viel wichtiger ist uns gleich hier die Frage, wie es denn möglich sein soll, alle diese verschiedenen Stimm- und Muskelaktionsarten auch praktisch voneinander zu scheiden, namentlich auch so, daß der Sprecher und Sänger für seine Zwecke dabei direkte Förderung findet.

Rutz beantwortete diese Frage einfach dahin: durch fortgesetzte muskelgymnastische Übung, und von diesem Standpunkt aus erteilt denn auch Frau Klara Rutz ihren stimmlichen Unterricht. Ich glaube recht gern, daß diese Methode in bezug auf die Unterscheidung von Groß und Klein, Warm und Kalt, Ausgeprägt und Schlicht recht gute Resultate zu erzielen vermag, weil hier die Rutzschen Taxen in der Regel korrekt sind; sie muß aber andererseits auch Unheil stiften, wo es der Scheidung der Haupttypen selbst gilt, von denen ja, wie ich schon ausgeführt habe, das Rutzsche System die bei weitem wichtigsten Arten IV, V und VI überhaupt nicht berücksichtigt. Außerdem ist gegen die gymnastische Methode generell der Einwand zu erheben, daß die betreffenden Muskelaktionen in der Regel viel zu gewalttätig ausgeführt werden, als daß sie nicht ihrerseits neue Hemmungen hervorbringen müßten. Und sich bei feineren Unterscheidungen allein auf sein Muskelgefühl verlassen zu müssen, dürfte auch sein Bedenken haben.

Es galt also, einen Weg zu finden, der zu geringerer Gewalttätigkeit der Körperaktion, verbunden mit größerer Genauigkeit, führte, und einen solchen Weg glaube ich gefunden zu haben in der Einführung gewisser optischer Signale, welche durch ihren bloßen Anblick auf dem Wege der sog. Irradiation im Körper des Beschauers die jeweilen geforderten Muskelaktionen auslösen und damit den Weg zu korrekter und freier Einstellung auch des Atem- und Stimmapparats eröffnen.

Den ersten Ausgangspunkt gaben mir bei meinen Untersuchungen einige rein zufällig beim Theaterbesuch gemachte Beobachtungen über

[1] Eine Gesamtübersicht (mit Abbildungen der weiter unten zu besprechenden Einstellungszeichen) ist in meinen Metr. Studien 4, 32 ff. gegeben.

den Zusammenhang gewisser Gesten mit gewissen Stimmveränderungen. Es zeigte sich z. B., daß man mit ausgebreiteten (d. h. nach vorn zu divergierenden) Armen anders spricht, als wenn man die Arme nach vorn zu konvergieren läßt, und der beobachtete Stimmunterschied war in bestimmten Fällen genau der, den Rutz für seinen Gegensatz von Warm und Kalt in Anspruch genommen hatte. Eine wesentliche Förderung brachte mir sodann die ebenfalls zufällig gemachte Beobachtung eines stark motorisch veranlagten Zuhörers (Dr. H. Schammberger), daß er beim Betrachten von Bildern auch die Rutzschen Muskelgefühle bei sich wahrnehme. Das war wichtig, insofern es zeigte, daß auch auf optischem Wege die Rutzschen Reaktionen im Menschen ausgelöst werden können. Auf die Gesten übertragen, ergab das sofort das Resultat, daß auch die bloße Betrachtung eines so oder so gestikulierenden Andern genüge, um die eigene Stimme des Beschauers so zu verändern, als wenn er selbst gestikulierte, und bald zeigte sich weiter, daß man auch nicht einmal eines im eigentlichen Sinne des Wortes gestikulierenden Menschen bedürfe, daß z. B. zwei divergierende oder konvergierende Stäbe oder Linien auf den Beschauer ebenso wirken, wie die gestikulierenden Arme, wenn auch nicht gleich stark und sauber, so doch sicherlich in genau gleichem Sinne. Man kann einschlägige gute Versuche leicht mit beliebigen Stellen aus dem «Tell» oder der «Jungfrau von Orleans» anstellen, z. B. mit

Durch diese hohle Gasse muß er kommen,
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht,

bzw. mit

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Täler, lebet wohl!

Man wird dabei stets finden, daß zum «Tell» nur Konvergenz, zur «Jungfrau von Orleans» nur Divergenz paßt, weil eben der «Tell» in kalter, die «Jungfrau» aber in warmer Unterart geschrieben ist.[1]

[1] Wie empfindlich der Mensch auch für die von kleinen Körperteilen ausgehenden Reaktionen ist, kann eine Variation dieses Versuchs zeigen. Man spreche die Tellverse, während man Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand geschlossen vor sich hinstreckt (Handrücken nach oben), die Verse der Jungfrau aber, indem man diese beiden Finger auseinanderspreizt (also nun divergieren läßt, während sie sonst eher dem konvergierenden Typus nahestehen). Man wird finden, daß beide Haltungen zu ihren Texten passen, aber nicht die gespreizte Haltung zum «Tell», die geschlossene zur «Jungfrau».

Mit diesen Erkenntnissen war nun der weitere Weg gewiesen. Er war aber noch sehr lang und mühsam, denn ich steckte damals noch tief im Banne der Rutzschen Lehre von den drei, später allenfalls vier Stimmtypen, und wußte auch noch nicht, daß man ebenso in der Zahl der Unterarten erheblich über Rutz hinausgehen muß. Endlich fehlte es im Anfang auch noch ganz an der Erkenntnis, daß die Wirkung der Zeichen auf den Beschauer im einzelnen ganz außerordentlich stark durch Raum-, Richtungs- und Bewegungsfaktoren variiert wird; so verlangt beispielsweise eine Zeile wie

Will sich Hektor ewig von mir wenden

die Signalstellung[1] *6w^{e} (nn-me)* bei einschwingender, die Folgezeile

Wo Achill mit den unnahbarn Händen

dagegen die Stellung *6w^{a} (nn-me)* bei ausschwingender Bewegung, und so geht es in Strophe 1 und 3 weiter, während Str. 2, 4 wieder anders variieren: in

Teures Weib, gebiete deinen Tränen!
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen

verlangt Zeile 1 die Stellung *6w^{a} (× mn-me)* mit Ausschwingen, Zeile 2 aber *6w^{e} (mn-mw)* mit Einschwingen, u. dgl. mehr.

Zunächst ein Wort über die Bewegungen. Auch diese lassen sich natürlich durch Kurven darstellen, und diese bilden eben die dritte Art der Bewegungskurven, von denen im ersten Vortrag die Rede gewesen ist. Aber diese Kurven sind wieder von wesentlich verschiedener Art, je nach dem besonderen Charakter des Redestückes, dem sie angehören.

Wir werden am besten mit den betreffenden Kurven bei der Prosarede beginnen, weil sie die einfachsten sind. Sie lassen sich zurückführen auf die Grundformen des Schwingens, Bogens, Kreisens und Schleifens einerseits, die des Drehens (nämlich des Vorderarms um seine Längsachse) andererseits, und hier besteht auch eine nahe Beziehung zu den Arten der Tonführung, die wir früher kennen gelernt haben (oben S. 83 ff.). Grade Töne scheinen vorwiegend einfaches Schwingen zu verlangen (mit oder ohne Drehen), bogende Töne das Bogen oder Bogen mit Drehung, kreisende Töne wiederum das Kreisen, mit oder ohne Drehung,

[1] Über solche Formeln vgl. Metr. Studien 4, 32 ff.

schleifende Töne endlich das Schleifen, wieder mit oder ohne Drehung. Vgl. etwa folgende Beispiele, die ich der bequemen Sammlung von W. von Scholz, Der deutsche Erzähler, Ebenhausen o. J., entnehme, und bei denen ich für spätere Versuche auch gleich die genaueren Einstellungsformeln beifüge; einstweilen benutze man statt der Zeichen die beiden vorgestreckten Zeigefinger, die im Spiegelbild arbeiten: die Benennung der Bewegung geschieht stets nach dem, was dabei die rechte Hand tut. Einfach schwingend ($\times$ 6 gw^{a} [a]): *Aber Base Annemarth, du hättst lieber deinen grünen Rock sollen anziehen* (Otto Ludwig, S. 576); schwingend-drehend (6 gw$^{c}\smile_{a}$ [e]): *Ein neues Rathaus sollte zu Schilda auf gemeinschaftliche Kosten erbaut werden, ...* (Bürger, S. 71); einfach bogend (6 gw^{a} [ab], konvex): *Weit von unserer Stadt liegt ein traurig liebliches Fleckchen Landes, das sie die Heide nennen, ...* (A. Stifter, S. 571); bogend-drehend (6 gw$^{a}\smile$ 5 gw$\curlyvee^{2}$ [ab], konvex): *Mein Bruder Mustapha und meine Schwester Fatme waren beinahe in gleichem Alter* (W. Hauff, S. 534); einfach rechtskreisend (5 k$\curlyvee$ [Bud]): *Ich weiß nicht, ob jemand an mir eine Spur von einer zum Wunderbaren geneigten Gemütsart oder von einer Schwäche, die leicht zum Glauben bewegen wird, sollte jemals bemerkt haben* (Kant, S. 7); rechts-kreisend-drehend (6 w$^{d}\smile_{b}$, Satz um Satz mit linkskreisend-drehendem 6 w$^{b}\smile_{d}$ wechselnd): *Endlich, den zweiundzwanzigsten September, ward Alarm geschlagen, und erhielten wir Order aufzubrechen* (U. Bräcker, S. 34); einfach schleifend (6 gw^{a}, Fig. 27): *Ein großer Herr hatte sich einmal im Walde verirrt und kam bei der Nacht an die Hütte eines armen Köhlers* (K. Simrock, S. 633); schleifend-drehend (5 w$\curlyvee\,\wp$ 5 k$\curlyvee$ [Sud $\wp$ Sod]): *Mir träumte nämlich in der Nacht vor Pfingstsonntag, als stünde ich vor einem Spiegel und beschäftigte mich mit den neuen Sommerkleidern, welche mir die lieben Eltern auf das Fest hatten machen lassen* (Goethe, S. 78).

Dabei ist das Drehen offenbar identisch mit gleichzeitiger und gleichsinniger Qualitätsveränderung, während die übrigen Elemente der Bewegung die Tonrichtung und Tonführung regeln. Beim Drehen ist übrigens auch die Größe des Winkels, um den gedreht werden muß, streng zu beachten, bei allen Bewegungen durch den Raum hin desgleichen die Richtung (z. B. einschwingend oder einbogend gegen ausschwingend oder ausbogend; linkskreisend gegen rechtskreisend u. dgl.); ferner die Größe der einzelnen Bewegungskurve, das Tempo, in dem bewegt wird, die wechselnde Dynamik der Kurve, das Schlag-

gelenk, von dem aus die Bewegung in erster Linie regiert wird und die etwaige Hilfsarbeit der Nebengelenke (S. 75) und was dergleichen Dinge mehr sind. Daß auch der allgemeine Gestenpunkt (S. 75) als Ausgangspunkt auch aller dieser Bewegungen dritter Klasse eingehalten werden muß, versteht sich wohl von selbst.

Nicht so einheitlich liegen die Dinge in der Poesie und Musik. Die Prosa kennt, wie wir wissen, nur Beckingkurve und Signalkurve nebeneinander, und diese sind in jeder Beziehung voneinander unabhängig. In der Poesie und Musik tritt als neuer Faktor die Taktfüllkurve auf, die ihrerseits auch wieder von der Beckingkurve uuabhängig ist. Wie aber verhalten sich da nun Taktfüllkurve und Signalkurve? Und da scheiden sich die Wege.

Poesie bedeutet ja überall eine gewisse Abkehr von den Formen der Prosa. Aber diese Abkehr kann verschieden weit gehen. Sind nun die Taktfüllkurven Symbole für dynamisch-melodische, die Signalkurven aber Symbole für qualitative Abstufungen des Klanges, so folgt schon daraus, daß das Eintreten der Taktfüllkurve an sich die oben geschilderten Formen der Signalkurven durchaus nicht bedrohen muß. Es gibt auch in der Tat weite Strecken von Dichtung, in der alle drei Kurvenarten (also Beckingkurve, Taktfüllkurve und Signalkurve) friedlich nebeneinander stehen, und man kann da füglich von freier Signalkurve reden. Geht aber die Abkehr von der Prosa darin noch einen Schritt weiter, daß auch die Qualitätsabstufung in gleichem Sinne geregelt wird wie die dynamisch-melodische, so schwindet damit die freie Signalkurve und wird sie durch eine gebundene ersetzt, die entweder der Füllkurve gleich oder aus ihr abgeleitet ist. Ein Beispiel mag auch das wieder erläutern.

Die Zeilen Goethes (Formel $6\,w^b$)

Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen.
Lob und Tadel muß ja sein

haben die Beckingkurve I (Fig. 1), die schleifende Taktfüllkurve Fig. 86, und linkskreisende Signalkurve Fig. 87; also freie Signalkurve. Dagegen gelingt es nicht, zu den Zeilen (Formel $6\,w^c \smile e$ [F.])

Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein

mit der Beckingkurve I (Fig. 1) und der Taktfüllkurve Fig. 84 eine

selbständige Signalkurve der sonst üblichen Art zu finden: mag man dazu schwingen, bogen, kreisen, schleifen, so treten stets Hemmungen auf, die erst verschwinden, wenn man die Signale (bei unserer vorläufigen Probe also die beiden vorgestreckten Zeigefinger) in der zusammengesetzteren Form der Taktfüllkurve bewegt (bzw. — links — in deren Spiegelbild, vgl. oben S. 79). Hier haben wir also einen Fall gebundener Signalkurve.

Vergleicht man übrigens den Allgemeinklang der beiden Gedichte, denen die obenstehenden Proben entnommen sind, so dürfte es einleuchten, daß der des ersteren etwas der Alltagsrede, der Prosa, Näherstehendes hat, das zweite etwas, das mehr an das Lied erinnert. Man darf also vielleicht hier, der Kürze halber, einfach von «redemäßiger» (oder besser von «sagmäßiger») und «liedmäßiger» Struktur oder von «sagmäßigen» und «liedmäßigen» Versen sprechen.

Die beiden gegebenen Probestücke waren hier normalstimmig, und wie hier geht in allen normalstimmigen Versen liedmäßiger Struktur die Signalkurve einfach mit der Taktfüllkurve zusammen: die 'Figur' (Sigle **F.**: oben S. 77) der Füllkurve wird also einfach wiederholt. Anders bei umlegstimmigen Versen, denn hier macht sich wieder der Einfluß des Gegensatzes zwischen starrem und wirbelndem Umleger (oben S. 81) bemerkbar: der starre Umleger verändert die Taktfüllkurve nicht bei ihrer Verwendung als Signalkurve, wohl aber kehrt sie der wirbelnde Umleger in ihr Gegenteil um. Darum haben z. B. Zeilen wie Goethes

Doch du warst mein Zeitvertreib,
Goldne Phantasie

mit starrem Umleger Füllkurve und Signalkurve in der identischen Form von Fig. 85, aber die Zeilen

Jeder meiner Freunde saß
Froh bei seinem Herzchen

mit wirbelndem Umleger zwar die aufsteigend beginnende Füllkurve Fig. 88, aber die «umgekehrte Figur» (Sigle **uF.**) Fig. 89 als Signalkurve.[1]

[1] Man achte darauf, daß «umgekehrte Figur» hier nicht notwendig = «Spiegelbild» sein muß. Zwar gibt es natürlich auch dafür Beispiele wie Fig. 21 : 22, 31 : 32; in anderen Fällen tritt aber z. B. an die Stelle der steigenden Taktfiguren der Tabelle einfach die entsprechende fallende Taktfigur, so daß sich hier also z. B. Formen wie Fig. 33 und 34 oder Fig. 35 und 36 bei der Umlegung direkt entsprechen.

Und nun endlich zu den Zeichen oder Signalen selbst, mit denen ich arbeite und die mit ein oder zwei Ausnahmen von mir allein gefunden worden sind. Auch dabei hat keinerlei Spekulation mitgewirkt; es ist vielmehr alles einfach empirisch ausprobiert worden, ob es «passe» oder «nicht passe», d. h. ob es bei richtiger (aber auch erst wieder auszuprobierender) Handhabung auch wirklich die geforderte Stimmfreiheit beim Benutzer hervorrufe oder nicht.

Die Zeichen bestehen, wie Sie sehen, einfach aus gebogenen Messingdrähten, an deren Enden vielfach (aber durchaus nicht immer) Pfeilspitzen angebracht sind, die auf den Beschauer eine gewisse Zugwirkung ausüben.

Aus der Menge der übrigen Zeichen sondern sich zunächst die für großen und für ausgeprägten Ton als besondere Unterklasse aus. Sie sind niemals in bewegter Hand zu halten, sondern haben auf irgendeiner Unterlage zu ruhen («Ruhezeichen»), beim Prüfen eines geschriebenen oder gedruckten Textes in der Regel unterhalb desselben, in jedem Einzelfall aber auch in einem bestimmten Abstand davon. Kommt Groß mit Ausgeprägt zusammen, so geht es dem letzteren voran, steht also dem Text näher, dem Körper des Prüfenden ferner. Alle anderen Zeichen sind im Prinzip Bewegungszeichen. Nur müssen, wo für eine Einstellung mehr als zwei Bewegungszeichen nebeneinander nötig sind, so viele davon zwangsweise ruhen, als die Zweizahl der bewegenden Hände überschreiten, und zwar ruhen dann die Hauptzeichen (Zeichen höheren Ranges) zugunsten der Zeichen niederen Ranges, die nur auf eine Unterart einstellen.[1] Wichtig ist ferner noch dieses. Die Beckingkurven waren stets mit der rechten Hand allein zu schlagen (oben S. 75), die linke hat dabei nichts zu tun (außer bei Linksern, wo sie natürlich vikarierend eintritt); die Taktfüllkurven werden von der rechten Hand ausgeführt, während die linke symmetrisch zum Gestenpunkt gehoben wird (oben S. 79). Bei den Signalkurven (einerlei ob frei oder gebunden) arbeiten (mit ganz minimalen Ausnahmen, wenn es solche überhaupt gibt) beide Hände entweder gleichzeitig und dann zugleich stets im Spiegelbild symmetrisch (oben S. 102), oder sie arbeiten Zug

[1] So ruhen z. B. in dem «Tanzlied» von O. J. Bierbaum (etwa bei H. Bethge, Deutsche Lyrik seit Liliencron, 2. Aufl., S. 11) *Es ist ein Reihen geschlungen* mit der Stimmformel $d\curlyvee \| [2wa] \| m\curlyvee$ (F. [= ∝]) auch die beiden Zeichen für 2w, weil die beiden Hände (hier zwar abwechselnd rechts/links) die Zeichen für «Moll» und «Dur» (Metr. Studien 4, 34 unten) zu bewegen haben.

um Zug, d. h. in regelmäßigem Wechsel von rechts/links oder links/rechts (das hängt dann mit systematischem Wechsel von steig- und falltonigen Partien zusammen, vgl. oben S. 82). Die Gestenpunkte können bei diesem Alternieren entweder symmetrisch liegen (. .), oder (und das ist das Gewöhnlichere) konträr, d. h. hier diagonal (also ˙. oder .˙, d. h. linke Hand höher [bzw. körperferner] als die rechte, und umgekehrt). Sehr bedeutsam ist endlich bei den Zeichen für die Stimmtypen V und VI die Art, wie, und der Ort, wo das Zeichen ergriffen wird, während bei den übrigen Zeichen in der Regel nur eine Griffart besteht; für V und VI sind speziell die Griffarten *Ro* | *Ru*, *So* | *Su*, *Bo* | *Bu*, *Eo* | *Eu* (d. h. Rand-, Seiten-, Bügel-, Eck-ober- bzw. -untergriff [Metr. Studien 4, 41. 42 f.]) zu unterscheiden, ev. mit noch weitergehender Differenzierung (z. B. *Bod* | *Bud*, d. h. Bügel-ober- bzw. -untergriff mit Durchgriff der Zeigefingerspitze durch den Bügel, u. dgl.). Daß übrigens alle diese Dinge auch eine tiefer liegende Bedeutung haben, insbesondere oft wieder mit qualitativen oder melodischen Elementen des Klangs in Wechselbeziehung stehen[1], kann ich hier eben nur noch andeuten, nicht mehr weiter ausführen, zumal hier manches zurzeit noch der weiteren Aufklärung bedarf. —

Meine Damen und Herren, ich habe Ihnen diese Ausführungen sicher zu Ihrem Mißvergnügen in sehr abstrakter Form vorgetragen, noch dazu in einem ganz dürftigen Auszug aus dem Vielen, was bei genauerer Betrachtung zu sagen wäre. Es war das aber nicht zu vermeiden, weil eine Entwicklung der Dinge an der Hand einzelner Beispiele zu zeitraubend gewesen wäre, und auch wohl unpraktisch, weil man bei jedem Einzelbeispiel gleich von vornherein auf so viele konkurrierende Besonderheiten achthaben muß. Jetzt, wo Sie wenigstens die Hauptgrundzüge des Systems überblicken, wird es leichter sein, dem Ganzen durch Erläuterung ausgewählter Beispiele etwas mehr Leben und Farbe zu geben.

Ich möchte diese Beispiele in zwei Abteilungen zerlegen, solche für produzierendes und solche für reproduzierendes Sprechen, indem ich Ihnen einerseits zeige, wie sich meine Stimme unter dem Einfluß der Signale beim improvisierenden Freisprechen ändert, andererseits wie jeder einmal geformte Text

[1] In anderen Fällen scheint der Griff auch bloß zu wechseln, je nachdem die eine oder andere Art für die Ausführung einer vorgeschriebenen Bewegung physiologisch bequemer ist.

nur eine einzige klanggerechte und damit zugleich hemmungsfreie Reproduktion gestattet.

Die sechs Haupttypen, die ich in Erweiterung des Rutzschen Systems annehme, entstehen durch die Kreuzung der Gegensätze von hell und dunkel einerseits, von weich, hart und vibrierend andererseits. Wir haben also hell-weiche und dunkel-weiche; hell-harte und dunkel-harte; hell-vibrierende und dunkel-vibrierende Stimmen zu unterscheiden. Das sind Rutzens Typen II, I; — III, IV, denen sich dann noch meine neuen Nummern V und VI anschließen.

Ich kann natürlich diese sechs Stimmarten ohne weiteres auch ohne die Signale nach Belieben einstellen; aber es empfiehlt sich doch, sich dabei sofort der Signale mit zu bedienen, weil wenigstens diejenigen unter Ihnen, welche Form und Bedienung der Zeichen von ihren Plätzen aus erkennen können, dadurch einen Eindruck zu gewinnen vermögen, ob Form und Arbeit zu der gleichzeitig gehörten Stimmart «paßt» oder ihr «konträr geht». Hemmungen sind hier natürlich nicht zu erwarten (soweit sie nicht etwa aus unvorhergesehener Ermüdung der Stimme oder allgemeinem Nervenstreik hervorgehen sollten): denn hier wird ja beim Improvisieren die ganze Satzbildung von vornherein auf die jeweilen betrachteten Signale eingestellt.

Ich bilde nun zunächst einige Sätze ganz beliebigen Inhalts (gebe also z. B. eine kurze Beschreibung dessen, was ich tue und seiner Wirkung auf meine Stimme), und zwar zunächst auf die Klangfarben 2 warm — 1 warm — 3 warm — 4 warm — 5 warm — 6 warm; dann eine zweite Serie von Sätzen mit der Klangfarbe 2 kalt — 1 kalt — 3 kalt — 4 kalt — 5 kalt — 6 kalt; dann solche mit großem und kleinem (bzw. unterkleinem: dies unter Umkehr des Zeichens für Groß) und solche mit ausgeprägtem Ton. Alle Sätze müssen natürlich im Augenblick extemporiert werden.

[Der Versuch wird vorgeführt; der Leser wolle ihn seinerseits nachbilden, indem er die jeweilen zu erprobenden Zeichen in die Hände nimmt und irgendwie bewegt, bzw. sie (das geschieht bei Groß und Ausgeprägt) ruhend vor sich hinlegt (oben S. 103).]

Ich stelle dem nun einige, früher von mir geformte Sätze entgegen.

1. Aus dem Jahre 1870: Stimmart 2warm linkskreisend (2w [lkr.]): «*Unsere Kenntnis der althochdeutschen Übersetzung der ge-*

wöhnlich unter dem Namen des Tatian gehenden Evangelienharmonie gründet sich auf folgende Handschriften.»

2. Aus dem Jahre 1892: Stimmart 4kalt linkskreisend (4k [lkr.]): «*In der vorliegenden neuen Ausgabe des Tatian habe ich versucht, den Forderungen, die man jetzt an eine Ausgabe eines althochdeutschen Textes zu stellen pflegt, besser gerecht zu werden, als ich es in der ersten (1872 erschienenen) Ausgabe vermocht hatte, die mit der unzulänglichen Kraft eines Anfängers gearbeitet war.*»

3. Aus dem Jahre 1886: Stimmart von $6w^b$ zu $6w^d$ drehend linkskreisend ($6w^b$ ‿^{d} [lkr.]): «*Die nachstehend veröffentlichten Bruchstücke der älteren Frostuþingslög sind drei Pergamentblättern entnommen, welche jetzt unter der Signatur Me. II, 2 in der Kgl. Universitätsbibliothek aufbewahrt werden.*»

Keiner dieser einmal geformten Sätze verträgt eine andere Stimmart als die für ihn angegebene: ganz natürlich, weil ihm eben diese seine Sonderstimmart im Moment der ersten Freiproduktion für alle Zeiten aufgeprägt wurde.

In den drei vorgeführten Stimmarten rede und schreibe ich auch noch jetzt, ohne daß ich mir im einzelnen bewußt bin oder mir gar davon Rechenschaft gebe, welche von ihnen ich anwende und warum ich die eine oder die andere wähle. Eine andere Stimmart aber als eine von diesen dreien habe ich meines Wissens beim freien Produzieren nie angewendet; wohl aber habe ich mich bei ein paar Übersetzungen aus fremden Sprachen unbewußt und unwillkürlich (denn ich wußte ja von allen diesen Dingen damals nichts) an die Stimmart der Originale angepaßt.

1. Aus dem Jahre 1869: $5w^\alpha$ mit Eckobergriff zu $5w\gamma$ drehend und rechtskreisend ($5w^\alpha$ ‿γ [Eo, rkr.]), etwas langsam: Stimmart von Vilhelm Thomsen in Kopenhagen:

«*Die finnisch-lappischen Sprachen oder die finnische Sprachklasse sind das nordwestlichste Glied der in weiterem Sinne sogenannten finnischen oder finnisch-ungarischen Sprachfamilie, die von jenseits des Uralgebirges über den nördlichen Teil Rußlands und der angrenzenden Länder ausgebreitet ist, mit einem isolierten Seitenzweig in Ungarn.*»

2. Aus dem Jahre 1871: $5warm\gamma$ mit Randuntergriff nach $6warm^a$ drehend, linkskreisend ($5w\gamma$ [Ru] ‿$6w^\alpha$ [lkr.]): Stimmart von Ludvig Wimmer in Kopenhagen:

«*Bald nach dem Erscheinen meiner 'oldnordisk formlære til brug ved undervisning og selvstudium' (im Sommer 1870) erhielt ich von Professor*

Müllenhoff in Berlin eine Aufforderung, eine deutsche Ausgabe des Buches zu veranstalten.»

3. Aus dem Jahre 1874: Stimmart 6warm^b mit Randuntergriff in Fig. 90 (diese für linke und rechte Hand) nach 5warm^e drehend und linkskreisend (6w^b [Ru] ⌣ 5w^e [lkr.]): Stimmart von Professor W. Modderman in Groningen:

«*Zwischen 528 und 565 n. Chr. wurde auf Veranlassung des Kaisers Justinian das römische Recht nach einer Entwicklung von ungefähr 13 Jahrhunderten revidiert und kodifiziert.*»

Die Beckingkurve ist natürlich in allen diesen sechs Proben ein und dieselbe (II, Fig. 8).

Man sieht schon aus diesen paar Beispielen, daß die Rutzsche Lehre falsch ist, jedes Individuum habe an sich nur eine Stimmart. Gewiß gibt es sehr viele Menschen, bei denen das Urteil zutrifft, aber ebenso auch viele andere, die über mehrere Stimmarten nebeneinander verfügen. Dabei spielt offenbar die Vererbung eine erhebliche Rolle (mein *2w* stammt z. B. bei mir vom Vater, mein *6w* von der Mutter, und auch *4k* scheint in der Familie gelegen zu haben, da sich eine Schwester von mir seiner bedient). Daneben wirkt aber bei vielen Individuen die Anpassung an fremde Vorbilder mit, die im Augenblick der Produktion vorschweben, wie z. B. eben bei Übersetzungen. In Bezug auf Vererbung und Anpassung verhalten sich aber die Menschen wieder ganz verschieden, Schiller hat z. B. vom Vater ein *6warm* geerbt, von der Mutter ein *2groß kalt* oder *2groß warm* (-|- *dur* | *moll*), mit ganz verschiedener Bewegung: von einer Anpassung an Fremdes habe ich dagegen bisher bei ihm noch keine Spur gefunden. Um so stärker ist dies Element bei Goethe ausgebildet. Von sich aus arbeitet er mit drei Stimmen, von denen er *5kalt* und *1kalt* von der Mutter, *6warm* (ev. bis *5warm* drehend) vom Vater ererbt hat. Durch Anpassung aber gelangt er daneben auch zu allen anderen Stimmarten, nicht nur bei Übersetzungen, sondern auch da, wo er nur intensiv an Personen denkt, deren Körperbild ihm deutlich vorschwebt (optische Einfühlung) oder deren Stimme ihm innerlich vorklingt (akustische Einfühlung).[1] Man vergleiche etwa ein Exempel wie das folgende (natürlich in der ursprünglichen Textgestalt):

[1] Einige Belege s. bei Sievers, H. Lietzmann und die Schallanalyse, S. 42 ff. (wo jedoch jetzt einige Taxen etwas zu modifizieren sind, nach dem, was oben S. 99—102 vorgetragen ist).

Vom Vater hab ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,

[Taktfüllkurve Fig. 91, Stimmformel (o. S. 99, Fußnote) $6wd \smile e$ (*F.*, mit Handschluß)]

Vom Mutterchen die Frohnatur
Und Lust am Fabulieren.

[Taktfüllkurve Fig. 92, Stimmformel $1k^{\alpha} \smile \gamma^{2}$ (*F.*, mit Fingerspreizung)]

Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder,

[Taktfüllkurve Fig. 28 flach, Stimmformel $2wq\gamma \| 2wq\gamma$ (*C., l/r, F.*)]

Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.

[Taktfüllkurve Fig. 27 flach, Stimmformel $2kq^{\alpha} \| 2kq^{\alpha}$ (*C., l/r, F.*)]

Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Gemisch zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

[Taktfüllkurve Fig. 93, Stimmformel $5k\gamma$ (*Su, F.*)]

In dieser Probe haben wir zugleich ein paar Belege für das Gegeneinanderarbeiten von rechter und linker Hand (oben S. 103 f.) kennen gelernt. Ich möchte nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß bei solcher Gegenarbeit auch ganz verschiedene Stimmarten in geregeltem Wechsel eingestellt sein können. Im Falle der Anpassung findet sich das auch bei Goethe, so z. B. wenn er die Textorischen Großeltern schon zum 1. Januar 1762 unter Addition ihrer beiden Stimmarten zu $2wq \| 2kq$ (*F., l/r*, Fig. 27) also apostrophiert:

Gros Eltern, da dies Jahr | heut seinen Anfang nimmt, ‖
So nehmt auch dieses an, | das ich vor Euch bestimmt. ‖

Hier sind die beiden Wechselstimmarten noch ziemlich ähnlich ($2wq$ und $2kq$), aber es geht z. B. durch den ganzen Haydn die Kombination $3w \| 6w^{d}$ (*r/l*) durch, z. B. in

Gott erhalte | Franz den Kaiser, ‖
Unsern guten | Kaiser Franz ‖ (schleifend, Fig. 27).

Auch neuere Dichter wissen dadurch ihrer Rede noch größere Mannigfaltigkeit des Klanges zu verleihen. Ganz raffiniert arbeitet damit z. B. Hugo von Hofmannsthal, der gern sogar innerhalb des einzelnen Verses auf hellweiches *2w* das dunkelvibrierende *6w* folgen läßt, nach dem Schema $2w^a \smile^a \| 6w^c \smile^d (\cdot., l/r, F.,$ letzteres = Fig. 94). Vgl. etwa aus dem «Tod des Tizian» (Bethge S. 138):

Mir war, | *als ginge durch die blaue Nacht,* ||
Die atmende, | *ein rätselhaftes Rufen,* ||
Und nirgends | *war ein Schlaf in der Natur.* ||

Sie werden nun endlich, verehrte Anwesende, nachdem Sie mir bisher geduldig gefolgt sind, wohl auch noch die Frage aufwerfen: Wozu das alles? Lohnt es sich wirklich der Mühe, so viel Zeit und Arbeit auf eine Sache zu verwenden, die doch am letzten Ende vielleicht keine rechte Bedeutung hat, weder für Theorie noch für Praxis: wir können ja doch alle sprechen, und können auch lesen usw. was wir brauchen: was soll das überflüssige Mehr?

Dem möchte ich mir erlauben, etwa folgendes entgegenzuhalten.

Der Wissenschaft ist kein Gegenstand zu gering, der in ihr Gebiet fällt, und ich kann einen Gegenstand, wie die Erforschung der Art und Weise nicht einmal «gering» nennen, wie menschliche Sprache unter verschiedenen Bedingungen auf verschiedene Weise erzeugt wird.

Unser Problem hat aber auch noch ganz andere Seiten. Zunächst eine psychologisch-ästhetische. Nur der — und das ist wieder ein Satz der Erfahrung — kann sich in das Produkt eines andern vollkommen einfühlen und es dann auch in vollkommener Reinheit der Form reproduzieren, der es versteht, alle die Hemmungen auszuschalten, die ihm abweichende persönliche Körpereinstellung in den Weg legt. Das gilt vor allem auch von dem Kunstwerk in Dichtung und Musik. Hier gibt es weder volles Verständnis noch reine Reproduktion ohne auch körperliche Anpassung an den Körperzustand des Schöpfers jenes Kunstwerkes während dessen Konzeption. Will der reproduzierende Künstler (also z. B. der Kunstsprecher, Schauspieler, Sänger, Musiker) in seiner Kunst das Höchste leisten, was erreichbar ist (und was doch nur verhältnismäßig wenige instinktiv erreichen), so kann er der neuen Lehre nicht entbehren, die ihm — freilich nur bei

ernstem Studium — auch neue Wege zu diesem Ziel hin zu zeigen vermag.

Für den Sprecher und Sänger hat die ganze Frage aber auch eine eminent praktische Bedeutung. Freie Stimmbildung macht nicht nur weniger Mühe als gehemmte, sie hilft auch die Stimme schonen und erhalten. Jede Hemmung aber muß mit Gegenanstrengung überwunden werden, und das schädigt, und schädigt bald viel schlimmer, als man glauben möchte.

Es sei ferner gestattet, hier die Bemerkung einzuschalten, daß nach einigen, aber freilich noch nicht sehr weit gediehenen Versuchen die neue Methode der Stimmbehandlung auch für den Taubstummenunterricht eine gewisse Bedeutung zu haben scheint, nicht minder für die Heilung gewisser Sprachschäden, die nicht auf organischen Defekten beruhen.

Endlich muß ich mich aber auch noch als Philologe zum Wort in eigener Sache melden. Wir Philologen haben es doch in erster Linie mit geschriebenen oder gedruckten Sprachwerken aus alter und neuer Zeit zu tun, als Quellen für unsere Forschung und Erkenntnis. Auch wir bedürfen der strengen Einfühlung in den Gesamtgehalt dieser Quellen, nicht nur des bloßen einseitigen Eindenkens, um irgendeinen Text auch nur richtig interpretieren und seine Eigenart von der eines andern exakt scheiden zu können: und wie sollen wir dazu gelangen, wenn wir nicht lernen, die Hemmnisse zu beseitigen, die uns an der richtigen Einfühlung hindern? Wir haben aber daneben auch noch ganz andere Aufgaben, vornehmlich solche kritischer Art. Denken Sie z. B. nur an das, was man Textkritik im niederen und im höheren Sinne nennt. Auch da kann uns die Schallanalyse vor manchem Fehlschluß bewahren, der auf rein verstandesmäßiger Analyse ohne Mitberücksichtigung des Klanglichen beruht. Wie viele Tausende auch sog. «glänzender» Konjekturen sind nicht gemacht worden, seit es eine Philologie gibt, die nun einfach als klanglich undenkbar wieder in die Versenkung hinabwandern müssen, aus der sie nie hätten aufsteigen sollen, und umgekehrt, wieviel Schäden der Überlieferung kann die Schallanalyse bloßlegen, an denen sonst der Kritiker leicht achtlos vorübergehen würde. Und endlich gibt uns die Schallanalyse auch ganz neue Mittel an die Hand, um tiefer in den Werdegang ganzer Schriften, ja ganzer Literaturgattungen auch der fernen Vergangenheit einzudringen, als es ohne Beiziehung des Klanglichen je möglich wäre.

Wie die Gedichte Homers, wie unser Nibelungenlied, unsere Kudrun und andere epische Werke des germanischen Altertums aus ihren ersten Anfängen heraus zu dem geworden sind, was sie sind, das kann uns eben nur die Schallanalyse sagen, und keine andere Methode. Und bedarf es noch eines Hinweises darauf, daß die gesamte Wissenschaft der Metrik, d. h. die Lehre von dem, was die Form der Poesie von der Form der Prosa scheidet, eine neue Grundlage bekommt, wenn man endlich einmal alle Klangmittel, mit denen der Dichter arbeitet, nach ihrem wahren Werte einschätzen lernt?

Sie sehen, verehrte Anwesende, es gibt der Probleme und der winkenden Aufgaben genug: der Weg ist geöffnet; aber auch nur das. Wer ihn gehen will, muß dazu dreierlei mitbringen: die natürliche Anlage für das Motorische, strenge Selbstzucht und unermüdliche Geduld. Wer das hat und sich nicht durch ein paar erste Mißerfolge abschrecken läßt, die niemand erspart bleiben, dem ist am Ende ein reicher Lohn für seine Mühe sicher, mag er nun Künstler oder Wissenschaftler oder Lehrer sein. Nur mit ein paar flüchtig herumtastenden Versuchen zur Belustigung des Verstandes und Witzes ist weniger als nichts getan: die führen nur zum Irrtum, zur Unlust und zum Ärger.

Sprachwissenschaft und Schallanalyse.

Von

Fritz Karg.

Wenig Ideen haben während der letzten Jahre in der Philologie mehr von sich reden gemacht als die Entdeckung von J. Rutz, daß in der Sprechweise der einzelnen Menschen genau zu fixierende Unterschiede bestehen, die groß genug sind, um eine Klassifizierung in bestimmte Typen zu ermöglichen. Wahrscheinlich wäre die Stimme von Rutz ungehört verklungen, hätte sich nicht seines Gedankenganges in Eduard Sievers ein Mann angenommen, der als Nestor der deutschen Lautphysiologen für diese Art der Betrachtung prädestiniert und wie kaum ein anderer geeignet war, hier Richtiges von Falschem zu scheiden. Er hat der neuen Lehre den Charakter des Autodidaktischen und Eklektizistischen genommen und für ihre Verbreitung in der Wissenschaft Sorge getragen. Aus der Verbindung der Rutzschen Typenlehre mit seinen eigenen jahrzehntelangen Studien der praktischen Phonetik und Rhythmik erweiterte sich ihm die ursprünglich einfache Fragestellung zu einem Komplex vielseitigster Probleme und erwuchs allmählich jene Methode der Schallanalyse, mit deren Hilfe er der menschlichen Rede bis in ihre letzten Feinheiten beizukommen versuchte. Seit ihrem Bekanntwerden in Fachkreisen haben sich jedoch zahlreiche Bedenken gegen sie erhoben, die bis zur völligen Ablehnung gehen, auf der andern Seite fehlt es aber auch nicht an solchen, die den neuen Weg für durchaus gangbar und verheißungsvoll halten. Was Sie, hochverehrter Herr Professor, anlangt, so habe ich in den zwei Jahren, die ich mit Ihnen zusammen arbeiten durfte, zur Genüge erfahren, daß Sie der jungen Strömung sehr freundlich gegenüberstehen. Des öfteren vernahm ich von Ihrer Seite die Frage, ob und in welchem Maße es möglich sei, die Schallanalyse als Hilfsmittel für die vergleichende Sprachwissenschaft zu verwerten, und so glaube ich, daß ich Ihnen vielleicht eine Freude

machen kann, wenn ich in der Ihnen zugedachten Festgabe einige Kleinigkeiten zu diesem Problem beisteuere.

Daß man unmittelbar am gesprochenen Wort, etwa in der Unterhaltung mit einem andern, Eigentümlichkeiten des Klanges, sogar solche recht subtiler Art, genau erkennen kann, wird niemand bestreiten, arbeitet doch die ganze moderne Mundartenforschung fast ausschließlich auf dieser Grundlage. Wer ein Ohr für derartige Dinge hat, wird ohne weiteres feststellen können, ob eine Stimme hoch oder tief liegt, ob sie dunkel oder hell gefärbt ist, ob der Sprecher mit mehr oder weniger Spannung arbeitet, ob er kleinere oder größere rhythmische Gruppen bildet. Alles dies drängt sich dem Hörer im allgemeinen deutlich auf. Schwierigkeiten entstehen für den, der solche Klangbeobachtungen anstellt, anfangs nur, wenn es sich darum handelt, Tonbewegungen zu erfassen. Wir sind durchweg wenig geschult, Steigton und Fallton, Stoßton und Schleifton zu unterscheiden. Daß dies nicht zu allen Zeiten und bei allen Völkern so war, beweisen die Akzentsysteme der griechischen und slawischen Grammatiker. Gestützt und kontrolliert werden die auf rein akustischem Wege gewonnenen Resultate neuerdings durch die Methoden der Experimentalphonetik. Besonders im Erkennen einfacher klanglicher Vorgänge leisten sie — das lehrt ein Blick etwa in einen beliebigen Band der Vox — Erstaunliches. Doch wird man auf die Mitarbeit des Gehörs trotzdem nicht verzichten können, da es sich in der Sprache letzten Endes um Komplexerscheinungen handelt, die wiederzugeben auch der bestgebaute Apparat noch nicht ausreicht.

Eigentlichen Widerspruch findet die Schallanalyse erst dann, sobald sie vom gesprochenen (lebenden) Material zum geschriebenen (toten) übergeht und behauptet, jeden Text mündlich so reproduzieren zu können, daß die stimmlichen Eigenheiten seines Verfassers in vollem Umfange wieder hörbar werden. Sie geht dabei von der Anschauung aus, daß jede sprachliche Produktion etwas in sich Einheitliches sei, an dessen festgefügtem Klanggebäude nichts geändert werden könne, ohne daß diese Störung bei der Reproduktion im momentanen Versagen der Stimme sich geltend mache. Damit werden die Überlieferungen vergangener Jahrhunderte und fremder Sprachen uns in gleicher Weise zu klanglicher Untersuchung zugänglich. Wie skeptisch diese Ansichten z. T. aufgenommen worden sind, zeigt die Kritik von Baesecke: «So ermittelt man über den Abgrund der Jahrhunderte hinweg, indem man an diesem einen Punkte alle geschichtliche Überlegung (von Andersartigkeit der Sprache, der Zeiten,

Orte und Bedingungen) fallen läßt, aus sich selbst die Metrik der Vergangenheit und gewinnt unwiderlegliche Beweise für kritische Textherstellungen.»[1] Das Postulat mutet allerdings zunächst befremdlich an. Trotzdem war Sievers keineswegs der erste, für den der Klang das Entscheidende war, legt doch schon Lachmann, wenn er etwa die Wahl zwischen zwei Lesarten hat, ceteris paribus diejenige zugrunde, die sein Gehör am ehesten befriedigt, und in Benekes Ausgabe von Boners Edelstein[2] lese ich (S. XXV ff.) — der Sitte der Zeit entsprechend etwas romantisch gefärbt —: «Überhaupt vergessen wir nur zu sehr, wie wichtig es ist, für das Ohr zu lesen, und nicht für das Auge. Dichter müssen durchaus laut gelesen werden, und vollends unsere alten Dichter.» «... und der Grund, weshalb gerade die geistigste Blüte des Schönen unbeachtet verduftet, ist, weil man sich gewöhnt, nur die Staubfäden der Blume zu überzählen.» Solche einzelnen Versuche, das gesprochene Wort als das Maßgebende anzusehen, sind stillschweigend hingenommen worden; erst als man daraus den Ausgangspunkt für eine ganze Methode machen wollte, regten sich die Bedenken.

Es ist viel darüber geschrieben worden, und die Art, wie die Gegner die Methode ad absurdum zu führen versucht haben, ist nicht immer unbedenklich gewesen. Ihnen, Herr Professor, gebührt das Verdienst, zur Lösung der Frage einen praktischen Vorschlag gemacht zu haben, nachdem die theoretischen Erörterungen ergebnislos geblieben, ein Vorschlag, dessen Ausführung uns, meiner Meinung nach, unbedingt einer Klärung näherbringen muß.

Man hat gegen die Vertreter der schallanalytischen Methode den Vorwurf erhoben, daß sie zur Grundlage ihrer Arbeiten stets Texte wählen, bei denen ein Nachprüfen der Ergebnisse nicht möglich ist, das Kriterium also allein im Gefühl der untersuchenden Person liegt. Man vermißte infolgedessen einen objektiven, allgemeingültigen Maßstab. Einen solchen zu finden, muß unser Streben sein. Vielleicht, daß die Experimentalphonetik dereinst uns die Mittel hierfür in die Hand geben wird. Aber auch ohne ihre Hilfe besteht schon jetzt ein Weg zur Lösung der Kardinalfrage, ob es nämlich generaliter möglich sei, Textänderungen an Störungen des Melodiegebäudes abzulesen. Lietzmann hat ihn einschlagen wollen, ist aber daran gescheitert, daß er den Endversuch an den Anfang stellte. Um

[1] Wiss. Forschungsberichte, herausgegeben von Prof. Dr. K. Hönn, III. G. Baesecke: Deutsche Philologie, Gotha 1919, S. 117.

[2] Berlin 1816.

seinen Fehler zu vermeiden, wiesen Sie, verehrter Herr Professor, darauf hin, daß man unbedingt zunächst mit ganz einfachen Fällen beginnen müsse, um, allmählich zu immer komplizierteren ansteigend, ein sicheres Urteil über Wert und Grenzen der Methode zu bekommen. Sie erboten sich deshalb, mit mir zusammen eine Reihe solcher Experimente zu veranstalten. Dabei sollten vor allem zwei Punkte geklärt werden: 1. Drängen sich die klanglichen Eigentümlichkeiten eines Textes verschiedenen Personen in gleicher Weise auf, d. h. sind sie etwas von dem reproduzierenden Individuum Unabhängiges, oder besteht die oft geäußerte Anschauung zu Recht, daß man «so oder so» lesen könne? 2. Ist es möglich, Änderungen, die an einem Text vorgenommen worden sind, schallanalytisch einwandfrei zu erkennen?

Für die erste Versuchsreihe erhielt ich von Ihnen regelmäßig 4—5 mit Maschine geschriebene Abschnitte aus möglichst abliegenden Literaturwerken der letzten 150 Jahre, Poesie sowohl wie Prosa, wobei keine der untersuchenden Personen über den jeweiligen Verfasser unterrichtet war. Diese Stücke sollten von jedem Einzelnen völlig unabhängig auf ihren Klangcharakter hin geprüft und die gewonnenen Ergebnisse miteinander verglichen werden. Es lag uns vor allem daran, die allgemeine Stimmlage (hoch-tief), die Melodieführung (Steigton-Fallton), die Art des Akzents (Stoßton-Schleifton), die Klangfarbe (dur-moll), sowie den rhythmischen Aufbau (große bzw. kleine Gruppen) herauszuarbeiten.

Für die zweite Serie lieferten Sie Textstücke, von denen Sie einige in nur Ihnen bekannter Weise geändert, die übrigen unverändert gelassen hatten. Es handelte sich einmal darum, die Stellen anzugeben, an denen Sie größere Einschübe angebracht bzw. Auslassungen vorgenommen hatten, zum andern war es wichtig, die Verderbnisse ihrer Art nach zu bestimmen. Zuletzt wollten Sie mir Stücke vorlegen, bei denen sich Ihre Korrekturen auf einzelne Worte sowie Laute erstreckt hatten. Von Anfang an bestand der Plan, die Resultate nach Beendigung der Versuche bekanntzugeben, um so, vorausgesetzt, daß sie günstig ausfielen, die Methode zu rechtfertigen.

Ich veranstaltete zuerst eine Anzahl von Vorversuchen, um eine Basis für die eigentlichen Experimente zu schaffen, vor allem auch, um die etwa vorhandenen Fehlerquellen und technischen Erfordernisse von Grund aus kennen zu lernen.

Die erste Reihe bearbeitete ich gemeinsam mit 5—7 Studenten, die z. T. bereits mit der Schallanalyse bekannt waren, sie aber selbst

noch nicht praktisch erprobt, z. T. nur von ihr gehört hatten. Für die zweite fungierten als Versuchspersonen meine Frau, ebenfalls Schülerin von Sievers, und ich selbst. Die Zahl der Mitwirkenden war hier unwesentlich, und ein Experimentieren mit ungeschulten Kräften hätte nur unnötigen Zeitverlust bedeutet.

Es ist hier nicht der Ort, Einzelheiten über unsere bisher mehr oder weniger der Vorbereitung dienenden Arbeiten zu berichten, wir werden sie in einer Spezialabhandlung zusammen mit den Protokollen über die bereits im Gang befindliche Hauptversuchsreihe veröffentlichen. Soviel kann jedoch schon hier gesagt werden, daß die Ergebnisse z. T. wesentlich über die Erwartungen hinaus-gegangen sind. In der Hauptsache sind dabei folgende Gesichtspunkte zutage getreten:

1. Während im Anfang noch hier und da keine volle Sicherheit zu erzielen war über das Einsetzen psychischer Brüche, die Beurteilung als hoch und tief u. ä., stellte sich mehr und mehr Sicherheit in der Bestimmung solcher Erscheinungen ein. Die angeborene Veranlagung, klangliche Dinge wahrzunehmen, kann also durch andauernde Übung zu einem immer größeren Grad von Vollkommenheit gesteigert werden. Deshalb erscheint es mir auch nicht mehr sonderbar, daß ein Mann wie Sievers, der seit mehr als einem Menschenalter die Sprache und ihre Hervorbringung studiert, eine so erstaunliche Fertigkeit im Erfassen klanglicher Nuancen gewonnen hat, daß er, um nur einen Fall von vielen anzuführen, Texte in einer ihm völlig fremden Sprache (Arabisch) ohne weiteres als Prosa oder Poesie erkennen konnte.

2. Im allgemeinen sind poetische Texte leichter zu bestimmen als prosaische. Sie sind eben in weit höherem Maße auf Elementen des Klanges aufgebaut.

3. Innerhalb der ersten Versuchsreihe wurde mit auffallender Sicherheit entschieden in Fragen des Rhythmus und der Tonlage, weniger Übereinstimmung herrschte teilweise, zumal im Anfang, über die Tonrichtung.

4. In der zweiten Reihe gelang am besten die Feststellung von Einschüben, doch ließen sich auch geringfügige Auslassungen, durch die der Sinn des Ganzen in keiner Weise gestört wurde — Klammern mit Literaturangaben in wissenschaftlicher Prosa —, ohne weiteres finden. Am schwierigsten ist es offenbar, Veränderungen einzelner Laute zu beobachten. Soweit es sich um Haupttonvokale handelt, treten sie meist deutlich hervor, Mindertonvokalen, auch einzelnen Konsonanten, ist schwerer beizukommen. Hier war es besonders, wo

sich mit der Länge der Zeit deutliche Fortschritte bemerkbar machten.

5. Bei Stücken, in denen die Vertauschung einzelner Laute bis ins Extrem getrieben war, hörte — für uns wenigstens — allmählich die Möglichkeit auf, sicher zu urteilen; das ganze Klanggebäude zerfiel, ohne daß man sagen konnte, wo die Ursache lag. Hier scheinen überhaupt die Grenzen der Methode zu sein. Dies war sicher auch das Verhängnis beim Fall Lietzmann: der Bogen war überspannt worden.

6. War die Art der Änderung nicht bekannt, so ließ sich häufig nicht angeben, ob Zusatz, Auslassung oder sonstige Korrektur vorlag. Meist gab nur ein physiologisches Hemmnis, ein psychischer Bruch eine Störung schlechthin an. Ich glaube jedoch, daß auch hier durch intensive Arbeit noch weiterzukommen ist.

So hat sich denn die Schallanalyse im wesentlichen an dem von uns bearbeiteten Material als zuverlässig erwiesen. Das Kriterium des Klanges läßt sich auch auf Texte ausdehnen, die erst reproduziert werden müssen und die wie etwa Stücke von Goethe und Schiller $1^1/_2$ Jahrhunderte zurückliegen. Wieweit auch fremde Sprachen dafür geeignet sind, hoffen wir noch in den nächsten Monaten ermitteln zu können. Werke älterer Sprachperioden, etwa des Althochdeutschen oder Mittelhochdeutschen, bieten dagegen größere Schwierigkeiten für die Kontrolle, da wir über ihre Entstehung resp. Zusammensetzung nichts Authentisches wissen und nicht von vornherein beurteilen können, ob der verwendete Text ganz einheitlich und richtig überliefert ist. Es würden sich dann unter Umständen mehr Hemmungsstellen ergeben, als nach den vorgenommenen Korrekturen zu erwarten wäre, so daß diese Versuche an den Schluß der Reihe zu setzen sein werden. Immerhin spricht nichts dagegen, daß sich diese Denkmäler einer Untersuchung gegenüber ähnlich verhalten wie die literarischen Erzeugnisse der Gegenwart.

Hat nun die Wissenschaft keine Veranlassung mehr, an der neuen Methode vorüberzugehen, so muß sie beginnen, die Fülle der Probleme zu bewältigen, die damit plötzlich aufgerollt werden. Für die Linguistik liegen sie in doppelter Richtung. Ihr Material sind, soweit es sich nicht um die Beobachtung moderner Mundarten handelt, schriftlich überlieferte Texte z. T. recht hohen Alters. Von einigen weiß oder vermutet man, daß sie nicht das Produkt eines einzigen Verfassers sind, sondern daß, wie bei den Veden und den homerischen Dichtungen, Jahrhunderte daran gearbeitet haben. Für den angelsächsischen Beowulf z. B. steht es schon längst fest, daß in

ein anglisches Original ein südlicher Redaktor Änderungen und Zusätze eingefügt hat. Im allgemeinen ist man jedoch meist von der Voraussetzung ausgegangen, daß einheitlich Überliefertes auch einheitlich entstanden sei, und hat deshalb alle grammatischen Formen eines solchen Denkmals ohne weiteres auf eine Linie gestellt. Das hat oft ein recht buntes, mannigfaltiges Bild ergeben, und meist wurde eine erkannte Regel von zahlreichen Ausnahmen durchkreuzt. Um sie zu erklären, half man sich mit der Annahme von Schreiberwillkür oder von Dialektmischung. So kommt es, daß wir z. B. im Althochdeutschen nahezu nur noch Mischmundarten haben. Der Schallanalytiker steht dagegen alten Texten stets mißtrauisch gegenüber. Ehe er bei Abweichungen im Laut- und Formenstand grammatische Schlüsse zu ziehen wagt, wird er sich über die Frage der Einheitlichkeit des Denkmals unterrichten. Erst wenn diese Vorarbeit geleistet ist, kann er daran gehen, das gefundene Material chronologisch und landschaftlich zu ordnen. Die prinzipielle Entscheidung über einen Text ist zwar zunächst Sache der Philologie im engeren Sinne, doch kann auch der Sprachwissenschaftler ihrer aus den angegebenen Gründen nicht entraten. Sie ist sicher die schwierigste Aufgabe für die neue Methode, und an dieser Stelle muß am gewissenhaftesten und intensivsten weitergearbeitet werden, um keine Dilettanten heranzuziehen, die in begreiflicher Entdeckerfreude gern Ergebnisse als einwandfrei annehmen, die ihnen bei späterer Nachprüfung unter den Händen zerrinnen.

Was nun die eigentlichen grammatischen Probleme angeht, so glaube ich, daß die Schallanalyse der Sprachwissenschaft in vielem ein ganz neues Gepräge und eine völlig andere Richtung geben wird. Ganze Reihen von Fragen, die seit Jahrzehnten als endgültig gelöst und abgetan ruhten, erwachen zu neuem Leben, Ergebnisse, die als feste Faktoren in jeder grammatischen Beweisführung auftreten, verlangen nach Revision.

Das ist die notwendige Folge davon, daß der überlegende Verstand nicht mehr in erster Linie durch das Auge, sondern durch das Ohr unterstützt wird. Das bisher tote Material wird wieder lebendig und damit unserer Beobachtung in ganz anderem Maße zugänglich, als der nur geschriebene Buchstabe. Jede orthographische Fixierung ist ja letzten Endes nur ein unvollkommener Versuch, Gesprochenes festzuhalten. Was an klanglichen Feinheiten darin gelegen hat und worin sich die psychischen Vorgänge einst dem Hörenden unmittelbar aussprachen, bleibt dabei oft unberücksichtigt und muß von uns

erst wieder neu geweckt werden. Sind wir aber dazu prinzipiell befähigt, so können wir auch zu deutlicheren Vorstellungen über den tatsächlichen Lautstand und das klangliche Gepräge auch alter Sprachen gelangen.

Aus der Zahl der hieraus sich ergebenden Probleme möchte ich nur eines herausgreifen, das des Akzents, das Wort im weitesten Sinne gefaßt. Es ist dasjenige, das immer mehr zum Zentrum aller grammatischen Betrachtung wird, je mehr man sie von klanglichen Gesichtspunkten aus betreibt. Und wie viele Fragen hier noch offenstehen, läßt sich schon nach kurzer Lektüre aus jeder Grammatik erkennen. Ich erinnere nur an die landläufige Unterscheidung zwischen Sprachen mit chromatischem und solchen mit exspiratorischem Akzent. Schon Sievers hat in seiner Phonetik (§ 571)[1] darauf aufmerksam gemacht, daß es sich hier nur um Grad-, nicht um Artunterschiede handeln könne. In welchem Verhältnis die beiden jedoch in den einzelnen Sprachen zueinander stehen, wie es vor allem mit dem musikalischen Element in den Sprachen bestellt ist, deren Akzent bisher als rein dynamisch aufgefaßt worden ist, ist noch durchaus nicht geklärt. Wissen wir doch noch nicht einmal sicher, was sich hinter den einzelnen Zeichen jener griechischen, slawischen und arischen Akzentsysteme verbirgt, auf denen sich unsere ganze Akzentlehre aufbaut.[2] Liegen sie wirklich auf der gleichen Linie oder entspringen sie Kompromissen zwischen den verschiedenen Möglichkeiten der klanglichen Abstufung, und wieweit sind etwa die Verhältnisse der lebendigen Sprache bereits einem Schema erlegen? Im Grunde geben uns doch die drei Zeichen der griechischen Grammatiker, Zirkumflex, Akut und Gravis, nur recht geringe Anhaltspunkte, wenn wir sie mit der Menge der klanglichen Variationen vergleichen, die wir an der Umgangssprache beobachten und die die Experimentalphonetik uns bestätigt. Sollten wir nicht annehmen, daß in den alten Sprachen eine ähnliche Vielgestaltigkeit vorhanden war? Vollends ratlos stehen wir vorläufig noch vor den Akzentzeichen der altgermanischen Handschriften, die sich weder als dynamische noch als Längezeichen befriedigend erklären lassen. Am ehesten kann man noch bei Otfrid ein System erkennen, und doch ist weder die Auf-

[1] Sievers, Grundzüge der Phonetik[5], Leipzig 1901.

[2] Vgl. z. B. Hirt, Handbuch der griech. Laut- und Formenlehre[2], Heidelberg 1912, §§ 84—86.

fassung von Lachmann[1] (Tonstärke) noch die von Kauffmann[2] (musikalische Hochtöne) restlos durchzuführen. Wahrscheinlich wollte Otfrid mit seinen Zeichen gar nichts Einfaches hervorheben, sondern einen ganzen Komplex von Erscheinungen, aus welchem sich Lachmann und Kauffmann jeweils nur einzelne Bestandteile aufgedrängt haben. Jedenfalls ist die Sachlage verwickelter, als sie etwa Hammerich in seinem kürzlich erschienenen Buche «Zur deutschen Akzentuation»[3] ansieht.

Herrschen somit über das Wesen des Akzents und die Verteilung seiner einzelnen Elemente in den verschiedenen Sprachen noch beträchtliche Unklarheiten, so sind auch die von ihm ausgehenden Wirkungen noch lange nicht genügend erforscht. Sie sind sicher weit zahlreicher, als man gemeinhin annimmt, und auch da, wo man über sie unterrichtet zu sein glaubt, ist vielfach noch nicht das letzte Wort gesprochen. So fehlt es z. B. in der Frage der Svarabhaktivokale, zu deren Erklärung man schon längst den Schleifton herangezogen hat, noch ganz an einer grundsätzlichen Scheidung zwischen geschriebenen und gesprochenen (silbenbildenden und nicht silbenbildenden) Sproßvokalen. Reutercronas[4] fleißige Arbeit ist ganz im Material stecken geblieben. Mir scheint aber, daß man auch hier viel weiterkommen kann, denn ein Vergleich der Verhältnisse in der Heliandhandschrift C mit denen des Otfrid enthüllt uns, zum Teil philologisch faßbar, manches von den Bedingungen, nach denen sich die phonetische Wertung des geschriebenen Svarabhaktivokals regelt.[5]

---

[1] Über althochdeutsche Betonung und Verskunst I., Kleinere Schriften I., Berlin 1876, S. 358 ff.

[2] ZZ. XXIX, 17 ff.

[3] Kgl. Danske Videnskabernes Selskab, Hist.-fil. Meddel. VII, 1. Kopenhagen 1921.

[4] Hans Reutercrona: Svarabhakti und Erleichterungsvokal im Althochdeutschen bis ca. 1250. Heidelberg 1920.

[5] Da ich vorläufig keine Möglichkeit sehe, die Resultate, die ich bei diesem Vergleich gewonnen habe, selbständig zu veröffentlichen, möchte ich an dieser Stelle wenigstens einige Punkte daraus vortragen. Ich erwähnte schon oben, daß man die Svarabhaktivokale allgemein auf Schleiftonigkeit zurückführt. (Vgl. Sievers, Phonetik[5], § 812/3; Brugmann, Gr. I, 2^2, § 949.) Nun fällt es auf, daß wir in der gleichen Handschrift C, die uns das Hauptmaterial an Svarabhaktivokalen liefert, auch massenhafte Diphthongierungen finden. Es wechseln nicht nur Langvokale mit Diphthongen: z. B. *muod : môd, fruo : frô, guod : gôd, hie: hê, hiet : hêt, andried : andrêd* usw. usw., sondern es sind sogar Kurzvokale gespalten, wie *thoh : thuoh, god : guod, man : mean, uuard : uueard, scip : sciep,*

Ich selbst wurde vor Jahren auf die vielumstrittenen Vokale der Kompositionsfuge hingelenkt. In meiner Dissertation[1] habe ich seinerzeit den Beweis erbracht, daß ihr Auftreten — zunächst im Althoch- und Altniederdeutschen — gebunden ist an einen Stoßton auf dem ersten Kompositionsglied, während ein Schleifton an dieser Stelle den folgenden Fugenvokal absorbiert.

---

gern : georn, scalt : scealt, sterra : steorra u. v. a. Man hat einige dieser Bildungen auf englischen Einfluß zurückgeführt — vielleicht mit Recht —, doch wird dadurch die Doppelheit der Formen nicht erklärt. Viel eher scheint mir dies zu gelingen, wenn man das Auftreten der Diphthonge auf Rechnung des gleichen Schleiftones setzt, der auch in der Svarabhaktibildung wirksam ist. Beim Lesen des Textes, so wie C ihn uns überliefert, habe ich den bestimmten Eindruck gewonnen, daß der Schreiber einst einen stark emphatischen Vortrag im Ohr hatte und wiederzugeben suchte. M, in dem ungespaltene Vokale durchaus überwiegen und Svarabhaktibildungen selten vorkommen, wirkt demgegenüber matt und nüchtern. Otfrid seinerseits kennt als Mitteldeutscher selbstverständlich Diphthonge. Sie sind jedoch bei ihm zur Regel geworden und wechseln nicht mehr mit einfachen Vokalen. Ebenso sind seine Sproßvokale durchgehends fest, sie treten nur bei ganz bestimmten Wörtern, hier aber ausnahmslos auf. Mit Hilfe der metrischen Gesetze können wir erkennen, daß sie für ihn Träger von Silben waren. Man vgl. etwa folgende Verse: H 3 a: *thùruh Krístes krúzì bimide ih hiar thaz uuizi, thùruh sinà gibúrt.* I. 10. 10: *únfòrahténti;* II. 4. 96: *thiono fòrehtlichò;* Wollte man hier die Svarabhaktivokale nur mit gesteigerter Stimmhaftigkeit der Liquiden als leichten vokalischen Nachschlag sprechen — wie man dies unter der Einwirkung des Schleiftons in Heliand C tut —, so würde auf die vorhergehende Silbe eine beschwerte Hebung fallen. Dies ist metrisch nicht möglich. Außerdem würden die Verse dann durch gedehntes, schleppendes Tempo aus dem Rahmen der übrigen herausfallen. Statt eines Schleiftones wie im Heliand beobachten wir hier zwei einfache glatte Stoßtöne. Die im Heliand eben sich andeutende Spaltung ist also bei Otfrid bis zur völligen Zweisilbigkeit durchgeführt. Heliand C ist in Bezug auf den Vokalismus in einem Stadium des Fließens. Je nach den Bedürfnissen des Augenblicks variieren sich ihm die verschiedenen Laute, zeigen sich flüchtig feinste vokalische Schattierungen. M dagegen ist starr, und auch Otfrid ist an ein ausgebildetes System gebunden und kann klangliche Nuancierungen nur durch Wechsel innerhalb der Diphthonge, etwa *ca|ia, iu|ie,* ausdrücken. — Auch jene eigentümlichen Formen, wie sie etwa im Wiener Notker (Pred. Samml. B, 16 Steinmeyer S. 168) auftreten, Formen, in denen ein Sproßvokal zwischen anlautendem *z* und folgendem *w* eingeschoben ist (*ziuueni*), sind wie die Svarabhaktivokale des Heliand C auf einen — hier allerdings vorausgenommenen, nicht nachwirkenden — Schleifton zurückzuführen. Wir können ähnliche Bildungen auch heute noch in feierlichem Vortrag gar nicht selten beobachten. Die Emphase ist hier so stark, daß der Sprecher den Beginn des Schleiftons noch vor das *w* legt und so die Gruppe *zw* spaltet.

[1] Die Klangformen des Kompositums im Althochdeutschen. Eine rhythm.-melod. Untersuchung. Vgl. den Auszug im Jahrbuch der Philosophischen Fakultät Leipzig für das Jahr 1921, I. Halbjahrsband, S. 42 ff.

Auch zur Erklärung des Thurneysenschen Gesetzes über die Spirantendissimilation im Gotischen läßt sich noch manches beibringen. Wir haben es hier mit einem streng geregelten Wechsel von stimmhaften und stimmlosen Konsonanten als Umrahmung einer Zwischensilbe zu tun. Das läßt von vornherein darauf schließen, daß klangliche Faktoren mitsprechen. Ich wage noch nicht eine endgültige Lösung zu geben, doch möchte ich an jenen tonus currens erinnern, auf den Fleischer in seinen Neumenstudien[1] hinweist. Er ist jedem Sprecher eigen und zu ihm kehrt wie zu einer Horizontalen die Sprache trotz aller melodischen Divergenzen immer wieder zurück. Stimmlose Konsonanten aber ziehen bekanntlich normalerweise nach oben, stimmhafte nach unten. So erklärt sich der eigenartige Wechsel der Konsonanten als ein Ausgleich, indem auf eine Erhebung über die Normallinie ein Abstieg, auf eine Senkung unter die Normale ein Anstieg folgt.

Wahrscheinlich würde eine nähere Untersuchung des Gotischen überhaupt — auch einer Sprache, die keine Akzentzeichen besitzt — eine Menge wertvoller Erkenntnisse zutage fördern. Jedenfalls deutet die Gesetzmäßigkeit in diesem einen Punkte weit mehr an als den üblichen Drang zum Schematisieren. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß das Gotische des Ulfilas eine merkwürdige Tendenz hat, melodische Differenzen auszugleichen, d. h. den tonus currens möglichst wenig zu verlassen, mit anderen Worten, daß die Tonintervalle klein und sehr konstant sind.

Hier komme ich auf einen Punkt, den Sievers in seiner leider viel zu wenig beachteten Abhandlung über Steigton und Fallton im Althochdeutschen[2] bereits angedeutet hat. Durch die genaue Beobachtung des Klanges finden wir in der Tat die Wurzel für eine ganze Reihe grammatischer Erscheinungen. Wofür bisher von Fall zu Fall mühsam nach einer Erklärung gesucht werden mußte, das stellt sich uns jetzt als die Auswirkung einiger weniger treibenden Faktoren dar und läßt eine Sprachwissenschaft im höheren Sinne ahnen. Dabei wird eigentlich nur das weitergeführt, was die Junggrammatiker bereits anstrebten, nämlich der Versuch, abstrakte, nur konstruierte Lautwandlungen zu vermeiden und möglichst das ge-

[1] Tl. I: Über Ursprung und Entzifferung der Neumen, Leipzig 1895, S. 82 ff.

[2] Steigton und Fallton im Althochdeutschen mit besonderer Berücksichtigung von Otfrids Evangelienbuch, in: Aufsätze zur Sprach- und Literaturgeschichte, Festgabe für W. Braune, Dortmund 1920, S. 148—198.

sprochene Wort zur Kontrolle heranzuziehen. Die eben erwähnte kleine Schrift von Sievers enthält in nuce die Arbeitsmöglichkeit für mehrere Generationen von Linguisten und ist eine Art von Programm für die neue Methode. Deutlich geht aus ihr hervor, daß zahlreiche Abweichungen von unseren grammatischen Regeln, die ich schon oben streifte, jene Ausnahmen, die bisher immer so verwirrend gewirkt haben, sich ohne weiteres einordnen, wenn man Tonrichtung und Tonbewegung mit in den Kreis der Betrachtung einbezieht. Nicht Mischmundart, nicht Unsicherheit der Schreiber bringen die Mannigfaltigkeit der Formen im Althochdeutschen und anderwärts hervor, sondern feinstes Gehör für klangliche Modifikationen hat eine Menge von Spielarten erkannt, die der moderne Mensch in derselben Ausdehnung zwar immer noch spricht, aber durch jahrhundertelange Entwöhnung vom Klang nur nach mühevoller Übung wiederfinden kann. Zahlreiche Dubletten und Tripletten bei Otfrid lösen sich ganz einfach nach Steig- und Fallton, die zuweilen auch in Verbindung mit melodischem Hoch- oder Tiefton auftreten können. Sievers hat a. a. O. den Konsonantismus herausgegriffen, der Vokalismus, besonders wo es sich um Nuancierung von Diphthongen handelt, bietet ähnliche reiche Ausbeute. In analoger Weise lassen sich Unterschiede finden zwischen Formen mit und ohne Umlaut (a. a. O., S. 157/58), die Brechung rückt unter Zugrundelegung gleicher Prinzipien in ein ganz neues Licht (S. 156), ebenso die Doppelheit gewisser Nebensilbenvokale (S. 160), z. B. in der schwachen Deklination *(hanín : hanèn, hanún : hanòn)*, die Dat. Plur. der Substantiva *(tagúm : tagòn)* usw. Und liegt etwas anderes vor, wenn in mittelniederländischen Texten *g* und *gh*, *i* und *ij*, *o* und *oe*, *a* und *ae* miteinander wechseln? Oder, um die klassischen Sprachen zu berühren, wie löst man die orthographischen Verschiedenheiten ihrer alten Handschriften, etwa im Virgil und im Plautus? Selbstverständlich ist nicht alles Überlieferte gleich zu behandeln, und Sache eingehender Prüfung muß es sein, das ist von Sievers und auch sonst immer wieder hervorgehoben worden, als erstes festzustellen, ob die jeweiligen Texte auch wirklich klanggerecht geschrieben sind, d. h. ob der Autor oder Schreiber klangliche Differenzierungen orthographisch markierte, oder ob er bereits wie im Heliand M schematisiert hat. Auf jeden Fall hat durch die neue Wertung der überlieferten Doppelformen die Diskussion über die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze eine neue, hoffnungsvolle Wendung genommen: die angeblichen Ausnahmen sind nichts als

Parallelfälle unter anderen klanglichen Bedingungen, geeignet, die bekannten Gesetze zu erweitern und lebendig zu gestalten.

Neben diesen satzphonetischen Dubletten gibt es andere, die ich als Bedeutungsdubletten bezeichnen möchte: hinter der gleichen Lautform verbergen sich ganz verschiedene logische Kategorien, z. B. *Arm* (Subst.) : *arm* (Adj.), *Mann* (Subst.) : *man* (Pron.), *nach* (Adv.) : *nach* (Präp.). Häufig angestellte Proben — auch in größerem Kreise — haben ergeben, daß man selbst beim losgelösten Wort rein aus dem Klang erkennen kann, welche der beiden Wortarten dem Sprecher vorgeschwebt hat. Das kann nur darauf beruhen, daß die Funktionsunterschiede sich in feinsten Modifikationen des Klanges — der Tonlage, der Melodieführung, der Tonstärke, wie, wissen wir noch nicht — kundtun. Diese Beobachtung scheint mir besonders für die Semasiologie von Wichtigkeit zu sein. Arbeiten zur Bedeutungsentwicklung haben nur zu oft daran gekrankt, daß gleiche Formen als identisch schlechthin aufgefaßt worden sind. Und selbst da, wo die Logik die abweichenden Bedeutungen erkennen läßt, vermag uns das Studium des Klanges noch manche Feinheit aufzudecken und uns dadurch den psychischen Grundlagen der sprachlichen Erscheinungen näherzubringen. Als kleines Beispiel hierfür möchte ich nur den geistvollen Artikel von Rudolf Blümel (ZfDk. 37, 44 ff.): «Falsche Tatsachen» nennen. Er führt u. a. aus, daß in einem Satz wie: *Er kehrte als ein halber Türke zurück* (weil er lange in der Türkei war) das Adjektiv anders und zwar schwächer betont ist als in dem Uhlandschen Gedicht: «Schwäbische Kunde»: *Zur Rechten sieht man wie zur Linken | einen halben Türken heruntersinken.* Im ersteren Falle ist *halber Türke* zu einem Begriff geworden, während im zweiten Adj. und Subst. noch getrennt nebeneinander stehen. Und vielleicht gelingt es, bei weiterem Ausbau der Methode, auch noch jenen feinsten Tonunterschieden beizukommen, durch die sich die einzelnen Kasus, die verschiedenen Personen des Verbums voneinander abheben und die wir heute nur ahnen, weniger exakt erfassen können.

Daß im Heliand C das Relativum je nach seiner klanglichen Funktion im Satz Betonungsnuancen zeigt, habe ich selbst jüngst nachgewiesen.[1]

Noch eines möchte ich berühren, ehe ich meine Ausführungen schließe. Auch in der Syntax drückt sich unter der gleichen äußeren

[1] IF. XLI, 1—12.

Form eventuell psychisch völlig Verschiedenes aus, und es wird unsere Aufgabe sein, kein Mittel unversucht zu lassen, das uns hier zur richtigen Erkenntnis verhilft. In dem Kampfe, den wir in den nächsten Jahren um eine wirklich deutsche Syntax werden führen müssen, kann uns die Schallanalyse ein nicht zu unterschätzender Bundesgenosse sein. Was mit Hilfe streng philologischer Beweisführung aus dem System der logischen Kategorien der lateinischen Syntax zu machen war, hat die Generation vor uns im vollen Umfange ausgeschöpft. Das System der Syntax auf dieser Grundlage ist abgeschlossen. Wir müssen nun vom deutschen Sprachgefühl aus nachprüfen, wieviel von dem, was an den klassischen Sprachen abgeleitet worden ist, auch für uns Geltung hat und was nun eigentlich das Charakteristische unseres eigenen Stils, unserer eigenen Syntax ist. Sprachgefühl aber setzt lebendige Sprache voraus, und lebendige Sprache ist Klang.

Ich halte die Schallanalyse, das sei offen gesagt, für kein Allerweltsheilmittel. Sie hat, das führte ich oben aus, ihre Grenzen und bedarf vor allem in dem Anfangsstadium, in dem sie sich noch befindet, schärfster Selbstkontrolle und der weitgehenden Stützung ihrer Resultate mit Hilfe anderer, bereits erprobter Methoden. Erst wenn sie genügend Sicherheit in der Beweisführung zu geben vermag und eine Reihe einwandfreier Ergebnisse vorweisen kann, wird man ihr das Recht zuerkennen dürfen, selbständig vorzugehen. Immerhin soll man gerecht sein und von der neuen Methode nicht mehr verlangen, als man billigerweise von den andern gefordert hat. Auch früher ist man oft über ein «wahrscheinlich» nicht hinausgekommen.

Die Schallanalyse muß sich durchsetzen in einer Zeit, wo der äußeren Hemmungen so viele sind, daß die deutsche Wissenschaft fast zu erliegen droht. Es spricht für die Lebenskraft der jungen Strömung, daß sie trotz allem an Boden gewinnt. Das Recht der Jugend ist es, auch in wissenschaftlichen Kämpfen in vorderster Linie zu stehen und das Neue aufzugreifen, wo es sich bietet. Sie, Herr Professor, sind darin jung geblieben, auch wenn wir heute Ihren 60. Geburtstag feiern.

Aufgaben der indogermanischen Syntax.

Von

Walter Porzig.

Wenn man heute über Aufgaben der indogermanischen Syntax spricht, muß man sich darüber klar sein, daß der idg. Syntax auch die theoretische Durcharbeitung der Probleme der allgemeinen Syntax zufällt. Als die am weitesten geförderte und theoretisch am festesten gegründete aller ihrer Schwesterdisziplinen auf anderen Sprachgebieten, dient sie tatsächlich allen diesen als Vorbild nach Grundlage und Methode. So ist es gekommen, daß sich die Indogermanisten immer verpflichtet gefühlt haben, die Frage: Was ist Syntax? nicht nur für ihr spezielles Gebiet, sondern gleich in ihrer Allgemeinheit zu beantworten. Und es versteht sich ja auch von selbst, daß solche grundsätzlichen Erwägungen und Ergebnisse immer ihren Einfluß auf die Gestaltung der syntaktischen Forschung im Einzelnen, auf die Auswahl der zu behandelnden Probleme und auf die Art, wie sie behandelt werden, geltend machen.

Von den Bestrebungen, dem praktischen Betrieb der Syntax einen rationalen Unterbau zu geben, müssen zunächst immer noch die Nachwirkungen des Versuchs von Ries erwähnt werden. Ries selbst hat sein System im 34. Band des Idg. Anzeigers gegen Verbesserungsvorschläge R. M. Meyers (GRM V 640) verteidigt und ausdrücklich aufrecht erhalten, und R. Blümel hat dasselbe System noch seiner «Einführung in die Syntax» zugrunde gelegt. Die praktischen Syntaktiker, namentlich Brugmann und Delbrück, haben allerdings sogleich Einwände dagegen geltend gemacht, von denen der schwerwiegendste der von Brugmann (K V G VII Fußn.) war, daß Wort und Wortgefüge ja gar nichts prinzipiell Unterschiedenes seien, sondern ohne scharfe Grenze ineinander übergingen. Trotzdem wird noch in der 4. Auflage von Brugmann-Thumbs Griechischer Grammatik (S. 414) Ries das Zeugnis ausgestellt, daß er «vom Standpunkt

der begriffsmäßigen Systematisierung» recht habe. Da sich auch sonst die Einwände gegen das System von Ries meist auf dem Boden der Praxis bewegen, mag gleich an dieser Stelle bemerkt werden, daß es auch einen schweren theoretischen Fehler enthält, der es zur Grundlage einer wissenschaftlichen Syntax schlechthin ungeeignet macht. Es sind nämlich nicht nur «Wort» und «Wortgefüge», sondern auch «Form» und «Bedeutung» keine Gegensätze. Was Ries unter «Form» versteht, ist lediglich die Form des äußeren Ausdrucks. Dieser «Form» steht allerdings ein «Material», die Laute, gegenüber. Aber auch auf der Bedeutungsseite der Sprache gibt es «Form», die dort den Gegensatz zum «Inhalt» (der Bedeutungen) bildet.

Den Gegensatz von Bedeutung (meaning) und Form hat auch Jespersen in seiner Modern English Grammar. Doch faßt er den Begriff meaning von vornherein so, daß er die Sprache «von innen gesehen» bedeutet. Die Erkenntnis, daß es sich bei der Syntax um Formprobleme handelt, spricht weit mehr aus Stahls Definition (Historisch-kritische Syntax des griechischen Verbums der klassischen Zeit, S. 17): «Syntax ist die Lehre von der Bedeutung der Wortformen und ihrer Verbindung im und zum Satze». Diese Definition wird bei Brugmann-Thumb, Griechische Grammatik[4], S. 415, ausdrücklich gebilligt. Nur versteht man nicht recht, wie die «Verbindung im und zum Satze» gemeint ist. Dem Wortlaut nach müßte es etwas sein, was etwa der «Form der Wortgefüge» bei Ries entspräche. Dann wäre aber ganz Verschiedenartiges in einem Satz zusammengefaßt. Sollte es aber heißen, daß sich Syntax mit der Bedeutung der gegenseitigen Beziehungen der Satzteile befassen solle, so sollte man doch erwarten, daß dieser Begriff etwas näher erläutert würde.

Was nun die syntaktische Methode anbetrifft, so herrscht in den neueren Arbeiten fast ausnahmslos der psychologische Gesichtspunkt. Dieser Standpunkt ist herrschend gewesen, seitdem es überhaupt eine moderne Syntax gibt, Steinthal und Hermann Paul haben ihn vor mehr als vierzig Jahren in der Sprachwissenschaft heimisch gemacht. Dann hat die Umstellung, die die Psychologie durch Wundts Arbeiten erfuhr, natürlich auch die Sprachwissenschaft beeinflußt. Für die Auffassung der Syntax kommen da aus neuerer Zeit vor allem O. Dittrichs «Probleme der Sprachpsychologie und ihre gegenwärtigen Lösungsmöglichkeiten» in Betracht. Hier ist tatsächlich die Aufgabe, die der Psychologie den syntaktischen Erscheinungen gegenüber zufällt, reinlich umschrieben. Dabei stellt sich freilich heraus, daß dieser Aufgabenkreis mit dem, was

die Sprachwissenschaft unter dem Namen «Syntax» bearbeitet, nur noch einige wenige Berührungspunkte hat. Vor allen Dingen gibt es ja keine historische Psychologie und kann es der Natur der Sache nach nicht geben. Die Psychologie untersucht also z. B. die allgemeinen psychischen Bedingungen, die jeder Satzbildung zugrunde liegen, während die Sprachwissenschaft gerade die konkreten Einzelformen und ihre Veränderungen interessieren. Ferner ist eine vergleichende Methode in der Psychologie noch nicht ausgebildet. So interessant es wäre, die psychischen Unterschiede etwa eines Chinesen von einem Bantu oder eines Europäers von einem Eskimo psychologisch zu erfassen, so ist es doch sehr zweifelhaft, ob dergleichen dem Experiment zugänglich ist. Wenn aber das Experiment versagt, sieht sich die Psychologie gezwungen, zu andern Hilfsmitteln ihre Zuflucht zu nehmen, und das ist in diesem Falle eben die Untersuchung der sprachlichen Eigenart der betreffenden Völker. Hier erwartet also die Psychologie von der Sprachwissenschaft, insbesondere der Syntax, an wichtiger Stelle Hilfe.

Die Alleinherrschaft der psychologischen Methode hat dazu geführt, daß man das, was sozusagen die «Innenseite» der Sprache genannt wird, in den psychischen Erlebnissen der Sprechenden suchte. Nun besteht nirgends Meinungsverschiedenheit darüber, daß Sprache «von innen» Bedeutung sei. Also setzte und setzt man Bedeutung und psychisches Erlebnis beim Sprechen einander gleich. Diese Auffassung wird klar ausgesprochen (um nur die Einflußreichsten zu nennen) bei Noreen (Wissenschaftliche Betrachtung der Sprache, übers. v. Pollak), in Stahls «Syntax des griechischen Verbums», die in der Einleitung eine eingehende Würdigung der verschiedenen syntaktischen Methoden und dessen, was sie für die Erkenntnis des Wesens der Sprache leisten können, enthält, in Deutschbeins «Sprachpsychologischen Studien» und (besonders ausführlich) in De Saussures «Cours de linguistique générale». Die Genannten sind nur die hervorragendsten theoretischen Vertreter dieser Ansicht, in der Praxis kann wohl die Auffassung der Bedeutung als «Vorstellung des Sprechenden bzw. Hörenden» ziemlich als allgemeingültig angesehen werden.

Nun ist der Begriff der Bedeutung nicht Alleinbesitz der Sprachwissenschaft. Er spielt auch in der Logik eine große Rolle, und die Arbeit, die von den Logikern in der Erforschung des Wesens der Bedeutungen geleistet wird, muß ihre Rückwirkung auf die Sprachwissenschaft haben. Die Gleichsetzung der «Bedeutung» mit einem

psychischen Erlebnis findet freilich bei manchen Logikern eine Stütze. So sind es die Schüler Brentanos, vor allem der besonders auf dem Gebiet der theoretischen Sprachwissenschaft tätige Marty, die Bedeutungslehre etwa im Sinne der heutigen Sprachwissenschaft auffassen. Aber die entscheidende Tat auf logischem Gebiete in den letzten beiden Jahrzehnten war doch die, daß es Husserl gelang, in seinen «Logischen Untersuchungen» die Unabhängigkeit des gesamten Bedeutungsgebietes von allem Psychischen nachzuweisen. Damit ist auch für die Sprachwissenschaft eine vollkommen neue Lage gegeben. Bisher ist meines Wissens noch nirgends der Versuch gemacht worden, Husserls Anregungen für die Syntax fruchtbar zu machen. Zwar hat Jespersen im 2. Bande der «Modern English Grammar» syntaktische Verhältnisse unabhängig von psychologischen Feststellungen zu deuten unternommen, aber er hat zu wenig Farben auf seiner Palette, um allen feinsten Windungen der objektiven Bedeutungsformen folgen zu können. Bedeutungen haben, auch abgesehen davon, daß sie zueinander in Beziehung stehen, schon an sich selbst eine gewisse Form.

So soll also im folgenden der Versuch gemacht werden, die indogermanische Syntax einmal vom phänomenologischen Standpunkt aus zu betrachten und zu sehen, welche Aufgaben sich ihr unter diesem Gesichtswinkel bieten. Dazu war eine kurze Ableitung des Bedeutungsgebietes aus dem Wesen der Sprache unerläßlich. Daß die Bedeutungen und ihre Formen vom Standpunkt des Sprachwissenschaftlers zunächst noch etwas anders aussehen, als von dem des Logikers, ist nur natürlich. Ein Problem, das noch eingehende Untersuchungen auch von logischer Seite her nötig macht, ist z. B. das der Entstehung neuer Kategorien. Hier ist es Aufgabe der Syntax, zunächst einmal phänomenologisch einwandfrei das Material zu liefern, aus dem hervorgeht, was für Vorgänge sich dabei eigentlich objektiv (d. h. abgesehen von den psychischen Erlebnissen des Sprechenden) abspielen. Der Hauptzweck der folgenden Ausführungen ist also die Herausstellung der Eigengesetzlichkeit der syntaktischen Erscheinungen, unabhängig von den (natürlich stets begleitenden) psychischen Vorgängen in den Sprechenden.

* * *

Um die Stellung der Syntax innerhalb der Sprachwissenschaft und die Probleme, die gegenwärtig vor ihr liegen, im einzelnen festzustellen, empfiehlt es sich, zunächst einen kurzen Blick auf den

Gegenstand der Sprachwissenschaft überhaupt zu werfen, nach dessen Struktur sich doch die auf ihn bezügliche Wissenschaft hinsichtlich ihrer Einteilung zweckmäßigerweise wird richten müssen.

Freilich, was die Sprache sei, darüber tobt noch der Streit der Meinungen, und nicht eher wird er geschlichtet werden, als bis die Wissenschaft von der Sprache vollendet sein wird. Aber der Ausgangspunkt ist für all die verschiedenen Richtungen derselbe, und es besteht keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß der unmittelbar gegebene Gegenstand der Sprachwissenschaft der einzelne Ausspruch ist. Ein Ausspruch bietet nun der Betrachtung drei Seiten dar. Zuerst eine äußere: eine Reihe von Lauten, die in bestimmte rhythmische Gruppen gegliedert sind. Diese Laute sind aber nicht rein physikalischer Natur, sondern sie stehen zweitens in Verbindung mit einem psychischen Geschehen, dessen Art und Besonderheit sie kundgeben. Auch der naive Hörer vermag einem Ausspruch zu entnehmen, welche Gefühle und Affekte den Sprechenden im Augenblick bewegen, welche Vorstellungsreihe in ihm abläuft usw. Man hat bekanntlich geglaubt, sich mit diesen beiden Aspekten eines Ausspruchs begnügen zu können, so daß man also an der Sprache nur eine äußere lautliche und eine innere psychische Seite unterschied. Man denke etwa an H. Pauls Satzdefinition oder an den Begriff der Bedeutung (signification), wie ihn De Saussure im «Cours de linguistique générale» entwickelt. Nach ihm ist signification nichts anderes, als der psychische Prozeß, durch den eine Vorstellung (concept) mit einem Lautbild (image acoustique) verknüpft wird. Es ist aber leicht einzusehen, daß damit das Wesen und die Funktion der Sprache längst nicht erschöpfend umschrieben ist. Wenn wir den einzelnen Ausspruch unbefangen betrachten, so wie er unmittelbar gegeben ist, erkennen wir sofort, daß seine Kundgabefunktion, das, was ihn mit dem psychischen Geschehen verknüpft, gar nicht das Erste und Hauptsächliche ist. Wenn ich mit jemandem am Tisch bei der Lampe sitze und bemerke, daß er durch eine unvorsichtige Bewegung die Lampe umzuwerfen droht, und ich rufe ihm zu: «Die Lampe fällt!», oder ein Beobachter ruft durchs Telephon: «Der Feind greift an!», so ist es weder dem Sprechenden noch dem Hörenden wichtig, daß das optische Bild einer fallenden Lampe in dem einen vorhanden ist und in dem andern hervorgerufen werden soll, oder daß er durch eine komplizierte Schlußkette zu der Überzeugung gelangt ist, der Feind greife jetzt an, sowie sämtliche Affektverläufe in dem einen wie dem andern Falle — sondern es kommt

beiden ganz allein darauf an, daß die Lampe wirklich fällt und daß der andere sie wirklich festhalten soll, und daß der Feind tatsächlich angreift und in voller Realität mit Sperrfeuer überschüttet werden soll. Also nicht der äußere Ausdruck oder die Kundgabe psychischen Geschehens ist es, die uns normalerweise an einem Ausspruch zuerst interessieren, sondern seine Beziehung auf die Wirklichkeit, das, was der Ausspruch meint. Diese Fähigkeit eines Ausspruchs, ein Stück Wirklichkeit zu meinen, heißt Bedeutung. Wir haben also an einem Ausspruch zu unterscheiden:

1. Seinen äußeren Ausdruck durch Laute.
2. Die psychischen Geschehnisse, die er kundgibt.
3. Seine Bedeutung.

Diese Unterscheidung ist nichts Neues. Schon die Stoiker haben sie mit voller Deutlichkeit ausgebildet. Sie unterschieden: 1. ἡ φωνή oder τὸ σημαῖνον, die lautliche Seite der Sprache; 2. ἡ ἔννοια, Vorstellung oder Begriff, jedenfalls das, was dem Ausdruck psychisch entspricht; 3. τὸ ἐκτὸς ὑποκείμενον oder τὸ τυγχάνον, das Stück Wirklichkeit, das der Ausspruch meint, und 4. τὸ λεκτόν, die Bedeutung selbst. Wenn die Stoiker die Wirklichkeit selbst (τὸ τυγχάνον) mit heranziehen, so liegt das daran, daß sie nicht nur die Sprachwissenschaft, sondern auch die Logik bei ihrer Einteilung im Auge haben.

Dieser gegebenen Struktur ihres Gegenstandes «Ausspruch» muß sich natürlich die Einteilung der Disziplinen der Sprachwissenschaft anpassen, und sie hat sich ihr tatsächlich mehr oder weniger unbewußt angepaßt. Es gibt eine Wissenschaft, die sich mit der äußeren Seite der Sprache beschäftigt, mit den Lauten und — was in Betracht kommt, sowie wir nicht bei einem Ausspruch stehen bleiben, sondern ihrer viele vergleichen — mit den Wörtern, ihren Formen und ihrer Bildung. Es ist dies diejenige sprachwissenschaftliche Disziplin, für die die Bezeichnung «Grammatik» eingebürgert ist. Dabei ist selbstverständlich, daß zu einer wissenschaftlichen Grammatik nicht nur die Beschreibung der äußeren Seite der Spracherscheinungen und ihrer historischen Aufeinanderfolge gehört, sondern auch ihre Erklärung, wozu vielfach psychologische Tatsachen herangezogen werden müssen. Doch bildet die Erforschung dieser Tatsachen (man denke etwa an die psychischen Motive der Assimilation und Dissimilation, an Kontaminationserscheinungen und Analogiebildungen) nicht etwa den Gegenstand einer besonderen Disziplin «Sprachpsychologie». Vielmehr handelt es sich nur um die Heranziehung allgemein-psychologischer

Tatsachen zur Erklärung grammatischer Erscheinungen, und man kann dabei ebensowenig von «Sprachpsychologie» sprechen, wie man etwa von einem Forscher, der psychologische Methoden und Erkenntnisse zur Berufseignungsprüfung eines Schlossers oder Fliegers verwendet, sagen würde, er treibe Psychologie des Schlossers oder des Fliegers.

Die Bezeichnung «Sprachpsychologie» kommt vielmehr nur den Untersuchungen zu, die sich mit den im Ausspruch kundgegebenen psychischen Geschehnissen befassen. Also z. B. mit der Frage, wie sich, von der psychischen Seite aus gesehen, ein Ausspruch darstelle, der uns grammatisch als Satz erscheint; oder wie Vorstellungs- und Gefühlsverlauf auf die grammatische Struktur eines Satzes einwirken; oder was das psychische Äquivalent eines «Wortes» ist. Diese Sprachpsychologie, die in der angegebenen Abgrenzung ja tatsächlich von psychologischer Seite bearbeitet wird (z. B. in den Werken O. Dittrichs), ist ebensogut ein Teilgebiet der Psychologie wie etwa die Sinnespsychologie oder die Denkpsychologie.

Als dritte sprachwissenschaftliche Disziplin neben Grammatik und Sprachpsychologie würde sich dann naturgemäß die «Bedeutungslehre» anschließen. Sie hat also diejenigen Seiten des Ausspruchs zu erforschen, vermittelst derer er sich auf ein Stück der Wirklichkeit bezieht. Es muß dabei festgehalten werden, daß es ihr nicht etwa zukommt, die Sachverhalte selbst festzustellen oder etwa das Verhältnis sprachlicher Bedeutungen zu diesen Sachverhalten zu prüfen. Das erste ist vielmehr Aufgabe der Metaphysik, das zweite die der Logik. Auch die Logik hat es also, wie die Bedeutungslehre, mit Bedeutungen zu tun, aber sie beurteilt sie als «richtig» oder «falsch» im Verhältnis zu Sachverhalten, während die Bedeutungslehre lediglich ihr Wesen und ihre Struktur darzustellen hat, ganz unabhängig davon, was und wie ihnen etwas sachlich entspricht.

Wenn man von Bedeutung spricht, pflegt man vielfach nur den Bedeutungsinhalt im Auge zu haben. Doch ist für die Sprachwissenschaft mindestens ebenso wichtig die Form der Bedeutungen, die Art und Weise, wie ein Ausspruch einen Sachverhalt meint. Ein und derselbe Bedeutungsinhalt, z. B. *Cäsar*, kann in verschiedener Form gegeben sein. In den Sätzen *Brutus ermordete Cäsar* und *Cäsar wurde von Brutus ermordet* meint *Cäsar* jedesmal einen im strengsten Sinne des Wortes identischen Sachverhalt. Trotzdem liegt für die Sprachwissenschaft ein Unterschied vor, und zwar ein Unterschied, der sehr wesentlich der Bedeutungssphäre angehört, der Sach-

verhalt *Cäsar* wird beidemal in sehr verschiedener Weise gemeint, nämlich einmal als Objekt und das andere Mal als Subjekt. Diese verschiedenen Arten und Weisen, in denen ein Ausspruch dasselbe Stück Wirklichkeit meinen kann, nenne ich Bedeutungsweisen. Bedeutungsweisen also sind z. B. Subjekt und Prädikat, Objekt und Attribut, aber auch Substantiv und Adjektiv, konkret und abstrakt, perfektiv und imperfektiv usw. Um ein Bild zu gebrauchen: Während der Bedeutungsinhalt gleichsam die Richtung angibt, in die ein Fernrohr eingestellt ist, entsprechen die Bedeutungsweisen den verschiedenartig geschliffenen und verschieden gefärbten Linsen, die ich in dieses Rohr einsetzen kann. Von diesem Standpunkt aus läßt sich nun auch leicht die oft diskutierte Frage beantworten, ob Begriffe wie Subjekt und Prädikat in die Psychologie, die Sprachwissenschaft oder die Logik gehören. Da diese Termini Bedeutungsweisen bezeichnen, haben sie in der Psychologie nichts zu suchen, statt «psychologisches Subjekt» sagt man also besser mit Wundt «dominierende Vorstellung». Der Logik gehören jene Begriffe nur insofern an, als alle Bedeutungsinhalte und Bedeutungsweisen auch logischer Beurteilung unterliegen. Ihre eigentliche Heimat und das Hauptgebiet ihrer Anwendung hingegen haben sie in der Sprachwissenschaft, insbesondere in der Bedeutungslehre.

Der Unterscheidung von Bedeutungsinhalten und Bedeutungsweisen entspricht natürlich auch eine Gliederung der Bedeutungslehre in zwei Disziplinen: erstens eine Lehre von den Bedeutungsinhalten, das ist die Semasiologie oder Semantik, und zweitens eine Lehre von den Bedeutungsweisen, d. h. also von Subjekt und Prädikat, von Akkusativ und Dativ, von aktiv und passiv. Die Lehre von diesen Dingen aber heißt schon seit dem Altertum Syntax, und zwar Syntax im wesentlichen in der Abgrenzung, wie sie praktisch von jeher getrieben wird, wenn man sich um die rein äußerliche Einteilung der Spracherscheinungen in Laute, Worte und Wortgefüge nicht kümmert.

Zur genaueren Abgrenzung des Gebietes der Syntax und zur Formulierung ihrer Probleme im einzelnen ist es nun erforderlich, in Kürze die Hauptarten dieser Bedeutungsweisen ins Auge zu fassen.

Bedeutungen können auftreten als Einzelbedeutungen oder als Bedeutungsgefüge, d. h. als zusammengesetzte Gebilde, deren einzelne Teile selbst wieder Bedeutungen sind, wie «*der König ist tot*» oder «*des Kaisers Bart*» u. a. In der Regel stellt jeder Ausspruch ja ein Bedeutungsgefüge dar. Doch kommen auch Einzelbedeutungen vor.

So diejenigen Interjektionen, die nicht bloße «Kundgabe» sind, ferner die Vokative. Ursprünglich haben wohl im Idg. auch die eigentlichen Imperative dazugehört, doch stellen diese in historischer Zeit durchaus ein Bedeutungsgefüge dar, indem mit ihnen sowohl eine Handlung wie auch eine ganz bestimmte Person als ihr Subjekt gemeint wird. Aber auch abgesehen von solchen bestimmten Kategorien kommen immer wieder gelegentlich Aussprüche mit einfachen Bedeutungen vor. Es ist dabei nur zu beachten, daß «Bedeutung» eben etwas anderes ist als die Vorstellung des Sprechenden oder Hörenden, und daß sie auch nicht zusammenfällt mit den Sachverhalten selbst. Wenn nachts der Ruf *Feuer!* erschallt, oder der Posten ruft in den Unterstand *Sperrfeuer!*, so sind die Vorstellungs- und Gefühlsverläufe, die dadurch im Hörenden ausgelöst werden, höchst mannigfaltiger und komplizierter Art. Daß auch der äußere Sachverhalt selbst ein sehr zusammengesetzter ist, liegt ja auf der Hand. Trotzdem aber sind die Bedeutungen der beiden beispielsweise angeführten Aussprüche einfache Bedeutungen. Sie meinen zwar einen komplizierten Sachverhalt, aber sie meinen ihn als ein Einfaches; d. h. sie meinen die Gesamtsituation als solche, ohne daß die Bedeutung in sich noch wieder gegliedert wäre. Immerhin sind solche Aussprüche mit einfacher Bedeutung in den idg. Sprachen verhältnismäßig selten, und sie kommen niemals rein und unvermischt vor. Es ist uns aber ein Sprachzustand zugänglich, in dem Bedeutungsgefüge überhaupt noch nicht vorhanden sind, sondern nur einfache Bedeutungen vorkommen. Das ist in der Sprache des Kindes in den drei ersten Vierteln des zweiten Lebensjahres der Fall. Gegen Schluß dieser Periode ist gewöhnlich schon ein ziemlich reichlicher Wortschatz vorhanden, durchschnittlich 40—50 Wörter, aber diese «Wörter», die natürlich alle vollständige Aussprüche darstellen, haben durchweg einfache Bedeutungen. Sie bezeichnen nicht irgendwie geformte oder gegliederte Sachverhalte, sondern einfach Situationen. Das beste Mittel also, das Verhalten einfacher Bedeutungen ohne die Konkurrenz von Bedeutungsgefügen zu studieren, ist die Beobachtung der Sprache von Kindern in dem entsprechenden Alter. Die bedenkliche Fehlerquelle, die sonst auf die Ergebnisse von Forschungen in der Kindersprache Einfluß hat, nämlich der beständige Umgang mit Erwachsenen, fließt hier ja nicht, denn für eine Psyche, die Bedeutungsgefüge noch nicht zu realisieren vermag, sind solche eben nicht vorhanden, was auch der Gebrauch der Umgebung in dieser Hinsicht sein mag.

Bei den Wörtern der Sprache des Kindes auf dieser Altersstufe ist es nun schlechterdings nicht möglich zu sagen, ob man ein Substantiv vor sich hat oder ein Verbum, ob man die Äußerung als Subjekt, als Prädikat oder als Objekt fassen soll. Und danach zu fragen wäre auch sinnlos, denn alle diese Bedeutungsweisen können erst dann auftreten, wenn Bedeutungen mit Bedeutungen zu einem Gefüge zusammentreten, sich dadurch gegenseitig begrenzen, d. h. formen. Einzelbedeutungen sind zunächst gewissermaßen formlos, erst im Bedeutungsgefüge lassen sich Formen, sowohl des Gefüges selbst wie der Einzelbedeutungen, in die es sich gliedert, erkennen. In einem Ausspruch wie *Omnia praeclara rara* lassen sich drei Einzelbedeutungen unterscheiden. Die verschiedenen Formen aber, unter denen diese erscheinen, bedingen sich einander gegenseitig: *omnia praeclara* ist Subjekt, weil *rara* Prädikat ist, und umgekehrt; ferner ist *omnia* Attribut erst dadurch, daß das Regens *praeclara* dabeisteht. Durch diese gegenseitigen Bestimmungen kommt also die Form dieses Bedeutungsgefüges zustande: es ist prädikativ gegliedert, wobei das Prädikat einfach, das Subjekt selbst wieder Gefüge, und zwar attributiv gegliedertes, ist. In so einem Falle wird also die Weise der betreffenden Bedeutung bestimmt durch die Funktion, die sie innerhalb des Bedeutungsgefüges ausübt. Ich nenne daher Formen dieser Art (wie Subjekt, Prädikat, Objekt, Attribut, adverbiale Bestimmung usw.) Bedeutungsfunktionen.

Daneben gibt es nun aber noch Bedeutungsweisen andrer Art, die gerade in den idg. Sprachen eine große Rolle spielen. Nicht zufällig mußte ich eben als Beispiel für ein ausschließlich funktional geformtes Bedeutungsgefüge einen Nominalsatz wählen, der ja in den überlieferten idg. Sprachen keineswegs die Regel darstellt. Die allermeisten idg. Sätze haben eben als Prädikat ein Verbum finitum, und ein solches kann — abgesehen natürlich von dem Fall der suppositio materialis — niemals etwas anderes sein als Prädikat. Dies ist der extremste Fall; aber auch sonst finden wir, daß gewissen Bedeutungen gewisse Formen vorzugsweise eignen, auch wenn sie unabhängig vom Bedeutungsgefüge gedacht werden. So ist ein Adjektiv in der Regel Eigenschaftswort, auch wenn es nicht im Gefüge als Attribut steht, ein Substantiv bezeichnet einen Gegenstand, auch wo es nicht Subjekt ist usw. Diese den Bedeutungen fest anhaftenden Formen (wie Substantiv, Adjektiv, Verbum, grammatisches Geschlecht, konkret und abstrakt, perfektiv und imperfektiv usw.) nenne ich Bedeutungskategorien. Sehr wahrscheinlich stehen die

Bedeutungskategorien mit den Bedeutungsfunktionen historisch dadurch in Zusammenhang, daß die Kategorien nur konstant und den betreffenden Lautkomplexen immanent gewordene Funktionen sind. So wurde eine Bedeutung, die fast nur als Prädikat fungierte, zum Verbum, eine andere, die dauernd als Attribut stand, zum Adjektivum usw., die Kategorien heften sich dann an bestimmte grammatische Formen (Konjugation beim Verbum, Motion beim Adjektivum, Artikulierung beim Substantivum in den modernen abendländischen Sprachen usw.), ein Zusammenhang, über den noch Genaueres zu sagen sein wird. In den idg. Sprachen ist, wie schon angedeutet, das System der Bedeutungskategorien sehr ausgebildet. Wir vermögen es einem idg. Worte auch ohne den Zusammenhang des Satzes in den meisten Fällen anzusehen, ob es Nomen oder Verbum, Adjektiv oder Adverbium, ja selbst ob es Adjektiv oder Substantiv ist, denn es gibt schon uridg. besondere Adjektivformantien und andere, die nur bei Substantiven vorkommen. Aber es gibt auch Sprachen, bei denen die Verhältnisse anders liegen. So überwiegen z. B. im Chinesischen die Bedeutungsfunktionen an Wichtigkeit weit die Kategorien. Ein Wort wie 上 *šang*^{3} kann an sich bedeuten *Oberes, oberer, oben, über, erheben.* Welcher unserer Bedeutungskategorien es entspricht, ergibt sich aus dem Gefüge, in dem es steht. *Šu*^{3} *min*^{1} *tse*^{2} *lai*^{1}*) heißt 'alles Volk kam herbei wie Kinder, in kindlicher Weise', wobei das Wort *tse*^{2} 'Kind', das wir gewöhnlich als Substantivum auffassen, adverbiell fungiert. Ganz freilich fehlt es auch dem Chinesischen nicht an Bedeutungskategorien. Dahin gehören die Fälle des sogenannten «bedeutsamen Tonwechsels», d. h. ein Wort hat als Verbum einen andern Tonakzent als in seinen sonstigen Funktionen. So bedeutet *šang*^{2} mit anderem Ton 'steigen'. In der vorklassischen Sprache, wo im Gegensatz zum klassischen Chinesisch die Wortstellung noch sehr viel freier ist, gab es so gut wie gar keine Bedeutungskategorien.

Die letzten Betrachtungen haben schon bis dicht an die Frage geführt: Wie verhält sich die Bedeutungsweise zur grammatischen Form? Und damit ist die andere verknüpft: Wie lassen sich Bedeutungsweisen im einzelnen erkennen? Wie gelangt man, über die Scheidung zwischen Funktionen und Kategorien hinaus, etwa zu einer Liste einerseits der Funktionen, andrerseits der Kategorien? Es ist klar, daß diese Untersuchungen nur empirisch zu führen sind.

*) Schi-king III 1, VIII 1.

Eine Deduktion der Bedeutungsweisen, wie sie die Scholastik versucht hat, ist nicht möglich. Schon die elementarste Scheidung in Funktionen und Kategorien hat ja gezeigt, daß sich die einzelnen Sprachen in dieser Hinsicht sehr verschieden verhalten. Wieviel mehr ist das nicht hinsichtlich der einzelnen Bedeutungsweisen selbst zu erwarten. Die Tafel der Bedeutungsweisen, die unseren syntaktischen Untersuchungen noch immer zugrunde liegt, ist ja die der griechischen Grammatik in ihrer römischen Umbildung. In der Auffassung von Bedeutungsweisen, die in diesem Schema nicht enthalten sind, macht sich vielfach große Unsicherheit geltend, wie z. B. in der Kategorie der Aktionsarten oder in der höchst vagen Auffassung der sogenannten Verbalabstrakta. Ganze Sprachzustände, wie z. B. die der abendländischen analytischen Sprachen, werden dadurch verdunkelt, daß ihre Bedeutungsweisen nur insoweit scharf erfaßt werden, als sie mit den griechischen ungefähr übereinstimmen. Dabei gehen z. B. die Feinheiten unseres periphrastischen Verbalsystems vollständig verloren. Angesichts dieser starken Abweichungen der einzelnen Sprachen voneinander ergibt sich also die Aufgabe, die verschiedenen Systeme der Bedeutungsweisen aus sich selbst heraus klarzustellen. Dies kann nun nur in derselben Weise geschehen, wie überhaupt Bedeutungen wissenschaftlich erfaßt zu werden pflegen, d. h. durch Analyse des äußeren Ausdrucks, der ja das einzige ist, was der Wissenschaft von einem Ausspruch zunächst unmittelbar zugänglich ist. Es liegt im Begriff der Bedeutung, daß sie stets Bedeutung eines Zeichens ist, daß also ein Sachverhalt immer nur durch ein äußeres Zeichen gemeint werden kann. Die psychische Lage des Sprechenden kann sehr viel reichhaltiger sein, als er durch ein Zeichen kundgibt, der Sachverhalt, den er meint, kann an sich weit mehr enthalten, als der Sprechende im Augenblick weiß oder ausdrücken will — aber Bedeutung und Zeichen müssen sich wesensmäßig genau decken. Denn Bedeutung ist ja nichts anderes als die Eigenschaft des Zeichens, Wirkliches zu meinen, und das Zeichen, sofern es eben Zeichen und nicht bloße Kundgabe ist, ist stets Zeichen für eine Bedeutung. All das gilt nun sowohl für Bedeutungsinhalte wie für Bedeutungsweisen. Es kann also weder synonyme, noch doppeldeutige grammatische Formen geben. Daraus ergibt sich nun, daß die Bedeutungsweisen einzig und allein aus der genauesten Analyse und Interpretation der grammatischen Formen gewonnen werden können. So kommt es z. B. bei der Feststellung der Aktionsarten nicht darauf an, wie viele und was für Arten, in denen sich eine

Handlung vollziehen kann, sich sachlich feststellen lassen, sondern nur darauf (wie schon Streitberg hervorgehoben hat), welche Aktionsarten grammatischen Ausdruck gefunden haben, denn nur diese können innerhalb der betreffenden Sprache gemeint werden.

Bei Durchführung dieser Grundsätze stellt sich nun heraus, daß das Gewebe der Bedeutungsweisen sehr viel feiner ist, als es die eingeführte grammatische Terminologie scheinen läßt. Da läßt sich beispielsweise bei der Bedeutungsweise «Attribut» unterscheiden zwischen substantivischem Attribut (Apposition), adjektivischem Attribut, genetivischem Verhältnis und Attribut als Kompositionsglied. (Denn auch Komposita, soweit sie nicht verdunkelt sind, drücken Bedeutungsgefüge aus und erfordern darum eine Betrachtung auch in der Syntax.) Es genügt für die Syntax nicht, festzustellen, daß diese Formen alle vorkommen, das ist sehr leicht und eine rein grammatische Angelegenheit, sondern es muß gesagt werden, was jede einzelne davon an sich und im Verhältnis zu ihren Konkurrenzformen bedeutet. Dasselbe ist es mit den Kategorien. «Adjektivum» ist nur ein Sammelname für eine Fülle von Bedeutungsformen, die ursprünglich nach der Bildungsweise unterschieden waren, wie die *io-* und *ro*-Formantien, die altindischen Vriddhi-Bildungen u. a. Gewiß sind diese Differenzen dann im Laufe der Entwicklung verwischt worden, aber dafür sind dann neue Unterschiede der Bedeutungsweisen aufgetreten, die sich an (vielleicht zufällige) grammatische Formunterscheidungen angeschlossen haben. Es gilt also für jeden Sprachzustand erst einmal den gegenwärtigen Stand an Bedeutungsweisen aufzuzeigen und erst dann zu der schwierigen Frage ihrer historischen Herleitung überzugehen. Denn es ist doch nicht so, daß es immer dieselben Bedeutungsweisen wären, die in den verschiedenen Sprachen und Sprachstufen nur anderen lautlichen Ausdruck fänden. Auch Bedeutungsformen entstehen und vergehen, und es liegt eine gewisse Gefahr darin, die Bedeutungsweisen der eigenen Muttersprache als allgemeingültig anzusehen und unabsichtlich auf fremde Sprachzustände zu übertragen. So haben wir im Idg. die Substantivformantien *-men*, *-ti*, *-tu* u. a., die allgemein unter der Flagge «Verbalabstrakta» segeln. Nun läßt sich aber nachweisen, daß diese Formantien ursprünglich keineswegs Abstrakta, sondern konkrete Wesen als Angehörige einer bestimmten Klasse bezeichneten. Im Laufe der Zeit wurden sie dann tatsächlich Abstrakta, wobei einige, wie *-ti*, abstarben, andere, wie *-men*, noch recht lange lebendig blieben. D. h. *-ti* bezeichnete schließlich überhaupt keine Be-

deutungsweise mehr, sondern war eine syntaktisch gleichgültige Lautgruppe innerhalb des Wortes, während *-men* Träger und Zeichen einer neuen Bedeutungskategorie wurde. Der ganze Vorgang aber zeigt, wie eine ganze Bedeutungsweise, nämlich die hochwichtige Form «Abstrakt», neu entsteht. Ebenso können wir in unserer ältesten Überlieferung noch Spuren davon finden, wie einst die Kategorie «Eigenschaft» in unserem Sprachstamm entstanden ist. Im Rigveda ist strenggenommen eine Scheidung von Substantiv und Adjektiv noch nicht durchgeführt, selbst die Steigerungsformen werden bekanntlich von der Wurzel aus, nicht vom Positiv gebildet, d. h. sie sind eigentlich selbständige Wortbildungen. In diesen Zusammenhang gehört auch die uns ja geläufige Tatsache, daß die Kategorie «Zeitstufe» in den idg. Sprachen erst in historischer Zeit sozusagen vor unseren Augen entsteht. Man könnte heute schon noch eine ganze Reihe von Bedeutungskategorien aufzählen, die nachweislich neu entstanden sind, und eine Reihe weiterer wird genauere syntaktische Forschung noch zutage fördern. Man erkennt aber schon aus den wenigen angeführten Beispielen, wie fundamentale Formen unseres Weltbildes (Eigenschaft, Zeit, Abstraktheit) von der Syntax in ihrem Entstehen beobachtet werden können.

Es fragt sich nun, wie die Gesamtdarstellung der Bedeutungsweisen eines bestimmten Sprachzustandes (also eine zunächst deskriptive Syntax) im Gerippe etwa aussehen würde. Zu beginnen wäre natürlich mit der Analyse der Gebilde, die uns im Sprachleben zunächst allein entgegentreten, also der ‚abgeschlossenen Bedeutungsgefüge, d. h. des einfachen Satzes. Es würde also zuerst über die Satzstruktur zu handeln sein, über Nominal- und Verbalsätze, aktivischen und passivischen Satzbau, die Art der Satzerweiterungen, die Impersonalien usw. Daraus würden sich von selbst die Bedeutungsfunktionen ergeben, über die dann im zweiten Abschnitt ausführlich zu handeln sein würde, also über die Arten der Objekts- und der Attributsverhältnisse, der adverbialen Verhältnisse usw. In diesem Abschnitt würde demnach u. a. der Stoff Platz finden, der jetzt in der Kasuslehre abgehandelt zu werden pflegt. An dritter Stelle wären dann die Bedeutungskategorien zu besprechen, also Substantiv, Adjektiv, Pronomina, Tempora, Modi, Aktionsarten u. ä. Schließlich würden in einem letzten Abschnitt die Satzgefüge, als Bedeutungsgefüge höherer Ordnung, zur Sprache kommen. Damit wäre dann das gesamte System der Bedeutungsformen, und nur dieses, in einheitlicher Methode dargestellt. Es

braucht den Vorwurf der «Mischsyntax» nicht mehr zu fürchten und umschlösse doch alles, was einem richtigen Gefühl zufolge von jeher als syntaktische Frage behandelt worden ist.

Vom Standpunkt der reinen Bedeutungslehre lassen sich nun vielleicht einigen alten syntaktischen Problemen neue Seiten abgewinnen. Da ist zuerst die Frage nach dem Wesen des Satzes. Man muß sich klar sein, daß auch diese Frage drei Gesichtspunkte bietet, je nachdem man Satz als Zeichen (grammatisch), als Niederschlag eines psychischen Prozesses (sprachpsychologisch) oder als Bedeutungsweise (syntaktisch) faßt. Nur diese dritte Seite der Frage kommt für uns augenblicklich in Betracht. Von da aus gesehen scheint mir nun für das, was man allgemein unter «Satz» zu verstehen gewohnt ist, wesentlich zu sein, daß es ein Bedeutungsgefüge darstellt. Denn darüber dürfte keine Meinungsverschiedenheit bestehen, daß ein Satz auch von der Bedeutungsseite aus eine Form darstellt. Nun hat aber, wie vorhin festgestellt, eine einfache Bedeutung zunächst keine Form, weil diese erst vom Gefüge bedingt wird. Alle die sogen. «eingliedrigen Sätze», wie Interjektionen, Vokative, die ursprünglichste Form des Imperativs im Idg. usw. sind also nicht als Sätze anzusprechen, weil sie tatsächlich und im strengsten Sinne nur eine einfache Bedeutung haben. Freilich wird in den idg. Sprachen mit ihrem ausgeprägten Kategoriensystem der Sachverhalt dadurch etwas kompliziert, daß in ihnen artikulierte Wörter ohne kategoriale Bestimmtheit kaum vorkommen, also selbst einfache Bedeutungen den Anschein erwecken, als ob sie geformt wären. Aber die echten Interjektionen (von den reinen Kundgabelauten immer abgesehen) zeigen doch das wahre Verhältnis. Von einem Wort wie *au!*, das nicht nur Schmerz kundgibt, sondern auch die Situation des Schmerzhabens bedeutet, dürfte es schwer zu sagen sein, ob es Substantiv oder Verb, ob es Subjekt oder Objekt ist. Es hat eben zwar eine Bedeutung, aber keine geformte. Aber ist das viel anders, wenn ein ins Wasser Gefallener *Hilfe!* ruft? Zwar können wir den Ausspruch seiner grammatischen Form nach als Substantiv ansprechen, wir können sogar einen Satz konstruieren, in dem er etwa das Objekt bildet — aber das alles ändert nichts an der Tatsache, daß er eben nichts anderes als die Situation des Hilfehabenwollens bedeutet. Der Hörende, der den Ausspruch nach der Bedeutung interpretiert, kann eben nur diese Situation als einfache aus ihm entnehmen, alle speziellere Gliederung, ob die Gefahr von Wasser, Feuer, Schlangen oder Räubern ausgeht, ist in dem

Ausspruch nicht enthalten. Es würde sich also empfehlen, derartige Aussprüche mit notorisch einfacher Bedeutung nicht als «Sätze» zu bezeichnen. Dabei ist natürlich über die Frage, welche Aussprüche einfache Bedeutung haben und welche ein Bedeutungsgefüge darstellen, noch gar nichts ausgemacht.

Durch die Unterordnung unter den Begriff des Bedeutungsgefüges ist das Wesen des Satzes aber längst noch nicht endgültig bestimmt. Bedeutungsgefüge stellen ja auch alle möglichen Gruppen innerhalb des Satzes, wie attributive und präpositionale Verbindungen, ja selbst bloße Komposita, dar. Es bedarf also noch der Angabe, welche bestimmte Form ein Bedeutungsgefüge haben muß, um als Satz gelten zu können. Sollte die Begriffsbestimmung nur für idg. Sprachen gelten, so brauchte man nicht zu zögern, als eine solche Bedeutungsweise die prädikative anzugeben. Tatsächlich bezeichnet man in idg. Sprachen nur prädikativ gegliederte Bedeutungsgefüge als Sätze, und Gebilde anderer Art, die selbständig auftreten, erweisen sich bei näherem Zusehen in der Regel nur als unvollständige Sätze, d. h. sie haben eine Form, die ein bestimmtes Bedeutungsgefüge voraussetzt, aber das ganze Gefüge ist nicht ausgedrückt worden. Als Beispiel kann dienen *Guten Morgen!* mit seiner deutlichen Objektsform, die den Ausspruch als Bruchstück eines Gefüges wie *Guten Morgen wünsch' ich!* erkennen läßt. Nun gibt es aber Sprachen, bei denen wir ebenfalls zweifellos Sätze vor uns haben, die aber nicht prädikativ, sondern irgendwie anders gegliedert sind. Auch im Idg. finden sich ausnahmsweise solche Gebilde. Ein Gedicht von Lenau, überschrieben «Herbstentschluß», beginnt mit der Strophe:

Trübe Wolken, Herbstesluft,
Einsam wandl' ich meine Straßen,
Welkes Laub, kein Vogel ruft —
Ach, wie stille! wie verlassen!

Hier haben wir die Bedeutungsgefüge *Trübe Wolken*, *Herbstesluft* und *Welkes Laub*, die im Zusammenhang des Ganzen da stehen, wo wir sonst Sätze erwarten würden. Aber sie sind attributiv gegliedert, denn es soll nicht etwa heißen: «Trübe Wolken, Herbstesluft, welkes Laub sind vorhanden», sondern «die Wolken sind trüb, die Luft ist herbstlich, das Laub ist welk». Daß diese Umsetzung in die prädikative Form so richtig ist, beweist der Satz *kein Vogel ruft*, der den übrigen drei sonst vollständig parallel steht. Im Idg. werden wir nun solche Gebilde nicht als Sätze bezeichnen, aber in einer Sprache, die prädikative Bedeutungsweisen überhaupt nicht oder nur

als Ausnahme kennt, können wir doch nicht gut die Existenz von Sätzen überhaupt in Abrede stellen. Vielmehr stellt sich dabei heraus, daß uns, wo immer wir ein Bedeutungsgefüge als Satz bezeichnen, nicht so sehr eine bestimmte Bedeutungsweise als solche, sondern die Geschlossenheit der betreffenden Form, welche sie auch sei, vorschwebt. Geschlossenheit der Bedeutungsweise ist also ein wesentliches Merkmal des Begriffs «Satz». Welche Formen freilich «offen» und welche «geschlossen» sind, das ist in den einzelnen Sprachen verschieden. Das Moment der Abgeschlossenheit ist in irgendeiner Weise auch in allen bisher aufgestellten Satzdefinitionen enthalten, am ausdrücklichsten wohl in der von Delbrück, wobei nur die psychologische Wendung (was «dem Sprechenden und Hörenden als geschlossenes Ganzes erscheint») ins Bedeutungsmäßige übertragen werden muß und etwa zu lauten hätte: Ein Satz ist ein Bedeutungsgefüge von derjenigen Form, durch die (in der betreffenden Sprache) Sachverhalte als abgeschlossene gemeint werden.

Eine andere Frage, die ich kurz im Hinblick auf die Bedeutungsweise beleuchten möchte, ist die der Impersonalien. Die Frage ist hier natürlich: Einfache Bedeutung oder Bedeutungsgefüge? Dabei muß weiter unterschieden werden zwischen dem, was Impersonalien vielleicht in vorhistorischer Zeit waren, und dem, was sie in den uns vorliegenden Sprachstufen, bzw. in der lebenden Sprache, sind. Es ist an sich sehr wohl möglich, daß es einmal «Impersonalien» gegeben hat, die etwa unseren Rufen *Feuer!* oder *Hilfe!* entsprachen, also nur einfache Bedeutung hatten. Die Impersonalien dagegen in den überlieferten idg. Sprachen sind anderer Natur. Sie sind keineswegs, von der Bedeutung aus gesehen, formlos, sondern ganz entschiedene Verba. Außerdem zeigen sie stets ein Subjekt an, auf der synthetischen Stufe in der Verbalform selbst, auf der analytischen durch ein anaphorisches Pronomen. Sie sind also Bedeutungsgefüge prädikativer Form, d. h. fürs Idg. Sätze, wie andere auch. Ὑει ist so gut ein Satz wie φεύγει, und *es regnet* wie *er kommt*. Der Unterschied liegt nicht in der Bedeutungsform, sondern im Bedeutungsinhalt von *er* und *es*. *Er* bedeutet ein bestimmtes, *es* ein unbestimmtes Subjekt, Subjekt aber sind beide und die Form des Bedeutungsgefüges die prädikative. Mit dem Ausspruch *es regnet* wird also der Sachverhalt «Regen» als Handlung eines unbestimmten Subjekts gemeint. Was diesem *es* psychologisch entspricht, d. h. was es kundgibt, ist Sache der Sprachpsychologie festzustellen. Einen

gewissen Fingerzeig werden dabei immer parallele Wendungen, die die betreffenden Vorstellungen deutlicher kundgeben, gewähren können, und diese zeigen dann, daß die psychischen Entsprechungen des *es* sehr verschieden sein können: so wenn es im Gr. heißt ὕει μὲν ὁ Ζεύς und im Ai. *varṣanti meghāḥ* und im Nhd. *das dumme Wetter will schon wieder regnen.* Aber wenn im konkreten Falle psychisch auch weiter nichts vorliegt als die einfache Vorstellung «Regen», so würde das doch nichts an der Tatsache ändern, daß die Bedeutung des Ausspruchs eben keine einfache, sondern eine prädikativ gegliederte Bedeutungsfügung ist.

* * *

Überblickt man nun vom Standpunkt der Bedeutungslehre aus die Probleme, die gegenwärtig vor der indogermanischen Syntax liegen, so ist zunächst festzustellen, daß es noch vielfach an der genauen Feststellung der Bedeutungsweisen innerhalb der Einzelsprachen fehlt. Das gilt selbst für so gut und genau durchgearbeitete Kapitel wie die Kasus- und Verbal-Syntax. In der Kasuslehre gilt es da vor allem, dem Wesen des Synkretismus näher zu kommen. Wir wissen in den meisten Fällen, auf welche idg. Kasus die Gebrauchsweisen der Kasus irgendeiner beliebigen Sprachstufe zurückgehen. Auch die Motive für den Vorgang der Mischung ist es in der Regel gelungen festzustellen.[1] Aber wie ist nun die Lage, nachdem die Mischung sich durchgesetzt hat, also nur noch ein Kasus an Stelle von zwei oder mehr ursprünglichen vorhanden ist? Bleiben die alten Funktionen gleichwohl (evtl. mit einigen Verschiebungen) erhalten und haben nur zufällig dieselbe äußere Form? Oder entsteht mit dem Mischkasus eine neue Bedeutungskategorie, die zwar dem Bereich nach die Bereiche der ursprünglichen Kasus deckt, ihrem Wesen nach aber etwas anderes ist? Der griechische Genitiv versieht die Funktionen des idg. Genitivs und Ablativs. Aber was ist er selbst? Offenbar bedarf es einer besondern, von unserm historischen Wissen ganz unabhängigen Deutung des Tatbestandes im Griechischen, um diese Frage zu beantworten. Was ist der lateinische Ablativ? Er ist an sich weder der alte Woher- noch der alte Wo- noch der alte

[1] Daß dabei im einzelnen noch vielfach recht umfangreiche Kleinarbeit zu leisten ist, soll hier und im folgenden nicht im mindesten bestritten werden. Es kam aber nicht darauf an, die Punkte zu bezeichnen, wo nach vorgezeichnetem Plan Selbstverständliches zu leisten ist, sondern darauf, Lücken und vernachlässigte Stellen im Plan selbst kenntlich zu machen.

Womit-Kasus, er enthält sie alle in sich und ist doch ein Neues. Es gibt eben im Lateinischen eine Kategorie «Ablativ», die es zu erfassen und zu beschreiben gilt. Eine solche Erfassung an den uns tatsächlich zugänglichen Sprachen müßte eigentlich selbstverständlich den Versuchen vorausgehen, «Grundbedeutungen» idg. Kasus zu ermitteln. Da «die Entstehung eines Mischkasus ein komplizierter, mehraktiger Vorgang» (Brugmann, KVG S. 421) ist, so wird eine solche Untersuchung in jedem einzelnen Falle verschieden ausfallen. Daraus ergibt sich aber, daß das Schema unserer acht idg. Kasus nicht fein genug ist, daß es viel mehr, ihrem Wesen nach genauer zu bestimmende, Kasus gibt. Ein lateinischer Ablativ ist etwas ganz anderes als ein altindischer Ablativ, ein griechischer Genitiv läßt sich nicht ohne weiteres einem slavischen gleichsetzen usw. Wenn dies schon innerhalb der synthetischen Sprachzustände, wo die Kasus wenigstens im Prinzip gleich gebaut sind, der Fall ist, so hört erst recht die Möglichkeit der Anwendung des üblichen Schemas auf bei den analytischen abendländischen Sprachen. Hier sind die alten idg. Kasus so gut wie ganz verschwunden, nur das Nhd. zeigt noch einige Rudimente. Statt dessen aber ist eine Fülle von «Kasus» neu gebildet worden durch Präfigierung einer Präposition vor das Nomen. Noreen[1] hat versucht, sie zu klassifizieren, ist aber dabei nicht vom Wesen dieses Kasus selbst, sondern äußerlich von den möglichen Sachbeziehungen ausgegangen, wodurch er ein der Sprache fremdes Moment hereingebracht hat. Jedenfalls bedarf dieses Kasussystem einer genauen Feststellung; die Kasus sind keineswegs rein lokal oder temporal: *er kommt von hause* zeigt denselben *von*-Kasus wie *der tisch ist von holz*. Ähnliche Aufgaben stellen sich auf dem Gebiet der ebenfalls, aber in ganz anderer Art, analytischen neuindischen Sprachen, wo Kasus durch Suffigierung einer Partikel gebildet werden. Auch deren System deckt sich weder mit dem der antiken Grammatik, noch mit dem der Sanskritgrammatik. Weder die einheimische noch die europäische Grammatik der neuindischen Sprachen ist bisher über eine ganz äußerliche Beschreibung der Tatbestände hinausgekommen.

Im Gebiet der Bedeutungskategorien harrt noch immer das Problem von Modus, Aktionsart und Tempus beim Verbum seiner endgültigen Lösung. Verwirrung haben hier vor allem zwei Gesichtspunkte hineingetragen: Einmal nämlich versuchte man durch Betrachtung der äußeren Sachverhalte festzustellen, was in der Sprache

[1] Einführung in die wissenschaftliche Betrachtung der Sprache, übers. von H. W. Pollak, S. 345 ff.

theoretisch wenigstens möglich wäre. Dahin gehören manche Systeme von Aktionsarten und das verwickelte System des absoluten und relativen Tempusgebrauchs im Lateinischen. Ein solches System muß natürlich, eben weil es in Sachverhalten gründet, den Anspruch erheben, allgemeingültig zu sein. Aber dadurch verliert es die Fähigkeit, sich den mannigfach verschiedenen Kategorien der Einzelsprachen anzupassen. Die zweite Quelle der Unklarheit war der Versuch, alle empirisch vorliegenden grammatischen Formen unmittelbar auf ein psychisches Äquivalent zurückzuführen. Aber in keiner Sprache wird im konkreten Einzelfall des Sprechens die Wahl des Modus oder des Tempus durch die διάθεσις ψυχική des Sprechenden bestimmt. Vielmehr ist es stets eine objektive Eigenheit der betreffenden Sprache, in einem bestimmten Falle den Optativ oder den Konjunktiv zu setzen, und die seelische Lage des Einzelnen hat darauf fast so wenig Einfluß wie auf die Wahl des Genus oder des Kasus. Wenn dem so ist, so müssen aber auch Modus, Tempus und Aktionsart objektiv feststellbare Bedeutungen haben, die im Einzelnen herauszuarbeiten und gegeneinander abzugrenzen sind. Dabei gilt dasselbe, was eben von den Kasus bemerkt wurde: ein neuer Modus bedeutet eine neue Bedeutungskategorie, nicht eine neue «Form» für eine alte Kategorie. Ein solcher, wie z. B. der Konjunktivus Imperfekti im Lateinischen, muß ganz aus sich heraus seiner Bedeutung nach bestimmt werden, die historische Angabe, er sei Fortsetzung eines alten Konjunktivs oder eines alten Optativs, kann dazu nichts helfen. Ein besonders dankbares Feld bilden hier wieder die modernen abendländischen Sprachen, denn hier ist, außer den alten Modus- und Tempus-Bildungen, die z. T. noch lebendig sind, eine Fülle von neuen, periphrastischen Verbalformen geschaffen worden, für die das alte Schema längst nicht mehr ausreicht. Wie stark hier die Unterschiede zwischen synthetischen und analytischen Sprachen sind, sieht man am besten aus dem vergeblichen Bemühen englisch-sprechender Philologen, solche Kategorien wie den «should-would-Potential», den «can-could-Potential», den «may-Potential» u. a. ins lateinische Modus-System hineinzudeuten. Aber gerade im Modus- und Aktions-System sind die modernen Sprachen sehr viel feiner ausgebildet als die antiken. Die Bedeutung der nhd. Form *werden* mit Infinitiv z. B., die manchmal immer noch für ein «Futurum» (das es im Nhd. gar nicht gibt) gehalten wird, kann man mit den überlieferten Kategorien überhaupt nicht fassen. Am ehesten könnte man sie als einen «Modus der Erwartung», verschieden gefärbt je nach der Person,

beschreiben. — Eine große Anzahl sehr verschiedener periphrastischer Tempora und Modi bieten dann auch wieder die neuindischen Sprachen.

In das Gebiet der Bedeutungskategorien fällt dann noch ein Problem, das meist fälschlich bei der Wortbildungslehre abgehandelt zu werden pflegt, das ist die Unterscheidung und genaue Bestimmung der verschiedenen Arten der Substantivbildungen. Da sie formal und bedeutungsmäßig vielfach mit Verben in Beziehung stehen, heißen sie häufig «Verbalabstrakta», womit aber natürlich nichts gesagt ist. Die Wortbildungslehre unterscheidet abgestorbene und lebendige wortbildende Formantien. Nur die lebendigen haben für die Syntax eines Querschnitts durch die Sprache, um den es sich hier immer handelt, Interesse. Die lebendigen Wortbildungsformantien bilden Bedeutungskategorien, die in jeder Sprache verschieden und jedenfalls genauer zu bestimmen sind als durch Bezeichnungen wie «konkret» und «abstrakt», «Nomina agentis» und «Nomina actionis».

Es ist fraglich, ob man in derselben Weise, wie man einen Querschnitt durch jede Einzelsprache an jedem beliebigen Punkte legen kann, auch einen sozusagen durch die idg. Grundsprache legen soll. Bei der Feinheit und Genauigkeit der Bestimmungen, die dabei in Betracht kommen, ist es sicher, daß man in der Grundsprache nur zu höchst unbestimmten Ergebnissen kommen könnte. Wenn es schwierig ist, das Wesen des griechischen Genitiv oder des lateinischen Ablativ, des homerischen Konjunktiv oder des vedischen Injunktiv zu erfassen, wo in jedem dieser Fälle eine große Zahl von tatsächlichen Anwendungen vorhanden und der Interpretation zugänglich ist, was ist dann von der Feststellung idg. «Grundbedeutungen» zu erwarten, die sich auf eine Auswahl von Typen stützen muß, bei der wir keinerlei Garantie haben, daß der ursprüngliche Typus auch erhalten geblieben ist. Da die syntaktische Forschung aber durchaus typenbildend und nicht generalisierend verfahren muß, ist ihr mit einer zufälligen Auswahl von Gebrauchsweisen nicht gedient.

Die letzten Betrachtungen führen schon hinüber zu den Problemen der historischen Syntax. Hier liegt ja eine Fülle gesammelten und geordneten Materials vor, und die noch zu leistende Arbeit findet an den bewährten Methoden und Vorbildern wesentliche Hilfe. Selbstverständlich muß auch die immer genauere Erfassung des Wesens einer konkreten syntaktischen Erscheinung der historischen Darstellung zugute kommen. Wenn z. B. die Grammatik feststellt, daß der griechische Artikel ein ursprüngliches Demonstrativum ist, das seine prägnante Bedeutung verloren hat und zum Formans herab-

gesunken ist, so darf sich der Syntaktiker damit nicht zufrieden geben. Er hat schon, bevor er an die historische Betrachtung überhaupt herantritt, festzustellen, einerseits welch speziellen Wert das Demonstrativum ὁ ἡ τό etwa bei Homer hat, andererseits, was denn das Formans «Artikel» im klassischen Griechisch eigentlich ist. Von diesen Voraussetzungen aus stellt er dann den Verlauf der Umwandlung der einen Bedeutungsform in die andere im einzelnen dar.

Die wichtigste und für die gesamten Geisteswissenschaften bedeutsamste Aufgabe der historischen Syntax besteht aber in der genauen Beobachtung der Entstehung neuer Kategorien. Voraussetzung ist natürlich auch hier wieder, daß die Kategorien selbst genauestens syntaktisch (nicht nur grammatisch) festgelegt sind. Die Entstehung der Kategorie der Zeitstufe aus denen des Modus und der Aktionsart ist eine bekannte Tatsache. Der historischen Syntax liegt es ob, die feinsten Einzelheiten dieser Übergänge festzustellen. Der Vorgang ist doch nicht so zu denken, daß eines Tages das «Zeitgefühl» erwachte und nun irgendwie sprachlichen Ausdruck suchte, und auch nicht so, daß die Sprechenden etwa schon von jeher die Handlungen in ihren zeitlichen Beziehungen wahrgenommen hätten, ohne dies jedoch sprachlich zum Ausdruck zu bringen, und daß nun plötzlich in eine vorhandene Verbalform die «Zeitbedeutung» hineingelegt worden sei. Sondern wir haben hier einen außerordentlich verwickelten Vorgang vor uns, bei dem die objektiven Bedeutungsformen der Sprache, die Psyche der Sprechenden und die äußeren Sprachformen in dreifacher beständiger Wechselwirkung eine neue, objektiv geistige Kategorie erzeugen. Die Beobachtung eines derartigen Vorgangs, die in keiner anderen Wissenschaft mit gleicher Genauigkeit denkbar ist, könnte zu den wichtigsten Ergebnissen nicht nur für die Sprachwissenschaft, sondern für die Geistesgeschichte überhaupt führen. Freilich ist die Frage noch offen, ob die sprachwissenschaftlichen Methoden schon fein genug sind, in solchen Untersuchungen über die Feststellung der äußeren Tatsächlichkeit (die für den in Rede stehenden Fall im großen und ganzen längst geleistet ist) wesentlich hinauszukommen.

Für manchen mag es seine Schwierigkeiten haben, sich vorzustellen, daß eine so elementare Kategorie wie die Zeit erst verhältnismäßig jung in der Geistesentwicklung sein soll. Bei der Kategorie des Abstrakten ist es viel einleuchtender, daß sie erst auf verhältnismäßiger Höhe der Kultur Einfluß auf das Denken gewinnt. Die uridg. «Abstrakta» sind keine solchen. Was sie tatsächlich sind,

hat die historische Syntax als erste Aufgabe zu ermitteln. Es wird sich dann im Verlauf der Entwicklung zeigen, daß es sehr verschiedene Arten von «Abstraktis» gibt, je nach den Motiven, die die einzelnen Formkategorien von der sinnlichen Anschaulichkeit zur allgemeinen Begrifflichkeit führten. Eine besondere Rolle wird bei diesen Forschungen die ja glücklicherweise recht gut ausgebaute Geschichte der Infinitive spielen. Auch aus der Untersuchung der historischen Beziehungen der Abstrakta einerseits zum Adjektivum, andererseits zum Verbum können mannigfache bemerkenswerte Ergebnisse allgemeinerer Natur hervorgehen. Nirgends so wie hier fällt die Beziehung der historischen Syntax zu Logik und Denkpsychologie ins Auge.

Der Prozeß der Entstehung neuer Kategorien ist nichts, was der historischen Periode der Sprachentwicklung eigentümlich wäre. Auch die Kategorien, die uns von Anfang aller Überlieferung an in den idg. Sprachen entgegentreten, müssen einmal entstanden sein. Ist die Hoffnung berechtigt, es werde gelingen, auch noch in dieses Dunkel einen Blick zu werfen? Die Entstehung des Adjektivums und damit der Kategorie «Eigenschaft» können wir gleichsam noch in ihren letzten Phasen belauschen. Wesentlicher noch ist es, das wechselvolle Verhältnis von Substantiv und Adjektiv in der Entwicklung der Einzelsprachen zu beobachten. Im Altindischen, Griechischen und Lateinischen sind die Adjektiva von den Substantiven nur unvollkommen (durch die Motion) geschieden. Die alten idg. adjektivbildenden Formantien sind größtenteils abgestorben. Die Folge ist eine leichte Vertauschbarkeit beider Bedeutungsformen. In den germanischen und slavischen Sprachen dagegen hat sich eine besondere Adjektivflexion herausgebildet, die es erlaubt, auch ein «substantiviertes» Adjektivum an formalen Merkmalen noch zu erkennen. Eine merkwürdige Rolle fällt in diesem Wechselspiel dem Artikel der modernen abendländischen Sprachen zu. Er ist eigentlich das substantivbildende Formans geworden, durch dessen Präfigierung (bzw. Suffigierung im Skandinavischen) ein Adjektiv ohne weiteres zum Substantiv wird. Man könnte beinahe behaupten, daß artikellose Substantiva dementsprechend nicht mehr eigentliche Substantiva seien. Man vergleiche etwa Sätze wie *er war König* und *er war der König*, und man wird deutlich den Adjektivcharakter des Wortes *König* im ersten Falle spüren. Aber wie ist es mit *Eisen ist ein Metall* im Gegensatz zu *das Eisen ist ein Metall?* Vielleicht wird die deskriptive Syntax hier eine neue Kategorie, die weder Substantiv noch Adjektiv ist, feststellen müssen.

Ein weiteres Problem der historischen Syntax, soweit sie sich ins Urindogermanische wagt, und vielleicht das Interessanteste von allen, ist die Entstehung des Verbums. Voraussetzung für seine Lösung ist freilich, daß vorher feststeht, was ein Verbum eigentlich in historischer Zeit ist, d. h. daß die phänomenologischen Untersuchungen über Modus, Tempus und Aktionsart abgeschlossen sind. Hier ist nun zu zeigen, wie das Nomen als Prädikat all die Eigenschaften gewinnt, die das Verbum auszeichnen; wie also z. B. der Gegenstand nicht mehr als Ding, sondern als Zustand gefaßt wird, und der Zustand seinerseits in das schwer bestimmbare Fluidum modaler Bestimmtheit taucht. In diesem Zusammenhang würde sich dann wohl zeigen, daß die Entstehung der Zeitbedeutung nur den letzten Akt in der «Verbalisierung» des Nomens darstellt. (Ein Schritt, den beispielsweise das semitische Verbum niemals getan hat, wodurch es seinen weit «nominaleren» Charakter bewahrt.) Allerdings, es ist fraglich, ob es je gelingen wird, den syntaktischen Ursprung des idg. Verbums genügend klar aufzuhellen, vielleicht muß es genügen, die Schicksale dieses Rückgrates der idg. Satzbildung in historischer Zeit zu verfolgen.

Schließlich seien noch kurz einige wichtige neue Aufgaben der vergleichenden Syntax skizziert. Es hat in der Geschichte der Sprachwissenschaft Zeiten gegeben, wo das Vergleichen nur im Dienste der historischen Grammatik angewendet wurde als ein Mittel, über die historisch unmittelbar gegebenen Sprachzustände hinaus zu vorhistorischen vorzudringen. Als solches hat es sich bewährt und wird es immer seinen Wert behalten. Aber außerdem hat die Vergleichung als solche in der Sprachwissenschaft eine besondere Aufgabe zu erfüllen. Es ist dem Wesen der Sprache eigentümlich, daß sie nicht als nur eine und bestimmte existiert, sondern daß sie in einer Vielheit in sich geschlossener und doch miteinander vergleichbarer Systeme auftritt. Auf die Bedeutungsformen angewandt heißt das: Das Wesen des syntaktischen Systems kann niemals an einer Sprache allein, sondern nur an vielen (im Idealfall: allen) erfaßt werden. Die Bedeutungsweise «Prädikat» oder die Bedeutungsweise «Verbum» ist ein Typus, der sich in unendlich vielen Brechungen darstellt. Aufgabe der Vergleichung ist es, den Typus aus seinen einzelnen Erscheinungsformen herauszustellen. Neben diesem Vergleichen des Gleichartigen gibt es aber in der Syntax noch die lohnende Aufgabe, Ungleichartiges auf seine Beziehungen hin zu untersuchen. Es gibt Gebilde, die trotz grundsätzlicher Verschiedenheit die gleiche Funktion in

verschiedenen syntaktischen Systemen versehen. Die Relativsätze z. B. des Altindischen, des Griechischen, des Lateinischen, des Germanischen und des Slavischen sind ihrer Herkunft und ihrem Wesen nach denkbar verschiedene Gebilde, und doch erfüllen sie alle dieselbe Funktion, nämlich ein attributives Verhältnis dadurch ausdrucksfähiger zu gestalten, daß das Attribut selbst in sich prädikativ gegliedert wird.

Das letzte Ziel dieses Vergleichens ist natürlich die Vergleichung der Systeme als Ganzes. Manche Einheiten werden dabei schon innerhalb des Indogermanischen schärfer hervortreten, die zunächst durch äußere Laut- und Formgestaltung verdunkelt sind. Die wichtigste davon ist die syntaktische Einheit der abendländischen analytischen Sprachen, auf die im vorhergehenden schon öfter angespielt wurde. Wenn man die Syntax des Englischen, Französischen, Deutschen usw. mit der des Lateinischen, Griechischen, Altindischen, aber auch mit der des Russischen und Serbischen vergleicht, so springt einem sofort die Einheit der abendländischen Gruppe unter sich in die Augen. Diese Sprachen stellen syntaktisch betrachtet eigentlich nur Dialekte einer einzigen, der Sprache des Abendlandes, dar. An sich ist das angesichts der innigen Kultureinheit West- und Mitteleuropas ja nicht verwunderlich, und der Unterschied in der äußeren Form zwischen romanischen und germanischen Sprachen darf darüber nicht hinwegtäuschen. Es ist eine der dringendsten und lohnendsten Aufgaben der Indogermanistik, eine Syntax dieser Sprache des Abendlandes zu schreiben.

Eine andere merkwürdige Einheit, auch noch auf indogermanischem Gebiet, bilden die neuindischen Sprachen. (Hier ist ja auch Verwandtschaft des Lautstandes vorhanden.) Auch die neuindischen Sprachen sind, wie die abendländischen, ihrem Bau nach analytisch. Besonderes Interesse muß die Vergleichung der beiden so ganz verschiedenen Typen analytischen Sprachbaus erregen. Ins System der neuindischen Sprachen gehört übrigens syntaktisch auch das klassische Sanskrit, das fast alle ihre Charakteristika (passive Konstruktion, nominale Satzbildung) zeigt, während es die Merkmale der altindischen Syntax vollständig eingebüßt hat.

Bei den neuindischen Sprachen ist es schon zweifelhaft, ob sie syntaktisch überhaupt noch zum indogermanischen Kreise gerechnet werden können. Aber die Syntax ist ja an «Sprachgrenzen» im Sinne der Laut- und Formenlehre keineswegs gebunden. Gerade die Vergleichung über das Gebiet des Indogermanischen hinaus mit

möglichst andersartigen Sprachstämmen ist geeignet, auch auf die indogermanische Syntax neues Licht zu werfen. Es war schon die Rede davon, daß im vorklassischen Chinesisch eine Sprache vorliegt, die nur mit Bedeutungsfunktionen arbeitet. Das Wesen und die Eigenart einer kategorial bestimmten Sprache kann sich natürlich im Vergleich zu einem solchen Zustand besonders gut herausstellen. Die analytische Struktur unserer modernen Sprachen erfährt eine neue Beleuchtung durch den Vergleich mit polysynthetischen Sprachen, wie dem Grönländischen, wo alle Bestimmungen am liebsten als Modifikationen eines Worts gegeben werden. Diese ganze Art der Vergleichung ist bisher kaum versucht worden und verspricht noch fruchtbare Ergebnisse. Freilich ist zu beachten, daß genaueste Analyse der beiderseits zu vergleichenden Erscheinungen unerläßliche Vorbedingung ist.

Es ist nicht möglich gewesen, in dieser kurzen Skizze auch nur die wichtigsten Aufgaben vollständig aufzuzählen, die vor der Lehre von den Bedeutungsweisen liegen. Es konnten nur die Punkte berührt werden, wo selbst die Fragestellung gegenwärtig noch unvollständig zu sein schien. Daß aber diese veränderten Fragestellungen überhaupt möglich wurden und mit Aussicht auf Erfolg in Bearbeitung genommen werden können, ist vor allem das Verdienst der Männer, die in entsagungsvoller jahrzehntelanger Arbeit das positive Material herbeigeschafft und zugerichtet haben, mit dem jede wissenschaftliche Betrachtung der Sprache jetzt und in Zukunft zu arbeiten haben wird.

O-farbige Reduktionsvokale im Indogermanischen.

Von

Alois Walde.

I.

Die griechische Entsprechung jener Reduktionsgruppen, die im Indogermanischen durch Schwächung zweisilbiger schwerer Basen mit der Lautfolge *-erā^x-*, *-elā^x-* entstanden waren, ist noch immer strittig. Es soll hier nicht die Frage vorangestellt werden, welchen genaueren Lautwert wir für den Ausgang der indogermanischen Urzeit diesen Schwächungsergebnissen zuzuschreiben haben, für welche man die auf de Saussures «Mémoire» zurückgehende Bezeichnung als $\bar{r}$, $\bar{l}$ (entsprechend $\bar{n}$, $\bar{m}$ bei Basen mit Nasal) auch heute noch z. T. weiterführt, wenngleich zugestandenermaßen nur als eine Formel, vgl. die ausdrücklichen Vorbehalte bei Brugmann-Thumb, Gr. Gr.^{4} 96f., 101f. Doch wird die folgende Untersuchung bestätigen, daß nicht bloß in Fällen wie θάνατος, παλάμη, wo im Griechischen selber noch zweisilbige Gestaltung vorliegt, diese auf die Ursprache zurückgeht, sondern daß auch einsilbige Entwicklungen, wie θνητός, τλητός, στρωτός erst dann richtig verstanden werden können, wenn man von zweisilbigen Vorstufen ausgeht; daß hiermit J. Schmidt und Hirt mit ihrem Ansatze von idg. *$_e$rə, $_e$lə, $_e$nə, $_e$mə* im wesentlichen Recht behalten.

Verhältnismäßig einfach liegen die Dinge im Griechischen für *-$_e$nə-, -$_e$mə-*: während bei sekundärer Anfangsbetonung -ανα-, -αμα- erscheint, θάνατος κάματος, ist bei festgehaltener Vortonigkeit der Gruppe anerkanntermaßen -νᾱ-, -μᾱ- entstanden, θνητός, κμητός (-η- = urgr. *ā*). Was man für eine dritte Entwicklung, nämlich zu -ᾱν-, -ᾱμ- (das vor anderen Konsonanten als σ der Verkürzung zu -ᾰν-, -ᾰμ- verfallen sei) ins Feld geführt hat, hält nicht stand. Als Kronzeuge gilt ἡνία, dor. ἀνία «Zügel», das als **ἄνσια* aus **$\bar{n}$siā* zu **nās-* «Nase» gehöre und die schwundstufige Schwesterform neben dem ganz schwach bezeugten ai. *nāsya-m, nasyā* «der dem Zugvieh durch

die Nase gezogene Zügel» sei, de Saussure, Msl. 7, 88. Das Beispiel wäre, da für idg. **nās-* «Nase» keine zweisilbige Wurzelform **aˣnās-* als Vorstufe zu begründen ist, insofern besonders wichtig, als es «*n̥*» auch als Schwundstufe einer einsilbigen schwervokalischen Vollstufe **nās-* anzuerkennen nötigen würde und hiermit gegen die lautliche Bestimmung von *n̥* als eines gesprochenen *-ₑnə-* Einsprache erhöbe. Aber die Etymologie ist zweifellos aufzugeben. Denn einmal ist der Stamm **nas-* kurzvokalisch und *nās-* lediglich die aus dem Nom. sg. stammende Dehnstufe, so daß man eine Schwundstufenform überhaupt nur in der Form *n̥s-*, nicht **n̥̄s-* zu erwarten ein Recht hätte. Vor allem aber tragen ai. *nāsya-m*, *nasyā* in der Bedeutung «Zügel» so offenkundig das Gepräge bloßer Gelegenheitsbedeutung neben einer Reihe anderer Anwendungen, daß von ihnen aus nicht auf eine bereits urindogermanische Ableitung von **nas-* «Nase» in der Bedeutung «Zügel» geschlossen werden darf. Von den bei Boisacq gebuchten anderen Deutungen des griechischen Wortes wäre die aus **αhνια*, **n̥snia* (Hirt, IF. 12, 222, zweifelnd Sommer, Gr. Lautst. 28, 37 Anm.) nicht undenkbar, denn trotz Boisacq ist lakonisch ἀνιοχίων «ἡνιοχέων» kein Beweis für ursprünglichen Lenis im Anlaute, da er in dieser Zusammensetzung ja durch Hauchdissimilation gegen das folgende χ an Stelle eines Asper getreten sein könnte; der Lenis von ἀνιοχίων ließe also selbst die abweichenden, aber aus anderen Gründen unannehmbaren Deutungen von Prellwitz und Ehrlich, Unt. 138 zu. Den nächsten Anspruch auf Vergleich mit ἡνίᾱ hat aber — wie auch der vielleicht bloß attische Asper aufgekommen sein mag — ir. *ēssi* Pl. «Zügel» aus **ansi-*, und des weiteren läßt sich trotz Stokes, IF. 12, 189 f. auch der fernere Vergleich mit lat. *ansa* «Griff, Henkel, Handhabe», lit. *ąsà* «Henkel beim Topf, Schleife beim Knotenschürzen», aisl. *ǣs* (**ansi-*) «Loch am Rande, besonders eines Schuhes, um ein Band durchzustecken» recht wohl vertreten; wie jene Henkel war ja auch der Zügel ursprünglich eine dem Tier angelegte Schleife gewesen, wenn man nicht gar unter Zurückgreifen auf die Wurzel **am-* «fassen» aus dem Worte noch eine Urbedeutung «Fasser, Halter» herauslesen will.

Ebensowenig stichhaltig ist, was man für ἄν, ἄμ vor anderen Konsonanten als σ angeführt hat. ἀμφασίη ist gewiß nicht in dieser Weise mit νᾱ- in νᾱποινος, νήποινος, νηκερδής und mit ἀνα- in ἀνάεδνος, ἀνάελπτος, ἀνάπνευστος zu vermitteln (s. zu diesen beiden Formen des Negativpräfixes zuletzt Brugmann, Grdr. II², 1, 22 f.); Kretschmer hat diese seine ältere Ansicht (KZ. 31, 408) BPhW. 1898, 212 selber

aufgegeben, und Boisacq hat sie mit Unrecht wieder hervorgezogen; ἀμφασίη steht für ἀφασίη, und die Frage kann nur sein, ob ἀφασίη (handschriftlich bezeugt) mit metrischer Dehnung der ersten Silbe zu lesen ist (Fröhde, BB. 20, 212; Schulze, Qu. ep. 141; L. Meyer, Hdb. I, 186) oder ob tatsächliche sprachliche Umbildung vorliegt, für deren Muster Kretschmer aaO. ἄμβροτος : βροτός halten möchte; da der Beleg δὴν δέ μιν ἀμφασίη ἐπέων λάβε (P 695, δ 704) vor ἀμφασίη das nasal auslautende μιν hat, könnte man bei Kretschmers Grundanschauung eines gesprochenen ἀμφασίη auch in Rechnung ziehen, daß die durch μιν bewirkte Anfangsnasalierung des folgenden ἀ- fortwirkend auch Endnasalierung des Vokals begünstigt haben mag.

Daß endlich κάμνω, τάμνω «$\bar{m}$» enthalten, hat Brugmann, Grdr. II^2, 3, 303 selbst zurückgenommen; Güntert, Ablautstud. sieht darin sein Schwa secundum.

Während also die Reduktionsgruppen $_{e}nə$, $_{e}mə$ im Griechischen als να, μα, bei sekundärer Tonverlegung auf den Wortanfang als ανα, αμα, hiermit in jedem Falle durch *a*-farbige Abkömmlinge vertreten sind, hat de Saussure für die entsprechenden Liquidagruppen $_{e}rə$, $_{e}lə$ ($\bar{r}$, $\bar{l}$ seiner Bezeichnung) vielmehr ρω, λω als griechische Entsprechung aufgestellt, und Brugmann hat sich ihm in der Gr. Gr. angeschlossen, wenn auch mit einigem Schwanken, das sich auch in Thumbs Bearbeitung der 4. Auflage herüberzieht, vgl. dazu Hermann in den Jahresberichten des philol. Vereins Berlin 40, 140f. Gegenüber dieser Lehre hat Hirt bereits IF. 7, 197f. den Zweifel geäußert, ob nicht eher ρᾱ, λᾱ die griechische Entsprechung sei; PBrB. 23, 299 hat er sich bereits in letzterem Sinn entschieden und hält daran Abl. 65f. und (in Verteidigung gegen Brugmann, IF. 18, 428ff.) IF. 21, 162ff., sowie neuestens in seiner Idg. Gramm. II, 133f. fest. Es ist von vornherein zuzugeben, daß angesichts von θάνατος : θνητός (θνᾱτός), κάματος : κμητός (κμᾱτός) auch neben sekundär anfangsbetonten -άρα-, -άλα- (z. B. παλάμη aus *πάλαμᾱ; Sammlung der Belege solcher zweisilbiger Entwicklung bei Hirt, IF. 7, 209, Abl. 67, Idg. Gramm. II, 136f.) als Form mit bewahrter alter Vortonigkeit ρᾱ, λᾱ das am ehesten zu erwartende wäre, und daß nachträgliche Umfärbung eines solchen fertigen ρᾱ, λᾱ zu ρω, λω gänzlich ausgeschlossen ist. Tatsächlich scheint mir eine Reihe der von Hirt für die Entwicklung zu ρᾱ, λᾱ geltend gemachten Fälle durchaus vertrauenswürdig zu sein.

Zwar auf je einmaliges κρᾰ́ατος, -ατι, -ατα (neben sonstigem kontrahierten κρᾱτός usw.) als Entsprechung von ai. *śīrṣataḥ* (J. Schmidt,

Pl. 366, 374; Hirt, Hdb.[2] 111) wird man nach den Ausführungen Brugmanns, IF. 18, 430 f. nicht mehr bauen, wie denn auch in Hirts Idg. Gr. diese Formen nicht mehr unter den Belegen für ρᾰ aus *ₑrə* wiederkehren; denn es wäre dann jon. *κρήατος zu erwarten und ist die Annahme metrischer Dehnung aus *κρᾰ̆[*σ]ατος unbedenklich. Aber hom. κατὰ, ἀπὸ κρῆθεν «vom Haupte» und κρή-δεμνον, dor. κρά-δεμνον «Kopfbinde» (wenn nicht nach Kretschmer, Gl. 4, 336 dissimiliert aus *κρᾰνο-δεμνον) scheinen doch nach J. Schmidt, Pl. 370 f. auf *$\hat{k}_{e}$rə- zu beruhen; und wenn κραιπάλη «Katzenjammer nach einem Rausche» wegen lat. *crāpula* als κρᾰ̯πάλη aufzufassen ist (Fay, KZ. 41, 208; Jacobsohn, Phil. 67, 509; im zweiten Gliede dann πάλλω), könnte *κρᾰ[σ]ι- neben *κάρασ-ρᾰ (καράρᾰ· κεφαλή Hes.) stehen, wie bei Adjektiven z. B. κυδι-άνειρα neben κῡδ-ρό-ς.

Über hom. γρῆυς, γρηῦς, att. γραῦς, Gen. γρᾱός hat Brugmann des öfteren gehandelt, IF. 9, 372; 18, 428 f.; 22, 184; 29, 209. Wenn er IF. 18, 428 f. gegen Schulzes, Qu. ep. 448, Grundform *γρᾱ-ι̯ύς (: ai. *jīr-ṇáḥ*) einwendet, daß *r̥* (*ₑrə*) in idg. Zeit vor *i̯* nicht vorgekommen sei, so ist dies allerdings, wie Hirt, IF. 21, 166 ihm entgegenhält, eine ungestützte Behauptung, da ai. *jū́rya-ḥ* «alternd», *jūryati, jīryati* «wird gebrechlich, altert», sowie *pūryamāṇa-ḥ* dieselbe Lautfolge aufweisen, und auch vor *u̯* ein idg. *ₑrə* durch ai. *pū́rva-ḥ* gesichert ist; von dieser Seite also wäre gegen Schulzes *γρᾱ̯υς aus *$\hat{g}_{e}$rə-i̯ús nichts einzuwenden, und man könnte die Form als ein *u*-Nomen zu dem durch ai. *jīryati* (*$\hat{g}_{e}$rəi̯eti) vertretenen Verbum auch formell in einen Kreis ähnlicher Bildungen einreihen (vgl. Brugmann, Gdr. II[2], 1, 223). Trotzdem scheint mir Schulzes Grundform am Gen. att. γρᾱός zu scheitern, statt dessen man dann *γραι(ϝ)ός erwartete; zwar könnte man den Dativ γρᾳ̃ῖ aus *γραι(ϝ)ί erklären, vgl. Θηβαῖ-ος : Θηβᾱ-ῖς, aber auch das wird hinfällig durch hom. γρηῒ, nicht *γρῃῒ; es war also in den Kasus obliqui schon damals kein *i̯*-Diphthong vorhanden. Auch vermag ich γραῖα nicht mit Schulze als positiven Beleg eines in γρῆυς geschwundenen *i̯* zu werten und stimme durchaus Brugmanns (IF. 29, 209) Grundform *γρᾱϝι̯α bei, wenn auch nicht seiner weiteren Zerlegung; es ist eine deutlichere Femininbildung vom Stamme γρᾱϝ, wie andererseits *γρᾱϝίς in des Kallimachos γραῦις, -ιδος. Ich sehe in γρᾱϝ- eine formantisch mit av. *zaurvan-* n. «Greisenalter, Altersschwäche», *zauruna-* «altersschwach, gebrechlich», aisl. *kǫr* «Bettlägrigkeit» (Bugge, BB. 3, 119; wegen aschwed. Gen. *karwaʀ* alter *wō*-Stamm, Persson, Beitr. 963) zu vergleichende Bildung; Nom. vielleicht einst *$\hat{g}_{e}$ru-s*, Gen. *$\hat{g}_{e}$rəu̯-ós* =

gr. γρᾶϝός, vgl. zum *-əu̯-* ai. *pṛthivī*, gr. Πλαταιαί neben *pṛthú-ḥ*, πλατύς, und lat. *gravis* neben ai. *gurú-ḥ*, gr. βαρύς. Jedenfalls mit Unrecht hat Brugmann, IF. 9, 372 einen Stamm *γρᾱ-ϝο- mit idg. *ā* zugrunde gelegt unter Berufung auf ἐγήρᾱν, γηράσομαι; denn nach den Darlegungen Osthoffs, IF. 19, 235ff. zeigt der Aorist ἐγήρασα — mag nun die Dehnstufe der ersten Silbe mit ai. *jārišuḥ* zusammenhängen oder dem Gegensatz ἡβάω nachgebildet sein — und besonders das auf ein Präsens *γήρᾰμι weisende Ptz. Präs. γηράς, γηράντεσσι, daß dem griechischen Verbum nur ein Stamm γηρᾰ-, nicht *γηρᾱ- von alters her zukommt; ἐγήρᾱ ist das Imperfekt des aus γήρᾰμι durch Überführung in die thematische Flexion entstandenen γηράω.

Die Basis lautete auf idg. *ē* aus, **ĝerē-*, wie aksl. *zьrěti* «maturescere», *zьrělъ* «reif» zeigt und das Griechische selber mit ἐγήρην, Ptz. γηρείς «gealtert» bestätigt, die ein nach dem Präsensstamme γηρᾰ- umvokalisiertes *ἐγάρην fortsetzen. Für ein altes *γηρᾱ-, *γερᾱ- fehlt hiermit jeder Anhalt und Brugmanns **ĝrā-u̯o-* mit idg. *ā* hat aus dem Kreise der Erwägungen auszuscheiden.

Zweifellos idg. *el̥ə* liegt auch vor in λῆνος, dor. λᾶνος «Wolle», das nach πέκος n. «Vlies, Wolle» aus dem fem. *ā*-Stamm von lat. *lāna*, ai. *ūrṇā*, got. *wulla*, ahd. *wolla*, lit. *vìlna*, aksl. *vlъna*, idg. **u̯el̥nā* umgebildet ist. Ich bestreite durchaus die Berechtigung, das griechische Wort aus dieser Wortgleichung hinsichtlich seines Ablautes herauszureißen und es — mit oder ohne lat. *lāna* — auf ein idg. **u̯lā-nā, -no-s* zurückzuführen. Eine solche Grundform würde durch die keltischen Formen ir. *oland*, kymr. *gwlan*, korn. *gluan*, bret. *gloan* «Wolle» (s. dazu Fick II⁴, 276; R. Schmidt, IF. 1, 47f.; Pedersen, Kelt. Gr. I, 179) selbst in dem Falle nicht gestützt, daß sie auf eine noch schwächere Ablautstufe idg. **u̯lə-nā, -no-s* zurückgehen sollten; denn ihr *ə* würde ja nichts über die Farbe des dem *ə* zeitlich vorangehenden Hochstufenvokales aussagen, ihn nicht gerade als *ā* zu bestimmen gestatten. Im übrigen scheint mir aber gar keine Nötigung zu bestehen, die keltischen Worte auf etwas anderes als auf idg. **u̯el̥ə-nā, -no-s* zurückzuführen; es wird *u̯el̥-* (vor der Entwicklung von *el̥ə* zu *lā*) zu *ul-* geworden sein, vielleicht ursprünglich bloß auf dem britannischen Quellgebiet, welchenfalls ir. *oland* der Reihe irischer Lehnformen aus dem Britannischen hinzuzufügen wäre, und im Britannischen hat weiter vortoniges *ul-* zu *u̯l-* geführt. Unter dieser selben Voraussetzung ließe sich ja auch kymr. *gwreiddyn*, Pl. *gwraidd* «radix, stirps» mit lat. *rādīx* «Wurzel», gr. ῥᾰδῖξ «Zweig, Rute», got. *waúrts* unter idg. **u̯er̥əd-* (woraus brit. **urád-*, **u̯r̥ad-*) im Ablaut gleich-

setzen; aber freilich kann wegen aisl. *rōt* «Wurzel» auch lat. *rādīx*, gr. ῥάδιξ als idg. **u̯rād-* bestimmt und *gwraidd*, wie gr. ῥάδαμνος und lat. *rādius* als schwächere Stufe **u̯rəd-* dazu aufgefaßt werden.

ἄκρᾱτος «ungemischt usw.», κρᾱτέος, κρᾱτήρ, κρᾶσις neben ἐκέρασ(σ)α, κεράννυμι von ai. *śīrtá-ḥ* «gemischt» in der Ablautstufe zu trennen, ist unstatthaft; auch Hirt, Idg. Gramm. II, 134 sieht in κρᾱτήρ richtig *ₑrə*, 122 aber indogermanische Vollstufe der zweiten Silbe, d. h. **k̂rā-*, einer der nicht seltenen inneren Widersprüche seines Buches. Für hochstufigen Wert und Ursprung des gr. ᾱ vermag auch der jon. Aorist ἐπικρῆσαι nichts zu beweisen, da erst nach dem Ptz. *κρᾱτός, jon. *κρητός geschaffen. Über die ursprüngliche Farbe des Hochstufenvokales der zweiten Silbe unserer Basis wissen wir nichts, und der Ansatz als idg. *ā* ist nur ein Fehlschluß aus dem zu Unrecht als hochstufig gedeuteten gr. κρᾱ-; sollte ahd. *(h)ruoren* «in Bewegung setzen, rücken, rühren», av. *fraxrāwhayeiti* «erschüttert» als *s*-Weiterbildung der Basis **k̂erāˣ-* anzuerkennen sein — was seitens der Bedeutung durchaus bezweifelbar ist —, so würde noch immer *ō* außer *ā-* zur Wahl stehen.

Genau wie ἄκρᾱτος : ἐκέρα-σα verhält sich dor. ἄπλᾰτος (Pind.), jon. ἄπλητος (Hdt.) «unnahbar, furchtbar», πλησίον, dor. πλᾰτίον «nahe» zu πελάσσαι «sich nähern», πέλας «nahe». Hirt, Abl. 89 weiß für seinen Basenansatz **pelā-* in der Bedeutung «nähern» eben nur gr. πλᾱ- anzuführen; Idg. Gramm. II, 123 wird πλᾱ- als Vollstufe II, 134 als RS. gewertet. ἔμπλην «ganz nahe», πλήν, dor. πλάν «außer», eigentlich «prope ab aliqua re, neben vorbei», sind der Akk. eines Fem. *πλᾱ «Nähe», dessen ᾱ als Ausgang der *ā*-Stämme nicht für die Bestimmung der Hochstufe der zweiten Silbe verwendbar ist.

Dasselbe Verhältnis ist weiter für τλητός = lat. *lātus*, kymr. *tlawd* («arm») neben ἐτέλασσα wenigstens höchst wahrscheinlich, so daß diese Formen als **tₑlətós* in der Ablautstufe sich mit ahd. *gidult* decken. Daß die Basis als **telē-* anzusetzen sei, wird durch got. *þulan*, *þulaida*, ahd. *dolēn* «dulden», eigentlich «ertragen» nahegelegt, die kaum auf Grund ihrer zur intransitiv-passiven Geltung der übrigen germ. *ē*-Verben stimmenden Bedeutung erst nachträglich in deren Konjugationsklasse übergeführt sein werden, obwohl auch ahd. *dolōn*, as. *tholōn* vorliegt. Streng zu widerlegen ist freilich ein Ansatz **telā-* neben **telē* nicht (vgl. über solches Nebeneinander verschiedener Basenformen Persson, Beitr. 701f.), aber andererseits ist zu betonen, daß ἔτλην, dor. ἔτλᾱν, τλήσομαι, dor. τλᾱσομαι, τετληυῖα, τλήμων, dor. τλᾱ-

μων nicht als innergriechischer Beweis für τλᾱ- als Vollstufe II einer Basis **telā-* gelten dürfen; denn wie in βλητός : ἔβλην, βλῆμα, πλωτός : ἐπέπλων, γνωτός : ἔγνων, ἄπλᾱτος, πλᾱτίον : πλῆτο «näherte sich» jeweils eine Vokalstufe durch Ausgleichung durchgeführt erscheint, so konnte dieselbe Ausgleichungstendenz auch neben ein aus **tl̥lətós* entstandenes τλᾱτός analogisch jene anderen Formen ἔτλᾱν, τλᾰμων usw. treten lassen.

θράσσω, att. θράττω (ἔθρᾱξα, jon. τέτρηχα) «verwirre, beunruhige», ursprünglich vom Aufrühren des Schlammes in einem Gewässer, aus **dhₑrəghi̯ṓ,* neben ταράσσω, att. -ττω «verwirre» aus **θάραχi̯ω*, Denominativ von einem wie κάματος betonten **τάραχος*, vgl. ταραχή «Verwirrung», mag nun dieses erst Postverbale zu **θαράχi̯ω* oder eine alte Nebenform zum Mask. **τάραχος* sein, die durch dessen und des Verbums Einfluß von der Entwicklung zu **τρᾱχή* zurückgehalten wurde. Auch τρᾱχύς, das verwandt zu sein scheint, ist dann als **dhₑrəghús* aufzufassen. Daß der Vokal der zweiten Silbe in hochstufiger Gestalt *ē* war, wird durch lit. *drė̃gnas*, *drė̀gnùs* «feucht», auch *drė̃kti* «feucht werden» nahegelegt (Hirt, Idg. Gramm. II, 117; anders Bezzenberger, BB. 4, 320f.); im Vereine mit lit. *dérgia* «es ist schlecht Wetter» und der Gruppe aisl. *dregg*, pr. *dragios* «Hefe, trüber Rückstand» gestatten diese Worte auf «trübe Feuchtigkeit» und «Wasser durch Aufrühren des Schlammes trüben» als Bedeutungskern der Sippe zu schließen.

Erwägenswert bleibt auch, daß dor. βλᾱ́ξ, -κός «schlaff, lässig, träge», sowie βληχρός «schwach, sanft» (**μλᾱκ-σρός*) wegen μαλακός «weich» (das wohl wegen des häufigen Suffixes -ᾰκός, vielleicht auch unter Einfluß des Denominativs **μάλακi̯ω*, μαλάσσω «mache weich» nicht zu **μλᾱκός*, **βλᾱκός* wurde) λᾱ aus *ₑlə* haben; auch lat. *flaccus*, zunächst aus **flācos*, würde sich dem fügen. Im Bereiche dieser Basis, die man als *k*-Ableitung der Wz. **mel-* «malmen» betrachtet, findet sich keine Form, die *ā* als Vollstufe der zweiten Silbe sichern würde. Auch lit. *blõgas* «kraftlos, schwach», lett. *blàgs* «schwach, schlecht», wruss. *błahij* «schlecht, häßlich», gruss. *blagój* «starrköpfig, häßlich» lassen, wenn mit Recht als Variante auf *gh* dazugestellt, die Wahl zwischen idg. *ā* oder *ō*, da die baltischen Formen aus dem Wruss. entlehnt sind.

θρήσκω· νοῶ (jon.), θράσκειν· ἀναμιμνήσκειν Hes., jon. θρησκηΐη, Koine θρησκεία «Gottesdienst» schließen sich mit ἀ-θερές· ἀνόητον, ἀνόσιον Hes., ἐνθρεῖν· φυλάσσειν Hes. und ai. *dhárma-ḥ* «Satzung, Sitte, Recht, Gesetz», *dharīmaṇi* Lok. «nach der Satzung, nach Brauch»

zu einer Bedeutungsgruppe «Satzung, Gebrauch, woran man festhält» zusammen, die sich weiter in den ausgedehnten Bereich der Wz. **dher-* «woran festhalten, sich worauf stützen» einfügt. Ein *ā* als Vollstufe des zweiten Basenvokals ist nirgends zu sichern, vielmehr weisen lat. *frētus* «worauf gestützt, vertrauend», lit. *derėti* «dingen (*festmachen); taugen, wozu dienen» entschieden auf **dherē-*, s. Hirt, Abl. 81, Persson, Beitr. 641, 668, 672, und wer daher nicht ohne Stütze von Formen noch einer zweiten Sprache den Deus ex machina eines Basenwechsels **dherā-* : **dherē* zu Hilfe rufen will, kann in gr. θρᾱ- nicht Vollstufe der zweiten Silbe, sondern nur die Reduktionsgruppe **dhₑrə-* (: **dherə-* in ai. *dháritar-* «Halter», *dharīmaṇi*) sehen. Das gleiche gilt für θρᾶνος m. «Bank, Schemel», hom. (jon.) θρῆνυς «Schemel, Ruderbank», jon. θρῆνυξ, böot. θρᾶνυξ «Stuhl» (auch jon. θρήσασθαι «sich setzen» ist wohl urgr. θρᾱ-, nicht idg. **dhrē-*), wenn man sie mit Recht als «worauf man sich ruhend stützt» auf dieselbe Wurzel bezieht; θρό-νος «Sessel» und kypr. lak. θόρναξ· ὑποπόδιον Hes. würden ihnen gegenüber dieselbe thematische und Aniṭ-Basis zeigen, wie ai. *dhára-ṇa-h* «tragend», *dhar-tar-* «Halter» gegenüber *dharitar-* usw.

Nicht auszumachen scheint mir, ob κλῆρος, dor. κλᾶρος «Holzstückchen als Los, Los, Anteil» = air. *clār*, kymr. *clawr* «Brett, Tafel», bret. *kleur* «Gabelbaum am Wagen», die an gr. κλάω «breche» ihren nächsten Verwandten haben, sowie κλῆμα «Zweig; Weinranke» idg. *ₑlə* oder *lā* fortsetzen.

Nicht folgen kann ich Hirt in der Zurückführung von λᾱ auf *ₑlə* in πλήττω (*πλᾱκ̯ω) usw. wegen got. *faiflōkun* «ἐκόπτοντο», slav. *plakati*, lit. *plōkis, plokas*; ebensowenig seiner Erklärung von dor. πρᾶτος «der erste» aus **pₑrətós* mit der Vokalstufe von lit. *pìr-mas*, ai. *pū́r-va-ḥ*; ich begnüge mich, für das vielbehandelte Verhältnis von πρᾶτος zu πρῶτος auf die Literatur bei Brugmann, Grdr. II², 2, 52 und Brugmann-Thumb, Gr. Gr.⁴ 249 zu verweisen und stelle nur zur Erwägung, ob die bereits vorgeschlagene gemeinsame Grundform *πρό-ατος trotz der sonst allgemeingriechischen Kontraktion von οα zu ω sich nicht dennoch auch für dor. πρᾶτος halten läßt; die rein lautmechanische Richtung der Kontraktion könnte durch das α der mit *πρόατος eine Gruppe bildenden Formen τρίτατος, ὀγδόατος, ἑβδόματος, ὕπατος, πύματος, ἔσχατος gekreuzt worden sein.

Zu unsicher ist mir die Verbindung von Pindars χλᾱρὸν γελᾶν «προσηνὲς καὶ ἡδὺ» als **ĝhₑlərós* mit aksl. *zelenъ* «grün» usw.; endlich enthält das dem Verbum πράττω zugrundeliegende *πρᾱκος idg. *ā* (: πέρᾱ).

Ungeachtet dieser paar Abstriche an Hirts Material ist die Anzahl der für gr. ρᾱ, λᾱ aus *ₑrə, ₑlə* sprechenden Fälle meines Erachtens so ausreichend, daß sie jeden Zweifel ausschließt. Ist aber damit die Entwicklung zu ρω, λω im Sinne de Saussures widerlegt? Oder behält auch eine Anzahl der für diese Entsprechung ins Feld geführten Formen ihre Geltung und bleiben nur die Sonderbedingungen aufzuhellen, welche hier eine andere Entwicklung bewirkten?

Die Kritik der vorgebrachten Belege durch Hirt, IF. 21, 163 ist zum größeren Teile nicht überzeugend, wenn auch gewiß einiges auszuscheiden ist. So ist τρώγω «nage, fresse», τρώγλη «Loch, Höhle» mit dem Aor. ἔτραγον unter idg. **trōg-* : **trəg-* zu vereinen (s. Persson, Beitr. 778 mit Anm. 1), und derselbe Ablaut herrscht zwischen πρωκτός und arm. *erastank*ᶜ «Steiß»; dor. πράν (*πρωϝᾱν), att. πρῴην (*πρωϝιᾱν) «kürzlich» enthalten idg. **prō* wie πρωΐ, ahd. *fruo* «früh»; πρῶκες «Tautropfen» muß dehnstufiges **prōk-* fortsetzen, da nach Ausweis von ai. *pṛ́ṣṇi-ḥ* keine zweisilbige schwere Basis zugrundeliegt. Aber andere Fälle hat Hirt meines Erachtens mit zu leichter Hand weggeschoben.

Zunächst στρωτός = lat. *strātus*, mit anderem Formans ai. *stīrṇá-ḥ*; vgl. auch στρῶμα = lat. *strāmen* : ai. *starīman-* m. «Ausbreitung, Ausstreuung». Nach Hirt könne das ω aus Formen wie στρῶτο, ἐστρωμένος bezogen sein, und außerdem gebe es für «ausbreiten» wahrscheinlich zwei Basen nebeneinander, ein **sterōu-* und ein **sterā-*; auf erstere weise die übereinstimmende Präsensbildung στόρνυμι, ai. *stṛṇṓmi*, deren *u* durch got. *straujan*, dt. *streuen* und ahd. *strō*, ags. *strēa* «Stroh» als alt erwiesen wird, und daher könne gr. στρω- und germ. *strau-* ein regelrechtes Ablautverhältnis darstellen (*ō[u]* : *əu*). In seiner Idg. Gramm. II, 64, 133, 152, 191 setzt er statt **sterōu-* richtiger **stereu-* an, hält also nun gr. στρω- für Abtönungsdehnstufe **strō[u]-*. Ich zweifle nun zwar nicht, daß die obigen *neu*-Präsentia im Typus und wohl auch in unserem Falle mit der *eu*-Erweiterung der Wurzel zusammenhängen, aber ebensowenig wie *stīrṇá-ḥ*, *starī-man-* jenes *eu*-Element enthalten, liegt für στρωτός, στρῶμα eine Veranlassung vor, diese Formen gerade mit der Basis *stereu-* zu vereinigen. Vielmehr ist στρωτός = lat. *strātus*[1] eine an sich ebensoschwer zu beseitigende Gleichung, wie τλητός : *lātus*, κεράννυμι : -κρᾱτος, πελάσσαι : ἄπλητος; auch ἐστρωμένος ist zudem eine Form, der schwache Wurzel-

[1] Das Perfekt *strāvī* ist in seinem Vokalismus auf *strātus* aufgebaut und berechtigt trotz Hirt nicht zur Bestimmung der Set-Basis als **sterā-*; ἐστόρεσα empfiehlt weit eher einen Ansatz **sterē-*.

stufe zukommt, und στρῶμα kann sich entweder nach Vokalübereinstimmungen wie zwischen βλητός : βλῆμα dazugesellt haben oder ist nebst lat. *strāmen* (wenn dies nicht etwa eine von *stratus* bedingte bloße Parallelbildung ist) schon uridg. Alters neben dem hochstufigen ai. *stárman-*. Um für die Beurteilung des gr. -ρω- bereits hier den Boden vorzubereiten, weise ich darauf hin, daß in der zugehörigen gr. Sippe Formen mit ε in der ersten Silbe völlig fehlen und nur *o*-Formen auftreten: στόρνυμι, ἐστόρεσα, στορέσω, ἐστόρεσμαι (darnach posthom. στορέννυμι, wie andererseits nach στρωτός, ἔστρωμαι auch ἔστρωσα, posthom. στρώννυμι); man halte dem entgegen ἄκρατος : κεράννυμι, ἄπλᾰτος : πελάσσαι mit ε- in der ersten Silbe der hochstufigen Form.

Für βιβρώσκω «verzehre» (ἔβρων, βέβρωκα, βεβρωκώς), βρωτήρ «Esser», βρῶσις, βρῶμα «Speise», βρωτός «eßbar», βρωτύς, -ύος «Speise», zu lit. *gérti* «trinken» usw., sei es nach Hirt nicht erweislich, daß ihr ρω gerade RS sei; Formen wie βέβρωκα, βεβρωκώς, wie sie bei Homer vorkommen, erforderten eher Vollstufe II, und in dem ebenfalls alten βρῶσις könnte man zwar als einem *ti*-Stamm wohl eine Schwundstufenbildung suchen, doch liege der Verdacht einer Neubildung nahe. Ich stimme Hirt selbstverständlich darin bei, daß die durchgehende gleiche Vokalisierung hier wie in anderen Fällen — vgl. oben βλητός : βλῆμα, ἔβλην, τλητός : ἔτλην, τλήσομαι, τετληυῖα, τλήμων — durch Ausgleich ursprünglich bunterer Vokalverhältnisse zuwege gekommen sein mag und wird, wie denn κατέβρως (h. in Apoll. 127), ἔβρω Hes. auch für Brugmann-Thumb, Gr. Gr.[4] 327 eine jüngere Neubildung ist (und zwar für *ἔβορον); aber die Neubildung, das Überwuchern einer von zwei im Paradigma einst nebeneinander gelagerten Wurzelstufen kann auch in der anderen Richtung erfolgt sein als Hirt sie annehmen muß, und wenn sich ein Weg eröffnet, βρω- als Schwundstufenbildung zu verstehen, wird es eben gerade in βιβρώσκω, βρῶσις, βρωτός, βρωτήρ, βρωτύς seine ursprüngliche Stelle und seinen Ausgangspunkt gehabt haben. Und in diese Richtung weist ja doch auch die von Hirt, Idg. Gramm. 65 selbst eingeräumte Tatsache, daß außerhalb des Griechischen von unserer Wurzel keine Formen mit ō der zweiten Silbe vorliegen, ja Hirt macht sogar darauf aufmerksam, daß im Latein vielmehr -*ā*- als zweiter Basenvokal erscheine: *vorā-re*, *-x*, *-go*. Ich möchte zwar letzteren Umstand meinerseits nicht so hoch einschätzen, solange wenigstens der Verdacht besteht, daß *vorāre* samt Zubehör Denominativ eines **vorā* = gr. βορά «Fraß» sein könnte; aber andererseits ist

es gewiß wenig glücklich, wenn Hirt βρω- als **g^{u}rō[u]-* deuten will unter Verbindung mit gr. βρύκω «beiße» und ahd. *krūt* «Kraut».

Diesem Fehlen eines außergriechischen **g^{u}rō-* halte man wieder vergleichsweise entgegen, daß die einer Basis **ĝenē-*, **ĝenō-* entstammende Wurzelform gr. γνω- auch in den anderen idg. Sprachen reichlich belegt ist; man dürfte wohl erwarten, daß, wenn von der reich entwickelten Basis *g^{u}erē-* «verschlingen» im Indogermanischen ein mit *ĝnō-* gleichartiges *g^{u}rō-* im Gebrauch gestanden wäre, es auch außerhalb des Griechischen seine Spuren hinterlassen hätte, und es wird daher βρω- vielmehr als Reduktionsstufenform einzuschätzen sein. Auch hier sei wieder darauf aufmerksam gemacht, daß das Griechische außer den zweisilbig gebliebenen und der Bedeutung des Verbums etwas entfremdeten Bildungen βάραθρον, hom. βέρεθρον, ark. ζέρεθρον nur noch die *o*-stufigen Nomina βορά, βορός kennt, und es wird zu fragen sein, ob βρω- nicht durch diese oder auch im Verbum seit alters her verankerte Formen mit *o* der ersten Silbe in seiner Vokalisierung bedingt ist.

In θρώσκω «springe, bespringe» will Hirt -ρω ebenfalls als Hochstufenvokal fassen, setzt es hiermit auf eine Linie mit γιγνώσκω und denkt, ohne eine anderweitige Stütze beizubringen, an eine Basis **dherōu-*; Brugmanns Ansatz $\breve{r}$ sei nur nach dem Verhältnis στόρνυμι : στρωτός gemacht, weil es ein θόρνυμι gibt. Nun sind wir ja bei der kümmerlichen außergriechischen Verwandtschaft der Sippe — nur mir. *dar-* «bespringen», Impf. *nodaired* u. dgl. — freilich nicht in der Lage, wie bei βρω- aus dem Fehlen eines hochstufigen **dhrō-* in anderen Sprachen zu schließen, daß θρω- nicht als Hochstufe betrachtet werden dürfe, aber trotzdem hat es Brugmann vorurteilsfreier betrachtet als Hirt; wie bei στόρνυμι, στρωτός kennt das Griechische auch neben θρώσκω an literarisch belegten Formen nur solche mit *o* der ersten Silbe: ἔθορον, θοροῦμαι, θόρνυμι, θορός, θορή, θορίσκομαι, auch wohl θοῦρος «anstürmend» (*θόρϝος, Bechtel, Lexil. 167); nur bei Hesych stehen die αρ-Formen θάρνυσθαι und θαρνεύει, s. u.

Nur auf Grund der unrichtigen Verbindung mit lat. *flōs*, ahd. *bluot* «Blüte» konstruiert Hirt, Abl. § 293 eine idg. Ablautstufe **mlō-* auch für βλώσκω «gehe, komme», μέμβλωκα, ἔβλω · ἐφάνη, ὤχετο, ἔστη Hes. (dies nach Brugmann-Thumb, Gr. Gr.[4] 327 jüngere Neubildung; das ursprüngliche ist ἔμολον), ἀγχιβλώς · ἄρτι παρών Hes., neben Aor. μολεῖν, Fut. μολοῦμαι; das Verhältnis ist offenkundig dasselbe wie zwischen θρώσκω und ἔθορον, und der Ansatz einer Vollstufe II auf *-ō* ist in beiden Fällen nur ein mißglückter Versuch,

sich der reduktionsstufigen Auffassung von ρω, λω zu entziehen. Auch βλωθρός «hoch aufschießend, hoch gewachsen» (: ai. *mūrdhan-* n. «Kopf», ags. *molda* «Kopf») zeigt dieselbe Vokalfarbe, die wieder mit der von μολεῖν, μολοῦμαι zusammenhängen wird. Die einzige nicht *o*-farbige Form wäre das mit βλωθρός gern verglichene μέλαθρον «Stubendecke, Dach», das aber wie eine Umbildung von κμέλεθρον nach μέλας aussieht, gleichsam «geschwärzte Decke». Auch das Slavische zeigt übrigens nur *o*-Formen wie sloven. *molčti* «ragen, hervorragen».

Ein weiterer Fall dieser Art scheint τιτρώσκω «ich bewältige, beschädige, verwunde», τρῶσις «Verwundung», dor. jon. τρῶμα «Wunde» neben Aor. ἔτορον; ich würde ihn zuversichtlich anreihen, wenn att. τραῦμα «Wunde» durch Kreuzung von τρῶμα mit θραῦσμα «Bruchstück», θραυσμός «Bruch» erklärt werden darf. Hirt hatte IF. 21, 164 wegen τραῦμα für τιτρώσκω eine Basis **t(e)rō(u)-* : **t(e)rəu-* angenommen, ist aber Idg. Gramm. II, 191 in dieser Beurteilung wankend geworden, weil er auf Grund weiterer Vergleichungen die Basis nun als **tereu-* bestimmen zu müssen glaubt. Wenn τραῦμα als sekundäre Umbildung nach θραῦσμα für die Beurteilung des Vokalismus ausscheidet, wäre ja auch für Hirt der Stein des Anstoßes beseitigt, aber natürlich besteht dann andererseits überhaupt kein Anlaß mehr, für τιτρώσκω an eine *u*-diphthongische Basis zu denken. Ist hingegen *ō[u]* : *əu* als alt zu betrachten, so wäre ἔτορον entweder Neubildung zu τιτρώσκω nach θρώσκω : ἔθορον oder es hat sich als altüberkommene Form nach diesem Muster mit τιτρώσκω paradigmatisch zusammengeschlossen, vgl. den Zusammenschluß der Wurzelformen **ter-* und **trei-* in lat. *tero* : *trīvī*.

Zweifellos gleichartig ist wieder πέπρωται «es ist verliehen, bestimmt» neben ἔπορον, wozu aus anderen Sprachen lat. *pars* (mit Synkope eines zweiten Vokals wie in *palma* = *πάλαμα, παλάμη), ai. *pūrtá-m* «Lohn», air. *rann*, kymr. *rhan* «Teil» (**pᵣə-snā*), air. *er-* «gewähren (von Gott)». Hirt beruft sich auf die im Perfekt ganz gewöhnliche Vollstufe II und meint, lat. *pars* könne unmittelbar gar nicht verglichen werden; mit Unrecht, denn πέπρωται, πεπρωμένος sprechen als passive Perfektformen doch viel eher für Entstehung von πρω- aus einer schwachstufigen Wurzelform, und Hirts Basenansatz **p(e)rō-* mit *ō* der zweiten Silbe ist ebenso eine constructio ad hoc wie seine Ansätze **strō-*, **gᵘrō-*, **dhrō-*, **mlō-* in den oben behandelten Fällen. Trotz Hirt wird man lat. *pars* ruhig auch fürder mit gr. πρω- in der Vokalstufe vergleichen dürfen, wenn sich ρω als

eine ebenfalls anzuerkennende Entwicklung aus sog. «*ŕ*» herausstellt.

Außer diesen verbalen Gruppen, deren Gleichartigkeit hinsichtlich des Danebenstehens von Formen mit gr. o in der ersten Basissilbe man bisher zwar beobachtet, aber nicht richtig gewertet hat, ist noch als besonders schwerwiegendes Beispiel im Sinne Brugmanns τετρώκοντα : *quadrāgintā* festzuhalten; freilich nicht in der Fassung, daß ein nach **trī-komtə* sekundär gedehntes *q^{u}etu̯r̥-komtə* zugrunde liegt, wie sich aus dem folgenden ergeben wird. Jedenfalls ist für mich die Annahme von Analogiebildung nach einem einst vorhandenen *ὀκτώκοντα trotz Hirt kein glaubhaftes Auskunftsmittel; für weitere Erklärungsversuche genüge ein Hinweis auf Persson, Beitr. 633f.

Es spricht also doch eine Anzahl nicht zu unterschätzender Fälle dafür, daß auch ρω, λω als Entwicklung aus einer Reduktionsstufe anzuerkennen sei, und Hirt hat, wie ich meine, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, wenn er diese Vertretung neben der normalen durch ρᾱ, λᾱ, die erkannt zu haben sein Verdienst ist, nun gänzlich verbannen will. Auch J. Schmidt, KZ. 32, 389 hat eine Mehrheit der Vertretungen angenommen, aber leider keine Andeutung gegeben, wie er sich diese geregelt denkt. Denn natürlich muß nun nach dem Grunde der zwiespältigen Entwicklung gefragt werden; solange dieser nicht aufgedeckt ist, ist das Entweder — Oder, das die bisherigen Standpunkte kennzeichnet, nur zu verständlich.

Ich habe schon auf die neben ρω, λω stehenden ορ-, ολ-Formen wie βλώσκω : μολεῖν aufmerksam gemacht. Die Tatsache war selbstverständlich längst beobachtet; während de Saussure, Mém. 264f. in μολεῖν usw. die regelrechte Entwicklung seiner r̥̄, l̥̄ vor Vokal sah, erwägt Brugmann-Thumb, Gr. Gr.^{4} 103 wenigstens als andere Möglichkeit, daß ἔπορον, ἔθορον, ἔτορον, ἔμολον neben πέπρωται, θρώσκω, τιτρώσκω, βλώσκω für *ἔπαρον usw. stünden und nach dem ω der zugehörigen Formen ebenso umgefärbt seien, wie *δατός nach der Hochstufe δω- zu δοτός umgefärbt sei oder vielleicht wirklich ist. Wie sehr dieser Vergleich zwischen δω- : δο-τός für *δατός und πρω- : πορ- für *παρ- hinkt, liegt angesichts der verschiedenen Stellung des Vokals vor und nach dem ρ auf der Hand; in dieser Art kann man sich die Sache nicht überzeugend zurechtlegen. Ich glaube den Zusammenhang umgekehrt so fassen zu müssen, daß πρω- durch den Vokalismus von πορ- bedingt ist.

Da man bei Schwächung z. B. eines uridg. **terā^{x}-*, **k̂emā^{x}* im Vortone zunächst zu **t$_{e}$rə-*, **k̂$_{e}$mə-* gelangt, hat man sich dessen

Weiterentwicklung zu gr. ρᾱ, λᾱ und entsprechend ital. kelt. *rā*, *lā* in der Weise vorzustellen, daß entsprechend der sonstigen Entwicklung eines vorvokalischen $_e$*r*, $_e$*l*, $_e$*m*, $_e$*n* zu gr. ital. kelt. *ar*, *al*, *am*, *an* auch in jenen zweisilbigen Schwächungsgruppen das $_e$ *a*-farbig wurde: *t_a*ra*-, *k_a*ma*-. Deren $_a$ wurde bei sekundärer Betonung der ersten Silbe zu vollem *a*, Typus κάματος, *πάλαμᾱ (παλάμη), hingegen wurde bei fortbestehender Vortonigkeit der zweisilbigen Gruppe die Silbendauer des ersten schwachen $_a$ auf die zweite Silbe übertragen, wobei der Weg von *t_a*ra-tós*, *k_a*ma-tós* zu **trātós*, **kmātós* wohl über eine annähernde Zwischenstufe **tr̥atós*, **km̥atós* führte. Das bahnt auch das richtige Verständnis der griechischen ρω-, λω-Entwicklungen an. Es war eine offenbar unbegründete aprioristische Vorstellung, wenn man sich bisher nur Vollstufenformen mit *e*-Farbe von den Vokalschwächungen in unbetonter Silbe betroffen dachte, und es scheint mir heute nicht mehr zweifelhaft zu sein, daß im Uridg. auch *o*-farbige Abtönungsbildungen, Typus **tor*($\bar{a}^x$)-, **k̑om*($\bar{a}^x$)-, von diesen Schwächungsvorgängen ergriffen wurden, worauf im folgenden noch eingegangen werden soll. Solches -*orā*^{x}-, -*olā*^{x}-, -*onā*^{x}-, -*omā*^{x}- ergab im Vortone -$_o$*rə*-, -$_o$*lə*-, -$_o$*nə*-, -$_o$*mə*-, wobei mit $_o$ schematisch der aus *o* geschwächte und vom geschwächten $_e$ verschiedene dumpfe Reduktionsvokal bezeichnet sei. Die Vertretung dieses $_o$ war, wie im folgenden zu zeigen sein wird, balt.-slav. *u*, ital.-kelt. *a*, und im Griechischen erscheint ο vor Liquida, α vor Nasal. Im Griechischen war nun in den zweisilbigen Schwächungsgruppen $_o$*rə*, $_o$*lə* (und — was als theoretische Möglichkeit gleich mitberücksichtigt sei — bei altem $_e$*rə*, $_e$*lə*, das durch nebenstehende *or*-, *ol*-Formen der gleichen Wurzel zu $_o$*rə*, $_o$*lə* umgefärbt worden wäre) die Entwicklung die, daß zunächst assimilatorische Umfärbung von $_o$*rə*, $_o$*lə* zu $_o$*ro*, $_o$*lo* stattfand; und wie $_a$*ra* usw. etwa über *r̥a* zu ρᾱ führte, so unsere $_o$*ro*, $_o$*lo* etwa über *r̥o*, *l̥o* zu ρω, λω; als Parallele zu sekundär anfangsbetontem -άρα- usw. würde man -όρο-, -όλο- erwarten dürfen und es ist auch zu belegen, vgl. unten über μόροττον. Daß keine analoge Entwicklung von $_o$*nə*, $_o$*mə* zu νω, μω zu beobachten ist, beruht eben darauf, daß $_o$ vor Nasalen im Griechischen zu α wurde, also ein allenfalls ins Urgriechische hereingekommenes $_o$*nə*, $_o$*mə* wegen dessen Weiterentwicklung zu $_a$*na*, $_a$*ma* eben der *o*-Farbe verlustig ging und mit dem Nachkommen von $_e$*ne*, $_e$*me* zusammenfließen mußte. Wenn wir die oben gewürdigten Fälle von reduktionsstufigen ρω, λω unter diesem Gesichtspunkte nochmals überblicken, ergibt sich folgendes: στρωτός ist ein die *o*-Farbe von ἐστόρεσα, στορέσω, ἐστόρεσμαι (auch στόρνυμι,

s. u.) widerspiegelndes urgr. **st$_o$rətós* (allenfalls **st$_o$retós*); dies mag seinerseits nach den genannten Formen mit στορε- für ein idg. **st$_e$rətós* eingetreten sein, vgl. lat. *strātus*, an dessen ursprünglicher Einheit mit στρωτός nicht zu rütteln ist und das keine *o*-Formen neben sich hat (es heißt *sterno*!), die für *strātus* eine Grundform **st$_o$rətós* nahelegen würden. Dort, wo keine Formen mit *o*-Stufe der ersten Silbe vorliegen, hat daher auch keine ρω-Entwicklung eintreten können, daher der Gegensatz von ἐκέρασα : κρᾱτός zu ἐστόρεσα : στρωτός.

So stellen sich auch als regelrecht heraus τιτρώσκω (*-t$_o$rə-skó*) : ἔτορον, θρώσκω (**dh$_o$rəskó*) : ἔθορον, θοροῦμαι usw., βλώσκω (**m$_o$ləskó*) : ἔμολον, πέπρωται (**pe-p$_o$rə-tai*) : ἔπορον (lat. *pars* kann **p$_o$rətis* wie **p$_e$rətis* sein); auch neben βρωτός (**g^u$_o$rətós*), βιβρώσκω (**g^{u}i-g^u$_o$rəskó*) usw. hat einst gewiß **ἔβορον bestanden, das durch die Neubildung ἔβρων verdrängt wurde; ob in βορά́, βορός reduktions- oder hochstufiges *o* zugrunde liegt, läßt sich zwar aus dem Griechischen heraus lautlich nicht entscheiden, aber für hochstufiges *o* spricht entschieden der allgemeine Typus τομή, τομός, sowie das sicher vollstufige lat. *vorā-re*; trotzdem werden auch βορά́, βορός die *o*-farbige Reduktionsstufe **g^u$_o$rə-* gestützt, oder allenfalls im Griechischen mit hervorgerufen haben. Es gereicht endlich der vorgetragenen Auffassung, wie ich meine, zu nicht geringer Empfehlung, daß nun auch dor. delph. jon. τετρώκοντα zu seinem Rechte kommt. Gerade im Dor. und Westgriechischen ist ja τέτορες die Form der Vierzahl, für deren *o* es genüge, an das *ŏ* von osk. *petora*, gall. *petor-*, lat. *quattuor*, got. *fidwōr* zu erinnern. Als Neutralform bietet das Oskische eben *petora*, das Altind. *catvári*, für welche Form man die Möglichkeit offenlassen muß, daß Akzent und Dehnstufe aus dem Mask. *catváraḥ* übertragen sind. Jedenfalls ist dem osk. *petora* genügendes idg. **q^{u}etu̯orə* auch durch dor. τέτορα als alt und vor allem als eine Größe gesichert, mit der für die Erklärung von τετρώκοντα gerechnet werden darf. τέτορα kann auch **q^{u}étu̯$_o$rə* mit schwachem $_o$ sein, jedenfalls ist aber im langen Gebilde **q^{u}étu̯$_o$rə-ḱomtə* eine solche Reduktionsstufe durchaus am Platze; auch hier ergab $_o$rə gr. ρω. Der Fall ist um so wichtiger und eigenartiger, als der zweite Vokal der Gruppe -$_o$rə hier nicht Rest eines Wurzelvokals, sondern Kasusendung ist. Da auch im Latein, wo $_o$r und $_e$r gleicherweise durch *ar*, also $_o$rə und $_e$rə durch *rā* widergespiegelt sind, *quadrāgintā* sich als die zu erwartende Entwicklung jener Grundform **q^{u}etu̯$_o$rə-komtə* herausstellt — es hat nur in der ersten Silbe den Vokal von *quattuor* (**q^u$_e$tu̯óres*) übernommen und zeigt im Auslaut in bekannter Weise *ā* —, kann an der ur-

sprünglichen Gleichheit der gr. und lat. Form nicht mehr gezweifelt werden.

Die hier vorgetragene Erklärung der ρω-, λω-Entwicklungen setzte eine Assimilation progressiver Art von $_{o}rə$, $_{o}lə$ zu $_{o}ro$, $_{o}lo$ als nächster Stufe voraus. Die bekannte Abhandlung J. Schmidts, KZ. 32,321 ff. über Assimilationen benachbarter, einander nicht berührender Vokale im Griechischen, zu welcher Ehrlichs, Unt. 127 ff., Bemerkungen verglichen werden mögen, hat hauptsächlich Assimilationen regressiver Art behandelt, nämlich von ε an folgende o- und α-Laute, von α an folgendes ε und ο, von ε vor υ zu ο, von α vor υ und ϝο zu ο, von ο an folgendes α; durchaus Vorgänge, die sich erheblich später abgespielt haben als die in Rede stehende urgriechische Verwandlung von $_{o}rə$ zu $_{o}ro$. Erst in einem kurzen Schlußabschnitt nennt Schmidt einige Fälle progressiver Assimilation wie τέρεμνον aus und neben τέραμνον, und Hirt, Idg. Gramm. II, 120 zählt hierher auch ἐρέσσω, ἐρετμός : ai. *arítram*, ζέρεθρον, βέρεθρον (deren mittleres -ε- freilich kaum mit dem thematischen Vokal ε der äußerlich gleichartigen Bildungen πέλεθρον, ῥέϝεθρον gleichzusetzen ist), τέρετρον : lat. *terebra*, τελετή, τελέω : ai. *cáritum* «sich bewegen» (übrigens untaugliches Beispiel, da τελέω Denominativ von τέλος ist und τελετή davon beeinflußt sein kann), βέλεμνον, ἐλεφαίρομαι «betrüge, verletze» : lit. *vilbinti* «locken, äffen, zum besten haben» (auch ὀλοφώιος «trügerisch» aus *ϝολαφωιος), γένεσις, γενετή (aber wegen osk. *Genetaí* doch wohl γεν-ε- mit thematischem Vokal), χρεμετίζω : χρόμαδος, τέμενος : τέμαχος, ἔμετος : ai. *vámiti*. Die ansprechenderen unter diesen Fällen stimmen — abgesehen von ἐλεφαίρομαι[1] und den beiden -μνο-Bildungen βέλεμνον, τέρεμνον — im folgenden Dental τ, θ, ν überein (in χρόμαδος ist α vor δ gewahrt, fehlt aber eben ein assimilationswirkendes έ der ersten Silbe). Es scheinen also folgende Dentale als Zungenspitzenlaute die Assimilation eines aus ə entstandenen α an vorhergehendes ε begünstigt zu haben; ist wegen ἐλάτη, dessen α aus ŋ entstanden sein dürfte, die Assimilation in eine so frühe Zeit zu verlegen, in welcher ə und ŋ noch nicht in gr. α zusammengefallen waren? Oder fand die Assimilation erst nach dem Eintritt des Dreisilbenakzentes statt, so daß das nun betonte α von ἐλάτη davon nicht mehr betroffen werden konnte? (s. u.) In ἐνατέρες kann θυγατέρες die Assimilationstendenz unwirksam gemacht haben. Wenn es τέμενος, -εος gegenüber πέλανος m., ἐλάνη heißt, so scheint die Assimilation vor ν noch der

[1] Kann zweisilbige leichte Basis *$\underline{u}elebh$- sein.

unterstützenden Kraft eines dem ν folgenden ε (τεμέν-εος, -εϊ) bedurft zu haben. In κερανίξαι · κολυμβῆσαι, κυβιστῆσαι Hes. kann eben dieser Mangel eines folgenden ε, aber auch der Einfluß von κέρας das Unterbleiben der Assimilation bedingt haben. Der Hirtschen Beispielsreihe kann μέγεθος aus *μέγαθος (Prellwitz) hinzugefügt werden. Dagegen hat κμέλεθρον (über μέλαθρον s. o.) wohl Formans -ε-θρον wie πέλεθρον, und weist δέλετρον offenbar dasselbe ε auf wie δέλε(ϝ)αρ, κα-βλέει, κατα-βλέθει· καταπίνει und βλέτυες· αἱ βδέλλαι Hes. Ein sicherer Assimilationsfall ist auch ἐνδελεχής, wo aber auch das (sogar stets betonte) η, ε der Endung mitspielt; daß jon. τέσσερες durch eben solche Assimilation für τέσσαρες steht, vermutet auch mit Recht Brugmann, Grdr. II², 2, 13. Im allgemeinen scheint aber τ, θ die Assimilation von ε — ə zu ε — ε am entschiedensten und selbsttätigsten gefördert zu haben.

Hinsichtlich des Alters der hier berührten progressiven Assimilation von ε — ə zu ε — ε wurde schon oben (vgl. zu ἐλάτη) eine sehr alte Zeit in Erwägung gezogen; wenigstens in die Zeit vor Eintritt der Tonbeschränkung nach dem Dreisilbengesetz weist auch der Fall τέμενος aus *τέμανος; denn bei einer Betonung *τέμανος, *τεμάνεος, -ει nach dem Dreisilbengesetze wäre das α gerade in jenen Kasus, wo in der dritten Silbe das die Assimilation mitbedingende ε gegeben war, betont und daher gegen die Assimilation geschützt gewesen, und darum muß die Assimilation schon in der Zeit der älteren Betonung *τέμανεος, -ει erfolgt sein. Dann werden wir aber, um zum Falle ἐλάτη zurückzukehren, auch hier nicht den jüngeren Akzent ἐλάτη für das Unterbleiben der Assimilation zu *ἔλετᾱ verantwortlich machen, sondern einstiges *ἔλατᾱ — so war ja vor der Akzentknebelung betont — blieb unassimiliert, weil es in der Assimilationsperiode noch *ἔlητᾱ gesprochen wurde.

Daß bereits in ältester griechischer Zeit auch regressive Assimilation vorkam, zeigt folgender, in seiner Tragweite bisher nicht gewürdigter Fall.

Hom. πύρνος, Pl. πύρνα «Bissen» gehört nach Fick, BB. 16, 284, Wb. I⁴, 25, 385, Bechtel, Lexil. 290 zu ai. *cárvati* «zerkaut, zermalmt», Ptz. *cūrṇa-ḥ, -m* «feines Mehl, Staub»; das *u* der zweiten Silbe liegt im Griechischen selber noch klar zutage in τορύνη · σιτῶδές τι Hes. (assimiliert aus *τερύνᾱ) und in πορύναν · μαγίδα Hes. entweder aus ablautendem *q^uorunā, oder eher äol. Form von τορύνη. Wie nun ai. *cūrṇa-* in seinem *ū* deutlich Umfärbung durch das *u* der einstigen zweiten Silbe zeigt (man erwartete ja sonst **cīrṇa-*!),

also *$q^{u}_{e}runó$- über *$c_{u}runá$- (*c* analogisch nach *carvati*) zu *cūrṇá*- führte, so muß auch im Griechischen der Weg derselbe gewesen sein. Daß der Reduktionsvokal der ersten Silbe nicht bereits ursprachlich nach dem *u* der zweiten Silbe zu $_{u}$ umgefärbt war, lehrt das gr. π-, da sonst κ- mit Entlabialisierung vor solchem idg. $_{u}$ eingetreten wäre. Es muß also $q^{u}_{e}ru$-*nó*- zunächst *$p_{a}runó$- und erst dann durch regressive Assimilation zu *$p_{u}runó$- geworden sein; substantiviert daraus mit Anfangsbetonung *πύρυνος und mit Absorption des zweiten *u* πύρνος. Das steht zwar im Gegensatz zur Erhaltung des zweiten Vokals im Typus *πάλαμᾱ, κάματος, aber bei der Abneigung gegen die Folge zweier *u*, die das ganze griechische Sprachleben durchzieht (s. zuletzt darüber Güntert, Ablautprobl. 38f.), kann diese Sonderstellung der Gruppe -*uru*- nicht befremden. Zudem ist die Schalldauer der engsten Vokale *u* und *i* geringer als die der offeneren, so daß die Absorption des zweiten *u* vor -*uru*- durchaus nichts Auffälliges hat. Nebenbei sei darauf hingewiesen, daß πύρνος außerordentlich hohes Alter der griechischen Labialentwicklung aus Labiovelaren erweist; sie muß schon vor der Zeit, in welcher die indogermanischen Reduktionsvokale ihre spezifisch griechischen Werte erlangten, abgeschlossen gewesen sein und hat sich daher — entsprechend dem hohen Alter der oskisch-umbrischen und britannischen Labialentwicklung, von der sie sich aber schon durch ihre verschiedene Begrenzung und Bedingtheit unterscheidet und gänzlich unabhängig zeigt — bereits auf jenem indogermanischen Dialektgebiete abgespielt, aus dessen Angehörigen sich das nachmalige Griechentum wesentlich entwickelt hat; wobei Äoler einerseits, die übrigen Griechen andererseits nach Ausweis ihrer zum Teil abweichenden Stellung hinsichtlich dieser Lautentwicklungen sich als Ableger von mundartlich bereits stärker differenziert gewesenen Indogermanenstämmen herausstellen. Wie wir denn überhaupt die nachmaligen Indogermanenvölker aus Verwerfung und Zusammenschweißung von Angehörigen z. T. schon recht stark differenzierter indogermanischer Dialektgebiete zu verstehen werden lernen müssen.

Steht so für das Griechische fest, daß es zu den verschiedensten Zeiten, auch den ältesten, Vokalassimilationen sowohl rück- als vorwirkender Art erfahren hat, so darf man auch der Annahme alter Assimilation von $_{o}rə$, $_{o}lə$ zu $_{o}ro$, $_{o}lo$ kein grundsätzliches Mißtrauen mehr entgegenbringen. Welchen indogermanischen Hintergrund jener Reduktionsvokal $_{o}$ hat, ist dabei an sich eine Frage zweiter Ordnung, da in den oben als stichhaltig anerkannten Belegen reduktions-

stufiger ρω, λω die danebenstehenden Formen mit *o* vor der Liquida das Vorhandensein solcher *o*-Färbung in der ersten Silbe auch der Reduktionsgruppe ohne weiteres zu erschließen gestatten; wenn wir auch z. B. die Frage nach Alter und ursprünglicher Verteilung des *o* in der griechischen Sippe von ἐστόρεσα heute noch nicht zu beantworten vermögen, so wird doch dadurch nicht sein Einfluß auf die Lautentwicklung von στρωτός in Frage gestellt. Dennoch sei im folgenden auch auf die Annahme *o*-farbiger oder, wie man vielleicht vorsichtiger sagen mag, dumpfer Reduktionsvokale vom allgemein indogermanischen Standpunkte aus eingegangen.

II.

Mit geschwächtem $_o$ hat man gelegentlich schon bisher gerechnet; so vereinigt z. B. Meillet, Ét. 153 lat. *sine* und air. *sain* unter einem *$s^o ni$, was gewiß nicht in der Linie unserer Ausführungen gedacht ist; Boisacq und Hirt (Idg. Gramm. II, 98) erwägen alten dumpfen Reduktionsvokal für Worte wie μύρμηξ gegenüber βόρμᾱξ, ὅρμικας, wobei man aber öfters vor der Frage steht, ob solche Fälle wirklich eine bereits ursprachliche Schwächungsform voraussetzen. Schärfer angefaßt und klar formuliert haben das Problem neuestens Mikkola, Būga und besonders Trautmann in seinem Baltisch-slavischen Wörterbuch, indem hier balt. *u*, slav. *ъ* als Nachkomme solcher reduzierter $_o$ aufgefaßt wird, vgl. auch zuletzt Trautmanns kurze Darstellung in Slavia II, S. 1—4. Anläufe zu dieser Erkenntnis finden sich schon früher; ich darf für den Vergleich eines solchen balt.-slav. *ŭ* mit lat. *ă* z. B. auf bulg. *kъ́lka* «Hüfte, Oberschenkel», lit. *kulksznìs* «Knöchel am menschlichen Fuß, Sprunggelenk beim Pferde» usw. neben lat. *calx* «Ferse» erinnern (Vf., LEWb.[2] s. v.). Weiters hatte Bezzenberger, BB. 17, 213ff. balt. *ùr, ùl, ùm, ùn* als Tiefstufe zweisilbiger Wurzeln erklärt, wußte aber nicht ganz überzeugend deren Verhältnis zu *ìr, ìl, ìm, ìn* z. B. in lit. *pìlnas* = ai. *pūrṇáh* aufzuhellen; denn daß in letzteren z. T. Vermischung mit der Schwundstufe einsilbiger Basen, also *r̥* usw., vorliege, ist sicher unbefriedigend, und daß in anderen Fällen Einfluß eines folgenden hellen Vokales im Spiele sei, also z. B. das *ì* von lit. *ìlgas* «lang», *ìrtojis* «Ruderer» dem hellen zweiten Basenvokal von gr. δολιχός, ἐνδελεχής und ἐρέτης seine Färbung verdanke, wird man zwar in Zukunft noch ernstlich zu erwägen haben, doch scheint auch dieser Gesichtspunkt kaum die Gesamtheit der *i*-Entwicklungen aufzuhellen. Immerhin wird man, wenn man die Frage nun von Trautmanns Standpunkt aus neuerlich vornimmt,

damit zu rechnen haben, daß das häufige balt.-slav. *ŭ* in Seṭ-Basen vielleicht nur zum Teile so zu erklären sein könnte, daß die erste Silbe die Reduktion einer Hochstufe mit idg. *o* oder *a* ist, daß hingegen in einem anderen Teile der Fälle der erste Reduktionsvokal idg. *r̥* gewesen wäre und erst im Balt.-Slav. assimilatorische Umfärbung nach einem aus *ā* oder *o* geschwächten dumpfern *ə* erfahren hätte, als es z. B. in *pìlnas* aus **pl̥nos*, einstigem ***pelē-nó-s* gegeben war; was freilich, wie Bezzenberger sofort sah, die Annahme zweier verschieden gefärbter *ə* zur Folge hätte. Diese Frage soll hier, da zu weit von unserem Thema abführend, nicht verfolgt werden; an der Meinung, daß jene *u*-farbigen balt. Formen ausschließlich nur zweisilbigen Wurzeln angehören, hielt Bezzenberger noch wenige Monate vor seinem Heimgang in einem Gespräch mit dem Verfasser fest. Er hatte darin freilich schon von J. Schmidt, KZ. 32, 384 Anm. 1 Widerspruch erfahren.

Trautmanns Standpunkt hingegen ist, daß balt.-slav. *ŭ* als Reduktionsform (etwa idg. *r̥* oder *l̥*) neben vollstufigem idg. *o* oder *a* steht, auch dort, wo keine Liquida oder Nasalis sich im Gefolge des Vokals befindet, und auch unabhängig von Ein- oder Zweisilbigkeit, Leichte oder Schwere der Ablautbasis. Es seien aus Trautmanns Material einige Belege für balt.-slav. *ŭ* in leichten Basen herausgehoben:

Slav. **gŏrbŏ*, čech. *hrb* «Höcker», slov. *gȓb* «Höcker, Buckel», ablautend mit pr. *garbis* «Buckel, Berg» und mit ir. *gerbach* «runzelig», isl. *korpa* «Runzel, Falte» = slov. *gŕba* «Höcker, Bodenerhebung» (S. 78); pr. *guntwei* «treiben» neben lit. *giñti* «jagen, treiben» (daneben freilich *gìnti* «wehren» mit Intonation einer Seṭ-Basis; S. 85); lit. *gùmulas, gumulỹs* «Klumpen (Schnee)» neben *gāmalas* «Schneeball» usw. (S. 88); slav. **gŏrnŏ*, russ. *gorn. v gornú* «Esse, Herd», ablautend mit lat. *fornus*, ai. *ghr̥ṇá-h* «Hitze, Glut; Sonnenschein» (S. 102); lett. *gùrste* «Flachsknocke», slav. **gŏrstъ*, aksl. *grъstъ* «Handvoll», skr. *grst* «hohle Hand (zum Fassen hingehalten)», *gr̥ćem*, *gr̥tati* (allerdings *ŕ*) «zusammenscharren», ablautend zu gr. ἀγείρω, ἀγο[*ρ]στός (S. 102f.); lett. *jumis* «Doppelfrucht, Doppelähre», zu ai. *yamá-ḥ* «gepaart; m. Zwilling» (S. 110); slav. **kъmy*, čech. *kmen* «Stamm», ablautend zu russ. *kom* «Klumpen», *kómelь* «dickes Ende eines Balkens» (S. 115); lit. *kuñpas* «krumm», ablautend zu *kañpas* «Ecke, Winkel, Gegend», lat. *campus*, gr. καμπή usw. (S. 116); pr. *lunkis* «Winkel», lett. *lùnkans* «biegsam», lit. *lunkausis* «nulenktomis ausimis», ablautend zu lit. *lañkas* «etwas Gebogenes, Bügel», skr. *lūk* «Bogen» usw. und zu lit. *leñkti* «biegen» usw. (S. 159); aksl. *mъnogŏ* «viel», ablautend zu

got. *manags* usw. (S. 189); žemait. *numaĩ* : *nãmas* «Haus» (S. 193); lit. *rum̃bas* «Schmarre als Narbe u. dgl.», ablautend zu **ram̃bas* in lett. *rùobs* «Kerbe», skr. *rūb* «Saum, Naht» (S. 236); pr. *scurdis* «Bicke», slov. *oskȓd* «Spitzhammer zur Schärfung der Mühlsteine» usw., ablautend zu lit. *skeřsti* «Schweine schlachten», *skardùs* «steil» (eig. «abgehackt»), russ. *skorodá* «Egge» usw. (S. 265f.); lit. *sluñkius* «Schleicher», ablautend zu *sliñkti* «schleichen», *slankà* «Schleicher», ahd. *slingan* «schlingen», mhd. auch «schleichen», ahd. *slango* «Schlange» (S. 269); lit. *siunczìu*, *siųsti* «senden», ablautend zu got. *sandjan* (S. 292); lit. *į-tumpas* «Ansatz zum Sprunge», ablautend zu *į-tampas* «Anspannung, Anstrengung», *teñpti* «dehnen», aisl. *pambr* «angeschwollen, dick», *þǫmb* «Bogensehne» usw. (S. 317f.). Es ist also die balt.-slav. *u*-Färbung nicht auf zweisilbige schwere Basis beschränkt.

Ohne den Vokal begleitende Liquida oder Nasalis lit. *ùpė* «Fluß, Strom», lett. *upe* «Fluß, Bach» gegenüber pr. *ape* «Fließ», *apus* «Quelle», ai. *áp-*, meist Pl. *ápaḥ*, *apám* «Wasser, Gewässer»; wie in balt. **upē* ist auch in ai. *pratīpám* Adv. «gegen den Strom» diese Reduktionsstufe verbaut. **proti-ₒpóm* (S. 11); lit. *ugnìs*, lett. *uguns* «Feuer» (auch čech. *výheň* «Feueresse; Glühofen, Schmiede», skr. *vȉganj* «Schmiede» aus **vygnь* setzen solches **ŭgnis* voraus) neben hochstufigem aksl. *ognь*. Daß auch neben balt. *ai* ein *ui* steht, hat bereits Bezzenberger, BB. 17, 218 mit lit. *guinióti* «fortgesetzt hin- und herjagen» neben *gáinioti* ds., *ruiszas* «lahm» neben *ráiszas* ds. (= gr. ῥοικός «krumm, gebogen, besonders mit einwärts gekrümmten Füßen», mengl. *wrāh* «verkehrt» usw., s. Trautmann, S. 236 m. Lit.), und *ruinas* «graustreifig» neben *ráinas* ds. (s. auch Trautmann, S. 235f.) belegt. Man mag hier freilich zweifeln, ob balt. *ui* als *ₒi* in die indogermanische Grundsprache zurückzuverfolgen sei und ob nicht etwa eine erst baltische Schwächung von *ai* (*ăi*) zu *ui* vorliegt, die eine Nachzüglergruppe jener älteren Schwächung von *o*, *a* zu balt. *u* darstellen würde. Auch bei manchen der früher genannten Fälle wie *gumulỹs* : *gãmalas* mag man fragen, ob die Schwächungsform bereits indogermanischen Alters ist; da die Neigung, unbetonte *a*-Vokale zu *u* zu färben, im Baltischen und Slavischen als altes Erbe einmal gegeben war, konnte sie fortwirkend auch in jüngeren Zeitläuften der Sprache *u*-Formen neben *a*-Formen treten lassen.[1]

[1] Von diesen speziell balt.-slav. *u* in der Beurteilung zu scheiden sind die auch in anderen Sprachen wiederkehrenden *u* in der Stellung hinter Labialen und Labiovelaren; und auch für die balt.-slav. *u* in solcher Stellung, z. B. lit. *burnà* «Mund», bulg. *b'ъrna* «Lippe» neben arm. *beran* «Mund» und anderes bei Güntert.

Die wichtigste und weitaus umfangreichste Gruppe baltisch-slavischer *ŭ* als Schwächungen von idg. *o* oder *a* bleiben aber die Fälle, wo Liquida oder Nasal den Vokal begleitet; hier ist, wie bereits früher angedeutet, die griechische Entsprechung wesentlich ορ, ολ, aber αν, αμ (in den Nasalgruppen stecken auch Fälle von Günterts $_{o}n$, $_{o}m$; s. darüber, sowie über υρ usw. unten), die ital.-kelt. Entsprechung *ar*, *al*, *an*, *am* (ebenfalls z. T. Günterts $_{o}r$ usw.), im Germ. sind die gleichen Entwicklungen zu *ur* usw. eingetreten wie bei idg. *r̥* usw. und bei Günterts $_{o}r$ usw.; im Aind. endlich wesentlich *r̥* (aber z. T. mit noch nachwirkender dunkler Färbung), *a* (= $_{o}n$, $_{o}m$).[1] Ich will im folgenden wesentlich nur die hier angegebenen griech.-lat. und aind. Entsprechungen zu sichern suchen, da mir die Feststellung der Entsprechungen zwischen den Einzelsprachen vorerst am

Abl. 105 Zusammengestellte wird man nicht etwa nun unbesehen gleich Schwächung aus hochstufigem idg. *o* oder *a* als Grund anrufen. Daß die Vorstufe der zum großen Teile über mehrere Sprachen verbreiteten Reduktions-*u* ein reduziertes $_{u}$ hinter Labial oder Labiovelar gewesen sei, müßte erst erwiesen werden, und ich zweifle sehr, ob ein solcher Beweis zu führen sein wird. Auch in manchen Einzelfällen ist die Bewertung solcher *u* nicht ganz leicht. Lit. *mulvė* «Schlamm», *mulvinti*, *-yti* «mit Schlamm beschmieren» kann mit gr. μολύνω «besudle» (wofür J. Schmidt, KZ. 32, 384 Assimilation aus *μαλύνω oder *μελύνω erwägt) unter *$m_{o}lu$- vereinigt werden (s. u.); da aber dem verwandten lit. *mulvas* «rötlich, gelblich» das gr. μύλλος «Rotbarbe» (das freilich auch *$m_{o}l\underline{u}_{i}os$ sein könnte) und lat. *mulleus* «rötlich, purpurfarben» zur Seite steht (*-l̥u̯-* ergab im Lat. *-ll-* nur durch Dissimilation gegen anlautenden Labial, daher auch *pallidus* : dt. *falb*, blieb sonst *-l̥u̯-*), hängt die Beurteilung des Alters der vollen *u*-Färbung hier wesentlich vom Latein ab (denn μολύνω könnte auch *μυλύνω fortsetzen). Und wer hier schon voreinzelsprachlich entstandenes volles *u* annehmen will, ist nicht zu widerlegen. Aber da auch neben *pallidus*, *palleo* = lit. *palvas*, ahd. *falo* (lat. **pallo-* aus **polu̯o-*, wie *salvus* aus **solu̯os*) *u*-farbiges *pullus* «schmutzfarben, schwärzlich» liegt, ohne daß die anderen Sprachen gleiche *u*-Entsprechungen böten, kann für *mulleus* und *pullus* auch angenommen werden, daß $_{o}l\underline{u}$ in der Vorstufe des Lateins zu *-ul̥u̯-* (assimiliert dann *-ull-*) geführt habe, und mich will diese Auffassung die wahrscheinlichere dünken.

[1] Jokl, SBAKWien 168. I, 25, 58, 89, 91 hat einige Fälle von alb. *un* aus *n̥* gedeutet, was Thumb, GGA. 1915, 25 bestreitet. Bei meiner unzureichenden Kenntnis dieser Sprache muß ich mich auf die Frage beschränken, ob hier nicht in Übereinstimmung mit dem Balt.-Slav. *un* aus $_{o}n$ zu deuten sei. Es wäre dann *grundɛ* «Kleie» die Reduktionsstufe neben nd. *grand* «Weizenkleie, grober Kiessand», *mund* «kann, siege» die neben aksl. *mǫdrъ* «weise», lit. *mandrùs* «übermütig» und stufengleich mit got. *mundrei* «Ziel», ahd. *muntar*, nhd. *munter*, alb. *štrungɛ* «Abteilung des Pferches, in dem Ziegen gemolken werden» mit gr. στραγγός «gedreht» unter **str$_{o}$ng-* zu vergleichen; ob *tund* «schüttle, bewege» mit lat. *tendo* zusammenhänge, ist der Bedeutung halber höchst fraglich, auch wüßte ich keine zum Vergleich einladenden $_{o}n$-Formen beizubringen.

nötigsten erscheint, und schiebe die Frage, wie diese Art der Vokalreduktion sich zeitlich in das Gesamtgefüge der uridg. Schwächungsvorgänge einreihe, zunächst beiseite; nur zur Kennzeichnung der hierbei grundsätzlich zur Erwägung stehenden Standpunkte sei folgendes in Kürze bemerkt.

Nach Trautmann wäre idg. *er* und *or*, *el* und *ol*, *en* und *on*, *em* und *om* (gleichzeitig) zu $_{e}r$ und $_{o}r$, $_{e}l$ und $_{o}l$ usw. geschwächt; $_{e}r$, $_{e}l$, $_{e}n$, $_{e}m$ sind nach ihm das, was man bisher als $\underset{\circ}{r}$, $\underset{\circ}{l}$, $\underset{\circ}{n}$, $\underset{\circ}{m}$ bezeichnet hat, es gibt kein von $_{e}r$ usw. verschiedenes $\underset{\circ}{r}$, sondern unser bisheriges $\underset{\circ}{r}$ usw. ist ein noch mit einem hellen Vokalrest gesprochenes $_{e}r$ (oder wenigstens ursprünglich so gesprochenes, denn daß gr. ρα, kelt. *ri* eine nächste Vorstufe mit wenigstens nicht mehr vorhandenem Vokalrest vor der Liquida durchlaufen haben müssen, bleibt unzweifelhaft). Gegenüber dieser Anschauung Trautmanns, wie man sie aus seiner Bezeichnungsweise $_{e}r$ und $_{o}r$ usw. herauslesen darf, bleibt aber folgende grundsätzlich verschiedene Möglichkeit offen: Beim Einsetzen der Vokalschwächungen wurden *er*, *el*, *en*, *em* und wohl auch damals schon bestehende *ar*, *or* usw. zu wirklichen $\underset{\circ}{r}$, $\underset{\circ}{l}$, $\underset{\circ}{n}$, $\underset{\circ}{m}$ ohne einen im Sprachgefühl noch eine Rolle spielenden Vokalrest von perzipierbarer Klangfarbe; aber die Schwächungstendenz erlosch nicht mit und nach der Durchführung dieser im ersten radikalen Anhieb vollzogenen gänzlichen Vokalausstoßung, sondern sie dauerte ebenso weiter wie ihre Ursache, die exspiratorische Betonung. Kamen durch Neubildung, Akzentverschiebungen oder andere Vorgänge von neuem *er*, *el*, *em*, *en* und *or*, *ar* usw. in unbetonte Stellung, so brauchte nun die Schwächung — vielleicht infolge eines gegen früher etwas gemäßigten Ausatmungsdruckes — sich nicht mehr in jenen extremen Bahnen vollständiger Vokalvernichtung zu bewegen und konnten Reduktionsgruppen mit noch auffaßbarem Vokalrest, einerseits $_{e}r$, $_{e}l$, $_{e}m$, $_{e}n$, andererseits $_{o}r$, $_{o}l$, $_{o}m$, $_{o}n$, das Ergebnis sein (daß $_{e}r$ usw. nach Hirt, Idg. Gramm. II, 91f. die in gewissen Fällen erhaltene Mittelstufe zwischen *er* und dann gänzlich vokallosem $\underset{\circ}{r}$ sei, hat wohl am wenigsten für sich). Diese $_{e}r$ und $_{o}r$ würden wesentlich Günterts *ər* in der Stellung vor Konsonant umfassen, während der antevokalische Typus z. B. von gr. φαρέτρα (nach Güntert ebenfalls *ər*) der älteren Schwächungsperiode zuzuweisen wäre. Einer jüngeren Periode wären hingegen wieder die *i* von gr. πίλναμαι, πίτνημι, σκίδναμαι, in deren Beurteilung Hirt, Idg. Gramm. 78 wesentlich das Richtige treffen dürfte, die *a* von lat. *patēre, quattuor* u. dgl. zuzuweisen. Dieser Versuch einer neuen Fragestellung, deren Bestätigung freilich erst in

einer umfassenden Untersuchung zu gewinnen wäre, würde also wesentlich auf eine Scheidung zeitlicher Schichten innerhalb der quantitativen Ablautsvorgänge abzielen.

Da die starke urindogermanische Druckbetonung am Ausgange der indogermanischen Urzeit einem musikalischen Akzent Platz gemacht hatte, wäre eine Übergangsperiode mit abflauender Exspirationsstärke, in welcher jene $_{e}r$- und $_{o}r$-Typen entstanden wären, innerlich nicht ohne Wahrscheinlichkeit; die Geschichte des Lateins gäbe eine ganz gute Parallele hierfür ab. Trotzdem bin ich mir voll bewußt, mit diesen paar Bemerkungen eben nur den Versuch einer neuen Fragestellung gegeben zu haben; was mich in concreto gegen Trautmanns Annahme bloß von idg. $_{e}r$, $_{e}l$, $_{e}n$, $_{e}m$ und $_{o}r$, $_{o}l$, $_{o}n$, $_{o}m$ und insbesondere gegen ihre völlige lautliche und zeitliche Parallelisierung bedenklich macht, ist der Umstand, daß Trautmanns $_{e}n$, $_{e}m$ (bisheriges $\underset{\circ}{n}$, $\underset{\circ}{m}$) im Griechischen α mit völligem Nasalverlust ergab, dagegen $_{o}n$, $_{o}m$ vielmehr αν, αμ mit bewahrtem Nasal, desgleichen daß aus seinem $_{e}r$ (bisherigem $\underset{\circ}{r}$) gr. ρα, aber aus $_{o}r$ gr. ορ entstand; es scheint also in den *o*-farbigen Schwächungen (übrigens auch allgemeiner in den von Güntert mit ∂r, ∂l, ∂m, ∂n bezeichneten Gruppen vor Konsonant) der vor der Liquida und Nasalis stehende Vokalrest[1] einem Vollvokal viel näher gestanden zu haben als der, den wir für die mit der Formel $\underset{\circ}{r}$, $\underset{\circ}{l}$, $\underset{\circ}{m}$, $\underset{\circ}{n}$ bezeichneten Laute nach J. Schmidt und neuerdings eben Trautmann anzunehmen hätten. Da ist es von vornherein doch glaublicher, daß die neu in die indogermanische Ablautforschung eintretenden Reduktionsgruppen $_{o}r$, $_{o}l$, $_{o}n$, $_{o}m$, die im Griechischen zu ορ, ολ, αν, αμ führten, kausal anders bedingt sind und eben einer jüngeren Schwächungsperiode entstammen, die nicht mehr so gründlich mit der Farbe und Klangdauer der zugrunde liegenden Vollvokale aufräumte.

III.

Der Nachweis, daß $_{o}r$, $_{o}l$ im Griechischen normal durch ορ, ολ vertreten ist, hat damit zu kämpfen, daß man den in diesem Sinne anzuführenden Formen schließlich auch indogermanisches hoch-

[1] Daß der Vokalrest ursprünglich ein Schwachvokal war, schließt natürlich nicht aus, daß er recht bald einen — nach den Gegenden vielleicht wechselnden — bestimmten Wert als voller Vokal erlangte. Unser $_{e}$ vielleicht *ö*, $_{o}$ vielleicht *å*? Wenn wir auch mit einiger Berechtigung hoffen dürfen, daß das idg. Vokalsystem nicht die Vielgestaltigkeit etwa des angelsächsischen hatte, mit einem etwas größeren Reichtum als den reinen Vokalen *a, e, i, o, u* werden wir doch schon rechnen müssen.

stufiges *or*, *ol* zugrunde legen könnte. Wer also ein einem balt.-slav. *ur*, *ul* oder einem ital.-kelt. *ar*, *al* zur Seite stehendes gr. ορ, ολ nicht als gleicherweise reduktionsstufig, sondern nur als hochstufige Nebenform gelten lassen will, ist nicht streng zu widerlegen. Doch wird man in einer Anzahl von Fällen, darunter einigen absoluten Wortgleichungen, sich nicht mit solcher Ausrede der Anerkennung von gr. ορ, ολ als Nachkommen reduktionsstufiger $_{o}r$, $_{o}l$ entziehen können. Bestätigt wird dies auch dadurch, daß in einer Reihe von Formen diese Reduktionsstufe unter kombinatorischen Bedingungen weiter zu υρ, υλ verdumpft erscheint.

Für zwei Fälle, die αρ in der Stellung zwischen φ und folgendem μ oder *F* zeigen, habe ich erwogen, ob hier nicht durch eine Art Dissimilation gegen die beiderseitige labiale Umgebung αρ statt ορ als Nachkomme unserer Reduktionsgruppen vorliege. Es ist verlockend, att. φάρος, hom. φᾶρος (*φάρϝος) n. «Tuch, Leinwand, Hülle, Decke» wie im *u*-Formans, so auch hinsichtlich seiner Vokalstufe mit lit. *burva* «eine Art Kleidungsstück», lett. *burwes* Pl. «kleine Segel» (auch *buras* ds., lit. *bùrė* «Segel») zu vergleichen (s. Lidén, Stud. 24 m. Lit.); ebensogut aber bleibt es denkbar, daß *φάρϝος seinen Vokal von dem Verbum bezogen habe, das uns des Hesychius φάραι(?)· ὑφαίνειν, πλέκειν bietet; andere Ablautstufe in φορμός «geflochtener Korb, geflochtene Decke, Matte». Noch unsicherer ist es, φάρμακον «Zaubermittel, Heilmittel», wenn es nach Osthoff, BB. 24, 144ff. zur baltischen Sippe von lit. *burìu*, *bùrti* «allerhand Wahrsagerei oder Zeichendeuterei treiben» gehört (anders Kretschmer, Gl. 6, 96), diesem auch in der Vokalstufe völlig gleichzusetzen. Trautmann, Bsl. Wb. 40 macht den Vorbehalt, daß, wenn die Gleichung richtig ist, das baltische Verbum auf zweisilbiger schwerer Basis beruhen würde neben der leichten in φάρμακον; vielleicht aber wäre auch φάρμακον als Seṭ-Form verständlich: das Grundwort könnte *φάραμα gewesen und der Verlust des mittleren α erst infolge der Verlängerung des Wortkörpers durch die κο-Ableitung eingetreten sein, *φάραμακον mit Beseitigung der Folge dreier α zu φάρμακον. Viel zweifelhafter macht mich die Beobachtung, daß im Baltischen die *u*-Stufe gerade bei *io*-Verben nicht ganz selten ist, vgl. noch *durìu* (Trautmann, S. 51f.), *dumìu* (63), *kuliù* (: *kalù*, 114), *kuriù* (127), *sunkiù* (256), *siunsziù* (292), *surbiù* (294), und es ist darum doch ganz fraglich, ob *buriù* als ein Verbum dieser Kategorie über den Vokalismus des Nomens φάρμα-κον etwas auszusagen vermag.

Und nun zu den Belegen für ορ, ολ. κόρδαξ «ausgelassener

Tanz» stimmt mit ai. *kúrdati* «tanzt, springt» so genau in der Bedeutung überein, daß man es ihm wohl auch in der Vokalstufe gleichzusetzen hat, zumal keine andere griechische Form daneben liegt, von der das ορ bezogen sein könnte. Fürs Altindische ergibt sich dann hinter (nicht labiovelarem) Guttural noch eine Scheidungsmöglichkeit zwischen *ir* aus *ₒrə* (z. B. *kīrṇá-ḥ*, *kīrtí-ḥ*) und *ur* aus *ₒrə*: der wie Labiovelar wirkende Guttural mit folgendem *ₒ* hat die *ūr*-Entwicklung veranlaßt. Wie Hirt, Idg. Gramm. II, 230 dem ai. *kúrdati* trotz κόρδαξ, κραδαίνω (und lat. *cardo* usw.) *kʷ* (Labiovelar) zuschreiben kann, verstehe ich nicht; nach wie vor muß man daher das *ūr* von *kúrdati*, da *ū* hier nicht Kontraktion von *ŭə* sein kann, und ebenso das *ìr* von lit. *pakìrsti* «aus dem Schlafe auffahren» aus einer zweisilbigen (schweren?, s. die Anm.)[1] Basis rechtfertigen; Hirt widerspricht sich übrigens selbst, wenn er aaO. 141 aisl. *hrata* «schwanken» als SS. einer zweisilbigen schweren Basis gleich κραδαίνω «schüttle, schwinge» setzt, 230 diese aber als leichte Basis bezeichnet. Ist die Wurzel tatsächlich als schwer anzusetzen (**qerāˣd-*), so wäre κόρδαξ aus *κόροδαξ (assimiliert aus **qₒrəd-*) zu erklären, mit Vokalabsorption zwischen den nahverwandten Zungenspitzenlauten *r* und *d* (-ρδ- war zudem eine sehr häufige, wohleingeübte Konsonantenverbindung); war sie hingegen eine leichte Wurzel (**qered-*), so bietet die Abwesenheit eines zweiten Vokales in κόρδαξ überhaupt keine Schwierigkeit und ist κραδαίνω als **qrd-* die SS. der Basis. An der völligen Gleichheit der Ablautstufe von κόρδαξ und ai. *kúrdati* darf in beiden Fällen festgehalten werden.

παρδακός «naß, feucht» Arist. Pax 1148, παρδακῶν· διύγρων Hes. ist aus (jon.) πορδακός (s. Osthoff, IF. 8, 10 f. m. Lit.) assimiliert; es wird von Persson, Beitr. 229 (s. auch 887 Anm. 1, 946) überzeugend mit lett. *purdul'i* «Nasenschleim» verknüpft und es ist wohl methodisch richtig, beide isolierten Worte auch in der Vokalstufe einander gleichzusetzen: idg. **pₒrd-*.

Ich stimme weiters Osthoff, Par. I, 44 (wo Lit.) durchaus in der völligen Gleichsetzung von γοργός «Furcht erregend, furchtbar, wild» (Γοργώ) mit air. *garg(g)* «rauh, wild» bei, nur ist nicht **gr̥ĝo-*, sondern **gₒrĝó-* die Grundform. Die Vollstufe der Wurzel ist nach aksl.

[1] Auch der Schwund eines ursprünglich kurzen zweiten Basenvokals kann Dehnung zu ai. *ir, ūr*, lit. *ìr, ùr* bewirkt haben, also etwa idg. *ₒr̄, ₒr̄* oder dgl. aus unbetonten **ere, ore*; aisl. *hrata* wäre dann idg. **q[e]rod-*, bei schwerer Basis hingegen **qrəd-*. Vgl. auch ved. *spūrdh-án, -áse* zu *spárdhate* «wetteifert»; desgleichen ist die Sippe von lat. *carpisculum*, lit. *kùrpė*, gr. κρηπίς wegen aisl. *hriflingr* mit *ĕ* in der zweiten Silbe anzusetzen.

groza «horror» und dem reduktionsstufigen air. *grāin* «Häßlichkeit, Ekel, Abscheu» (**gr̥gni-*) als **gorog̑-* zu bestimmen; andere als *o*-farbige Formen liegen überhaupt nicht vor.

Ich schließe gleich eine Sippe ähnlichen Wurzelbaues an, die zwar nicht so ausschließlich wie die vorhergehende von *o*-Färbung durchtränkt ist, aber fürs Griechische wahrscheinlich macht, daß „ anch in der Stellung hinter *r* zu gr. ο geführt hat. βρόχος (*μρόχος) «Strick, Schlinge, Masche», βροχίς «Masche» könnten zwar auf hochstufiges **mrogh-* zurückgeführt werden, aber da air. *braig* «Kette» (*braga* «Gefangener») und βροχίς eine annähernde Wortgleichung bieten, werden sie wohl richtiger aus **mr̥ghi-*, und βρόχος aus **mr̥ghos* herzuleiten sein. *e*-Vokalismus in aksl. *mrěža* «Netz, Schlinge, Falle», skr. *mrḗža* «Netz» usw. (s. Lidén, Stud. 14; Berneker, Sl. Wb. II, 38; Trautmann, Bsl. Wb. 182), die an sich die Wahl lassen, die Hochstufenform der Basis als **meregh-* oder als **merāˣgh-* zu erschließen. Das zweifellos zugehörige μόροττον· ἐκ φλοιοῦ πλέγμα τι, ᾧ ἔτυπτον ἀλλήλους τοῖς Δημητρίοις Hes., dessen zweites *o* durch Assimilation eines älteren *ə* oder auch *e*, vielleicht sogar eines vollen *e* an den Vokal der ersten Silbe zu erklären ist und das in seiner Zweisilbigkeit der Wurzelform bei sekundärer Anfangsbetonung sich zum Typus στρωτός verhält, wie θάνατος zu θνητός (s. o.), liefert ebenfalls keine Entscheidung in dieser Richtung; wohl aber βροχίς, βρόχος, dessen *o* nur bei einem Basenansatz mit *ĕ* oder *ŏ* der zweiten Silbe verständlich ist. Jedenfalls stützt sich die *o*-Färbung von μόροττον und βροχίς gegenseitig. Ein ähnliches Verhältnis waltet übrigens auch zwischen gr. βρότος «geronnenes Blut» (woneben freilich βρέτας «hölzernes Götterbild») und ai. *mūrtá-ḥ* «geronnen».

Daß in μόροττον der Nachkomme einer zweisilbigen leichten Basis vorliegen kann, machen auch folgende beide Parallelfälle annehmbar. δρωπάζω, δρώπτω «sehe» (Hes.) geht nach Ausweis von ai. *darpaṇa-ḥ* «Spiegel» auf eine leichte Wurzel zurück und ich habe darum bisher nicht an der herkömmlichen Annahme gezweifelt, daß gr. δρωπ- die Abtönungsdehnstufe der zweiten Silbe der Basis **dere-p-* (: **dere-k̑-* «δρακεῖν») darstelle. Nun liegt aber ganz das gleiche Verhältnis vor zwischen κρώπιον «Sichel» und ai. *kr̥pāṇa-ḥ* «Schwert», *kr̥pāṇī* «Schere, Dolch», und es macht doch sehr bedenklich, daß innerhalb dieser in den indogermanischen Sprachen so reich entwickelten Sippe von **(s)qerep-* «schneiden» kein einziger anderer Beleg mit Dehnstufe oder Abtönungsdehnstufe der zweiten Silbe sich diesem κρώπιον zur Seite stellen will. Tatsächlich besteht auch kaum

eine Nötigung zu solcher Beurteilung von δρώπτω und κρώπιον. Wenn μόροττον aus *$m_o r_e ghi̯om$ entstanden ist — im Falle bewahrter Vortonigkeit wäre *μρωχ- das Ergebnis gewesen —, so darf auch δρώπτω aus *$d_o r_e pi̯ō$ über *δοροπι̯ώ erklärt werden (vgl. oben die $_o$-Stufe, d. h. lit. $_u$-Stufe, bei solchen $i̯o$-Verben im Litauischen), und beruht gleichermaßen κρώπιον auf einem *κρωπός «schneidend», das aus *$q_o r_e pós$ über die Mittelstufe *κοροπός entstanden ist; dieselbe Vokalstufe übrigens auch in lat. *carpo*, wenn es verwandt ist (s. u.). Wir dürfen demnach δρώπτω und κρώπιον den oben I besprochenen Belegen für reduktionsstufiges ρω hinzufügen.

Nicht streng zu erhärten ist die vollständige Ablautgleichheit von ἀμόργη (für *ἀμόρκᾱ) «mulsche Masse der ausgepreßten Oliven» mit lat. *marcēre* «welk, schlaff sein» unter idg. *$m_o rq$-; jedenfalls aber steht *marceo* zu lat. *fracēs* «Ölhefe», *fracidus* «mulsch, überreif», gall. *bracem* Akk. Sg. «genus farris», mir. *mraich*, *braich*, kymr. korn. *brag* «Malz», mir. *brēn*, kymr. *braen* (*$mr_e kno$-) «morsch, faul» im selben Verhältnis wie γοργός, air. *garg(g)* zu air. *grāin*; daß es sich um zweisilbige leichte Wurzel handelt, also *fracēs* usw. kein *a* = idg. *ə* enthält und *marceo* nicht als *$m_e rəq$- zu bestimmen ist (nach Art von *palma*; so Güntert, Abl. 117), geht aus gall. *embrekton* «eingetunkter Bissen» hervor. Ich halte *ἀμορκᾱ̆ für wahrscheinlich ablautsgleich mit *marceo*, obgleich der nicht zu widerlegen ist, der unter Berufung auf klr. *morokvá* «Morast» (Umbildung aus *$morky$) auch in *ἀμόρκᾱ hochstufiges *or* zu sehen vorzieht; nicht in unmittelbaren Vergleich setzen dürfte man aber lit. *markà*, lett. *márka* «Flachsröste», die erst auf *markýti* «Flachs einweichen» (Iterativ zu *merkiù*, *meřkti* ds.) beruhen.

Ganz fraglich ist, ob μορτός· ἄνθρωπος, θνητός Hes. ein indogermanisches reduziertes *$m_o rtós$ fortsetzt, woran man der Endbetonung wegen denken könnte; es kann ja auch dem ai. *márta-ḥ* «Sterblicher, Mensch» entsprechen und nur nach den Partizipien auf *-tó-* umbetont sein. βροτός gilt als andere Kreuzung von *$mórtos$ mit *$mr̥tós$, d. h. *μρατός wäre nach *μόρτος, μορτός zu *μροτός umgebildet. Ganz wohl fühle ich mich freilich bei dieser alles eher als zwingenden Zurechtlegung des Sachverhaltes nicht; da «unsterblich» als der auffälligere Begriff gewiß öfter und ursprünglicher sprachlichen Ausdruck heischte als «sterblich», liegt doch der Verdacht nahe, daß in *ἄ-μορτος die wünschenswerte Kräftigung der Tonsilbe und Entlastung der Nachtonsilbe zur Umstellungsform *ἄ-μροτος geführt habe, wenngleich diese Auffassung erst dann bestimmter vertreten werden

dürfte, wenn ähnliche Fälle stützend hinzuträten. Hirts Ansatz *ṅ̥-mr$_o$tos (ṅ̥-mrōtos seiner Bezeichnung; Idg. Gramm. II, 158, 170) ist ja in Wahrheit nur die Rückübersetzung der griechischen Form ins Urindogermanische; trifft sie das Rechte, so rückte (ṅ̥-)mr$_o$tos freilich auf eine Linie mit βροχίς und mit βρότος «geronnenes Blut»; und wie βροχίς im *o*-Vokalismus weiter mit μόροττον zusammenhängt, so würde der von *mr$_o$tós «βροτός» doch wohl zum *or* von lat. *morior* Beziehung haben; denn *morior* kann sein *o* — gegenüber *pario* aus *p$_e$ri̯ṓ — ebensowenig bloß durch Einfluß von *mortuus* = aksl. *mrъtvъ* empfangen haben, wie *orior* seines bloß vom Ptz. *ortus* her; unbedingt ablehnen muß man für beide Verben eine Grundform *mr̥i̯ṓ, *r̥i̯ṓ (*m$_e$ri̯ṓ, *$_e$ri̯ṓ), die mir durch *pario* aus *p$_e$ri̯ō hoffnungslos diskreditiert erscheint. Die ausnahmslose *o*-Färbung der lateinischen und griechischen Abkömmlinge von *mer- «sterben» ist jedenfalls beachtenswert und empfiehlt es nicht, mit einem urgricch. *μρατός als einer Komponente von βροτός zu operieren.

Mit obiger Bemerkung über lat. *orior* sei zu ὄρνῡμι übergegangen, das in seiner Gleichartigkeit mit στόρνῡμι (: στρωτός), θόρνῡμι (: θρώσκω) für die Beurteilung der *o*-Farbe auch in letzteren Worten Gehör verdient. J. Schmidt, KZ. 32, 377 ff. hat nachdrücklichst volle Gleichheit von ὄρνῡμι, στόρνῡμι mit ai. *r̥ṇṓmi*, *str̥ṇṓmi* vertreten und erklärt gr. ορ aus αρ durch assimilierenden Einfluß des folgenden υ; die neben θόρνῡμι stehenden Hesychglossen θαρνεύει· ὀχεύει, σπείρει, φυτεύει und θάρνυσθαι· ὀχεύειν betrachtet er scharfsinnig als Reste der vor der Suffixstufe *-neu-* (die später durch νῡ verdrängt wurde) unassimiliert gebliebenen ursprünglichen Lautung αρ. Aber θαρνεύει ist wenigstens nicht so im Sinne J. Schmidts zu verwerten, daß es noch jene ältere Hochstufenform *-neu-* des Präsenssuffixes bewahrt zeige, denn durchaus glaubhaft sieht Brugmann, Grdr. II², 3, 324 Anm. 1 im Ausgang von θαρνεύει eine jüngere Umbildung nach anderen Verben auf -εύω, besonders nach ὀχεύω (vgl. auch μοιχεύω). Des weiteren aber ist es kaum ein Zufall, daß θάρνυσθαι ebenso Medialform ist wie πτάρνυμαι «niese» (: *sternuo*, πτόρος), wofür Schmidt Unterbleiben der Assimilation nach dem am häufigsten gebrauchten Aorist ἔπταρον annimmt, und wie ἄρνυμαι «erwerbe, empfange, besonders als Preis oder Lohn», für welches Schmidt in Zweifel zieht, ob sein αρ = idg. *r̥* sei; denn nur für solches αρ gelte seine Regel. Nun ist ja auch mir die etymologische Gleichsetzung von ἄρνυμαι, wozu auch arm. *aṙnum* «ich nehme», Aor. *aṙi*, und av. *ərənav-* «gewähren, zuteil werden lassen; gewährleisten» gehören, mit ai. *r̥ṇṓti* «erreicht, erlangt,

stößt auf etwas» (z. B. Brugmann, Grdr. I², 462, II² 3, 326; Prellwitz² 54; Hirt, Idg. Gramm. II, 90) nicht ganz sicher, denn das ai. Verbum wird mit *ṛṇóti* «erhebt sich, bewegt sich» identisch und die Bedeutung «auf etwas stoßen, es erreichen» aus «sich worauf zu bewegen» mit Zielakkusativ entwickelt sein, während für ἄρνυμαι, *aṙnum*, *ərənav-* ein gleicher Ausgangspunkt ihrer Bedeutung wenigstens nicht mehr innersprachlich nachzufühlen ist. Trotzdem liegt aber kein Anlaß, ja auch keine Möglichkeit vor, in ἄρνυμαι, *aṙnum*, *ərənav-* etwas anderes als ein idg. *ṛ-neu-* zu suchen, denn etwa in ἄρνυμαι, *aṙnum* eine Hochstufe **ar-neu-* und nur im av. *ərənav-* eine Schwundstufe **ṛ-neu-* anzunehmen, wäre methodisch verfehlt. Unter diesen Umständen bleibt eben trotz Schmidt die Frage brennend, warum es ἄρνυμαι mit αρ-, aber von der gleichlautenden (und allenfalls ursprungsgleichen) Bewegungswurzel *er-* vielmehr ὄρνῡμι mit ορ- heißt. Ich schließe aus θάρνυσθαι, πτάρνυμαι, ἄρνυμαι[1], daß das Medium eben von Anfang an anders vokalisiert war als das Aktiv. Da dem Medium anerkanntermaßen die tiefste Ablautstufe gebührt, also αρ = *ṛ*, müssen die aktiven θόρνῡμι, στόρνῡμι, ὄρνῡμι (ähnlich auch ὀμόργνυμι, ὄλλῡμι) eine vollere Wurzelstufe enthalten, und zwar entweder hochstufiges *or* oder reduktionsstufiges *ṙr*; unter letzterer Annahme lassen sich Schmidts Gleichungen ὄρνυμι = ai. *ṛṇómi*, στόρνῡμι = *stṛṇómi* auch weiter halten. Auch abgesehen von lat. *orior* war es ja ohnehin schwer glaublich gewesen, daß das ganze *o*-farbige System von ὄρνυμι, ὦρτο, ὀροῦμαι usw., ὀρούω, νεορτός «neugeboren», θέορτος «himmlisch», παλίορτος «denuo resurgens», κονίορτος «Wolke aufgewirbelten Staubes» (auch lat. *ortus* allenfalls aus idg. **ortos*?), Κυν-, Λυκ-όρτας lediglich auf einem aus *ἀρνῡμι umgelauteten ὄρνυμι beruhen solle, zumal auch in ὀρτ́νω dasselbe *o* wiederkehrt; daß es einst auch die Ablautstufe *er-* im Griechischen gegeben hat in ἔρετο · ὠρμήθη Hes., ἔρσεο · διεγείρου Hes., ἔρση · ὁρμήση Hes. und daß ὦρετο, ὄρσεο erst durch Fortwuchern der *o*-Färbung an deren Stelle getreten sind, wird niemanden zum Schlusse verleiten, daß in noch älterer Zeit die *e*-Formen in starker Überzahl oder gar die bis aufs Präsens ὄρνυμι allein ererbten gewesen seien. Über die ursprüngliche Verteilung solcher *o*-Formen im indogermanischen Verbalbau überhaupt (vgl. z. B. aksl. *borją* : lat. *ferio* und dazu Persson, Beitr. 144 Anm.) oder in einzelnen Wortsippen müssen wir erst von der Zu-

[1] Gerade diese Medialformen hatten nie die Suffixstufe *-neu-*, auf deren Rechnung J. Schmidt die Bewahrung des αρ in θάρνυσθαι schiebt!

kunft eindringendere Kenntnis erhoffen; für den Zweck unserer Untersuchung darf es genügen, sie im Falle der Wurzel **er-*, **or-* in beträchtlichem Umfange als altererbt aufgezeigt zu haben. Wie bei ὄρνῡμι muß auch bei στόρνῡμι, ἐστόρεσα, στρωτός der *o*-Vokalismus in gewissem Umfange altererbt sein, wenn auch aus anderen Sprachen dafür noch keine positiven Nachweise zu erbringen sind. Auch für πορεῖν, μολεῖν, θορεῖν (mir. *dairim* kann **dh$_o$ri̯ō*, freilich auch **dh$_e$ri̯ō* sein) ist die Annahme alten *o*-Vokalismus' nicht zu umgehen und die Aoristbetonung fordert speziell reduziertes $_o$*r*, $_o$*l*.

Über μολύνω, wahrscheinlich aus **m$_o$lu-*, s. oben S. 172 f. Anm.

Ebensowenig wie an Entstehung von ὄρνῡμι usw. durch Assimilation aus *ἀρνῡμι vermag ich für ὀρθός, dor. βορθο- (d. i. ϝορθο-) «aufrecht, gerade, richtig» (*ϝορθϝος) = ai. *ūrdhvá-ḥ* «hoch» mit J. Schmidt, KZ. 32, 383 f. an eine durch -ϝο- bewirkte Verdumpfung aus *ϝαρθϝός zu glauben. Da ai. *ū-* die normale Entwicklung aus *u̯* + Reduktionsvokal ist, kann es sowohl idg. **u̯$_e$rdhu̯ós* als **u̯$_o$rdhu̯ós* fortsetzen; für letztere Grundform entscheidet gr. *ϝορθϝός. Mit dieser Gleichung hat man längst die andere ὀργή «heftiger seelischer Trieb, Affekt, Zorn» (ὀργάω «strotze von Feuchtigkeit und Saft, bin in leidenschaftlicher Stimmung») = ai. *ūrjá* «Saft und Kraft, Nahrung» (ablautend air. *ferg* «Zorn») auf eine Stufe gesetzt; auch hier zweifle ich trotz J. Schmidt, KZ. 32, 389; Persson, Beitr. 357 nicht an völliger Gleichheit; Grundform ist **u̯$_o$rĝá*. Auch ὀρσοθύρη «Hintertüre» (d. i. wohl ursprünglich «erhöhter Notausgang») aus *ὀρσϝο- = ai. *r̥ṣvá-ḥ* «hoch» hat daher sein ο nicht durch Assimilation an den Ausgang -ϝό- aus α entwickelt (J. Schmidt, aaO. 382), sondern die Grundform ist **$_o$rsu̯os*; die *o*-Farbe wird zudem durch ὄρος «Berg» (**oros* oder **$_o$ros*) bestätigt, dessen suffixale Schwundstufe ja in unserem Adjektiv verbaut ist.

Ich wende mich zu den von Güntert, Abl. 32 ff. besprochenen Fällen, in denen gr. υρ, υλ als Nachkomme von Reduktionsgruppen zur Erwägung steht. Güntert rechnet für einige von diesen mit bereits idg. *u*-Färbung, hält aber im allgemeinen die gr. υ-Entwicklung für durch folgendes *i* oder *i̯* bedingt. «Selbstverständlich sehe ich in der Vorstufe des υ ... keinen Vollvokal, sondern ... dieses *u* hat sich aus idg. *ə*, genauer *ə^u* entwickelt.» Da Güntert sonst jeden aus ursprünglicher Kürze geschwächten Kümmervokal einheitlich durch *ə* bezeichnet (unsere Bezeichnung ist je nach der Vorstufe $_e$, $_o$), bedeutet seine Bemerkung «genauer *ə^u*» ein bemerkenswertes Abgehen von seiner Grundvorstellung einer durchgehenden Gleichfarbigkeit

solcher Schwächungsergebnisse von *e*, *o*, *a*, und es erhebt sich für uns die Frage, ob diese gr. *u*-Entwicklung nicht einfach als eine durch folgendes *i*, *i̯* oder durch andere Bedingungen veranlaßte Extremfärbung unserer *o*-farbigen Reduktionsstufe zu verstehen ist. Ich bemerke im voraus, daß aus Günterts Sammlung (einige für meinen Zweck nicht auszubeutende Nachträge gibt er S. 132) sehr vieles nicht in diesem Sinne verwertbar ist. Zunächst ist hinter Labial oder Labiovelar nach dem oben S. 172f. Anm. Bemerkten auch mit bereits ursprachlichem *u* zu rechnen. So bei μύλλω «mahle, zermalme»; denn es ist durchaus nicht nötig anzunehmen, daß μύλη, μύλος «Mühle», die kein *i* oder *i̯* in der Folgesilbe haben, erst nach μύλλω ihr υ statt ο empfangen haben sollen, und altes **mul-* wird ja auch von arm. *mlmlem* «reibe» vorausgesetzt; auf die Frage des gleichlautenden μύλη «Fehlgeburt» sei nicht eingegangen. Weiters bei σπυρίς, σφυρίς «geflochtener Korb» (: σπάρτος «Strauch oder Gras, das zu Stricken verarbeitet wird», σπάρτον, -τη «Tau, Seil»), wofür zwar **sp(h)$_o$rís* die mir wahrscheinlichere Grundform, aber auch ein bereits idg. **sp(h)$_u$rís* nicht ganz ausgeschlossen ist; auf lett. *spurstu* «fasere aus» darf man sich für letztere Möglichkeit freilich nicht berufen, da es, selbst wenn es tatsächlich verwandt sein sollte, doch balt. *ur* aus idg. „*r* enthalten könnte. Auch für κύρβις «drehbarer Pfeiler mit Gesetztafeln» ist **q(^{u})$_o$rbis* nicht als Grundform zu erhärten und ist **q$_u$rbis* ebenso möglich, vgl. γυνή neben idg. **g^{u}enā*. Bei μύρμος (Lykophr.), μύρμηξ, βύρμαξ gegenüber ὅρμικας, lat. *formīca*, slav. **morvъ*, **morviji* «Ameise» ist ebenso wie bei μύρμος · φόβος Hes., Μυρμιδόνες eigentlich «das Volk der Schreckgespenster» neben herrschendem μορμώ, μόρμορος usw. und lat. *formīdo* gewiß eine erst speziell griechische Verdumpfung anzuerkennen, für welche die Stellung zwischen den beiden *m* die Disposition schuf. σφυρόν «Knöchel, Ferse», wovon σφῦρα (*σφυρι̯α) «Hammer, Schlegel» (nur letzteres genügte Günterts Bedingung eines folgenden *i*-Lautes) können idg. **sph$_u$ró-* fortsetzen, doch auch aus **sph$_o$ró-* im griechischen Sonderleben durch die Wirkung des Labials verdumpft sein; weder ahd. *spuri-halz* eigentlich «knöchellahm» noch ai. *sphurāti* «stößt mit dem Fuße» geben Auskunft über das Alter der *u*-Färbung. Derselbe Zweifel bei σμύρις «Schmirgel» und Zubehör, sowie bei σπυρϑίζειν «aufspringen, zappeln, heftig bewegt sein» (: ai. *spárdhatē*, *spṛdhāti* «wetteifert, kämpft», got. *spaúrds* «Rennbahn»).

Bei anderen Belegen Günterts empfängt man den Eindruck, daß

hier ein idg. vollstufiges *o* der Verdumpfung zu gr. υ erlegen sei. So vermisse ich bei νύξ, παννύχιος, αὐτονυχί jeden Hinweis darauf, daß mit einer bereits indogermanischen Reduktionsstufe zu rechnen sei; in φύλλον = lat. *folium* hat der Labial und wohl auch das folgende *i̯* vereint das *u* bewirkt; κυρίττω «stoße mit den Hörnern» (darnach auch κυρηβάζω ds.) ist zwar in seinem Gegensatz zu κορύπτω, κορυγγεῖν (auch κόρυς, κόρυμβος, κορυφή; alle diese kaum für κυρ-) ein guter Beleg für die Abhängigkeit des υ von folgendem ι, aber daß reduktionsstufiges *ḱ₀r-* die Grundlage sei, ist unerweislich und Verdumpfung aus vollstufigem κορ- in nach dem Dreisilbengesetz unbetonter Silbe weit wahrscheinlicher. βρύχα Akk. «Meerestiefe», βρύχιος «unterseeisch», ὑπόβρυχα Adv. «unter Wasser», ὑποβρύχιος «unter Wasser befindlich», deren Verbindung mit βρέχω «benetze», βροχή «Regen» (Güntert) die Bedeutung verfehlt, gehören als «Meeresschlund» zu ἔβροξε «verschlang», ἀνα-, κατα-βρόξειε, ἀναβροχείς, βρόχθος «Schlund, Kehle»; die Verdumpfung mag vom Dat. *βρυχί und von βρύχιος, ὑποβρύχιος ausgegangen sein; aber reduktionsstufiger Wert der Silbe ist vollkommen unerweislich; auf ἔβρυξε Aor. «schlang hinunter» (oder ἔβρυζε Impf.? dies stimmte im Auslaut nicht) ist zu wenig Verlaß, um es als **g^{u}r₀ghi̯ō* den Ausgangspunkt eines reduktionsstufigen βρυχ- sein zu lassen.

Bloß einzeldialektisch und gewiß ohne indogermanischen Hintergrund ist die Verdumpfung vor φ in ὑπωρυφία (SGDJ. 3325, 42; Argolis) zu ὄροφος, ἐρέφω, und in jon. ῥυφέω, ῥυφαίνω «schlürfe» zu ῥοφέω; weder lit. *sraũbti*, *sriaũbti*, noch — wegen der verschiedenen Vokalstellung — *surbti* «saugen, schlürfen» dürfen zur Erklärung der jonischen Lautform ausgebeutet werden. Daß σκύλαξ «Hund» zu lit. *skalìkas* «Jagdhund», *skãlyju* «belle» gehört und nach Formen wie φύλαξ aus *σκάλιξ umgebildet ist, ist sehr wahrscheinlich (auch σκύλιον «Haifischart», das dazuzustellen sein dürfte, hat *i* in der Folgesilbe), aber auch hier wird eher hoch- als reduktionsstufiges σκολ- zugrunde liegen (oder gar bloß Reim auf φύλαξ?).

Eher idg. *u* liegt vor in διαπρύσιος, πρύτανις, πρυμνός; unannehmbar ist Günterts Beurteilung von φρύσσω; θυλλίς· θύλακος Hes. ist Kurzform zu θύλακος, θῦλάκιον, θῦλάς, nicht Reduktionsstufe neben θαλλίς· μάρσιππος Hes.; πτύρω «mache scheu» ist wohl nach Prellwitz von einer Lautgebärde wie dt. *purr* ausgegangen.

Aber auch nach diesen starken Abstrichen an Günterts Belegreihen bleiben doch einige Fälle, für die man sich der Anerkennung von υρ, υλ aus *₀r*, *₀l* nicht entziehen kann.

Gr. κυλλός «verkrümmt, verkrüppelt» (auch von Boisacq auf **$q^{o}lnos$* zurückgeführt) hat Fortunatov, BB. 6, 216 schlagend mit ai. *kuṇi-ḥ*, *kúṇara-ḥ* «lahm am Arm» verbunden; da ai. *uṇ* hinter nicht labiovelarem Guttural für eine dumpfe Reduktionsstufe -$_{o}ln$- beweist, ist für κυλλός die gleiche Ablautsstufe gegeben, und die Verdumpfung aus einer dem *i*-Stamme ai. *kuṇi-* nächststehenden Grundform *$q_{o}lni_{\underline{i}}o$- zu rechtfertigen. Ebenso kann ich für κυλίνδω, -έω «wälze, rolle» nur unterschreiben, was Fortunatov sagte: gr. ι ist Entfaltungsvokal — seine helle Farbe ist durch die Dentalgruppe νδ bedingt — und das Verbum gehört engstens zu ai. *kuṇḍá-m* «rundes Gefäß, runde Höhlung im Erdboden, rundes Wasserbassin, Feuergrube», *kuṇḍalá-m* «Ring, Ohrring», Grundform *$q_{o}lndo$-. Für die Beziehung des ai. *u* zu einer nicht *e*-farbigen Hochstufe erinnere ich daran, daß das Ai. im Bereiche unserer Wurzel **qel-* «biegen, drehen» überhaupt nur Formen mit *k*-, keine mit *c*- bietet: *káṭa-ḥ* «Hüfte», *kaṭaka-ḥ* «Reif; Bergabhang».

κύλιξ = lat. *calix* aus idg. *$g_{o}lik$-; nicht *e*-farbig ist auch die Hochstufe in ai. *kalaśa-ḥ*.

Auch in ἄγυρις, πανήγυρις sieht Güntert seine *ur*-Entwicklung unterm Einfluß des folgenden ι, wird aber S. 102, 106 darin schwankend und erwägt eine bereits idg. *u*-Färbung wegen lit. *gurgulỹs* «Wirrwarr von Fäden; Haufe (Enten)» und wegen slav. **gъrtati* in klr. *pryhortáty* «fassen, an sich drücken», poln. *garnąć* «zusammenscharren, raffen». Doch enthalten die baltisch-slavischen Worte gewiß nach Trautmann, Bsl. Wb. 102 idg. $_{o}r$ (neben $_{e}r$ in γάργαρα Pl. «Gewimmel, Haufe» und -*er*- in γέργερα· πολλά Hes.), und diese $_{o}r$-Stufe muß man wohl auch in gr. -υρ- anerkennen. Nur leuchtet es wenig ein, daß ἀγυρμός «das Einsammeln, das Eingesammelte», ἀγύρτης «Bettler», die kein *i* oder *i̯* in der Folgesilbe haben, die Verdumpfungsform υρ statt ορ von ἄγυρις bezogen haben sollen, während doch das (hochstufige) ορ von ἀγορά dieser analogischen Verdrängung von ορ durch υρ hätte entgegenwirken können. Die Wahrheit ist wohl, daß ἀρύρτης, ἀγυρμός auf einem Verbum *ἀγυρι̯ω, *ἀγύρω «sammle ein» beruhen, das in seiner Vokalstufe zu den balt. *i̯o*-Verben mit *ur*, *ul* aus $_{o}r$, $_{o}l$ stimmte, aber sich neben dem hochstufigen ἀγείρω nicht dauernd zu halten vermochte. Für ἄγυρις, das nicht die spezialisierte Bedeutung «einsammeln» voraussetzt, wird man übrigens erwägen dürfen, ob es nicht ursprünglich mit hochstufigem, zu ἀγορά stimmendem *or* ausgestattet war; es wäre dann im Nom. Akk. ἄγυρις, -ιν ορ vor ι ebenso zu υρ ausgewichen, wie in κυρίττω usw.

Ein Verbum desselben Typus wie das eben erschlossene *ἀγυρι̯ω kann σκύλλω «schinde, zerreiße, plage» sein, wovon κοσκυλμάτια «Lederschnitzel, Abgang von Leder» abhängt; es darf auf *$sq_o l\underset{\smile}{i}\acute{o}$ zurückgeführt werden. Für bereits idg. *u*-Farbe kann das wohl verwandte lat. *sculna* «Schiedsrichter» (wenn Bed. wie in aisl. *skilja* «scheiden, unterscheiden, entscheiden») keinesfalls beweisen, da sein *ul* lateinische Entwicklung aus *ol* wie in *ulna* : ὠλένη sein wird. Mit anderer Farbe der Reduktionsstufe σκάλλω «scharre, hacke, grabe»; wenn σκαλίς «Hacke, Karst» in seiner Vokalentwicklung nicht erst durch σκάλλω bestimmt sein sollte, spricht es positiv gegen Günterts Auslegung des Vokalverhältnisses zwischen σκύλλω (nach Güntert *$sq\text{ə}l\underset{\smile}{i}\bar{o}$) und σκάλλω (nach ihm *$sq\underset{\smile}{l}\underset{\smile}{i}\bar{o}$), denn σκαλίς müßte nach Güntert als *$sq\text{ə}lís$ bestimmt werden, das nach ihm eben als *σκυλίς vertreten wäre. Also könnte sein *ə* in σκαλίς und in σκύλλω nicht der gleiche Laut gewesen sein. Vielmehr σκάλλω, σκαλίς aus *$sq_e l\underset{\smile}{i}\acute{o}$, *-ís*, dagegen σκύλλω aus *$sq_o l\underset{\smile}{i}\acute{o}$. Perssons, Beitr. 375, 575, Zurückführung von σκύλλω auf ein *$\acute{s}k\underset{\smile}{u}$-el- lehne ich ab.

Dasselbe Lautverhältnis vielleicht zwischen σῡ́ρω «ziehe, schleppe, reiße fort, fege, schlemme, wasche» und σαίρω «fege», wenn beide Verba trotz ihrer nur teilweisen Bedeutungsberührung als *$s\underset{\smile}{u}_o r\underset{\smile}{i}\acute{o}$ und *$s\underset{\smile}{u}_e r\underset{\smile}{i}\bar{o}$ miteinander zu verbinden sind; aber freilich kann σῡ́ρω dann auch schwundstufiges *$sur\underset{\smile}{i}\bar{o}$ sein (so Hirt, Idg. Gramm. II, 88).

Über μύλλος s. o. S. 172f. Anm. — Wenn ferner κυπρῖνος «Karpfen» zum nordeuropäischen Karpfennamen klr. *kórop* usw., ahd. *karpo*, *charpfo*, mlat. *carpa* (s. Berneker 575) gehört und (wie dann auch lit. *szãpalas* «Döbel», ai. *śaphara-ḥ* «Art Karpfen») dissimilatorischen *r*-Verlust erfahren hat, wäre κυ(ρ)π-ρῖνος als Reduktionsstufe neben nordeur. *korp-*, *karp-* verständlich.

Kein folgendes *i* oder *i̯* ist an der griechischen *u*-Färbung in folgenden Fällen beteiligt, welche die Gruppe κυρ + Dental enthalten: κυρτός «krumm» ist man zwar versucht, auf die in lat. *curv-us* (oder eher mit Formans *-u̯o*?), *colu-ber* (*$qorudhros$) und vielleicht κορωνός (wenn aus *$korō[u]$-nos*; ?), ferner in air. *cruind* «rund» aus *qru-ndi- und in Weiterbildungen wie ai. *kruñcati* «krümmt sich» vorliegende Basis *$(s)qereu$- zu beziehen und auf ein *$q_o ru$-tós zurückzuführen, dessen Entwicklung der von πύρνος aus *$q^{\underset{\smile}{u}}_e ru$-nós (s. o.) entspräche. Doch geht κυρτός vielmehr auf *$q_o rtós$ zurück nach Ausweis von ai. *kuṭila-* «krumm», *kuṭati* (Dhātup.) «krümmt sich» und russ. *kortočki* Pl. f. «hockende, kauernde Stellung», klr. *kortály śa* «(sich winden =) sich durchhelfen, rackern» (Berneker 671), und die griechische Ver-

dumpfung von *$q^{o}r$- zu κυρ- ist jedenfalls wie in den beiden folgenden Worten an die Gruppe *-rt-* gebunden.

Zu κάρταλος «Korb», got. *haŭrds* «Tür (aus Flechtwerk)», dt. *Hürde*, ai. *kr̥ṇátti* «spinnt», *kartanam* «das Spinnen», *kaṭa-h* «Geflecht, Matte» usw. (Wz. **qert-* «flechten, Äste zu Hürden zusammendrehen») gehört κύρτος, κύρτη «Binsengeflecht, Fischreuse, Käfig», κυρτεία «Netzfischerei», κυρτευτής «Netzfischer», κυρτίς «Reuse, Sieb, Vogelkäfig», κυρτία «Flechtwerk»; es ist nicht zweifelhaft, daß κύρτος, κύρτη die maßgebenden Worte der Sippe sind und die υ-Entwicklung nicht auf Rechnung des ι der Ableitungen κυρτίς, κυρτία gesetzt werden darf. Grundform hiermit **$q_{o}rto$-*, welchen Vokalismus auch die (mind.) *u*-Entwicklung in ai. *kuṭi-ḥ*, *kuṭ-ī* «Hütte (aus Flechtwerk)», *kuḍya-m* «(geflochtene) Wand» voraussetzt.

Endlich vereinigen sich auch gr. σκυρθάλιος· νεανίσκος Hes., σκύρθαξ· μεῖραξ, ἔφηβος Hes., lak. (mit σ aus θ) κυρσάνιος «junger Mensch» unter einer Bedeutung «Knirps» mit lit. *skurstù*, *skurdaũ*, *skuřsti* «verkümmern, im Wachstum zurückbleiben», *nuskuřdęs* «im Wachstum verkümmert» und ai. *kr̥dhú-ḥ* «verkürzt, verstümmelt, klein, mangelhaft», *a-skr̥dhōyu-ḥ* «nicht verkürzt, nicht kärglich» unter der gemeinsamen Grundform **(s)q_{o}rdh-*. — Dasselbe Lautverhältnis vor folgendem *n* läge vor in gr. (maked. nach Photios, s. Solmsen, Beitr. I, 104) κύρνοι· οἱ νόθοι und aisl. *hornungr*, ags. *hornung* «Bastard», wenn diese Verbindung zutrifft.

Die griechische Entwicklung von *$_{o}n$*, *$_{o}m$*, zu der wir nun übergehen, ist αν, αμ. Daß letztere Gruppen vor Konsonanten nicht *n̥*, *m̥* fortsetzen können, was ja zu griech. α geführt hätte, hat bereits Güntert gebührend hervorgehoben. Seinem System entsprechend setzt er in all diesen Fällen von αν, αμ gleichartiges *ən*, *əm* als Grundlage an; ergibt sich uns aber aus der Betrachtung einzelner Fälle, daß das Balt.-Slav. mit *un*, *um* antwortet oder daß danebenliegende *o*-farbige Hochstufen auch *o*-farbige Reduktionsstufe nahelegen, so werden wir in diesen eben von idg. *$_{o}n$*, *$_{o}m$* ausgehen. Nur solche Vergleichungen oder Erwägungen können also darüber Aufschluß geben, wo ein gr. αν, αμ, Günterts *ən*, *əm* genauer als idg. *$_{o}n$*, *$_{o}m$* zu bestimmen ist oder wo es — wie gewiß in sehr vielen von Günterts Belegen — die *e*-farbige Reduktionsstufe *$_{e}n$*, *$_{e}m$* ist. Es sind nur wenige Fälle, für die sich alte *o*-Farbigkeit der Reduktionsstufe wahrscheinlich machen oder erweisen läßt.

κλαμβός «verstümmelt» = lit. *klumbas* «lahm» aus **$ql_{o}mbós$*; vollstufig lett. *klámbât* «schwerfällig gehen». Daher enthält wahr-

scheinlich auch das bildungsgleiche κράμβος «eingeschrumpft, dürr, trocken», κραμβαλεός «trocken, geröstet» (κρομβόω «brate, röste» ist assimiliert aus *κραμβόω) idg. $_{o}m$, wie vielleicht auch ags. *gehrumpen* «runzelig», engl. mdartl. *rump* «magere Kuh» (: ahd. *(h)rimfan*, *rimpfan* «rugare, contrahere»); im Baltischen finden wir hochstufiges lit. *krembl̃gs* «eine Pilzart» und von einer Wurzelform auf Tenuis pr. *senkrempūsnan* F. Akk. «Runzel», woneben mit $_{o}m$ lett. *krumpét* «einschrumpfen», *krumpa* «Falte».

βραγχός «heiser», βραγχάω «bin heiser», βράγχος «Heiserkeit» neben vollstufigem mir. *brongidi* «raucae». Sollte auch βρόγχος «Luftröhre» etwa als «Rassler» dazugehören, so läge die vollstufige *o*-Form auch im Griechischen selber vor; doch ist βρόγχος nicht mit Sicherheit anzuschließen, denn βράγχια, βαράγχια «Luftröhrenäste, Kiemen», das die Brücke zu bilden schiene, könnte im Vokal auch bloß sekundär nach βραγχός umgefärbtes *βρόγχια sein.

Daß καμπή «Biegung», κάμπτω «krümme, biege», lat. *campus* usw. hochstufiges idg. **qamp-* enthalten, ist sicher. Fragen könnte man, ob nicht καμψόν· καμπύλον Hes. ein reduktionsstufiges Gebilde sei ($_{o}n$, eigentlich ursprünglich $_{o}n$) wegen lit. *kumpsóti* «in krummer Stellung sein», so daß *s*-Ableitung und Reduktionsstufe beiden Worten gemeinsam wären. Aber beide Vergleichspartner sind gar unsichere Kantonisten. Denn im Griechischen ist -σσ- ein öfters wiederkehrender Ausgang in Worten der Bedeutung «krumm», vgl. λοξός (: λέχριος aus *λεξριος; also ist λοξός jedenfalls eines der Musterbeispiele des Typus), γαμψός (s. u.), ῥαμψός, ἑλιξό-[κερως], γαυσός und dazu Brugmann, BSGW. 1899, 215; es ist daher sehr wohl möglich, daß καμψός erst nach diesen Mustern entstanden, d. h. aus einem *καμπός oder dergleichen umgebildet und nicht selber eines der Musterbeispiele ist. Und andererseits ist auch lit. *kumpsóti* keine isolierte Bildung, vgl. *linksóti* «gebückt sein», *rinksóti* «gekrümmt dastehen oder liegen», *rẽpsóti* «groß und plump dastehen oder liegen», *timpsóti* ausgestreckt daliegen», *strigsóti* «stillstehen» (Kurschat, Lit. Gramm. §§ 432, 438); wer möchte es darum zuversichtlich gerade für das Muster der anderen genannten Verben halten? In der *u*-Stufe hängt es ebenfalls mit andern baltischen Verwandten zusammen, lit. *kum̃pas* «krumm», *kump-stù -aũ*, *kum̃pti* «sich unwillkürlich krümmen, krumm werden» u. dgl.

Vielleicht bloß eine Reimbildung zu καμψός und darum sprachgeschichtlich nur mit Vorbehalt zu verwerten ist γαμψός «gebogen, gekrümmt» (Aristoph.), γαμψ-ῶνυξ (Hom.); es wäre in unserem Zu-

sammenhange zu nennen, wenn der Vergleich mit lit. *gumbas* «Erhöhung, Auswuchs, Knorren», lett. *gumba* «Geschwulst», aksl. *gǫba* «Pilz» usw. (s. Trautmann, Bsl. Wb. 101) zuträfe (s. z. B. Brugmann, BSGW. 1899, 215 und Güntert aaO.; lit. *gémbė* «hölzerner Wandnagel, Knagge» gehört sicher in anderen Zusammenhang). Doch ist fraglich, ob die balt.-slav. Worte ursprünglich «Ausbiegung» bedeutet haben, und selbst in diesem Falle könnte *gumb-* als nasalierte Form der Wz. **geubh-* «biegen» gelten, also vollkommen von γαμψός abrücken. Und letzteres könnte Kreuzung eines *γυπός «gekrümmt» (vgl. γύψ, -πός «Geier», nach den krummen Fängen, wie γρύψ ds. von γρυπός «gekrümmt») mit καμψός, ῥαμψός sein, oder direkte Umbildung von καμψός nach γνάμπτω «biege», das seinerseits wieder eine in Form und Bedeutung durch κάμπτω bewirkte Umwandlung eines Verbums zu sein scheint, das der Wz. **gnebh-* «zusammendrücken» in aisl. *knefan* «Zwang», norw. *kneppa* «zusammenkneifen», poln. (mit durch den vorhergehenden Nasal hervorgerufenem Nasalvokal) *gnębić* (alt), *gnąbić* «drücken, bedrücken, mißhandeln» entstammte.

Unter einer Grundform **gh$_{o}$ndh-* vereinigen sich κανθύλη «Geschwür, Geschwulst» (Hes.) und got. *gunds* «krebsartiges Geschwür», ahd. *gund* «eiterndes Geschwür, Eiter», s. Holthausen, KZ. 28, 282; gegen Trautmanns, ZfdtWtf. 7, 268, abweichende Verbindung von *gunds* mit av. *gunda-* «kleines rundes Brot» s. Bartholomae, IF. 9, 282, Airan. Wb. 525, wonach die av. Bedeutung «zum Backen angerührtes Mehl, Teigballen» ist.

Ob auch in anderen Fällen von gr. αν, αμ vor Konsonant fortschreitende Untersuchung *„n* statt *ₑn* als Grundlage nahelegen wird, bleibt abzuwarten; heute ist z. B. für κάνδαρος· ἄνθραξ Hes., das aus einem Adjektiv *κανδαρός «funkelnd, leuchtend» substantiviert ist und ein mit lat. *candeo*, kymr. *cann* «weiß, glänzend», alb. geg. *hanε*, tosk. *henε* «Mond» ursprungsgleiches *an* aufweist, kein Hinweis auf gerade *o*-farbige Reduktionsstufe gegeben und *ₑn* gleicherweise möglich (ja nötig, wenn *„n* durch alb. *un* vertreten ist, s. o. S. 173 Anm.); freilich ist aber ai. *candrá-h* «leuchtend, glänzend» aus **qendros* auch kein Beweis dafür, daß κάνδαρος gerade auf *e*-farbiges **q$_{e}$nd$_{e}$rós* zurückgehe, denn *candrá-h* könnte durch Ausgleichung nach dem Verbum *cand-* für ein **kandrá-ḥ* aus **qondrós* eingetreten sein.

Güntert läßt sein «Schwa secundum» (*ə*) auch außerhalb der Verbindung mit Nasalen (und Liquiden) durch gr. α vertreten sein, doch stimme ich Hirt, Idg. Gramm. 80 in der Ablehnung dieser An-

nahme durchaus bei. Nur ein Beispiel Günterts ist allerdings evident richtig: διδά[*κ]σκω, διδαχή zu δοκέω, ἔδοξα, δόγμα, δόκιμος, lat. *doceo* (: *decet*), aber hier erheben es eben die nebenstehenden *o*-Formen zu voller Sicherheit, daß in διδάσκω *o*-farbige Reduktionsstufe vorliegt, **did$_{o}$kskō*; nur ein solches Güntertsches *ə*, das wir nun genauer als $_{o}$ zu bestimmen in der Lage sind, ist also zwischen Mutae zu gr. α entwickelt. Daraus empfängt nun auch σκάπτω «grabe, hacke» und sein Zubehör, z. B. σκαπάνη «Hacke, Grabscheit», Licht. Diese Gruppe gehört in den weiten Bereich einer Wurzel **(s)qep-* «mit einem scharfen Werkzeug arbeiten, schneidend, scharf zuhauend, grabend, schabend, kratzend», deren Bedeutungsumfang durchaus begreiflich der noch kaum differenzierten Verwendung der primitiven Steinwerkzeuge entspricht. Man hat daneben freilich auch eine Wurzelform **sqăp-* und **sqēp-* vermutet; sieht man aber von Worten für «Stock» wie gr. σκῆπτρον, Pindars σκᾶπτον usw. ab, die gewiß nicht als «abgeschnitten» oder «abgeschabt» angeschlossen werden müssen, so läßt sich alles, was man sonst noch diesem **sqăp-* zuteilen wollte, als Reduktionsstufe von **sqep-* verstehen, wie das für lat. *cap(p)o*, *cap(p)us*, *capulare* bereits von Solmsen, Beitr. I, 211f. und Güntert, Abl. 51 geschehen ist. Daß speziell *o*-farbige Reduktionsstufe vorliegt, wird zunächst fürs Griechische dadurch an die Hand gegeben, daß hier überhaupt nur *o*-farbige Verwandte begegnen: σκόπελος «Fels, Klippe» («schneidend scharf», vgl. mhd. *hamel* «schroffe, abgebrochene Klippe, Anhöhe»), κόπτω «stoße, schlage, haue; schlachte; belästige, ermüde» mit reichem Zubehör (σκέπαρνος «Beil zum Behauen des Holzes», das die einzige *e*-stufige Form des Griechischen wäre, ist nach Niedermann, IF. 37, 149f. vielmehr aus **σκέρπανος* umgestellt); und überhaupt begegnen *e*-Formen nur im Slavischen, russ. *ščepátь* «spalten», während lett. *schk'ēps* «Speer, Spieß», *schk'ēpelis* «Splitter» zu den oben ausgeschiedenen Stocknamen gehören kann; vielleicht sind sogar die paar slavischen *e*-Formen wie russ. *ščepátь* und *ščepá* «Holzspan» erst durch Kreuzung mit letzterer Gruppe ins Leben getreten. Aber *o*-stufig sind auch im Slavischen z. B. aksl. *skopiti* «castrare», *skopьcь* «Verschnittener» (dt. *Schöps*), *kopati* «graben» u. dgl., und alle anderen Sprachen kennen nur Formen, die keinen Schluß auf eine *e*-farbige Wurzel erfordern, z. B. lit. *skapóti* «schaben, kratzen», *skópti* «mit dem Messer aushöhlen», *kapóti* «kleinhacken», alb. *kep* (zunächst aus **kap-*, das idg. **qop-* oder **q$_{o}$p-* ist; theoretisch möglich wäre natürlich auch **qap-*, **qəp-*, **q$_{e}$p-*) «behaue Steine, haue aus», npers. *kāfaδ* «gräbt, spaltet», ahd. *hammēr* «verstümmelt, ge-

brechlich», *skammēr* «kurz», *hamal* «verstümmelt», nhd. *Hammel* («*castratus») usw. Wer sich nicht durch unberechtigtes Hantieren mit Doppelansätzen von Wurzeln die richtige Erkenntnis verbauen will, kann für σκάπτω usw. nur den Schluß auf eine reduktionsstufige Grundform *$sq_{o}pi̯ó$ von unserer Wurzel *$sqop$- ziehen. Das gleiche gilt nun auch für lat. *cap(p)o*, *cap(p)us* «Kapaun» (vgl. die Bedeutung von aksl. *skopiti*, *skopьcь*, dt. *Hammel*) und *capulare* «concidere», desgleichen für *scapulae* «Schulterblatt, Schulter», da die Schulterblattknochen ein brauchbares Grabwerkzeug waren.

IV.

Daß die Hauptmasse der lange Zeit so rätselhaft gewesenen italischen und keltischen *a* in Wurzeln der *e*-Reihe auf einen Reduktionsvokal (Günterts *ə*, Hirts *ь*, *ъ*) zurückgeht, ist nach Günterts Ablautstudien (S. 46 ff.) und Hirt, IF. 37, 219 ff., Idg. Gramm. II, 80 f. nicht mehr fraglich. Der Unterschied zwischen $_{e}$ und $_{o}$, der uns hier beschäftigt, ist in diesen Sprachgebieten ebenso, wie im Falle von gr. αν, αμ, verwischt, und es erscheint gleichmäßig *a* als Vertretung. Wiederum vermögen nur das Zeugnis des Balt.-Slav., z. T. des Griech. und Aind., und allenfalls formale Erwägungen uns zu enthüllen, wo in einem Worte Günterts *ə* genauer als $_{o}$ zu bestimmen ist. Ich beschränke mich auf die Besprechung der lateinischen Fälle, die eine sichere oder wahrscheinliche Entscheidung in diesem Sinne gestatten.

arduus «hoch, steil», gall. *Arduenna silva*, air. *ard* «hoch, groß» = av. *ərəδwa-* «hoch»; $_{o}$ ist wahrscheinlich wegen der *o*-Stufe von aisl. *ǫrðugr* «steil», vgl. auch arm. *ordi* «Sohn», gr. ὀροθύνω, aksl. *rastǫ* (**orstǫ*) «wachse» und überhaupt die häufige *o*-Färbung in der Gruppe von ὄρνυμι, ὀρίνω usw.; auch an das Reimwort *$u̯_{o}rdhu̯ós$, gr. ὀρθός, ai. *ūrdhvá-ḥ* darf erinnert werden. Nicht einleuchtend sucht Hirt, Idg. Gramm. II, 26, 182 zwischen *arduus* : *ordi* : *ərəδwa-* einen Ablaut idg. *ar* : *or* : *r̥*.

calix = κύλιξ s. o.

calx «Ferse» : bulg. *kъ́lka*, lit. *kulksznìs* usw. s. o.

cap(p)o, *cap(p)us*, *capulare*, *scapulae* s. o.

Daß *carbo* «Kohle» im Vokalismus dem lit. *kuriù*, *kùrti* «heizen» entspreche, habe ich schon im LEWb. s. v. zur Erwägung gestellt; auf *kŭr-* beruht durch Ablautneubildung *kūr-* in lit. *kūrénti* «fortgesetzt heizen» und wohl auch slav. *kur-* in aksl. *kuriti sę* «rauchen», *kurenьje* «Kohlenfeuer» usw.; auf *$q_{o}r$- (freilich auch *$q_{e}r$-) kann

weiters got. *haúri* «Kohle», Pl. «Kohlenfeuer», aisl. *hyrr* «Feuer» beruhen, und auch ai. *kūḍayati* «sengt» weist mit seinem *ū* auf eine dunkle Reduktionsstufe $*q_{o}r\text{ə-}d$- oder $*q_{o}r_{e}\text{-}d$-. *e*-Formen fehlen zwar nicht: dt. *Herd*, lett. *zeri* «Glutsteine», klr. *čereń* «Boden des Back- oder Kochofens, Feuerherd» (wenn diese nicht etwa von einer Bed. «Stein, gestampfter Boden oder dgl.» ausgehen), aber zweifellos steht *carbo* seiner Bed. nach jenen reduktionsstufigen Formen weit näher. Nicht mit Sicherheit darf man sich freilich auf aksl. *krada* «πυρά, Scheiterhaufen, Holzstoß», čech. alt *krada* «ignitabulum» berufen, da diese vielleicht mit mhd. *rāz*, *rāze* «Scheiterhaufen» auf einem $*qred$- «Gebälk» beruhen, s. Berneker 605; ist es aber mit idg. *dh* anzusetzen und bei *carbo* zu belassen, so wäre $*qordhā$ (*krada*) im Lat. zugleich mit der *ōn*-Ableitung der Reduktion des Wurzelvokals verfallen, $*q_{o}rdhón$-.

cardo «Türangel, Wendepunkt», zu κόρδαξ, s. o.; wie uns die genaue Bedeutungsübereinstimmung zwischen κόρδαξ und ai. *kúrdati* eine besondere Empfehlung für ihre Gleichheit auch hinsichtlich der Ablautstufe abgab, ist auch in *cardo* der Begriff der Drehbewegung wesentlich, der auch in gr. κορδίνημα «Schwindel» wiederkehrt; das auf heller Reduktionsstufe beruhende lit. *pakìrsti*, Prät. *pakìrdo* «aus dem Schlaf auffahren» liegt in der Bed. entschieden ferner, und überhaupt sind nicht *o*-farbige Formen von unserer Wurzel nur in Worten zu finden, deren stärker abweichende Bedeutung einigen Zweifel an ihrer Zugehörigkeit offen läßt: air. *focherdaim* «werfe», mir. *ceird* «das Schreiten», kymr. *cerddaf* «wandle»; mhd. *schërzen* «fröhlich springen» stimmt zwar in der Bedeutung, kann aber nach Wilmanns, Dt. Gramm. II, 109 aus $*schern\text{-}zen$ (*skernatjan*) entstanden sein, von ahd. *scern* «Scherz».

carpisculum «Art Schuhwerk» ist freilich erst bei Vopiscus belegt und unterliegt daher dem Verdachte, aus einer anderen idg. Sprache entlehnt zu sein, die weder germanisch noch keltisch gewesen sein könnte, aber doch wohl dem italischen, keltischen, venetischen Gebiete nicht allzufern gestanden hätte. Es stimmt im Vokal genau zu air. *cairem* «Schuster» ($*kar[p]imon$-), kymr. *crydd* ($*cerydd$ aus $*kar[p]i̯os$) usw., weiters aber auch zu lit. *kùrpė*, lett. *kuŗpe*, pr. *kurpe* «Schuh», skr. *kŕplje* Pl. «alte Schuhe, Schneeschuhe» usw.; auch Trautmann setzt kelt. *ar* hier = lit. *ùr* = idg. $_{o}r̄$. Man setzt zwar wegen gr. κρηπίς, -ῖδος «Schuh; Fundament eines Baues» gewöhnlich $*qerēp$- als Basis an, so daß *carpisculum*, kelt. *kar[p]*- nach Art von *palma* : παλάμη als $*q_{e}ŕəp$- mit einzelsprachlicher Syn-

kope des ə aufgefaßt werden könnten. Aber gegen Hirt, IA. 30, 7 scheint mir aisl. *hriflingr*, ags. *hrifling* «Schuh» zu beweisen, daß eine leichte Basis **qerĕp-* vorliegt (s. o. S. 177 Anm.), und eine Ablautstufe **qₑrəp-* daher auszuschließen ist. Ob κρηπίς alte Dehnstufe der zweiten Silbe enthält (**qrēp-*) oder etwa eine mit δρωπάζω, κρώπιον ähnliche Entwicklung aus **qerₑpí-* hinter sich hat, ist für unseren Zweck ohne Belang. Jedenfalls gelangen wir für obige reduktionsstufigen Formen zu einem Ansatze **q₀r(ₑ)p-*, wobei im Balt.-Slav. der geschwundene zweite Kümmervokal noch in der Intonation nachwirkt.[1]

cartilago «Knorpel» gehört als Körperteilbenennung wohl zunächst zu aisl. *herðr* f., Pl. *herðar* «Schultern», ahd. *harti*, *herti* f. «Schulterblatt»; wer an weiterer Verwandtschaft mit lat. *crātēs* «Flechtwerk», gr. κροτώνη «Astknorren» usw., Wurzel **qer(āˣ)t-* «zusammendrehen; zusammengedreht = kompakt, massig, knorrig» festhalten will, hätte **carti-* als Reduktionsstufe *q₀rt-* zu Vollstufe **qort-* von germ. **hardi-* zu betrachten. Aber dieser Wurzelzusammenhang ist alles eher als sicher und vielleicht ist *carti-lago : harti* ein im übrigen isoliertes idg. **qarti-*. Über das in diesem Zusammenhang meist genannte russ. *kortýški*, angeblich «Schultern», s. vielmehr Berneker 671.

galla «Gallapfel» aus **g₀l-nā*, wenn (?) zu ai. *gulma-ḥ* «Geschwulst im Unterleib; Busch; Trupp Soldaten» (*u* weist auf ₀; *gulikā* «Geschwulst», das dem lat. *galla* im Suffix genauer entspräche, ist fraglicher Gewähr).

margo «Rand», got. (usw.) *marka* «Grenze», av. *marəza-* m. «Grenzgebiet» können an sich idg. **marĝ-* fortsetzen, denn wurzel-

[1] Von anderer lautlicher Grundform ist *carp-* in lat. *carpo* «pflücke ab, rupfe». Man verbindet es herkömmlich mit der Wz. **(s)qer(e)p-* «schneiden», z. B. in lit. *kerpù*, *kir̃pti* «mit der Schere schneiden», und man würde es dann wohl eher auf **qₑrpó* als auf **q₀rpó* zurückzuführen haben. Vielleicht hat man sich hier aber durch einen trügerischen Anklang täuschen lassen. Gr. καρπός «Frucht», καρπίον «Beere» mit **qerp-* «schneiden» zu verbinden als «die abgeschnittene» ist selbst für die älteste Art der Halmfruchternte nicht selbstverständlich und für Beeren und Baumfrüchte so unpassend wie möglich; und auf «Beerenfrucht», nicht «Halmfrucht» weist doch auch kymr. *cair*, Pl. *ceirion* «Beere(n)». Ich trage daher kein Bedenken, ein von **qerp-* «schneiden» verschiedenes **qarpo-* «Beere, Baumfrucht» anzusetzen und auch ags. *hærfest*, ahd. *herbist* «Herbst» als den «beerenreichsten, fruchtreichsten» aufzufassen. Auch lat. *carpere* kann sehr wohl als «abbeeren, Beeren und Früchte pflücken» ein einstiges Denominativ dieses Stammes oder allenfalls — was ich nicht vorziehe — Umbildung eines **qerpo* «schneide» darnach sein. Daß ich diesem idg. **qarpo-s* «Beere» keine «Wurzeletymologie» hinzufügen kann, beschwert mich gar nicht.

hafte Beziehung zu **merĝ-* «abstreifen, abwischen» etwa als «Rand = woran man streift, Streifen, Landstrich» ist nicht sehr verläßlich. Aber air. *mruig, bruig* (**mrogi-*) «Mark, Landstrich», kymr. korn. bret. *bro* «Bezirk», gall. *Allo-broges* u. dgl. zeigen, daß eine zweisilbige Wurzel vorliegt, die mindestens in der zweiten Silbe *o*-farbig war oder wenigstens sein konnte; und wenn auch ein Ansatz der Basis als **marog̑-* nicht streng zu widerlegen ist, so wird man sich doch lieber der Verhältnisse γοργός, ir. *garg(g)* : aksl. *groza*, βροχίς, ir. *braig* : μόροττον : urslav. **merza* erinnern und der ersten Silbe *o-* bzw. *e/o*-Vokalismus zubilligen und *margo* wie γοργός mit idg. „ ansetzen, der Reduktion des *o* von got. *marka* (und av. *marəza-*).

pars: wegen des gr. *o*-Vokalismus von πορεῖν, πέπρωται eher aus **p$_o$r(ə)-ti-* als aus **p$_e$r(ə)-ti-*.

sarcio «flicke, bessere aus, stelle wieder her», vermutlich zu ἔρκος «Gehege», ὀρκάνη «Umzäunung»; **s$_o$rki̯ō* steht wegen der balt. *i̯o*-Verben mit balt. *ur-*, *ul*-Stufe zur Erwägung, ohne daß dies gegen einen Ansatz **s$_e$rki̯ō* entschiede. Dieselbe Unsicherheit bei *rapio*, *pario*, *lapit* «dolore afficit» (wenn dies ein *i̯o*-Verbum ist).

scalpo «kratze, ritze, meißle» (*sculpo* stammt aus den Zusammensetzungen und ist nicht nach Güntert, Abl. 55, Hirt, Idg. Gramm. II, 93, 183 idg. Ablaut) gehört zwar zu einer Wurzel **sqel(e)p-* (aisl. *skjalf* «Bank»), aber die Mehrzahl der dazugehörigen Worte ist nicht *e*-farbig, vgl. ai. *kálpatē* «wird geordnet, wird zuteil», gr. σκόλοψ «Spitzpfahl», ahd. *scelifa* «häutige Schale» (Umlaut-*e*), got. usw. *halbs* «halb», eigentlich «auseinandergeschnitten», und so kommt für *scalpo* wohl eher **sq$_o$lpō* als **sq$_e$lpō* als Grundform in Betracht; für **sq$_e$lp-* könnte man sich nur auf gr. σκάλοψ «Maulwurf» berufen, doch ist seine Heranziehung unter einer Grundbedeutung «Gräber, Scharrer, Schermaus» nicht sicher und denkt man andererseits an eine Bezeichnung als «schiefäugig» (σκαλ-ηνός, ὄψ). Auch Boisacq 869 führt *scalpo* auf **sq^{o}lp-* zurück.

Ob *scando* «steige», gr. σκανδάληθρον «Stellholz in der Falle» («*losschnellend»), σκάνδαλον «Fallstrick» gegenüber ir. *scendim* «springe» (dessen *e* nicht nach R. Schmidt, IF. 1, 75 sekundär ist; mit Unrecht denken Pedersen, KG. I, 77, Reichelt, KZ. 46, 311 an idg. Ablaut *en* : *an*) idg. *sq$_e$nd-* oder *sq$_o$nd-* fortsetzen, ist nicht sicher; ai. *skándati* «schnellt» aus **sqondō* spricht zugunsten *o*-farbiger Reduktionsstufe.

Aus dem Osk. darf nun *tanginud* «sententiā» als reduktionsstufiges **t$_o$ng-* neben hochstufigem lat. *tongēre*, got. *þagkjan* gefaßt werden.

V.

Daß *o*-farbige Reduktionsstufe im Altindischen öfters in *u*-Färbung nachwirkt, dafür wurde die Mehrzahl der Belege bereits im bisherigen Verlaufe der Untersuchung zur Sprache gebracht. So haben wir das *ūr* von *kúrdati* aus der *o*-Farbe von gr. κόρδαξ erklärt und haben andererseits auch Worte angeführt, die in der Stellung hinter reinem Velar (nicht bloß Labiovelar) ein auf idg. $_{o}r$, $_{o}l$ zurückgehendes ai. $*_{\mathring{r}}$ in der mind. Weiterentwicklung zu *u* darbieten. Eine Sammlung der einschlägigen Fälle bietet Wackernagel, Ai. Gr. I, 21f., 167ff.; oben angeführt wurden schon *kuṇḍá-m*, *kuṇḍalá-m* zu κυλίνδω (S. 185); *kuṇi-ḥ*, *kúṇāra-ḥ* : κυλλός (S. 185), wozu auch *kuṇṭha-ḥ* «matt», palī «Krüppel», Dhātup. *kuṇṭhati* «ist lahm»; *kuṭi-ḥ* : κύρτος (S. 187); *kuṭila-ḥ* : κυρτός (S. 186). Weiter ist zu nennen *kuṣāku-ḥ* «brennend; Feuer, Sonne» (neben *kaṣāku-ḥ*, Petersson, KZ. 47, 278) zu lit. *kársztas* «heiß»; die Herkunft der *u*-Färbung aus $_{o}r$ wird dadurch sehr wahrscheinlich, daß auch die Wurzelform ohne auslautendes *-s-* in lit. *kuriù*, *kùrti* «heizen» und im ablautgleichen ai. *kūḍayati* «sengt« (*q_{o}rə-d-), *kuṇḍayati* «brennt» dieselbe Vokalisierung voraussetzt. *kuṭṭayati* «spaltet, zerkleinert» : ved. *kṛt-* (*kṛntáti*) «schneiden»; für alte *o*-Färbung der zugrunde liegenden Reduktionsstufe darf geltend gemacht werden, daß das Arische in dieser Sippe überhaupt nur Formen mit *k-*, keine mit *c-* zeigt: ai. *kártaṇam* «das Schneiden», *kartari-ḥ*, *kartarī* «Jagdmesser», av. *karəti-* «Messer», osset. *khärdun*, *khärdyn* «schneiden», deren *k* doch kaum nur aus *kṛntáti*, av. *kərəntaiti* verschleppt ist. Auch *kuṭhāra-ḥ* «Axt» gehört in diesen Zusammenhang oder zur gleichbedeutenden Wurzel *(s)qel-* (beide Möglichkeiten auch beim hochstufigen lat. *culter*). Wenn ferner in *uḍupa-ḥ* «Mond» aus *$_{\mathring{o}}$rtu-pa-ḥ* eigentlich «Hüter der rechten Zeit» die *u*-Färbung nicht assimilatorisch durch das *u* der zweiten Silbe bedingt ist, so ist bei diesem zu *ar- «fügen» gehörigen *$_{\mathring{o}}$rtu-ḥ* «bestimmte Zeit, Ordnung, Regel», *$_{\mathring{o}}$rtá-ḥ* «passend, recht» das mind. Hervorbrechen der dumpfen Farbe ohne weiteres im Einklang mit dem idg. *a*-Vokalismus der Wurzelvollstufe. Es wäre damit ein Fall gegeben, wo auch ohne vorhergehenden Velar als Stütze trotzdem die dumpfe Klangfarbe der Reduktionsstufe gewahrt wäre.

Nicht auf idg. $_{o}r$, $_{o}l$ schließen darf man aus einem mind. *u* = ai. $*_{\mathring{r}}$ in solchen Fällen, wo Labiovelar oder Labial vorangeht; denn ebenso wie die zweisilbigen Reduktionsgruppen $_{e}re$, $_{e}lə$ in diesem Falle nur als *ūr*, nicht als *ir* vertreten sind, ist auch bei $_{e}r$, $_{e}l$ *u*-Färbung

von vornherein zu erwarten. Wenn also auch *kuṭṭima-ḥ* «mit kleinen Steinen ausgelegt», m. «Estrich» als mind. Entwicklung für *kr̥trima-ḥ* «künstlich bereitet» in eine Wortgruppe gehört, die auch in *karóti* «macht», lit. *kuriù* «baue», ksl. *krъčijь* «Schmied» dumpfen Vokalismus ausprägt, so muß aus *kuṭṭima-ḥ* darum nicht notwendig auf $_{o}r$ geschlossen werden. Desgleichen wo Labial vorangeht, vgl. z. B. Wackernagel, Ai. Gramm. I, 21 f. über *puṇya-*, *puṭa-*, *sphuṭ-*, *muṇḍa-*, *nipuṇa-*.[1] Da das Pehlewi und die neuiranischen Sprachen hinter Labial der mind. *u*-Entwicklung entsprechende Vertretungen bieten (vgl. die Lit. bei Güntert, Abl. 94 f.; z. B. np. *pušt* «Rücken» = ai. *pr̥ṣṭhá-m*), kommt man kaum um die Annahme herum, daß die Schriftbilder ai. *r̥*, av. *ərə* eine auch in der älteren Sprache vorhandene Mehrheit von Klangfarben zusammenfassen und deren Verschiedenheit verhüllen, während diese in den jüngeren Entwicklungen sich wieder klar ausprägt. Vielleicht weist uns in Zukunft die Iranistik Beispiele auf, daß auch dort, wo mind. *u* = ai. **r̥* hinter reinem Velar eine idg. Reduktionsstufe $_{o}r$, $_{o}l$ fortsetzt, auch die jüngeren iranischen Entwicklungen mit *u*-Färbung antworten.

An der grundsätzlichen Berechtigung, indische und iranische *u*-Entwicklungen als Nachwirkung eines idg. reduzierten $_{o}$ anzusprechen, braucht es nicht irre zu machen, daß ai. *r̥* in den Prakrits teils als *u*, teils als *i*, teils als *a* entwickelt ist, ja daß oft im selben Worte innerhalb desselben Dialekts alle diese drei Entwicklungen nebeneinander herlaufen, wie die Zusammenstellungen bei Pischel, Grdr. der indo-arischen Phil. I/8, S. 48 ff. lehren. Gegenüber dieser bunten Umgestaltung des Indischen im Munde der Eingeborenen ist es ja kein Widerspruch, wenn wir für jene älteren, wenn auch schon als mind. Bestandteile des ai. Wortschatzes anzusprechenden Fälle, die uns beschäftigt haben, noch eine treuere Bewahrung altererbter Klangfarben anzunehmen uns für berechtigt halten.

So dürfen wir denn nun auch Schlüsse vom Arischen auf die idg. Färbung von Reduktionsvokalen nicht mehr scheuen; während *gulma-ḥ* (*guṇikā*?), wenn mit lat. *galla* (reiner Velar) zu vereinen, idg. **g$_{o}$l-* fortsetzt, werden wir die Gleichung *kiṇa-ḥ* «Schwiele» : lat. *callum* ds. als idg. **q$_{e}$lno-* (nicht **q$_{o}$lno-*) bestimmen. Wenn wir so einerseits lat. *ar*, *al* = mind. *u(r)-* aus idg. $_{o}r$, $_{o}l$, andererseits lat.

[1] Folgender Labial hat — als jüngere Erscheinung — in *tvaṣṭumantaḥ* : *tvaṣṭr̥mantaḥ* «von Tvaṣtar begleitet», vorhergehender *u*-Diphthong in *krōṣṭu-* für und neben *krōṣṭr̥-* «Schakal» gewirkt.

ar, *al* = mind. *i(r)* aus idg. $_{e}r$, $_{e}l$, endlich lat. *or*, *ol* = ai. $\dot{r}$ haben, muß man wohl Trautmanns Gleichsetzung seines $_{e}r$ mit dem durch lat. *or*, *ol* (ai. $\dot{r}$) vertretenen idg. Laute ablehnen und wird letzteren nach wie vor als idg. $\dot{r}$ bestimmen und für einen von den weniger geschwächten Gruppen $_{e}r$, $_{e}l$ und $_{o}r$, $_{o}l$ verschiedenen Laut halten; hier hat Güntert also richtiger gesehen, nur daß wir die neben der Schwundstufe $\dot{r}$ stehende (wohl jüngere) Reduktionsstufe, die er als gleichförmiges *ər* ansetzt, in $_{e}r$ und $_{o}r$ zerlegen.

Was die ai. *ūr* anlangt (*kúrdati*), so hat hier die durch das Nachwirken einer zweiten Wurzelsilbe bedingte Dehnung schon in ältester Zeit die volle Ausprägung der *u*-Färbung im Gefolge gehabt. Auch *ghūrṇa-h* «wankend, zuckend», *ghūrṇati* «schwankt, wankt, zuckt», die von L. Meyer, Hdb. d. gr. Et. III, 307 sehr ansprechend mit gr. χόρος «Reigen, Tanz» verknüpft werden, haben ihre *u*-Färbung hinter nicht labialisiertem Guttural einer zu χόρος in der *o*-Färbung stimmenden Grundform **gh$_{o}$rə-nó-* oder **gh$_{o}$r$_{e}$-nó-* zu verdanken (über Dehnung in einer zwei Kürzen enthaltenden zweisilbigen Basis s. o. S. 177 Anm.). Ebenso weist für ai. *kūṇáti* «zieht sich zusammen, schrumpft ein» das *o*-farbige russ. *koró-b-itь* «krümmen» (s. Persson, Beitr. 753) auf *o*-Farbe auch der Reduktionsstufe, **q$_{o}$r-nā-ti*. Desgleichen zeigt *kūṭa-m* «Horn, Kopf, Schädel», auch «Kopfstück des Hammers, Hammer» (wozu *kūṭá-h* «ungehörnt» als «eine Abnormität hinsichtlich der Hörner aufweisend» nach v. Bradke, KZ. 34, 158 f.; Uhlenbeck, Ai. Wb. 61; Petersson, Stud. zu Fortunatovs Regel 30 f.) als idg. **q$_{o}$lə-tó-* oder **q$_{o}$l$_{e}$-tó-* dieselbe *o*-Färbung, wie die hochstufigen gr. κολωνός, -ώνη «Hügel», κολοφών «Gipfel, Spitze», lat. *collis*, lit. *kálnas* «Hügel».

Daß hinter Labial (z. B. *pūrṇá-h*) und Labiovelar (z. B. *gūrta-h* «willkommen, angenehm» = lat. *grātus*, osk. *brateis*)[1] ai. *ūr*, nicht *ūr* steht, ist anerkannt, und in dieser Stellung gestattet also ai. *ūr* keinen Schluß auf *o*-farbige Reduktionsstufe $_{o}rə$, $_{o}lə$. Hinter reinem Velar ist hingegen *ūr* die normale Form der zweisilbigen Reduktionsstufe und hier berechtigt also *ūr* zum Schluß auf idg. $_{o}rə$, $_{o}lə$ (nicht $_{e}rə$, $_{e}lə$); ein offenbarer Mißgriff ist es, wenn Persson, Beitr. 753 den Spieß umdreht, *ūr* als die hinter allen Gutturalen lautgesetzliche Form und *ūr* in solcher Stellung als analogische Neuerung betrachtet. Für das

[1] TS. *-gūrya-* kann auf Vermischung der Wz. **g^{u}er-* mit **ger-* in *járati* «rauscht usw.», *gargara-h* «ein Musikinstrument», ahd. *kerran* «schreien» beruhen, oder es ist Analogiebildung.

Schwanken zwischen *ĭr* und *ūr* bei einigen Wurzeln, das Wackernagel, Ai. Gr. I, 28 bespricht, und nicht bloß bei solchen mit anlautendem Guttural, hat bereits Bloomfield, Proc. Am. Or. Soc. 1894, 156 ff. = BB. 23, 107 ff. die m. E. richtige Erklärung gegeben, daß die *ūr*-Entwicklung im Zusammenhang mit einem *u*, *v* der zweiten Silbe steht, also *-ūr-* die Schwächungsform neben einem ind. *-aru-* ist. Schon anläßlich der Besprechung von gr. πύρνος habe ich im selben Sinne wie Bloomfield ai. *cūrṇa-* : *carvati* durch die Entwicklungsreihe **$c_e$runá* — **$c_u$runá* (Assimilation) — *cūrṇá-* erklärt. Ebenso steht nach Bloomfield *tūrtá-ḥ*, *tūrṇá-ḥ* zu *taru-tē*, *taru-tár-* usw., av. *taurvaya-* in Beziehung, während *tīrṇá-ḥ*, *tīrtvá* zur *u*-losen Wurzelform von *tarī-tum*, *tarī-tar-*, *tarī-šáṇi* gehören; ai. *jūryati* «wird morsch, altert, löst sich auf», *jūrṇá-ḥ* enthalten als **$ǧ_e$ru-* das *u* von av. *zaurva-* «Alter, Altern», aber *jīryati* ds., *jīrṇá-ḥ* stellen sich zur *u*-losen Basis von *jari-man-*; *śūrtá-ḥ* «zerschmettert» (**$k̂_e$ru-tós*) zu *śarvá-ḥ* «Name eines verderbenden Gottes», av. *saurva-* «Name eines zerstörenden Dämons», hingegen *śīrṇá-ḥ*, *śīrtá-ḥ* zur *u*-losen Basis von *śari-tōḥ*, *śr̥náti*. Solche Doppelheiten gaben Anlaß zu einigen Analogiebildungen: neben *cīrṇa-ḥ*, *cīrtvā* kam auch *cūrti-ḥ*, *carcūryamāṇa-ḥ*, neben *stīrṇá-ḥ*, *stīrtvá*, *tistīrśatē* auch *tustūrśatē* auf. Auf einem *u* der Folgesilbe beruht *ūr* auch in einigen Substantiven: *dhūr-* «Teil des Joches, der Deichsel» enthält, wenn zu *dhar-* «halten», das *u* von *dharú-ṇa-ḥ* «haltend»; *cūḍā* «Schopf» aus **$q_e$rudā* über **$c_u$ruḍā*, **curdā*, vgl. gr. κόρυδος «Schopf-, Haubenlerche»; *dūrvā* «Hirsengras», zu lit. *dirvà* «Saatfeld», gr. delph. δαράτα, thess. δάρατος «Brot» (δαρϝ-), also aus **$d_e$ruu̯á* über **$d_u$ruvá* zu *dūrvā*.

Bloomfields Erklärung, die übrigens an de Saussure schon einen Vorgänger hat, wird von Persson, Beitr. 752 ff. abgelehnt, da es ihm unbegreiflich ist, daß *$_e$ru* zu *ūr* geführt haben könne. Aber nicht nur macht eine assimilierte Zwischenstufe *$_u$ru* den Vorgang durchaus leichtverständlich, sondern vor allem ist gerade *cūrṇá-ḥ* : *carvati* ein so eindeutiger Fall, daß jeder Zweifel verstummen müßte, selbst wenn man über den Weg der lautlichen Entwicklung noch im unklaren wäre. Daß *kuru-tháḥ*, *-táḥ*, *-thá* (neben *kurváḥ* aus **kuruváḥ*, was wieder *kurmáḥ* statt **kurumáḥ* nach sich zog) und eventuell *sunutháḥ*, *-táḥ* (wenn man für *-unu-* eine analoge Behandlung wie für *-uru-* vorauszusetzen berechtigt wäre) nicht gegen einen Wandel von *-uru-* zu *ūr* in isolierteren Bildungen angeführt werden können, ist bei ihrer paradigmatischen Gebundenheit an die ganze Gruppe der *neu*-Verben wie *tanómi*, *dhr̥ṣṇómi* usw. kaum eigens zu erwähnen; wir wissen zu-

dem nicht, ob in der Grundform von *cūrṇa-ḥ* usw. das *u* der ursprünglich zweiten Silbe nicht etwa selber zu einem überkurzen Vokal herabgedrückt und so besonders leicht der Absorption ausgesetzt war. Bloomfield hat der Anerkennung seiner Erklärung dadurch geschadet, daß er ai. *ūr* als Reduktionsstufe neben ai. *ari* mit dem Verhältnis *ūr* : *aru* ganz gleichsetzte. Nicht nur ist das *i* von *-ari-* idg. *ə*, sondern vor allem ist idg. *er* im Ai. vor beliebigem Vokal zu *ir* geworden (nur nach Labial und Labiovelar zu *ur*), während unser *-eru-* in der Entwicklung zu *-uru-* nur durch das folgende *u* bedingt war. Es könnte ja erwogen werden, daß ein aus *erə* zunächst entstandenes *-iri-* die Kontraktion zu *-īr-* erfahren hätte, was dann allerdings im Sinne Bloomfields eine Parallele für *ūr* aus **uru*, älter **eru-* abgäbe, aber dies ist für Fälle wie *pūrṇáḥ* ungangbar, da man dieses nicht wohl aus «Kontraktion» einer Mittelstufe **puri-ṇáh* erklären wird, und man hat sich dahin zu entscheiden, daß der mit Dehnung verbundene Schwund des *ə* in der Lautgruppe *erə*, woraus je nach der vorausgehenden Konsonanz *irə*, *urə*, noch vor der Umfärbung aller *ə* zu *i* erfolgte.

Der Alte Orient und die Indogermanen.

Von
Gunther Ipsen.

Nicht die Stufen der geistigen Entfaltung, wohl aber der zeitliche Ablauf, die räumliche Lage, die Rassenverteilung und damit ein gut Teil der Sonderfarben aller altweltlichen Kulturen sind bedingt durch einige Naturgrundlagen, die teils aus der allgemeinen Gestaltung des Lebens auf der Erde abzuleiten, teils Folgen der letzten Eiszeit sind. Die Indogermanen aber stehn dazu in einem merkwürdigen Verhältnis, weil es die allgemeine Lage völlig zu durchkreuzen scheint.

I.

Die Verteilung der Lebewesen auf der Erde ist beherrscht von dem Übergewicht der Landmassen auf der nördlichen Erdhalbkugel und dem breiten Zusammenhang der drei Kontinente Afrika, Europa und Asien. Nordamerika ist mit diesen nach zwei Richtungen hin verbunden, indem die alten Brücken von Skandinavien über Island und Grönland wie über Beringstraße und Aleuten Neufundland mit Europa, Alaska mit Ostasien verbinden. Australien und Südamerika sind daher die entlegensten Gebiete und gleichsam die beiden Enden der Welt. Hier haben sich denn auch eigenartige Pflanzen- und Tierwelten entwickelt; in Australien vor allem die Beuteltiere, in Südamerika Gürtel- und Faultiere und die Ameisenfresser, wogegen die höhern Tierformen zum großen Teil fehlen oder eigenartige Familien erzeugt haben. In dem westlichen Landgebiet, das mehr oder weniger eng zusammenhängt oder doch zusammenhing, ist dann die Ausbildung der höhern Säuger und zahlreicher Vögel vor sich gegangen.

Ist für die Tierwelt die Flächenausdehnung der weiten Landmassen entscheidend (was offenbar aus ihrer Ortsbeweglichkeit folgt), so ist die Pflanzenwelt stärker an Boden- und Luftverhältnisse gebunden. Daher durchkreuzt sich hier das «kontinentale Prinzip»

der Entwicklung und Ausbreitung mit einem zweiten, dem «Zonenprinzip». Südafrika, Vorder- nnd Hinterindien werden dadurch aus dem großen altweltlichen Zusammenhang einigermaßen gelöst.

Diesem Prinzip gemäß ist die Verbreitung des Lebens über die Erde aufzubauen nach Zonen, die sich etwa symmetrisch um den tropischen Urwaldgürtel legen. Seine Schwerpunkte sind die Stromgebiete des Orinoko und Amazonas in Südamerika, des Kongo in Afrika, die afrikanische Gold- und Loangoküste, teilweise Madagaskar, die Außenränder der vorderindischen Halbinsel und das Gangesgebiet, Hinterindien, die Sundainseln und Neuguinea. So weicht der Urwaldgürtel in der Richtung von Amerika nach Südostasien im allgemeinen aus der Äquatorebene etwas nach Norden ab.

Zu beiden Seiten schließen sich daran in allmählichem Übergang Trockengürtel wüsten- oder steppenhafter Art. Auf der Südhalbkugel wird er bezeichnet durch die ausgedehnten argentinischen Pampas, die Kalahariwüste und ihre Nachbarschaft in Afrika sowie Australien, abgesehn vom Nord- und Ostrand. In Nordamerika beginnt er im mexikanischen Hochland und erstreckt sich durch die Wüsten von Südkalifornien, Arizona und im Südwesten von Neumexiko und Texas einerseits in die hochgelegenen Steppen und Salzwüsten zwischen den beiden Hauptketten des Felsengebirges, andrerseits in die Prärien, die ungeheuren Grasfluren im Stromgebebiet des Mississippi. Die mächtigste Entfaltung aber hat der nördliche Trockengürtel in der Alten Welt gefunden; ununterbrochen streicht er vom atlantischen Ufer Westafrikas bis fast an den Stillen Ozean in der Mandschurei. Sein Schwergewicht liegt auch hier in den eigentlichen Wüsten: der Sahara, der arabisch-libyschen Wüste, den Salzwüsten im Südosten Persiens und Afghanistan, der Wüste Sind östlich des untern Indus, Teilen Ostturkestans und der Wüste Gobi. Dieses altweltliche Trockengebiet streicht deutlich von WSW nach ONO; die Abweichung aus der Äquatorebene ist noch stärker als beim Tropengürtel und hängt zusammen mit der Gestalt und Ausbildung der Kontinentalmassen, so daß sich hier das kontinentale mit dem Zonenprinzip verflicht.

Die Wüstengebiete der Alten Welt werden begleitet und verbunden durch breite Steppenzonen verschiedner Art: Die Savannen und Parklandschaften des Sudan vermitteln einen breiten Anschluß ans tropische Afrika; die subtropischen Steppen der Atlasländer, Spaniens, Syriens und Mesopotamiens schließen die mittelmeerische Senke an, die von Gibraltar zum Persischen Golf zieht; es folgen

die großenteils abflußlosen, daher salzreichen Steppen Kleinasiens, Armeniens und Irans. In den Grassteppen und Auwäldern Südrußlands, Galiziens, Rumäniens und Innerungarns züngelt das Trockengebiet weit nach Mitteleuropa vor. Die Steppenwüsten und Wüstensteppen ums Kaspimeer und den Aralsee vermitteln endlich nach den hochgelegnen Kontinentalgebieten Tibets und der Mongolei.

Nach außen zu geht die Trockenzone überall in einen gemäßigten Waldgürtel über. Auf der Südhalbkugel ist er nur schwach entwickelt, weil das Land hier nur in Spitzen und Ausläufern tief genug nach Süden reicht und die Antarktis besondere Bedingungen geschaffen hat. Am schönsten ausgebildet ist er im zusammenhängenden eurasischen Waldgebiet; scheidet man die geschichtlichen Veränderungen durch den Menschen aus, so zieht es, durch den Ural kaum unterbrochen, in einer mittleren Breite von etwa 1000 km vom Atlantischen zum Stillen Ozean. Nur der nördliche Saum des Doppelkontinents ragt über die Baumgrenze in die arktische Zone hinein.

Innerhalb des altweltlichen Trockengebiets gibt es eine ausgezeichnete Stelle: es sind die Länder, die zwischen dem Kaspimeer, dem Persischen Golf, dem Roten Meer, dem Mittel- und dem Schwarzen Meer gelegen sind. Von allen Seiten springen hier Wasserflächen tief ins Land ein und zerschneiden dessen Zusammenhang; die Senken an der Stirnseite und im Rücken des großen Faltungssystems, das quer durch Europa und Asien streicht, und der gewaltige afrikanische Grabenbruch zerklüften hier die Kontinente und geben dem Einbruch des Meeres Raum. Vorderasien und Europa werden so durch die Meeresstraße des Hellesponts und der Dardanellen getrennt; Afrika und Arabien hängen an der Straße von Sues in einer Breite von wenig über 100 km zusammen; die Kaukasusländer, Westpersien, Westarmenien sind recht schmale Landbrücken zwischen den Meeren; auf weite Strecken bilden Küsten scharfe Grenzen; Kleinasien und Arabien werden zu Halbinseln, die nur je an einer Seite mit dem Lande ziemlich schmal zusammenhängen.

Dank der Verengerung des Festlands muß jede Bewegung hier zur Schnelle und zum Wirbel werden, vor denen sie sich staut, durch die sie reißend durchzieht. Hier treffen denn auch nicht weniger als drei der großen «Ausbreitungsgebiete» zusammen, längs deren die Verbreitung der Tierarten vorzüglich statthat: das mittelländische, das von Spanien nach Kleinasien vermittelt, das iranische zwischen Mesopotamien und Indien, das arabische zwischen Innerafrika und Indien.

Die Durchdringung von Meer und Land schafft hier deutlich

umschriebne, manchmal sogar scharf begrenzte Landschaften und während sonst grenzenlose Weite über dem Trockengebiet liegt, gilt hier reiche Durchgliederung: die arabische Tafel, das Zweistromland, Iran, die Kaukasusländer, Armenien, das innere Kleinasien, Syrien sind je faßbare Besonderungen.

Zum andern ist das so umschriebene Gebiet, das eigentliche Vorderasien, der geometrische Ort dreier getrennter Landschaften mit eigner Lebewelt, die hier zusammentreffen und ineinander übergehen, ohne daß man irgendwo scharfe Grenzen angeben könnte; es sind der mittelländische, der nordafrikanische und der innerasiatische Kreis. Der mittelländische Kreis umfaßt die Küsten- und Inselgebiete des Mittelmeerbeckens. Er ist charakterisiert durch starke Besonnung, bescheidne Minima, einen milden Winter und regelmäßigen Wechsel von Regenzeiten im Winter und Trockenheit; die wenig ausgedehnten Waldungen werden vor allem von Eichen und Lorbeer gebildet, die bezeichnendste Form ist der Buschwald aus laubabwerfenden wärmeliebenden Sträuchern oder immergrünen Hartlaubgewächsen, auf höhern Lagen begegnen meist Felsenheiden. Der innerasiatische Kreis unterscheidet sich davon durch verringerten Regen und große Spannung zwischen Winterkälte und Sommerhitze; Dornsträucher und Saftpflanzen haben daher größere Bedeutung; bezeichnend sind Disteln, Zwiebelgewächse, Rutensträucher und Hochstauden. Im nordafrikanischen Kreis endlich wird der Regenfall noch etwas spärlicher, vor allem ganz unregelmäßig, Winterkälte fehlt, die ständigen Winde erhöhen die Trockenheit noch weiter, die Besonnung ist fast unbehindert. Man sieht, in welcher Richtung sich die drei Reiche besondern: die Verhältnisse im Sommer sind einander recht ähnlich, nur gradweis verschieden, indem nach O und mehr noch nach S Temperatur und Trockenheit etwas steigen. Verschieden ist der Jahresablauf: zwischen die höchsten Gegensätze gespannt und scharf periodisch im Osten, mit geringen und unregelmäßigen Schwankungen im S, während das Mittelmeergebiet darin die Mitte hält und außerdem die höchste Feuchtigkeit aufweist.

In alledem stellt Vorderasien ein Mittel dar: Arabien gehört sicher zu Nordafrika, aber auch Teile Südpersiens und Afghanistans. Der Küstensaum Kleinasiens und Nordsyriens fällt dem Mittelmeerkreise zu. Jedoch die Aufteilung des übrigen Gebietes ist ohne Willkür nicht möglich. Die kaukasische Provinz und die Gefilde am Südrand des Kaspimeeres kann man vom mittelländischen Kreis

schwer losreißen, sicher fallen sie aus dem innerasiatischen heraus. Auch das Yemen ist aus dem arabischen Gebiet abzutrennen. So ist denn Vorderasien als Reich der Vermittlung zu fassen, das mannigfache Gegensätze in sich vereint; manches vermischt, was anderwärts getrennt ist; zu deutlich charakterisiert, als daß es ein bloßer Übergang wäre; und alles in allem eine reich gegliederte Einheit, die keimhaft die Prinzipien dreier Reiche enthält, die sich im SW, W und NO besondert haben. Ist das Trockengebiet die Schwerelinie, dann, aber auch nur dann, ist Vorderasien der Nabel der Alten Welt.

II.

Die eigentlichen Kulturländer stehn nun in deutlicher Beziehung zu den Trockenzonen. Unter Kulturländern sind zu verstehn die Kreise eigenwüchsiger Vollkulturen; eigenwüchsig heißt, daß sie einem eignen Bildungsgesetze folgen (gleichgültig, ob wir dies bezeichnen können oder nicht), und Voll-(oder Hoch-)Kultur bedeutet, daß hier Kultur sich zu einem reich gegliederten System eigengesetzlicher Geistesgebiete auseinandergelegt und entfaltet hat.

Ich zähle sie rasch auf und bezeichne kurz ihre Lage:

1. Peru. Ein abflußloses Hochbecken, umsäumt von den Zügen der Haupt- und Westkordillere, erstreckt sich in einer mittleren Breite von etwa 200 km vom 12. zum 22.° s. Br. Die durchschnittliche Seehöhe dieses Beckens beträgt 2500—3000 m. Den Schwerpunkt bilden drei große, untereinander verbundene Seen, der wichtigste ist der Titicacasee im Norden. Es öffnet sich am ehsten nach S und SO in das Steppen- und Steppenwüstengebiet. Jenseits der Kordillerenketten (doch dadurch scharf geschieden) liegen die tropischen Urwälder des Amazonas und der pazifischen Küste.

2. Mexiko. Das alte Kulturland ist (abgesehn von Yucatan) ein Tafelland in einer mittlern Seehöhe von 1800—2000 m, das nur spärlich entwässert wird. Vom Meere abgedrängt durch Kettengebirge im O und W, nach S durch die bekannte Vulkankette abgeschlossen, ist es nur nach N ziemlich offen und geht hier allmählich in die Halbwüsten und Wüsten des anschließenden Nordamerika über. Auch pflanzen- und tiergeographisch gehört das Tafelland hierzu, wogegen in den Küstenländern das tropische Südamerika weit nach N vorstößt. Zahlreiche Seebecken, entstanden durch vulkanische Kräfte, beleben die Tafel, die vor allem gegen Norden reinen Steppencharakter

zeigt, während die Hänge reiche Waldbestände vor allem von Kiefern und Eichen tragen.

3. China. Der Ursprung der Gesittung, die Hauptschöpferkraft und die Führung in der Entwicklung fällt den Gebieten am Unterlauf des Hoangho und Jangtsekiang zu. Das Klima ähnelt dem unsrer westlichen Mittelmeerländer, doch ist es regenreicher und die Regenzeit fällt in den Sommer. Außerhalb der Flußgebiete subtropischer Regenwald oder immergrüne Hartlaubgebüsche. Im S und SO begrenzt durch die tropischen Wälder und Gebirgsländer, nach NW und N allmählich übergehend in Parklandschaften und Steppen.

4. Indien. Der Schwerpunkt des geschichtlichen Indien liegt im Pendschab, dem benachbarten Grenzsaum gegen Afghanistan und am Mittellauf des Ganges. Im N und W von Kettengebirgen umsäumt, grenzt es im S an die Steppen um die Wüste Sind, nach SO geht es allmählich in tropischen Urwald über.

5. Mesopotamien. Für die älteste Zeit kommen nur Mittel- und Unterlauf des Euphrat und Tigris in Betracht. Im Grasland, das von diesen bewässert wird, wurzelt die babylonische Kultur. Die Randberge Irans und die arabische Wüste begrenzen dies langgestreckte, schmale Gebiet. Nur nach N verbreitet es sich allmählich in das Hügelland der obermesopotamischen Steppe.

6. Arabien (Islam). Die eigentliche Heimat dieser Kultur läßt sich schwer angeben, da sie von ältern Kulturen vielfach beeinflußt, überdeckt und verändert entstanden ist. Offenbar wirken hier zwei Gebiete zusammen: der Küstensaum am SW-Abfall der arabischen Tafel, der im sabäischen und nabatäischen Reich ältere Kulturansätze hatte, und das syrisch-obermesopotamische Gebiet, also die einigermaßen mediterranen Randländer Arabiens. Hier zum erstenmal fällt auch dem Meere eine beträchliche Rolle zu.

7. Ägypten. Das tief eingeschnittne untre Tal des Nils, begleitet beiderseits von den Steilrändern der afrikanischen Wüste. Nach Süden begrenzt durch die Schnellen des ersten Katarakts und die Verengerung des Niltals dahinter, nach N endigend in den Sümpfen der Nilmündung. Nach Peru das am schärfsten und allseitig begrenzte Gebiet einer Kultur.

8. Ägäis. Kreta und die südlichen Inseln des Ägäischen Meeres, allmählich ausgreifend auf den Peloponnes, Mittelgriechenland, die übrigen Inseln und Teile der kleinasiatischen Westküste. Man hat die Eigenwüchsigkeit dieser Kultur zu Unrecht bezweifelt, wennschon ihr Herd klein und ihre Dauer recht beschränkt war.

9. Antike. Zwar hat sie sich in zwei großen Vorstößen allmählich durchs ganze Mittelmeergebiet und darüber hinaus ausgebreitet, doch ist auch ihre Heimat eng begrenzt: sie umfaßt den SO der griechischen Halbinsel und das Land im und um das Ägäische Meer. So deckt sich ihre Heimat fast mit dem Ausbreitungsgebiet der reifen ägäischen Kultur. Ähnlich China (durch Japan) und das Abendland (durch Amerika) hat auch die Antike sich durch eine Art «Knospung» verdoppelt und fortgesetzt.

10. Abendland. Wie seine Grenzen zu ziehn sind, darüber dürfte noch kaum Einigkeit herrschen. Daß hier die Sprachwissenschaft ganz wesentlich mitzuarbeiten berufen ist, hat W. Porzig in seinem Beitrag über die Syntax angedeutet. Ob und wieweit es möglich ist, darin eine eigentlich schöpferische Zelle enger zu bezeichnen, mag erst recht zweifelhaft scheinen. Ich sehe sie in dem alten «Lothringen» im Sinne der Karolinger, also dem Landstreifen etwa zwischen Rhein und Seine einschließlich der Provence und einiger Teile Italiens, vor allem Umbriens und Toskanas.

Ich füge zwei weitere Gebiete an, bei denen es heut noch zweifelhaft ist, ob sie als Kulturländer in unserm Sinne gelten dürfen oder ob sie bloß Bezirke deutlich aufgegipfelter Halbkulturen darstellen. Das eine davon ist weiterhin für uns besonders wichtig.

11. Atlantis (im Sinne von Frobenius). Die weiten Landstriche in der Nachbarschaft des mittleren und unteren Niger: teils wellige Savannen und Parklandschaften, teils reine Steppe, zum Teil in die Zone der tropischen Regenwälder an der Wüste vorstoßend. Soweit bisher zu sehen ist, liegt hier nahe der Küste der Schwerpunkt (Benin, Ife).

12. Alarodien (oft «Kleinasien» oder «Armenien» genannt). Auch hier handelt sich's um unerschlossene Gebiete. Ein einheitlicher Geist ist gar nicht zu verkennen; aber weder sprachlich noch geschichtlich ist die Einheit bisher recht faßlich. Es handelt sich um die Länder des innern, vor allem östlichen Kleinasiens, die zum Teil abflußlos, zum Teil vom Halys entwässert doch vom Meere durch die pontischen und taurischen Ketten abgeschlossen sind (Steppe, Grasland, Buschwald). Daran schließt sich Armenien, d. h. im wesentlichen das abflußlose Hochland um den Van-, Goktscha- und Urmiasee. Wieweit die Kaukasusländer hierher zu rechnen sind, ist eine offne Frage. Vor allem von zwei Seiten findet die geschichtliche Forschung hier Zugang: einmal vom letzten Hort der alarodischen Selbständigkeit, dem erzberühmten Urartu, das bis ins frühe

6. Jahrh. v. Chr. hinein bestand und einer der Hauptgegner des assyrischen Großreichs war (hier hat in letzter Zeit besonders Lehmann-Haupt angesetzt und gearbeitet; in den zwei Bänden seines «Armenien» findet man die Ergebnisse seiner Studienreise und alle Nachweise; auch das Corpus inscr. Chald. geht seiner Vollendung entgegen); zum andern erschließt sich jetzt seit der Aufdeckung und Entzifferung des Archivs von Boghazköj die Geschichte des Hethiterreichs, das wohl die meisten dieser Länder im zweiten vorchristlichen Jahrtausend vereinte.

All diese Kulturländer nun liegen mit einer Ausnahme auf der nördlichen Erdhälfte. Die am weitesten nach Süden vorgeschoben sind, vor allem Mexiko, Atlantis und Indien, reichen bis an den Nordrand des tropischen Waldgebiets heran. Einzig Peru bleibt auf der Südhälfte — eine Ausnahme, deren Bedingungen noch nicht zu übersehn sind. Zum Teil mag diese Nordlage darauf beruhn, daß die große Masse der zusammenhängenden Kontinente ebendahin verschoben ist — ich denke dabei nicht bloß an die Raumentwicklung (Kulturen bedürfen offenbar stets eines gewaltigen «Hinterlands», das sie speist), sondern auch an die Möglichkeit gegenseitigen Austausches und Anregung —, zum Teil aber spricht sich darin die starke Gebundenheit der Kulturen an das Zonenprinzip aus, die wir noch finden werden.

Die meisten Kulturen füllen ziemlich kleine, meist deutlich umgrenzte Gebiete aus, die nach allen Seiten abgesondert sind. Bald sind es kaum überschreitbare Gebirgsketten, bald die Wüste, manchmal das offne Meer, seltner der tropische Urwald, an denen die Kulturländer enden. Fast immer wird so ein übersichtliches Gebiet geschaffen, kaum je größer als das heutige Deutschland, manchmal auf ein Zehntel dieses Raumes beschränkt, das stets eine einheitliche Landschaftsform darstellt. Nur die jüngsten, am stärksten von außen beeinflußten Kulturen, der Islam (zum Teil) und das Abendland, fügen sich nicht in diese Bedingungen. Das Abendland nimmt auch sonst eine Sonderstellung ein und bleibt im folgenden unberücksichtigt.

Außer diesem liegen alle Kulturen im Innern oder am Rande des Trockengürtels; keine im tropischen Urwald, keine in den gemäßigten Wäldern. Der Wald ist kulturfeindlich; er lockert und zerreißt den Zusammenhang der Menschen, läßt nur schüttre Besiedlung zu, erschwert alle Verbindungen und widersetzt sich jeder Zusammenfassung in größre und straffe Einheiten. Auch hierin zeigt sich die Herrschaft des Zonenprinzips für die Lage der Kulturen,

im Unterschied zu den höhern Tieren, denen der Zusammenhang großer Landmassen wichtiger ist als die Abfolge der verschiednen Gürtel. Das «Pflanzenhafte», das man in jeder Kultur gesehn hat, gewinnt so eine neue Bedeutung, bereichert um eine Wendung: Gleich Pflanzen sind die Kulturen an einen bestimmten Boden gebunden und gedeihn bloß hier; gleich Pflanzen sind sie seßhaft. Der Boden gewinnt für sie einen neuen Sinn; nun ist er nicht mehr Raum worauf man schweifen kann, nicht Weite die man durcheilt, nicht Grund den man tritt, sondern ein heilig Keimendes, Gebärendes, das man küßt und mit dem Pflug befruchtet: Mutter Erde. Dies neue Verhältnis zur Landschaft, zur Erde zieht ungemeine Veränderungen nach sich und hebt jede Vollkultur von ihren Vorstufen ab.

Innerhalb des Trockengebiets nun liegen die Kulturen sehr charakteristisch: entweder ziehn sie längs der großen Ströme, die ihr Umland bewässern, wie Ägypten, Mesopotamien, Indien und China, so vielleicht auch Atlantis (wennschon hier alles noch ungewiß ist); oder sie haben teil an der gesammelten Feuchtigkeit großer oder zahlreicher Seen, wie Peru, Mexiko und Armenien. An deren Stelle tritt das Meer z. T. für Arabien, vollkommen für die ägäische und antike Kultur: das Land ist aufgelöst in lauter Inseln oder kleine, oft halbversenkte Landschaften, alle aber liegen zum Greifen nahe und durch ein Binnenmeer eher verbunden als getrennt. Das Gemeinsame dieser Lage ist bei allen Kulturländern außer dem Abendland also dies: daß sich eine irgendwie geschloßne Insel (inmitten) oder Halbinsel (am Rande) des Trockengürtels heraushebt, die nicht durch erhöhte Niederschläge, wohl aber durch die ständige Feuchtigkeit stehender oder fließender Gewässer zu einem natürlichen Wiesenland verwandelt wird.

Diese großen, zusammenhängenden «Wieseninseln» im Trockengürtel sind das Kernland jeder höhern Kultur. Hier sind die natürlichen Bedingungen des Acker- und Gartenbaus gegeben, hier ist die Möglichkeit großer Bevölkerungsdichte vorhanden; die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen der Vollkulturen sind da. Die Saft- und Knollenpflanzen sind in der umliegenden Steppe beheimatet. Hier sind die «Niederungen», in die sich, unbewußt fast wie strömendes Wasser, die überschüssige Bevölkerung der Steppenländer ergießt (wie wir dies am schönsten in Mesopotamien und Ägypten nachweisen können). Der Trockengürtel ist der eigentliche Menschenspeicher der Erde; unaufhörlich sickert bald, bald

bricht daraus Überschuß hervor. Das liegt zum Teil an den Bedingungen des Steppenlebens überhaupt; zum größern aber daran, daß der gesamte Trockengürtel im Quartär feuchter und kühler war und günstige Besiedlungsmöglichkeiten bot (wovon man allerwärts noch Spuren findet) und seither langsam, doch ohne Aufenthalt verwüstet. Die Wieseninseln aber bieten dem Abfluß Raum, während die beiden Waldgürtel nur schwer und zögernd durchdrungen werden. Die Verwüstung der trocknen Steppengebiete treibt in den Wieseninseln die Kulturen hoch und speist sie mit immer frischem Blut. Es handelt sich ja nicht nur ganz roh um die Verdichtung von Bevölkerung an wenigen bevorzugten Stellen, sondern auch darum, daß allseitiger Zufluß, stete Veränderung und wiederholte mannigfache Rassenmischung jene Hochspannung erzeugen und befördern, in der das Leben schöpferisch wird. Das ist die eigentliche Bedeutung des Hinterlandes.

Hält man zusammen, was sich hier als wesentlich ergeben hat für die Lage der Kulturen, mit dem, was oben sich als Vorzugstellung Vorderasiens zeigte, so muß all dies für die Entstehung höhern Lebens bedeutsam sein: hier scheint die größte Zahl günstiger Bedingungen vereint. So ist es in der Tat. In Vorderasien und seinen Randgebieten drängt sich die Heimat der Hälfte aller Kulturen zusammen; Mesopotamien, Alarodien und Arabien liegen in der Mitte, Ägypten, Ägäis, Antike und Indien schließen sich ringsherum an. Daß Ägypten sein Gesicht Vorderasien zukehrt, lehrt seine ganze Geschichte (von den ältesten Kämpfen mit den Beduinen der Sinaihalbinsel und der Gewinnung der Bergwerke dort, von der Einwanderung wenigstens eines Teils der Hebräer und der Eroberung durch die Hyksos bis zur Ausdehnung des Neuen Reichs nach Syrien); für die Vorzeit beweist dasselbe der Nachweis Ermans (Äg. Gram. [3] § 1 ff.), von der Verwandtschaft des Ägyptischen mit den semitischen Sprachen (ganz abgesehn von den vielen kanaanäischen Lehnwörtern im Ägyptischen und umgekehrt). Daß die Ägäis unter ägyptischem Einfluß steht und umgekehrt, ist sicher, wennschon sein Ausmaß — heut nur schwer abzuschätzen — nicht zu hoch angesetzt werden darf; wichtiger noch ist die nahe und ständige Beziehung zu Kleinasien, die durch die deutsche Forschung, vor allem seit P. Kretschmer gesichert ist. Von Indien ist anerkannt, daß seine Kultur von dem Pendschab in vedischer Zeit ausgegangen ist, also von NW; die Kunstgeschichte beweist dasselbe für die letzten vorchristlichen Jahrhunderte; seine ganze Lage läßt auch keine andre Möglichkeit zu. Hertel hat eben den Nach-

weis angedeutet (IF. 41, 185 ff.), daß sie sich noch weiter nach W verfolgen läßt und daß sie in frühvedischer Zeit in Arachosien wurzelte, in engster Fühlung mit den Ostiraniern. Ich komme darauf noch einmal zurück.

Hier in Vorderasien und seiner Nachbarschaft häufen sich aber nicht nur die Kulturen: hier haben sie auch das höchste Alter. Die Zeiten, wohin die ägyptische und mesopotamische Frühzeit reichen, werden von keiner andern Kultur erreicht. Auch der Ägäis und dem alarodischen Kreis kommt nur noch China ungefähr gleich.

Damit hängt endlich ein Drittes zusammen. Nur hier begegnet, soweit wir wissen, der Fall, daß Gebiete, die sich stark überschneiden und teilweis decken, mehrmals nacheinander unabhängige Kulturen getragen haben: so die Ägäis und Antike, so Islam und Mesopotamien. Mit dem Gesagten sind nun die Grundlagen wenigstens grob umrissen und flüchtig angedeutet, die das Geschick des Alten Orients ausmachen.

III.

So ist denn der altweltliche Trockengürtel der wichtigste Grund der höhern Menschheitsgeschichte (ein Gedanke, der schon in der «Geographischen Prüfung der Tatsachen über den Ursprung der Völker Europas», dem zweiten Teil der Abhandlung Ratzels über den «Ursprung und die Wanderungen der Völker» [Sitz.-Ber. Sächs. Ges. d. Wi., ph.-hist. Kl. 1900, 23—147], wiederholt anklingt). In seinen Wiesen-Inseln und -Halbinseln wurzeln die großen Kulturen; sie sind an diese Zone gebunden, die von WSW nach ONO die drei Kontinente durchquert, und bleiben ihr dauernd verhaftet (ich sehe stets dabei, wie schon betont, vom Abendlande ab).

Um so merkwürdiger nun die Lage der Indogermanen: in Island und Skandinavien reichen sie an die Grenze der arktischen Zone heran; sie füllen den Waldstreifen West- und Mitteleuropas und stoßen tief ins Waldgebiet Rußlands hinein; sie bevölkern reichlich die Hälfte des mittelländischen Reiches; sie leben da und dort zerstreut in den pontisch-innerasiatischen und den vorderasiatischen Steppen; und endlich dringen sie in Indien vor in den tropischen Regenwald. In gewaltiger Längenerstreckung durchqueren sie, in wechselnder Breite, von WNW nach OSO drei Zonen. Die schmalste Stelle liegt in Südostrußland und Vorderasien: wo die Russen von finnisch-ugrischen und mongolischen Völkern abgelöst werden und nur Osseten und Armenier eine schmale Brücke zur Ostgruppe

schlagen. Dann entfalten sie sich wieder zu mächtiger Ausdehnung; Iran und Indien halten sie noch heut und füllten seinerzeit, wie wir jetzt wissen, auch einen beträchtlichen Teil Ostturkestans. Diese Lagerung kann nicht alt sein; denn die sprachliche Gliederung in Centum- und Satemvölker fällt mit der geographischen Teilung nicht zusammen: Balto-Slaven und Albanesen schließen sich unmittelbar an die westliche Gruppe an; die Hethiter um Boghazköj und die Tocharer um Kutscha in Chines. Turkestan (deren Zugehörigkeit zur Centum-Gruppe nun endgültig feststeht, seit man bei ihnen erhaltne Labiovelare gefunden hat) vermischen sich mit dem östlichen Teil. An dem so Gegebnen müssen alle Versuche einsetzen, die Früh- und Vorgeschichte der Indogermanen aufzuhellen.

Erstens also durchqueren die Indogermanen in absonderlicher Lagerung verschiedne Zonen und Unterreiche, ohne je auch nur eines ganz zu erfüllen; und zweitens liegt ihre größte Ausbreitung an beiden Enden ihres Streifens, wogegen in der Mitte der Zusammenhang am schwächsten ist. Dies ist das Allermerkwürdigste: denn gerade hier vermitteln die weiten pontischen und kaspischen Steppen breit und ohne die geringsten Naturschranken zwischen Asien und Europa, das so nur als die größte asiatische Halbinsel erscheint. Die Geschichte scheint dies zu bestätigen; in breitem Streif zieht heut das russische Bauerntum, teils in der Steppe, zum größern Teil in gerodetem Waldland bis ins Gebiet des Baikalsees; und seit Jahrhunderten bricht Strom um Strom mongolischer Wanderscharen: Hunnen, Avaren, Bulgaren, Tartaren auf diesem Weg ins innere Europa vor. Wie ist bei dieser Lage die Ausbreitung der Indogermanen zu verstehen?

Einen entscheidenden Grund hat Ratzel gesehn (in der genannten Abhandlung 32 ff., 50 ff.): für die ältere Zeit ist Europa von Nordasien getrennt und mit Afrika und Südwestasien verbunden. Ratzel begründete diesen Satz durch Hinweis auf Verhältnisse, die im mittleren und älteren Quartär, zum Teil gar im jüngeren Tertiär herrschten. Soweit dürfen wir nun freilich nicht zurückgreifen, da selbst die Rassen des mittleren Diluviums nichts mit den heutigen Rassen, geschweige denn mit Völkergruppen oder kulturellen Verhältnissen zu tun haben. Aber auch wenn wir, wie notwendig, die Lage zur Zeit der Würmeiszeit heranziehn, bleibt Ratzels Gedanke im wesentlichen richtig: die Gletscher reichen bis an die wolhynische Sumpfschwelle und die Gegend von Moskau heran; davor ein breites, unwegsames Sumpfgebiet fast stehender Schmelzwässer; eine ganze

Reihe etwa parallel laufender, ungemein breiter Urstromtäler entwässert dieses zum Schwarzen und zum Kaspi-Meer; beide, besonders aber letztes greifen nach Norden weit über ihr heutiges Ufer aus und lassen zwischen dem Südfuß des unwegsamen Ural nur eine schmale Gasse. Wanderungen zwischen Innerasien und Europa sind so für diese Zeit in irgend nennenswertem Ausmaß unmöglich. Auch nach dem Rückgang der Gletscher verkleinert sich die Meeresfläche nur allmählich und langsam erst wird die pontische Steppe gangbar. Wer weiß, wie lange dank der Trägheit diese Straße noch kaum benützt wurde; um so mehr, da Europa bei seinem Zuwachs an Siedlungsland zunächst keinen Überschuß und die Steppenbewohner Innerasiens einen andern Abfluß, nach SO, gefunden hatten.

Die zweite Behauptung Ratzels: Europa habe breiter als heute mit Kleinasien zusammengehangen, trifft für eine Zeit, die geschichtlich überhaupt in Frage steht, allerdings nicht zu. Wohl aber hängt eine andere Gegebenheit mit der diluvialen Gestaltung Europas zusammen, die für seine ganze Geschichte und so auch für die Indogermanen grundlegend geworden ist: ich meine die Einheit des «europäischen Randes» — ein Begriff, der zu einem Eckpfeiler der europäischen Frühgeschichte und der idg. Altertumskunde werden muß. Von drei Seiten her hat sich die Forschung seinem Bestand genähert. Am weitesten ist die Vorgeschichte gelangt; C. Schuchhardt hat vor 10 Jahren Westeuropa als alten Kulturkreis erkannt (Sitz.-Ber. Preuß. Ak. Wi., phil.-hist. Kl. 1913, 734—765) und diesen Gedanken in seinem «Alteuropa» dann weiter ausgeführt. Der Mittelpunkt liegt in Frankreich und Spanien; von da aus hat er einerseits Großbritannien einbezogen, andrerseits über Italien, Sizilien, Malta in die Ägäis ausgestrahlt. Eine Reihe wichtiger Kennzeichen ist ihm gemeinsam: eine Keramik, deren Formen zwischen beutelförmigen Näpfen und geschweiften und geschnürten Bechern stehn, meist ohne Schmuck, öfter auch mit horizontaler Zoneneinteilung und Mattenmustern («Beutelstil»); der steinerne Rund- und Ovalbau mit falschem Gewölb aus überkragenden Schichten; charakteristische steinerne Grabbauten, die von Schuchhardt wohl richtig als «künstliche» und «überkünstliche» Höhlen gedeutet werden, dazu Steinkreise, Steinreihen und Steinpfeiler; die Hockerbestattung und mehre Waffen und Geräte. Eine ganze Reihe dieser Sonderheiten scheint unmittelbar aus dem jüngern Paläolithikum Westeuropas geerbt und beweist damit, daß dieser Kulturkreis seine Eigenart und Ausdehnung der europäischen Lage der Würmeiszeit verdankt, als die

skandinavische und alpine Vergletscherung Mitteleuropa teils unbewohnbar, teils unwirtlich machte, und vom Osten abschloß.

Eine schwierige Teilfrage ist das Verhältnis der Ägäis zu diesem Kreis. Hier geht die Forschung merkwürdig auseinander: die deutsche hat den Zusammenhang des Etruskischen mit ägäischen Sprachresten (Lemnosinschrift, Ortsnamen) und den westkleinasiatischen Sprachen nachgewiesen (Pauli, Kretschmer, Herbig) und blickt darum dorthin. Die Archäologie ist freilich noch wenig gefolgt. Die romanische Forschung, geführt von Sergi (Ursprg. u. Verbreitg. d. mittelländ. Stammes), Mosso (Civilisazione mediterranea), Meillet (M. S. L. XV, 161 ff. und Gesch. des Griech. 65 ff.) und Cuny (Rev. Et. Anc. 12, 154 ff. u. ö.) sieht dagegen mehr nach Westen und auf die mittelmeerischen Zusammenhänge, worin sie sich mit C. Schuchhardt trifft. Der schwache Punkt in seinen Beweisgängen ist die zeitliche Unsicherheit der vermittelnden maltesischen Funde und der Umstand, daß er die Vieldeutigkeit der ägäischen Ornamentik übersieht. Hier ist das meiste also noch zu klären.

Eine sprachliche Einheit des europäischen Randes nachzuweisen, ist bisher nicht gelungen. Man dachte dabei stets an einen Zusammenhang mit den alarodischen Sprachen: so, nach ältern Versuchen Wincklers und seiner Schule, Braun, Marr (s. deren «Japhetitische Studien») und Oštir (Beiträge zur alarod. Sprwi.). Sicher ist nur die Einheit der «ägäischen Sprachen» (dieser Name empfiehlt sich fürs Etruskische, Lemnische und die kleinasiatischen Überreste mehr als der übliche «kleinasiatisch». Jedenfalls bilden die genannten eine zusammengehörige Gruppe, auch wenn sich eines Tags eine fernere Beziehung zu andern alten Sprachen Vorderasiens, Westeuropas oder zu den Kaukasusdialekten ergeben sollte).

Wichtiger noch als diese Einzelfragen, wichtiger auch als das Aufspüren gemeinsamer Einzelheiten innerhalb Randeuropas ist der Nachweis seiner geistigen Einheit. Drei große Fragenkreise sind hier zunächst zu untersuchen: erstens der Totenkult. Auszugehen ist dabei von der Bestattung: der Hocker drückt ein bestimmtes Verhältnis zum Tode aus: der Tod ein Schreckhaft-Gefährliches, wovor man sich ängstlich zusammenkauert — nicht der gliederlösende Schlaf Homers; der Beginn gefahrvoller Spuk-Begegnungen und Spuk-Daseins, die überstanden oder gebannt sein müssen — nicht die reinigende Verwandlung des Flammentodes. Dazu die Leichenfeiern, Gräbersorge und Totenfeste; einigen Anhalt gibt auch hierfür noch die Vorgeschichte. Das muß ergänzt werden durch die Nachrichten

über Pikten, Ligurer und Iberer, die etruskischen Grabfunde, die Spiegelungen im frühen Griechentum (Malten hat hier einen schönen Anfang gemacht, Ath. Mitt. 1913) und in den irischen Sagen. Dann die Anzeichen mutterrechtlicher Gesellschaftsformen, die wir bei all diesen Völkern finden (worüber seit Bachofens Entdeckungen niemand mehr wesentlich weitergearbeitet hat) und endlich die ebensoweit verbreiteten männerbündlerischen Ordnungen. Diese Dreiheit: Totenkult, Mutterrecht und Männerbund bindet — so viel darf man jetzt schon sagen — den europäischen Rand zur Einheit auch geistig zusammen und hebt ihn scharf von allem Indogermanischen ab.

Das Erstaunlichste ist, daß sich für diesen wichtigsten Kreis unindogermanischer Halb- und Frühkultur Europas auch eine gemeinsame Artikulationsbasis nachweisen läßt. Den Sprachen dieses Gebietes, gleichgültig welcher Herkunft und Verwandtschaft sie seien, wohnt nämlich die Neigung inne, bei der Aussprache des tonlosen Labials den Verschluß zu lockern und ihn endlich ganz zu lösen; dies trifft vor allem den Wortanlaut. Ich führe die Belege rasch an:

1. Armenisch: anl. $*p > *f > h$ (manchmal weiter zu y oder Schwund), inl. zu y.

2. Lydisch: kennt kein p; lyd. *śfard* geben die Aramäer mit *Sĕfārad*, die Perser mit *Iśparda*, die Griechen als Σάρδις wieder; Wechsel von lyd. *feñsuibid*, *ẽnsuibid* und *feñsuifid* offenbar ohne Unterschiede der Bedeutung (Littmanns Vermutung Lyd. inscr. I, 44 wird durch No. 26, 3 f. widerlegt); lyd. *8* als Zeichen für *f* ist aus altgriech. *Heta* entstanden.

3. Etruskisch: unmittelbar nachweisbar an Doppelschreibungen wie *Fercle : Hercle* (Pauli, Altital. Fo. III, 113 ff.); nur aus einer ganz schwachen, fast bloß gehauchten Artikulation des *f* erklärt sich die Entwicklung von $8 = f$ aus dem *h* der alten Schreibung *FH* (darüber zuletzt Hammarström Acta Soc. Fenn. 49, 2 und Ed. Hermanns Besprechung Berl. phil. Wo. 40, 1067 ff.; dazu noch Herbig OLZ. 1921, 318).

4. Lateinisch: dialektischer Wechsel von *f* und *h* (Sommer, Hdb.[2] 195 f.) vorwiegend in Wörtern des Ackerbaus und einigen kultischen Ausdrücken. Bei diesen, wie *fariolus*, *hostis* (das *hostia* und *hostire* neben sich hat), *fel*, vielleicht auch *faux* könnte man an unmittelbaren etruskischen Einfluß denken. Ferner nennt Varro bei Velius Longus De orthogr. VII, 69 das *h* eine vicina aspiratio des *f*. Bestätigt wird dies dadurch, daß in zahlreichen lat.-altdeutschen Glossen und germ. Lehnwörtern im Afrz. das germ. *hr* und *hl*, die dem Roman. fremd waren, mit *fl* und *fr* wiedergegeben werden.

5. Iberisch: dieses kennt in einheimischen Wörtern kein *v*, *f* und *p* (Thurneysen, Rom. Sprw. [2] 217; Schuchardt, Z. f. rom. Ph. XI, 509; Brüch, KZ. 46, 364f.).

6. und 7. Spanisch und Gascognisch: fast allgemein wird hier, etwa im 6. Jahrh. n. Chr. *f* zu *h* (Thurneysen, Rom. Sprw. [2] 217 f.).

8. Keltisch: idg. **p* schwindet.

Diese Liste ist so reich, der räumliche Zusammenhang der Sprachen in den mittelmeerischen und atlantischen Ländern so ununterbrochen, daß ein zufälliges Zusammentreffen ausgeschlossen ist. Natürlich aber handelt es sich auch nicht um gemeinsamen Lautwandel: die Sprachen sind nie unmittelbar verwandt, die Zeiten liegen weit auseinander, die Vorgänge selbst unterscheiden sich im einzelnen mannigfach. Sondern wir haben an einen gemeinsamen Grundstock der Bevölkerung zu denken, deren Artikulationsbasis ähnlich war und die stets über kurz oder lang den fremdartigen stimmlosen Labial verhauchte, so oft er durch Einwanderung Andersprachiger oder andere Vorgänge eindrang. Es handelt sich also wohl um einen jener häufigen doch geheimnisvollen Vorgänge, wonach die eingeborne Rasse nach längerer Latenzzeit ihre Art immer wieder durchsetzt. Ob und wann ein wirklich sprachlicher Zusammenhang des europäischen Randes bestand, bleibt dabei völlig dahingestellt.

Dies Randeuropa also, bestehend aus dem alten Westeuropa und dem ägäischen Sprachgebiet, stellt die älteste europäische Gesittung dar. Sie ist unindogermanisch. Beziehungen zu Nordafrika sind höchstwahrscheinlich: es gibt sehr alte Berührungen mit Ägypten, einen Zusammenhang Westeuropas mit den Atlasländern hat zuletzt Schulten (Numantia I) nachzuweisen versucht. Beziehungen zu Vorderasien sind ungewiß. Als die Indogermanen in die Halbinseln und Inseln Randeuropas vordrangen, fanden sie überall fremde Völker von ausgeprägter Eigenart vor. Sicher auch unterschieden sich diese damals beträchtlich voneinander. Aber gewisse Grundzüge ihres Gewerbes, ihrer Gesellschaft, ihrer Religion waren allen gemeinsam. Den Indogermanen gegenüber bildeten sie doch eine Einheit. Entstehung der Kelten, der Italiker, der Griechen: das heißt nach Zeit und Ort der Einwanderung indogermanischer Stämme in diese fremde Welt, nach ihrer Auseinandersetzung mit den Eingebornen, nach Überschichtung, Zurückdämmung und Verschmelzung, nach gegenseitiger Veränderung und Anverwandlung fragen. Zuvor aber harrt die Eigenart Randeuropas ihrer Erschließung; noch ahnen wir sie nur. Den Anschluß an die geschichtliche Zeit bilden die Ligurer-

und Ibererfrage, jene von Arbois de Jubainville (Les prem. hab. [2]), diese von Schuchardt (Sitz.-Ber. Wiener Ak., ph.-hist. Kl. 1907. 2; Mitt. Anthr. Ges. Wien 45, 109 ff. u. ö.) bisher am meisten gefördert.

IV.

Die alte Abschnürung Europas von Innerasien und die Gesittung Randeuropas sind so die entscheidenden Gegebenheiten der europäischen Frühgeschichte. Aber die eigentümliche Querlage der Indogermanen und ihren zweiten Schwerpunkt in Asien machen sie allein noch nicht verständlich; sie erklären bloß die europäische Ausdehnung und das Fehlen alter Beziehungen nach Nord- und Innerasien. Hier tritt ein neues Moment entscheidend ein, der Bestand des «eurasischen Gleises».

Damit ist folgendes gemeint. Durch den eurasischen Kontinent zieht ein mächtiger Strich junger Faltengebirge, im allgemeinen von West nach Ost langstreichend. In den Ketten rings um das Becken des westlichen Mittelmeers leiert er sich spiralig an; in den Alpen flicht er sich zu einem breiten Streif zusammen, bis er sich in den Ostalpen endgültig in zwei Strähne teilt; nach Nord weit ausgeschwungen läuft der eine in Schlangenwindung durch Osteuropa: Karpathen, Balkan und zwieselt sich in Krimgebirg und Kaukasus wie in die pontischen Ketten, das Schwarze Meer von Nord und Süd umfangend; nach Süden holt der andre aus, umbaucht das ägäische Einbruchsbecken und wendet sich in kleinen Sichelschwüngen nach Armenien: dinarisches System, Kreta, Rhodos, lykische Berge und Taurus. Dann gehn beide Strähne wieder weiter auseinander; der eine schießt mächtig nach SO vor: die iranischen Randberge und schürzt sich scharf nach N wie aufgenommner Faltenwurf in den afghanisch-indischen Grenzketten; der andre streicht straff verhalten in leichtem Doppelschwung um den Süden des Kaspimeeres und der Aralsteppen. Im sogenannten Hochland von Pamir knoten sich beide zum erstenmal seit den Alpen zusammen, wie schwere Kranzgirlanden, die an einem Haken hängen: Kette drängt sich an Kette, als böte die Erde nicht Raums genug; grabenförmige Täler steigen hoch an; von allen Seiten enden Landschaften wie Säcke in diesen Knoten: Arachosien, Baktrien, Fergana, Tarimbecken; in die Zwickel stößt Indien und die Aralsteppe vor. Dann aber trennen sich die Stränge entgültig und ziehn gewaltig ausholend im Schwung des Himalaya und Tienschan weiter denn je auseinander.

Der Doppelzug also von den Ostalpen bis Pamir ist das eurasische Gleise; mächtige Ketten, kaum je unterbrochen, auf weite Strecken nach außen ins Meer abstürzend, bilden die schwer überschreitbaren Schienen. Zwischen ihnen streichen entweder Längsketten oder sind Ebnen eingeschlossen, tiefliegend Ungarn, die anderen hochgehoben; oft abflußlos oder an wenigen Stellen in engen Durchbruchstälern nach außen entwässert. Das Eiserne Tor, die Kilikischen, Kaukasischen und Kaspischen «Pässe» bezeichnen solche Durchbrüche. Aber selbst wo ein solcher Eingang durch die Ränder gewonnen ist, bleibt eine Durchquerung ungemein schwierig, weil die Binnenketten jede Bewegung mit Gewalt in die Längsrichtung von WNW nach OSO abbiegen. Im Meder- und Perserreich, im Staate Alexanders und der Sassaniden hat das eurasische Gleise denn auch staatenbildende Kraft bewiesen. Mesopotamien liegt außerhalb; aber es fällt wie ein schönes Weib dem Herrscher der Berglande als leichte Beute und Prunkstück zu.

Drei ausgezeichnete Stellen weist das eurasische Gleise auf; den Eingang am Osten der Alpen, den armenischen Sattel und den Pamirknoten. Den Eingang im Osten vermittelt der «Donaustrich»; dies ist die eigentliche Bedeutung des Donaulaufs, der so eigenartig Europa schräg durchquert. In der Randsenke, wo sich die Alpen am Fuß des böhmischen und Schwarzwaldmassivs stauen, entspringt sie; durch die Doubs-Senke, den oberrheinischen Graben und die Mainspalte schließt sie an Westeuropa einigermaßen an; durch Böhmen und die mährische Senke vermittelt sie mit Nordeuropa und führt dann unabwendbar zwischen Dalmatien und Rumänien aufs eurasische Gleise; von hier an gibt's kein Ausbrechen mehr. Das schönste Beispiel dafür ist die gallische Wanderung: gegen Ende des 6. Jahrh. v. Chr. brechen aus Ostfrankreich die Gallier vor (die Vorgeschichte hat die heimische Überlieferung, die Livius berichtet, voll bestätigt); sie gewinnen die Becken Südwestddeutschlands, stoßen im 4. Jahrh. donauabwärts nach Böhmen und Ungarn vor, stauen sich vor dem Balkan etwa 100 Jahre lang und ergießen sich dann nach Griechenland und Kleinasien, wo sie tief im Innern Lykaoniens fest verwurzeln und ein halbes Jahrtausend fortbestehn.

Armenien ist ein gewisser Haltepunkt im Zug des eurasischen Gleises. Hier schließen sich die beiden Strähne näher als sonst zusammen; entsprechend drängen sich die Ketten zum Bergland und lassen die mittlere Seehöhe steigen. Auf der Höhe bilden sich einige große «Paß-Seen», in denen sich die Wasser der abflußlosen Gebiete sammeln. Dies Gebiet, einschließlich des benachbarten

Kleinasiens, ist denn auch, wie wir sahen, die Heimat einer eigenen Kultur. Zu voller Entfaltung scheint sie nie gekommen zu sein; wohl aber hält sich hier durch alle Jahrtausende ein rassenhafter Grundstock, die armenoide Rasse Luschans (worüber man in seinen «Rassen und Völkern der Erde» jetzt am bequemsten Aufschluß findet), die wesentlich der Träger dieses Geistes ist; ausgezeichnet scheint dieser Kreis durch seine Meisterschaft in Metallgewinnung und Metallbereitung, den alten Steinbau und durch die beherrschende Rolle, die hier den orgiastischen Kulten zukommt — aber Näheres läßt sich kaum schon sagen.

Dies Alarodien nun ist das Gebiet, wo sich die Indogermanen mit dem Zug des altweltlichen Trockengürtels und den orientalischen Kulturen kreuzen. Illyrier, Griechen, Thraker sitzen angereiht an den Donaustrich: Phryger und Armenier setzen die Reihe durch Kleinasien fort; die Arier folgen jenseits: sie alle haben ihren Schwerpunkt innerhalb des eurasischen Gleises beiderseits Alarodiens. Daß dies aber ursprünglich unindogermanisch ist, beweist der erste Eindruck; die aufgefundnen alten Sprachen: chaldisch (in den Vaninschriften des 8. und 7. vorchristlichen Jahrhunderts), mitanni (außer vielen Eigennamen in den Amarnabriefen), churrisch und proto-chattisch (auf den Boghazköj-Tafeln) tun ein übriges. So dürfte sich zweierlei erklären: daß hier der schwächste Zusammenhang der Indogermanen ist, weil sich das eurasische Gleise da verschmälert und weil die Indogermanen sich gegen eine festgefügte fremdartige Bevölkerung, gegen eine sehr bestimmte andersartige Gesittung auf die Dauer nicht durchzusetzen vermochten: hier sind die Hethiter, die Phryger, die Galater untergegangen, hier vermochten die Griechen nie recht Fuß zu fassen, hier kämpft der letzte Rest der Armenier im unzugänglichsten Landesteil seit Jahrhunderten den Todeskampf. Zum andern aber mag der ständige Zu- und Durchstrom indogermanischer Völker die Ausgestaltung und Vollendung einer bodenständigen Kultur immer und immer verhindert haben — so ist der «armenische Sattel» ein Schicksalswinkel der Alten Welt.

Das Frühste, was wir von Alarodien wissen, ist dies, daß wohl kurz vor 2700 v. Chr. die Babylonier in Kappadokien eine Kolonie gegründet haben, auf einem Hügel, der heut Kültepe heißt (Weidner, Bogh. St. 6); seither steht Alarodien unter mesopotamischem Einfluß. Von hier übernimmt es die Schrift; die bodenständigen Bildzeichen, die im hethitischen Großreich aufzukommen scheinen, vermögen sich auf die Dauer nicht dagegen durchzusetzen. Der Stil der hethitischen

Gesetze, die Formen der hohen Prosa zeigen sich vielfach von Babylon abhängig; die älteste Kunst lebt zum guten Teil von mesopotamischen Typen. Daneben ist die Eigenart der Landschaft schwer faßlich; aber sie ist da, schon auf den ältesten Stelen und Siegeln. Ja, sie dringt nach Obermesopotamien vor: Assyrien erweist sich mehr und mehr als Kreuzung babylonischer Formen und alarodischer Art. Mitten in dieser fremden Welt erscheint höchst überraschend das erste indogermanische Volk, die Hethiter; wir kennen die Sprache aus Tafeln des 15.—13. Jahrhunderts — ihr Bau ist stark angefressen, der Wortschatz zum größten Teil fremd, der Formbestand beträchtlich zersetzt, doch deutlich indogermanisch, die Syntax (bisher wenig untersucht) offenbar am besten erhalten, der Lautbestand und einiges andre westindogermanisch. Daneben eine zweite, verwandte Sprache oder Mundart, das Luvische. Seit dem 16. Jahrhundert errichten sie ein Großreich, das von Boghazköj aus über Kleinasien (auch über den Westen?) herrscht, nach Armenien ausgreift, gegen das Schwarze Meer vorstößt und sich nach Süden den Ausgang nach Kilikien und Nordsyrien erzwingt, endlich auch das obermesopotamische Mitannireich in seinen Machtkreis einbezieht. Daß sein plötzlicher Zusammenbruch um 1200 mit der Einwanderung der Phryger und Armenier aus dem Westen zusammenhängt, hat man schon immer vermutet. Hierfür gibt die gewaltsame Zerstörung der 6. Burg von Troja durch Stämme, die aus Thrakien stammen (wie die Buckelkeramik von Troja VII beweist), einen guten Zeitansatz, ziemlich genau um 1300 v. Chr. Schwieriger ist die Frage, seit wann Hethiter in Kappadokien sitzen. Ob die «Chatti», die um 2000 v. Chr. nach Mesopotamien vorprellen, idg. Hethiter waren, ist darum nicht sicher, weil jener Name ursprünglich einem eingesessnen Volke zukommt. Aber daß die Hethiter im Archiv von Ganiš — so hieß Kültepe — nicht vorkommen, spricht stark dafür, daß sie vor 2000 in Kappadokien keine Rolle spielten: denn die Hauptmasse dieser Tafeln fällt in die Zeit von 2300—2000 v. Chr.

Beginnt sich so die Geschichte Kleinasiens im 2. Jahrtausend zu lichten, so bleiben die folgenden Jahrhunderte dunkel. Sicher ist die Einwanderung thrakischer Stämme im 13. Jahrh.: sicher auch, daß sie sich ganz allmählich nach Osten vorgeschoben haben, am weitesten die Armenier, danach die Phryger. Diese Bewegung dauert viele Jahrhunderte lang; gleichzeitig beginnt die Verschmelzung mit den Eingebornen und die Veränderung der Sprachen; am weitesten scheint sie bei den Mysern fortgeschritten. Aber wie steht es mit

den idg. Einsprengseln im Lydischen und Lykischen? Sind sie letzterhaltne Reste oder aufgenommenes Fremdgut? Wenn dies: aus welchen idg. Sprachen stammt es? Fürs Lykische läßt sich noch gar nichts sagen, da Ungnads Vermutung (Z. Ass. N. F. I, 1 ff.), die Lyker seien die Nachkommen der Luvier, recht unwahrscheinlich ist. Erstens widerspricht dem die Überlieferung, wonach die Lyker über See eingewandert seien — wofür auch andre Erwägungen sprechen. Und zweitens müßte danach der Name griechische Lehnübersetzung sein: er taucht aber schon im 14. Jahrh. — vor den Aqaivascha! — auf Hieroglyphentexten auf. Daß das Lydische eine alte ägäische Sprache sei, darf nach seiner Verwandtschaft mit dem Etruskischen (Littmann, Lyd. inscr. I, 80 f.) wohl behauptet werden. Indogermanisch Anmutendes hat Littmann (a. a. O. 78 f.; vgl. auch Thurneysen KZ. 50, 35 ff.) zusammengestellt. Ausscheiden muß aus seiner Liste *-k* «und»; denn idg. *-*qu̯e* müßte wohl entsprechend *his* = **qu̯is* vertreten sein; lyd. *-k* ist also die unbetonte, enklitische Form der Partikel *-ah* und so mit etrusk. *-c* zu vergleichen. Dagegen dürften heranzuziehen sein *Tavś-* gleich **Di̯eu̯s* (a. a. O. 13 f.), *ẽ(n)tośrs* «innerhalb?, drinnen» in der Inschrift L. 11, 3, *ni-* «nicht» in *nik . . . nik* «weder . . . noch» und *kud* «was» verallgemeinernd (Lidzbarski, Z. Ass. 31, 125 f.), *hańmńnń* und *hańmńad* 'namens' und *-mń* 'ihn'. Ferner aus Littmanns Zusammenstellung *śuńoś* «Sohn», *his*, *hid* «irgendwer»[1]; *eś(ś)* und *est* «dieser» (dessen Vergleich mit *iste*, *istud* sehr fragwürdig ist), endlich als wichtigstes die Nominalendungen Nom. Sg. *-ś*, *-d*, *-ń* (?), die Verbalformen 3. Sg. *-(i)d* und *-(i)t*, 3. Pl. *-(ĩ)nt*. Diese wenigen Anhalte lehren nur so viel, daß ans Griechische als ihre Herkunft nicht gedacht werden darf. Daß die Vertretungen des Labiovelars in *his*, *hid* gegenüber *kud* für den Einfluß einer Centum-Sprache sprächen, sei wenigstens angemerkt. Die nominale Pluralbildung auf *-k* und *-ć*, die das Lyd. mit dem Armenischen teilt (Littmann 79), ist für dieses wichtiger als für jenes: denn hierdurch wird bewiesen, daß das Armenische durchs Lyd. oder eine

[1] Trotz Herbigs kaukasischer Parallele Idg. Jb. VIII, 14 f. halte ich den Vergleich mit **qu̯is *qu̯id* für sehr viel wahrscheinlicher als den mit dem doch stark abweichenden kaukas. *his*, *hit*, *hil* usw. Mehr als Wahrscheinlichkeit ist freilich nicht zu erzielen. Gezwungen wäre auch eine Deutung der Nominalnominative als Analogiebildungen nach *his* und *hid*; die betreffenden Nomina haben nichts zu tun mit Nähe und Ferne der Sprechenden. Herbig gibt übrigens beides nicht als seine Meinung, sondern als Mahnung zur Vorsicht und im Kampf gegen die Versuche, das Lyd. zu einer idg. Sprache zu stempeln; in beidem stimme ich mit ihm ganz überein.

verwandte Sprache beeinflußt worden ist. Weiterführen könnte folgendes: daß im Lyd. das «*u*» als *ü* gesprochen wurde, hat schon Herbig auf Grund der Glosse Βρίγες · Φρύγες und der Schreibung Artimuš gleich Ἄρτεμις vermutet (bei Littmann 11); Littmann hat dann noch auf den Schreibwechsel von *buk* und *bik* hingewiesen (a. a. O. 50); dazu kommt viertens Bilabels Gleichung Tivdalis zu Θύιος (Z. Ass. 33, 151 f.). Denselben Lautwert aber scheint das hethitische *u* gehabt zu haben; eine ausführliche Darlegung ist hier unmöglich, so deute ich bloß einiges an: im Plural des Relativpronomens *kuiēš* erscheint als Gleitlaut zwischen *u* und *ē* ein *i*; als Gleitlaut scheinen zu wechseln *i* und *u*, so in *ḫūiir* : *ḫūuāiš* und den verschiednen Schreibungen des Luvischen (Bogh. St. 4, 55[1]); silbisches *i* und *u* wechseln miteinander z. B. in *ku-un* : *ku-in*, *kušḫaḫat* : *kišḫaḫat*, *Marušta* : *Marišta*. Bestätigt sich dies, so beweist es zusammen mit den Bemerkungen über die Vertretung der Labiovelare eine nähere Berührung mit dem Hethitischen.

So viel über die Indogermanen in Kleinasien. Unmittelbar daran schließen sich die Arier. Daß diese sich ebenfalls innerhalb des eurasischen Gleises bewegen und nur so gefaßt werden können, dafür zunächst folgender Hinweis: die assyrische Herrschaft in ihrer weitesten Ausdehnung reicht bis Kypros und Kilikien; am Taurus findet sie ihre Grenze. Und des Reichs von Urartu (Van) sind die Assyrer nie recht Herr geworden; auf weiten Umwegen und beschwerlichen Märschen kämpfen sie sich gegen Urmia- und Vansee vor, aber alle Augenblickserfolge bleiben unwirksam, weil die Berge das Land schützen. Dagegen erscheinen die Meder, kaum daß sie das Großreich gegründet haben, am Halys und erobern den Westen Kleinasiens: so sehr zwingt die Landschaft alles Menschenwerk in vorgegebne Räume. Überzeugend hat die Archäologie diesen Zusammenhang erwiesen (Herzfeld, zusammenfassend im Islam XI, 127—137): die medische und persische Kunst hat einiges wenige von Babylon übernommen, mehres von Assyrien gelernt, das meiste aber ist ihr gemein mit Urartu und den kleinasiatischen Ländern, mit Pontus, Paphlagonien, Phrygien, Lydien: der Felsenbau wie Grabanlagen, die hoch in Felswände eingearbeitet sind, Steintreppen auf Berghöhen und Schachtanlagen; das Mauerwerk aus gleichmäßig behaunen großen Quadern; der Mauerbau aus Lehmziegeln oder Bruchstein auf Quadernunterbau oder mit Fachwerk; Bauformen, die aus dem Holzbau stammen, vor allem Säulen und Profile; endlich die Hausform, oblonge Giebelhäuser mit Vorhalle und antenartigen

Abschlüssen, dazwischen meist Säulen — sie hat sich in Iran bis heute erhalten (Herzfeld a. a. O. 156 f.). Die beiden letzten Leitformen begegnen zuerst in der 2. Stadt von Troja. Am wichtigsten ist die Hausform: denn sie ist im wesentlichen gleich dem griechischen Tempel, dem mykenischen Megaron (Mykenae, Tiryns, Koraku bei Korinth, Phylakopi III auf Melos, das kleine Megaron auf dem Schutt des Palastes von Knosos, Troja VI), sie begegnet vorher schon auf Burgen Thessaliens und Serbiens aus dem Ende der jüngeren Steinzeit und an den Häusern aus der frühen Bronzezeit von Buch bei Potsdam; hier hat sie sich dann durch alle Zeiten gehalten und lebt fort im niedersächsischen und (wie Herzfeld mitteilt) litauischen Bauernhaus: das gibt einen Zusammenhang, der von Norddeutschland bis Elam reicht. Alles mitsammen aber beweist am schönsten die Einheit der Länder beiderseits des armenischen Sattels und gibt den einen Ansatz zur Aufhellung der arischen Frühgeschichte und ihres Zusammenhangs mit den übrigen Indogermanen. Den zweiten Grund legen die arischen Wörter und Namen, die auf assyrischen Königsinschriften, in Babylon und den Amarnabriefen, auf dem Boghazköj-Tafeln vom 7. bis 14. Jahrh. v. Chr. erscheinen. Die meisten hat Ed. Meyer zusammengestellt (KZ. 42, 1 ff.), über die hethitisch überlieferten haben Hrozny (Bogh. St. 3, XI f.), Jensen (Sitz.-Ber. Pr. Ak. Wi., phil.-hist. Kl. 1919, 367 ff.), Forrer (ebda. 1030 und ZDMG. 76, 174 ff.) und Sommer (Bogh. St. 4, 2 ff.) gehandelt. Aber es fehlt eine durchgreifende, zunächst rein sprachliche Behandlung und Auswertung aller Namen und Wörter. Darauf ließe sich dann weiterbauen und die Richtung feststellen, in der die Völker- und Kulturbewegungen gehn, sowie Ort und Zeit der Trennung und Gliederung der Arier.

Die Beantwortung dieser Frage ist unlöslich gebunden an die weitre nach den Auswirkungen des «Pamirknotens» auf die Geschichte der Indogermanen. Hier schließt sich das eurasische Gleise zu einer Enge zusammen; jede Bewegung, woher sie auch kommen mag, muß sich davor stauen; ist sie zu stark, als daß der beschränkte Durchzug ihr genügte, wird sie über die Schienen schlagen und nach rechts und links ausweichen: in die Steppen Westturkestans und das nordwestliche Indien. So hat sich's denn auch jedesmal erwiesen: das hellenistische Baktrien greift aus nach Indien, dort die buddhistische Kunst begründend, nach Ostturkestan und weiterhin, die chinesische Formenwelt befruchtend. Der Hunnensturm, beginnend im Tarimbecken und Westturkestan 200 Jahre

v. Chr. bringt den Einfall der Daher nach Iran und die Begründung des Arsakidenreichs, die Saken erobern Indien, die Tocharer Baktrien, die Hunnen dringen in und über die pontischen Steppen vor. Zur Zeit des Manichäertums strahlt Turkestan nach allen Seiten aus. Und aus dem Riesenreich Dschingiskhans und seines Geschlechts erwachsen in den Wolgasteppen, in Iran, Indien und China die asiatischen Großstaaten einschließlich Rußlands: wieder ist Pamir die Mitte dieser Einheit. Es ist falsch, den Pamirknoten in seiner geschichtlichen Wirkung Vorderasien oder auch nur dem armenischen Sattel zu vergleichen: er ist nicht Nabel einer Welt, sondern «Zerstäuber»: jede geschloßne Einheit zerschellt an ihm nach drei, vier Seiten.

So auch die Indogermanen beim Anbruch der Geschichte, in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten; die Inder gewinnen vom Mittellauf des Indus und Ganges aus das ganze, nach ihnen benannte Land. Die Iranier schließen nach Westen an. Aber ein Teil der Arier, die Saken, und das rätselhafte Volk der Tocharer haben den Rand des Tarimbeckens gewonnen und die Skythen überschwemmen die pontisch-arabischen Steppen. Über die Indogermanen in Ostturkestan wird klare Einsicht erst möglich sein, wenn das Sakische und Tocharische ganz erschlossen und die Turfanfunde (worüber zunächst Grünwedels Alt-Kutscha belehrt) sowie die chinesischen Quellen voll ausgeschöpft sind. Über idg. Lehnwörter im Chinesischen wird nächstens Conrady berichten. Schwierig ist die Skythenfrage: Sind diese ein zurückgebliebner Teil der Arier oder haben sie sich von Khorasan erst nach NW ausgebreitet? Außer den Berichten und Funden müssen hierzu die arischen Lehnwörter in den finnisch-ugrischen Sprachen herangezogen werden. Dafür hat eben erst Jacobsohns Buch über die «Arier und Ugro-Finnen» einen breiten Grund geschaffen, der freilich öfters den finnisch-ugrischen Sprachen mehr abzuzwingen scheint, als sie zu geben vermögen.

V.

Es wäre erstaunlich, wenn sich die alte Durchkreuzung der Indogermanen und des Alten Orients nicht auch in den Sprachen niedergeschlagen hätte. Es versteht sich, daß dieser Einfluß am stärksten sein wird, wenn sich ein zugewandertes Volk über fremdsprachliche Einwohner lagert (woraus sich wieder sehr verschiedne Möglichkeiten ergeben, wie Aufnahme fremden Sprachgutes, Beein-

flussung der Artikulationsbasis, Veränderung der innren Sprachform, Bildung von Mischsprachen, versteinernde Erhaltung im fremden Munde). An zweiter Stelle folgen die Berührungswirkungen von Nachbarsprachen (wofür Albanisch, Armenisch und der Einfluß des Lateins aufs Germanische die stärksten Beispiele sind). Daneben aber gibt es eine dritte Art sprachlicher Berührung, die nicht auf Bodenständigkeit beruht, sondern gleichsam im Fluge geschieht. Allein von solchem Einfluß ist im folgenden die Rede: nicht weil die andern Berührungen weniger wichtig wären — im Gegenteil —; aber weil dies allein in die ältesten Zeiten verfolgbar ist und weil die Forschung für die andern, außer etymologischer Vorarbeit, noch nichts zu geben vermag.

Die fliegenden Berührungen bestehn fast stets im Austausch von Wörtern; aber es handelt sich hier nicht schlechtweg um Lehnwörter, sondern um eine besondre Klasse, die man als «Wanderwörter» davon abheben kann. Was sie von andern unterscheidet (woran man sie also erkennt), ist grade für die alten Zeiten, die uns hier angehn, nur in den seltensten Fällen leicht zu sagen; eigentlich nur, wenn außersprachliche Erwägungen vorliegen oder ein gesetzlicher Lautwandel entscheidet. Meist also ist schon die bloße Zuweisung eine schwierige Frage.

So wird man denn versuchen müssen, die Wanderwörter ganz allgemein zu kennzeichnen. Wie indogermanisches Erbgut aussieht, dafür kann der Wortschatz für Schaf und Schafzucht als Beispiel dienen: es bestehn zwei lautlich und morphologisch untadlige, vollständige Wortgleichungen fürs Schaf, **áu̯is* und **u̯rā*, **u̯r̥nós*; dazu gesellt sich, ebenso unanfechtbar, ein altes Kollektivum **pékus* ‘die Schafherde’; dies hat bei sich ein Verbum **pékō* ‘die Wolle abscheren oder ausrupfen’; ein Wort, das sich in lat. *vello*, *vellus*, armen. *gelmn* fortgesetzt hat, bezeichnete daneben ‘das zottige Fließ, die verfilzte Schur’; wogegen das unmittelbar damit verwandte **u̯l̥n-* die reine Wolle bedeutete: die beiden letzten deutlich anklingend und rückbezogen auf **u̯rā*, **u̯r̥nós* ‘Schaf’. Damit schließt sich die Gruppe zunächst zusammen. Unmittelbar angeknüpft ist eine ebenso reiche Sippe für Weberei: die verbalen Basen **u̯ēi-* und **u̯ebh-*, ferner **stámen* und **u̯éi̯men* ‘der Aufzug’, **némen* ‘der Faden’.

Diese verzweigen sich weiterhin nach allen Richtungen und wurzeln fest im gesamten Wortschatz. Daraus läßt sich die Art alten Eigengutes in drei Richtungen erfassen: Erstlich liegt es stets in vollständigen Wortgleichungen vor. Auch wo die Urwörter ver-

loren sind, läßt sich ihr alter Bestand meist aus innern Gründen nachweisen. Von einer vollständigen Gleichung aber ist zu verlangen, daß die Einzellaute gesetzmäßig vertreten sind, daß sie übliche Laute und Lautgruppen enthalten, daß ihre Überlieferung einhellig und fest sei, daß Akzent und Ablaut stimmen und die Ablautformen begründet sind. Ferner, die Eigenwörter stehn in einer Sprache nie allein, sondern sind eingeordnet in Bedeutungsgruppen; damit ist nicht eine etymologische Gruppe gemeint, am wenigsten um chimärische «Wurzeln» aufgereihte Wörter, sondern solche, deren gegenständlicher Sinngehalt mit anderen Sinngehalten verknüpft ist. Diese Verknüpfung aber ist nicht als Aneinanderreihung an einem Assoziationsfaden gemeint, sondern so, daß die ganze Gruppe ein «Bedeutungsfeld» absteckt, das in sich gegliedert ist; wie in einem Mosaik fügt sich hier Wort an Wort, jedes anders umrissen, doch so, daß die Konturen aneinanderpassen und alle zusammen in einer Sinneinheit höherer Ordnung auf-, nicht in einer faulen Abstraktion untergehen. Und drittens sind die Wortformen, die Wortkörper gewissermaßen, dem gesamten Wortschatz als einer Formenwelt (etymologisch) verhaftet. Dies erfüllt sich in zweierlei Art; einmal indem sie zurückweisen auf den sprachlichen Bestand an Basen und Wortbildungen, zum andern so, daß sie selbst zu keimen beginnen und Neuwörter, Ableitungen, Zusammensetzungen eingehn und aus sich entlassen.

Die Wanderwörter dagegen fallen zunächst schon dadurch auf, daß sie im Sprachschatz vereinzelt stehn; sie bleiben unfruchtbar, weil fremde Rassen unter sich nicht zeugungsfähig sind, und wurzellos, weil sie von außen herangeweht werden. Auch ihr Sinn ist nur lose und unscharf in Bedeutungsfelder eingefügt. Sodann sind Wanderwörter meist undurchsichtig; ihre Bildung widerstrebt den heimischen Typen oder wird ihnen nur ungefähr angeglichen: eine gewisse Spannung bleibt fast immer erhalten. Kaum je entsprechen die Laute in allen Fällen dem gesetzmäßig Geforderten. Das erklärt sich so: das Wanderwort, einer fremden Sprache entstammend, baut sich auf einer fremden Artikulationsbasis auf; seine Lautung ist scharf geschliffen wie ein Grat; sie ist der andern Sprache unvollziehbar hart und widerspenstig. Darum gleitet die Lautung in die Betten und Führungen ab, welche der aufnehmende Sprecher ausgebildet hat. Das schwebende Gleichgewicht der Fremdlautung wird aber meist nach mehren Seiten von der Grathöhe abrutschen können, so daß verschiedne, nachbarliche Vertretung eines Wort-

elements ein Kennzeichen der Wanderwörter ist. Seine Aufnahme aber bedeutet jedenfalls einen Einbezug in die andre Sprache; daher die Typenangleichung, daher die Umstellung der Artikulation, daher auch die Neigung zu «volksetymologischer» Umgestaltung: das Neuwort sucht Anschluß an das Sprachgut der Wirtsprache. Damit ist ungefähr die Denkform umschrieben, die das Aufsuchen alter Wanderwörter begründet und leitet.

Worte, die nur begrenzte Aufnahme auf kleinem Gebiet gefunden haben, bleiben notwendig unberücksichtigt, da hier nur nach den ältesten Wanderwörtern gefragt wird. Als «älteste» aber werden die gelten, die in idg. Sprachen beiderseits der ägäischen Abschnürung vertreten sind. Innerhalb dieser «ältesten» Gruppe werden sich noch weiterhin Altersunterschiede feststellen lassen. Ich zähle im folgenden einige auf, die als gesichert gelten dürfen (die ältre Literatur siehe in den etymologischen und Sachwörterbüchern. Zu Nr. 1 noch Pokorny, KZ. 49, 126 ff.; zu 1—5 und 8 Ipsen, IF. 39, 232 ff. und 41, 174 ff.; zu 6, 10 und 11 Meillet, MSL. XV 161 ff. und Ling. Hist. et Ling. Gen. 297 ff.; zu 10 Oštir a. a. O. 1 ff.):

1. idg. **aiios* ‘Kupfererz’, allgemein idg., stammt aus Kypern d. i. *Alašja*, *Ajašja*.

2. idg. **orūd-*, **roudho-* . . . ‘Kupfer’ in vielerlei abweichenden Formen im Ind., Slav., Germ., Ital., vielleicht auch im Kelt. erhalten, geht aufs sumerische *urud* zurück, woraus es vor der Mitte des dritten vorchristlichen Jahrtausends entlehnt ist.

3. idg. **gu̯ōu̯-* ‘Rind, Kuh’ bei allen Idg. vertreten, beruht auf sum. *gu* ‘Stier, Rind’, entlehnt nach etwa 3000 v. Chr.

4. idg. **pelēku-* ‘Beil’, das nur Griechen und Inder kennen, entstammt dem akkad. *pilakku* ‘Beil’.

5. idg. **əstḗr* ‘Stern’, selten in der Grundform, meist in Ableitungen in allen idg. Sprachen außer dem Balt.-Slav. vorhanden, leitet sich aus akkad. *istar* ‘Venus’ her, woraus es nicht vor 2000 v. Chr. entlehnt ist.

6. idg. **u̯oino-* . . . ‘Wein’ erscheint nur ital., alb., griech. und arm. Aus dem Lat. ist es ins Kelt. und ins Germ. gedrungen; aus diesem haben es endlich die Slaven, davon die Lit. entlehnt. Ob die Formen, die in verschiednen Kaukasussprachen auftauchen, aus dem Arm. entlehnt sein können, vermag ich nicht zu beurteilen. Es kehrt wieder in den meisten semit. Sprachen, die auf eine alte Grundform **wainu* führen. Aber semit. ist das Wort so wenig wie idg. Die Verknüpfung mit der Basis **u̯ei̯* in lat. *vītis*

'Weinrebe, Weinranke' ist Volksetymologie; denn **u̯itis* bedeutet allgemein sonst 'Weide', so auch im Griech. ἰτέα. Sachlich wurde diese Eindeutung dadurch nahegelegt, daß man den Wein in Italien wie heut noch auf Weidenruten zog. Die sabell. Formen, die auf *u̯ĭno-* weisen, als späte Entlehnungen aus dem Lat. zu betrachten, fiel an sich schon schwer; das etrusk. *vin(u)m* und die lat. Volksetymologie machen denn auch fürs Lat. den Ansatz **u̯ĭno-* sehr wahrscheinlich. An unmittelbare Entlehnung aus dem Griech. ist also nicht zu denken. Der kleinasiat. Stadtname Οἰνόανδα gibt den ersten Hinweis für die Herkunft. Die Boghazköj-Funde haben jetzt bewiesen, daß das Wort in alarodischem Sprachgebiet altheimisch ist (Hrozny, Spr. d. Heth. 5^5 u. Sommer, Bogh. St. 4, 12 ff.): das *wi*, das sich hier fand, ist nicht aus **win* entstanden, sondern entspricht genau den Hesychglossen ὑήν und υἱόν· τὴν ἄμπελον, ἀναδενδράδα. Der Anlaut entspricht dem Verhältnis von *Ϝάκινθος* : ὑάκινθος: beidemal der Versuch, einen fremden, wohl spirantischen «*v*»-Laut wiederzugeben. Alarod. *wi* = ὑή, υἱός 'wilde Rebe' entscheidet endgültig, die alte Frage, wie die 'Weinwörter' zu deuten seien: griech. **u̯oino-* : ital. **u̯ĭno-* ist gleich germ. **arwait-* : **arwit-* (s. Nr. 12), Οἴτυλος (B 585) für *Ϝίτυλος* u. ä. zu deuten als verschiedne Wiedergabe des fremden «*v*».

7. idg. **steu̯ro-*, **tau̯ro-* . . . 'Stier'. Die ital. und slav. Sprachen führen auf eine gemeinsame Form zurück, die als **tau̯ro-* oder **təu̯ro-* angesetzt werden muß; die baltischen Mundarten zeigen daneben einen -i-Stamm **tauri-*. Das Balt-isch-Slavische weicht zudem in der Bedeutung ab, indem das Wort hier den 'Wisent' und den 'Auerochsen' bezeichnet. Als nächstes stellt sich das keltische **tarvos* hinzu, das offenbar nach **vervā* 'Kuh' umgestaltet ist; dieses selbst ist aber ebenfalls dunkel, da eine Anknüpfung an lat. *vervex* sehr unwahrscheinlich ist. Noch weiter entfernt sich anord. *þiōrr* und seine germanischen Verwandten, die auf *e*-Diphthong zurückgehn. Dieser knüpft an die andern germ. Formen an, die in got. *stiur* zuerst belegt sind; hier macht zudem das Wortende Schwierigkeiten; ob sie auf **steu̯ros* lautgesetzlich zurückgeführt werden können, ist noch immer nicht völlig entschieden. Vielleicht liegen Angleichungen an weitverbreitete idg. Sippen vor, die in nhd. 'stier, stur' und lat. *tūmeo* fortgesetzt sind, so daß der Stier als 'der Derbe' aufgefaßt wäre. Dasselbe ist möglich bei avest. *staora* 'das Großvieh', das vielleicht auch indisch vertreten ist und auf **steu̯ros* oder **stau̯ros* weist. Etymologische Anklänge an idg. Eigengut liegen wiederholt nahe; aber sie führen in verschiedne Richtungen auseinander und

würden nötigen, mehre selbständige Wörter aufzustellen, die dann zum Teil ineinandergeflossen wären. Das ist wider alle Vernunft, zumal ein Teil auch dann unerklärt bliebe, weil Bedeutung und Wortform so mannigfach und ziellos schwanken, weil sich die Belege unregelmäßig verstreut, aber je nur in einer Form vertreten über die idg. Sprachen verteilen und weil sie ein westsemit. **þauru-* neben sich haben, das wegen des stimmlosen Spiranten nicht aus dem Idg. stammen kann. So sind denn alle diese Formen als Spiegelungen eines Wortes aufzufassen. Man hat versucht, als Ablautstufen **ə* und **ē* anzusetzen; aber die Wortbildung gestattet keinen Ablaut und av. *staora* widerstreitet ausdrücklich beiden Ansätzen: also sind als Vokale fürs Idg. **a* und **e* anzunehmen, wobei sich das Semit. ohne weiteres einreiht. Auch daß der Anlaut indogermanisches bewegliches **s-* aufweise, kann nur trügerischer Schein sein; die semit. Formen schließen diese Annahme aus. Der Wechsel im Anlaut, das Nebeneinander des *a-* und *e*-Vokalismus, die Unregelmäßigkeiten in der Stammerweiterung, die analogische Metathese, das Schwanken der Bedeutung und die verschiednen volksetymologischen Stützungen und Anlehnungen beweisen also unindogermanische Herkunft des Wortes. Die semit. Formen bestätigen dies; aber einheimisch semitisch scheinen sie nicht zu sein, da sie nur in geschlossenem, begrenztem Gebiet auftauchen und ohne Anknüpfung an eignes Wortgut sind. Auszugehn aber ist offenbar von einer allen zugrundeliegenden Urform, etwa **þäuro-*; die Semiten konnten den Spiranten beibehalten, die Idg. mußten dafür andre Laute einsetzen: entweder wählten sie die entsprechende Tenuis oder gaben ihn durch den Doppellaut *st-* wieder (was durch die Geschichte des griech. ζ seine Berechtigung erweist). Auch die Wiedergabe des offenbar fremdartigen Diphthongs schwankt ähnlich wie in den Kupferwörtern unserer zweiten Gleichung und häufig sonst in Wanderwörtern aus dem fraglichen Gebiet. Versuche, das Wort noch stärker im Eigengut zu verankern, schlossen sich verschiedentlich an.

8. Lat. *argentum* . . . ‘Silber’ im Kelt., Ital., Griech., Armen. und Arischen erhalten mit schwankendem Stammvokal und verschiedener Suffixbildung, meist an das Farbenadjektiv **r̥gn̥tóm* angeschlossen, entstammt einer Sprache Kleinasiens. Dies wird bewiesen durch zugehörige kaukasische Wörter und die Suffixe: das griech. -υρος enthält ein bekanntes ägäisches Suffix und *-n̥t-* scheint die alte Form des ägäischen **-nt* (griech. -νθ-), arm. *-atʿ* die jüngere nach Schwund des Nasals wiederzugeben.

9. Germ. **silubra-*, **selubra-*, sl. **s(i)rebro*, lit. *sidābras*, lett. *sidrabs*, *sudrabs*, apreuß. *siraplis* 'Silber' erweisen sich auf den ersten Blick als Wanderwörter; es ist völlig unmöglich, eine gemeinsame Grundform aufzustellen. Der Akzent liegt im Slav. auf der End-, im Lit. auf der Mittelsilbe; der Vokal der ersten Silbe schwankt zwischen **(i)*, **e*, **u*; in der Mittelsilbe wechseln **ā* oder **ō* mit **e* und **u*; da liegt also nicht einmal die Klangfarbe fest und offenbar sind nur gegenseitige Beeinflussungen der Vokale beider Silben. Übereinstimmt meist der Wortschluß auf **-bhro-*; dabei zeigt das Lett. und Preuß. sonderbare Metathesen. In der Wortmitte aber stehen *d* gegen *l* und *r*; deutlich ist verschiedne Wirkung des folgenden *r* im Spiel, doch erklärt das allein diese merkwürdige Dreiheit nicht, sondern bloß, wieso sich einmal *l*, einmal *r* durchgesetzt haben als Vertreter irgendeines ganz fremdartigen Lautes, das auch einem *d* nahegestanden haben muß. Das also sind die Anhaltspunkte für das Aufspüren der Herkunft des Wanderworts: es entstammt einer Sprache, die dem Indogermanischen sehr fern stand, deren Vokale nach indogermanischen Begriffen in ihrer Klangfarbe nicht festlagen und die einen Laut enthielt, der zwischen *d*, *l* und *r* mitinnehielt. Ganz sicher steht ja nur das anlautende *s*. Denn die Festigkeit des Wortendes erklärt sich daraus, daß es dem geläufigen indogermanischen Bildungstyp von Farbadjektiven auf **-bho-* und **-ro-* einbezogen wurde; daher auch die slavische Betonung, wogegen das Litauische offenbar den alten Zustand bewahrt. So ist gerade auf den Wortschluß, der am ehsten mit indogermanischen Mitteln erfaßt werden kann, nichts zu geben und die scheinbaren Metathesen im Preußischen und Lettischen sind zuverlässige Zeugen, daß das Suffix erst nachträglich an Heimisches angeglichen wurde. Bei dem Versuch, den unmöglichen Laut zwischen *d*, *l* und *r* nachzubilden, verweilte die Stimme, so daß sich der Laut gewissermaßen spaltete und in die nächste Silbe hinüber geriet (Belege dazu aus allen Sprachen, weitaus am häufigsten in Fremdwörtern, so z. B. lat. *crocodillus*, *corcodillus*, *corcodrillus*, Artermisius, Euphratre bei Sommer Hdb.[2] 214 f.).

Die Herkunft dieses Wanderwortes hat man aus kulturgeschichtlichen Gründen schon lange in Kleinasien gesucht. Aber mit *Σαλύβη, das man aus B 857 bezog, ist nicht gedient: erstens erklärte dies gerade das nicht, was wir brauchen und zweitens ist es falsch erschlossen. Denn dort tritt es in Verbindung mit den Ἀλίζωνες auf und ist, genau wie dieses neben Halizones, eine

jonische Wiedergabe des *ḫ*, das in χάλυψ usw. als χ erscheint (so schon Strabon XII, 549 f.). Aber in diese Gegend, ὅθεν ἀργύρου ἐστὶ γενέθλη, kommen wir doch. Denn die geforderten Eigenheiten finden wir in der Tat in den Sprachen Kleinasiens: das Nebeneinander von *e* und *a*, *o* und *a*, die unbestimmte Klangfarbe der durch den Starkton reduzierten Vokale, den Wechsel von *l* und *r* und das laterale *l*. Die beiden ersten Züge sind ja bekannt genug; zu den andern einige Belege: das laterale *l*, wiedergegeben als *ld*, *dl*, *ll*, *d* und *l*, begegnet schon im Hethitischen und Luvischen, z. B. in der Doppelschreibung des Königstitels *labarnaš* : *tabarnaš*. Mit Sicherheit nachweisen läßt sich's unter andern im Lydischen; laterales *l* folgt aus dem Nebeneinander von *quvellń* (L. Nr. 11, 1) = Hesych κοαλδεῖν· Λυδοὶ τὸν βασιλέα, von jon. Λύγδαμις = assyr. *Tugdammu* und *anlolać* = *antolać* (L. 1 a 2 gegen 15, 3 und 20 c); aus der häufigen Doppelschreibung (während sonst Doppelkonsonanz sehr selten ist), die mit einfachem *l* wechselt, in *qitollad* (L. 7, 9 und 30, 7) neben *qitalad* (L. 13, 4), *Bakillis* (L. 4, 9) und *Bakillń* (L. 17, 1) neben *Bakivalis* (L. 18 und 25) und *Bakivalń* (L. 16, 22), *Fēllanin* (L. 16, 6) neben *Fēnanil* (L. 34, 2). Auch die Form des lyd. *d* scheint ans *l* angeglichen. *L* und *r* wechseln im Lyd. nach Ausweis von aram. *srwk(j)*' = *silukalid* (L. 17, 5), aram. *rrh* = *lahr* (Lidzbarski Z. Ass. 31, 126) und *sellis* (L. 16, 3) neben *serlik* (L. 30, 16).

Aus einer dem Lydischen verwandten Sprache Kleinasiens stammt also das balt.-slav.-germ. Silberwort. Auszugehn ist dabei von einer Form **s—dl/r—b—*. Nun fügt sich auch das assyr. *šarpu*, dessen Anklang man schon lang gemerkt hat, anstandslos in die Reihe ein. So erweist sich von hier aus noch einmal der Ausgang auf **-bhró-* als indogermanische Einordnung des Wortes in geläufige Formen.

10. Lat. *fīcus*, att.-jon. σῦκον, boeot. τῦκον und armen. *thuz* 'Feige' zeigen Abweichungen des Geschlechts und des Stammvokals und weisen auf spirantischen Anlaut hin.

11. Lat. *rosa*, gr. *Fρόδον*, pers. *gul* weichen in der Ableitung voneinander ab, zeigen wechselnden Stammvokal und zwingen zur Annahme einer tönenden Spirans im Inlaut.

12. Lat. *ervum* usw. 'die Erbse'. Im Griechischen erscheinen zwei Formen, ὄροβος und ἐρέβινθος; ihr Vokalismus läßt sich vereinen, indem ὄροβος nach dem Genitiv ὀρόβου aus *ἔροβος, ἐρέβινθος als Reimbildung nach τερέβινθος, τρέμιθος, τέρμινθος (Güntert, Reimwortbildungen Nr. 210) aus *ἐρόβινθος entstanden sein können. Lat. *ervum* kann in der synkopierten Silbe sowohl *e* als *o* enthalten

haben. So lassen sich die lat.-griech. Formen unter **erogʷo-* vereinen. Aber die Wortbildung ist verschieden: einmal liegt *o*-Stamm vor, jedoch Mask. im Griech., Neutr. im Lat., das andere Mal Ableitung auf -ινθος, das bekannte ägäische Suffix. Das Wort hat neben sich eine Anzahl anklingender Namen für Erbse und Schote: ῥάβινθος λέβινθος λοβός λέκιθος ἄρακός ὀδόλυνθος *legumen* usw. — lauter unindogermanische Wörter; ihr Verhältnis zueinander ist noch ungeklärt. Zu den lat. und griech. Belegen gesellen sich germanische wie ahd. *araweiz*, anord. *ertr*, die auf germ. **arawaita-* und **arawita-* beruhn. Daß man das **w-* nicht auf vorgerm. **gʷh* zurückführen soll, lehrt aind. *aravinda* ‘Lotos’, das eindeutig **u* enthält. Dazu gesellt sich als fünfter Beleg mir. *orbaind* (Stokes KZ. 37, 254), das ‘grain’ bedeute und auf kelt. **orgʷind-* zurückgeht. An eine Zusammensetzung mit einem unbelegten germ. **aita* zu denken (Binz, Z. f. dt. Ph. 38, 371) verbieten die griech., kelt. und ind. Formen und der Wechsel von *ai* und *i* im Germ. Weder Stamm noch Ableitung des Wortes sind also voreinzelsprachlich zu vereinen. Erwähnt sei wenigstens, daß in kaukas. Sprachen anklingende Formen vorliegen (Braun, Urbevölkerung Europas 61).

Der sicherste Führer zur Erhellung der Wortgeschichte ist das Suffix, das außer im Lat. überall zugrunde zu liegen scheint, das ägäische **-nt-*. Damit trifft die Vorgeschichte zusammen, welche die Gartenerbse als alt nur in Südosteuropa und in Troja nachweist. Bestätigung gibt diesmal Ägypten: in einem codex Paris. begegnet ein koptisches αρω (Peyron, Lex. copt.), dem altägypt. *ʾirj* entspricht. Die Bedeutung ist wahrscheinlich ‘Bohne’ — doch lautet das geläufige und heimische Bohnenwort anders; gemeint ist mit Bestimmtheit eine bohnenähnliche Hülsenfrucht, die Erbse ist in Ägypten unbekannt. Dies *ʾirj* wird stets syllabisch geschrieben und muß daher im Ägypt. Fremdwort sein. Der älteste Beleg ist Pap. Kahun 2, 2 aus der Zeit der 12. Dynastie, der *ʾiwrjt* schreibt. Danach stellt sich die Wortgeschichte im Ägypt. so dar: aus einem alten **ʾewrōjet* um 2000 v. Chr. ist lautgesetzlich erst **ʾarōjet*, dann **ʾarō* geworden. Der Beweis wird geschlossen durch Pap. Ebers 9, 18 (um 1600 v. Chr.), wo in einem Rezept von ‘«Bohnen» aus dem Keftiland’ — von Erbsen aus Kreta — gesprochen wird. Auszugehn ist also von einem ägäischen **ʿrᵒvīnt*. In Ägypten trat Metathese ein und das fremde Suffix wurde als die heimische Femininbildung auf *-t* aufgefaßt. Daher verschwand der Nasal, der nach Ausweis der geschichtlichen Sprachen Kleinasiens und der

ägäischen Fremdwörter im Griech. nur schwach artikuliert wurde und vor allem nach Langvokal, aber auch sonst häufig fehlt. So erklärt sich auch sein Fehlen im Germ. Das ägypt. **ō* enthält zusammen mit dem versetzten **w* den Versuch, einen wohl spirantischen Laut wiederzugeben, der im Hethitischen (z. B. im Namen *Dapalazunawališ*) bald *uwa*, bald *wa*, bald *w* oder *u* geschrieben wird und der, in seiner Schreibung ähnlich wechselnd, in den meisten Sprachen Kleinasiens wiederkehrt. Auch das Schwanken der Stammvokale in allen idg. Belegen erklärt sich nun: der erste ist nur Vorschlag, denn die Sprachen Kleinasiens kennen kein anlautendes *r* (vgl. besonders Littmann, Sard. inscr. 64 und Hrozny, Spr. d. Heth. 193), der zweite ist eine Art Gleitlaut zum folgenden *v*. Daher steht im Griech. ῥάβινθος neben den beiden andern Formen. Das ägäische Suffix hat, wie Kretschmer gefunden, eine Entwicklung durchlaufen von *-nt* zu *-nd*: beide Stufen sind in den idg. Sprachen erhalten, die vorgeschichtliche im Griech., die geschichtliche im Ind. und Kelt. Das Germ. ist zunächst zweideutig. Das ägäische *«*v*» haben die idg. Einzelsprachen durch **ŭo* (Germ., vielleicht auch Lat.), **ŭ* (Germ. und Ind.) und *gŭ* (Griech., Kelt., vielleicht auch Lat.) wiederzugeben versucht. Der ind. Bedeutungswandel ist sachlich zu erklären. Aber daran hängt sich eine bedeutsame Fülle von Aufklärungen und Fragen, die auf kultische Dinge gehn und die nur im Zusammenhang mit der Geschichte und dem Sinn der übrigen Hülsenfrüchte dargelegt werden können. Dann werden sich auch die letzten sprachlichen Dunkelheiten und Schwierigkeiten lösen.

Von diesen zwölf alten Wanderwörtern lassen sich vier (Nr. 1, 3—5) glatt auf gemeinsame idg. Wortformen bringen, während dies bei den letzten vier (Nr. 9—12) ganz unmöglich ist: sie führen bereits auf einzelsprachlich unterschiednen Laut- und Formenstand und finden sich mit diesem recht und schlecht ab. Das letzte Drittel setzt anscheinend überall voreinzelsprachlichen Bestand voraus, ohne aber doch in einer Gleichung aufzugehn.

Ähnliche Unterschiede zeigen sie nach ihrer Verbreitung. Die weiteste Ausdehnung, Belege fast in allen idg. Sprachstämmen, findet etwa die Hälfte der Wörter (Nr. 1—3, 5, 7); nimmt man die beiden Silbergleichungen zusammen, die sich gegenseitig ergänzen, indem das geschloßne germ.-balt.-slav. Gebiet sich ins andre einfügt, dann dürfen auch die Ausdrücke für Silber idg. Verbreitung beanspruchen; recht weit greift auch die Erbsengleichung aus, obwohl sie nur in vier Sprachen vertreten ist. **peleku -s* 'Beil' steht einsam im Griech.

und Ind. da. ‘Wein’, ‘Feige’ und ‘Rose’ endlich reichen nicht über ein geschloßnes Gebiet vom Italischen bis zum Armenischen oder Iranischen hinaus; sie fehlen in den innereuropäischen Sprachen und im Indischen.

Die Einheitlichkeit der Worte und ihre Ausdehnung wird man als Anhalt für das Alter der Entlehnung ungefähr ansehen dürfen. ‘*aḷos’, ‘Kuh’ und ‘Stern’ müßte man so vom idg. Gesichtspunkt aus als die ältesten ansprechen, als jüngste ‘Feige’ und ‘Rose’.

Dazu treten nun weitere Beweismittel. Die Wörter für ‘Kupfer’ und ‘Rind’ stammen aus dem Sumerischen und zwar nicht durch Vermittlung der geschichtlichen semitischen Sprachen. Damit rücken sie in die erste Hälfte des dritten vorchristlichen Jahrtausends, viel älter aber kann wenigstens die Rindergleichung aus Gründen der sumerischen Lautgeschichte nicht sein. Mindestens ebenso alt ist ‘*aḷos’, das von Kypern stammt: es ist der älteste idg. Metallname. Damit gewinnen wir die Jahrhunderte um 3000 v. Chr. als Zeit der ältesten drei nachgewiesnen Wanderwörter. Sechs weitere werden dadurch zusammengefaßt, daß sie sowohl in idg. als auch in semit. Sprachen vorliegen. Das eine davon, ‘Erz’, ist uns schon begegnet; hier setzt das akkad. *erū* eine jüngere Form der gemeinsamen sumerischen Quelle fort. Zwei andre, ‘Beil’ und ‘Stern’, sind ungefähr ein Jahrtausend später als die drei ersten aus dem Akkad. entlehnt. Die restlichen, ‘Wein’, ‘Stier’ und ‘Silber’ entstammen einer gemeinsamen Quelle; schon wegen ihrer Verbreitung wird man ihnen ein recht hohes Alter zusprechen müssen. Für alle diese und die weitern schon als jung erkannten, kennen wir die Ausgangsformen nicht unmittelbar.

Sprachlich haben sie zweierlei gemein: die Unterscheidung zwischen den Klangfarben von *e, o* und *a* und von Länge, Kürze und Überkürze der Vokale ist unsicher (Nr. 6—12); und sie lassen Spiranten in ihrem Konsonantenbestand erschließen (Nr. 6, 7, 10 bis 12): beide Eigentümlichkeiten kennen wir aus den alten Sprachen Kleinasiens. Ein ägäisches Suffix enthalten ‘Erbse’ und wahrscheinlich ‘argentum’; beide finden sich denn auch in keiner semit. Sprache; diese beiden Kulturkreise berührten sich vor der Völkerwanderung des 13. Jahrhunderts nirgends unmittelbar. So dürfen wir beide als ägäische Entlehnungen im Idg. ansprechen. Weiter nach Osten, doch wohl auf alarodisches Gebiet, führen das alte ‘*aḷos’ und ‘Wein’; dies kehrt denn auch im Semit. wieder. Durch den charakteristischen *l*-Laut weist auch ‘Silber’ nach Kleinasien. Von allen Seiten her

schließt sich der Beweis: diese ganze jüngere Hälfte der Wanderwörter stammt aus Kleinasien (einschließlich der Ägäis und Armeniens); sicher ägäisch sind nur eins oder zwei, die Mehrzahl wohl aus dem anschließenden alarodischen Kreise. Die meisten sind so ins 2. Jahrtausend v. Chr. zu verlegen, zum Teil noch jünger; älter kann — nimmt man alles zusammen, was hier mitspricht — nur 'Stier' sein, das auch die Semiten schon vor der Mitte des dritten Jahrtausends entlehnt haben.

Noch einiges Sachliche: ein großer Teil der Wanderwörter bezeichnet Metalle: zwei Wörter das Kupfer, eins das metallene Beil, zwei das Silber. Kupfer uud Silber haben die Idg. aus Mesopotamien und Kypros bezogen, von den Kleinasiaten und der ägäischen Kultur kennen gelernt. Der Kreis der «kleinasiatischen» Silberwörter schließt sich so: wie die Idg. ihre Bezeichnungen, so haben die Assyrer ihr *śarpu*, die Ägypter ihr *ḥt* daher bezogen (O. Schroeder, OLZ. 1915, 5f. und 79f.): Ḫatti ist das Silberland, wie Kypros das des Kupfers. Daß ein sumer. und ein kleinasiat. Name des Stiers entlehnt wurden, beweist, woher die idg. Rinderzucht beeinflußt ist. Unter den jüngeren Wörtern herrschen die Pflanzennamen vor: der dionysische Rauschtrank des Weins und die Erbse, Rose und Feige. Das setzt sich in den noch späteren, aber vorgeschichtlichen Entlehnungen des Griech. und Lat. aus dem ägäischen Kulturkreis fort, in Wörtern wie 'Zypresse', 'Minze', 'Hyazinthe', die sich durch Suffixe verraten, oder 'Quitte' und 'malum', die auf die Κύδωνες in Kreta und die Insel Μῆλος weisen (— alle Inseln der Ägäis mit alter Besiedlung haben ägäische Namen! —).

Alte indogermanische Entlehnungen aus dem Chinesischen oder Ägyptischen gibt es nicht. Sie beschränken sich auf den mesopotamischen, den alarodischen und ägäischen Kreis. Die letzten sind die jüngsten. Den Ort aber, wo sich Alarodisches und Mesopotamisches kreuzt, von wo beides auf die Idg. ausstrahlt, können wir, wenigstens sinnbildlich für die ganze Landschaft nennen: Ganiš, die alte Handelsstadt bei Kaisarje im innern Kleinasien. Damit kommen wir ins Dämmerlicht der Alten Geschichte herab. Doch umgekehrte Ausstrahlungen des Idg. auf die Sprachen des Alten Orients suchen wir vergebens; statt ihrer finden wir arische Stadtfürsten in Syrien, mykenische Herrenburgen und die Großkönige von Boghazköj.

VI.

Dies also ist die Lage der Indogermanen: Innerhalb des eurasischen Kreises ziehn sie sich in schmalem Streifen von Mitteleuropa nach Ostiran und durchqueren so geschient den altweltlichen Trockengürtel und den Alten Orient mit seinen frühen Kulturen. An beiden Enden aber laden sie fächerförmig breit aus: Italiker, Kelten, Germanen und Balto-Slaven in Europa; Skythen, Sarmaten, Saken, Tocharer und Inder im Osten. Mittwärts, in Kleinasien und Armenien, ist ihre schwächste Stelle. Es ist mit Händen zu greifen, daß diese Lage unursprünglich ist; ja überhaupt keine Bodenständigkeit zuläßt, sondern einen Bewegungs-, einen Wanderraum darstellt. Als Bewegte haben wir die Indogermanen damit gefaßt. Die Frage nach ihrer Herkunft bleibt also dahinter bestehn; aber solang die meisten Voraussetzungen noch unerfüllt sind, sie zu beantworten, steht sie füglich im Hintergrund. Um so mehr, da ihre Lösung nicht der Rätsel Ende und aller Fragen Entscheidung bedeutet, sondern eher den bloßen Anfang der Fragen und Rätsel, die zu wissen und lösen wesentlich sind. Es ist Zeit, daß man sich gründlich freimacht von der romantischen Metaphysik der «Anfänge», die zeitliche Erstreckung nach rückwärts ins Unwißbare mit Seinsgrund und Wesen verwechselt.

Die Lage der Indogermanen zu Beginn der Geschichte findet eine schlagende weltgeschichtliche Gleichung im Reiche Alexanders und dem hellenistischen Griechentum. Die Heirat Alexanders mit Rhoxane, der baktrischen Prinzessin, ist ihr Sinnbild. Der Ausgangspunkt war Hellas und Makedonien. Aber Hellas verödet und der Fächer alter und neuer Kolonien übernimmt die Führung: Pergamon, Rhodos, Nordsyrien, Unterägypten und Italien von Rom südwärts bilden den einen Schwerpunkt. Im innern Kleinasien und Armenien, in Mesopotamien und Persien vermögen die Griechen nicht Fuß zu fassen: Babylon scheidet als Hauptstadt aus. Die festgefügten Volkstümer und alten Kulturen Vorderasiens widerstreben der griechischen Durchdringung. Der Hellenismus des Arsakidenreichs ist bloße Tünche und Angelegenheit des Hofes. Doch Khorasan wird Tausenden griechischer Siedler Ziel; Dutzende griechischer Städte wachsen aus dem Boden; Merw und Baktrien werden griechisches Land, die Gebiete um den Helmend, Drangiane und Arachosien, schließen sich an. Durch knappe zwei Jahrhunderte erblüht dahier ein zweites Hellas, dessen Bedeutung für Indien und China wir eben erst zu erkennen beginnen; und so oft auch Steppenhorden über die Landschaft brausen und die griechische Bevölkerung ver-

nichten: der griechische Geist zeugt durch Jahrhunderte in ihnen fort, allüberall befruchtend.

Der armenische Sattel ist das alte Durchzugsland der Indogermanen. Von Kleinasien und Armenien aus sind alle alten Wanderwörter aus den ägäischen, alarodischen und mesopotamischen Sprachen zu den Indogermanen gelangt. Wenn irgendwo, dann ist hier auch der Ort, wo die folgenreichste Entwicklung ihre Einheit findet und ihren Ausgang nimmt, wo der verbindende Geist, über alle Unterschiede hinweg, wurzelt: die «prophetische Bewegung».

Es handelt sich um Folgendes. In einem geschloßnen Gebiet und ungefähr gleichzeitig gerät der angestammte Glaube in Fluß, wird angegriffen, bekämpft, umgebogen, abgedrängt. In Griechenland treten Männer auf, die sich als Nachfolger des «Waisen» bekennen, der Οἴαγρος den «Eintriftler» zum Vater hat: sie predigen und dichten, drohen in schrecklichen Bildern Höllenqualen, künden Geheimnisse der Weltentstehung, weihen in Wunder ein und schließen sich in Bünden ab. Gleichzeitig offenbaren, zürnen, drohen und versprechen die Propheten und schaffen durch ihr Wort das jüdische Volk. Zarathustra und die Weisen vor und um ihn, endlich Buddha werden zu Kündern mächtiger Religionen, die im Verlauf von Rom bis China gelten. Buddha liegt im 6. Jahrh. v. Chr. fest, die Zeit Zarathustras bleibt immer noch festzustellen; aber wahrscheinlich kommen wir doch aufs gleiche Jahrhundert zurück.

Zufall? An solche Zufälle glaube, wer mag. Aber reicht die Einheit weiter, als daß die Stimmen der Götter über den Fluren Vorderasiens um diese Zeit lauter werden als sonst? Offenbar haben die vier Erscheinungen eine schöpferische Einsicht gemein; eine Einsicht — nicht Erkenntnis, Wissen oder Meinen, sondern die Kraft eine Welt zu verwandeln, die unumkehrbar, unwiderleglich ist, sobald sie aufgegangen; nur aufhebbar in einem Höhern. Ihre Einsicht ist, daß die Welt und alles auf der Welt durch einen Schnitt in zwei Hälften zerfällt, die sich als zwei Substanzen, als gut und böse in metaphysischem Sinne, auseinanderlegen. Die Spannung aber, die damit erzeugt wird, entlädt und löst sich aus in einem gerichteten zeitlichen Ablauf von Versündung und Erlösung. Aus dieser einen, ungeheuerlichen Einsicht erwächst ein rundes Bild der Welt und eine Ordnung tragender Begriffe. Mit Schlagwörtern wie Dualismus, Moralismus ... kommt man freilich solchen Dingen nicht bei; man bleibt auf der Verstandesebene unter ihnen und verfälscht sie außerdem noch; was in ekstatischer Schau offenbart ist, bleibt — Offenbarung.

Die Untersuchung muß natürlich von jeder einzelnen Erscheinung ausgehn. Dann ist nach einzelnen Beziehungen zu fragen, wie dies für die hellenistische Zeit Reitzenstein (Hellenist. Mysterienreligionen[2], Iranisches Erlösungsmysterium u. a.) am erfolgreichsten getan hat. Das Verhältnis der Upanischaden zum Awesta und iranischen Vorstellungen muß nach dem Streifzug Reitzensteins (Hist. Ztschr. 126, 1 ff.) im ganzen geklärt werden; auch die Veden scheinen bereits Beziehungen zu Zarathustra zu enthalten (worüber Hertel eben einiges vorläufig berichtet hat, IF. 41, 185 ff.). Das «Ungriechische» der Orphik hat man immer empfunden; jedoch gesicherte Abhängigkeiten gibt es kaum, vor allem, weil der Blick aufs «heilige Ägypten» und Babylon geheftet war, die wesentlich abseits stehn. Aber die Kulte und Mythen Kleinasiens von der Zeit der Hethiter bis herab auf die christlichen und islamischen Sekten sind noch kaum untersucht, geschweige denn auf diese Zusammenhänge geprüft. In Hellas erwächst die Orphik auf der thrakisch-phrygisch-lydischen Dionysosreligion. Wie verhalten sich die vielen orgiastischen Kulte Kleinasiens und Syriens dazu? Wie verhält sich die Orphik zur iranischen Religion? Kerns «Orpheus» und Strzygowskis Beitrag darin sind ein erster Ansatz in dieser Richtung. Der ganze Fragenkreis zerfällt wieder in zwei Hauptgruppen: wie weit handelt es sich um einheitliche Entstehung und folgende Übertragung geprägter Formen, das sind Begriffe, Namen, Kultgebräuche, Mythen, Lehren? Und wie weit handelt es sich um selbständige, gleichrichtige Entwicklung und Ausformung eines gemeinsamen Grundes? Welche Rolle kommt dafür der dionysischen Ekstase zu: die weite Verbreitung des alarodischen ʿWeinʾ-wortes ist wie ein erster Hinweis in dieser Richtung. Wie hat sich die neue Gläubigkeit mit den alten Religionen auseinandergesetzt? Untersuchungen wie Günterts «Arischer Weltkönig und Heiland» bahnen hier den Weg.

Die Fragen sind ungeheuer, die Schwierigkeiten noch kaum überwindbar, die Gefahren groß, unsre Erkenntnismittel unzureichend. Die Geisteswissenschaften werden hierfür ganz anders ineinandergreifen, die Fragestellungen zum Großteil noch gefunden werden müssen, Begriffe und Wege am Stoff erst ausgebildet. Aber herrlich sind auch die lockenden Früchte: an diesem Baum erwachsen die attische Tragödie, die Weisheit Indiens und das Christentum.

Indisch.

Von

Hans Reichelt.

Die Sanskritphilologie ist mit der Sprachwissenschaft, die von ihr ausgegangen ist, immer eng verbunden gewesen. Und wenn sich auch einmal die Bande gelockert haben, ist es nur im Wechsel der führenden Rolle geschehen. Daran liegt es wohl hauptsächlich, daß der Stand der Erforschung der indischen Sprachen einer der erfreulichsten auf dem ganzen indogermanischen Gebiete ist.

Freilich haben glückliche Umstände mitgespielt, wie die Kontinuität des indischen Geisteslebens mit der lebendig erhaltenen Kenntnis des Sanskrit und des Pāli oder die nahe Verwandtschaft von Indisch und Iranisch, die die Entwicklungsstrecke weit in die vorhistorische Zeit auszudehnen ermöglicht hat. Es sind auch ausgezeichnete Hilfsquellen zur Verfügung gestanden, vor allem die einheimische Philologie, die schon im 4. Jahrh. v. Chr. auf eine erstaunliche Höhe gelangt war, sodann die Nachrichten der chinesischen, griechischen und arabischen Historiker und Reisenden oder die tibetisch- bzw. chinesisch-buddhistische Übersetzungsliteratur. Und selbst die Hindernisse haben ihren Vorteil gehabt, weil der Mangel an einer sicheren Chronologie immer wieder zur Bestimmung sprachgeschichtlicher Momente gezwungen und die Dürftigkeit der Denkmäler einzelner Dialektgebiete frühzeitig die Heranziehung der modernen Dialekte notwendig gemacht hat.

Jedenfalls ist das entwicklungsgeschichtliche Ziel durchaus beachtet worden, was immer in der Menge der zu bewältigenden Aufgaben der jeweilige Anlaß dazu gewesen sein mag, und haben die Bemühungen um die Gliederung des ungeheuren, über drei Jahrtausende umspannenden Materials bereits glänzende Erfolge gezeitigt. Wenn dabei die zeitliche Gliederung besser gelungen ist als die örtliche, ist es hier mehr als anderswo die Schuld des Materials,

das ausschließlich Standes- und Kunstsprachen überliefert und die bodenständigen Volkssprachen nur selten durchschimmern läßt.

Aus der langen Zeit, die zwischen der Entstehung des Rigveda und dem Auftreten des Buddhismus und Jinismus liegen muß, ist überhaupt nur die Standessprache der brahmanischen Kreise, deren altertümlicher Kern mit dem jüngern Lehngut auffallend kontrastiert, erhalten und aus der folgenden Zeit bis zur literarischen Verwendung der neuindischen Idiome wohl eine ganze Reihe natürlich fortgeschrittener Sprachen, die aber sämtlich, sei es im Dienste der neuen Religionen oder des offiziellen Verkehrs, sei es im Dienste der schönen Literatur über die respektiven Volkssprachen hinausgewachsen sind.

Immerhin haben sich, da die Vergleichung mit den ältesten iranischen Sprachen durch das Mittel der arischen Grundsprache der formalen Analyse einen Ausgangspunkt gibt, Spuren von Dialekten, die neben und vor der brahmanischen Standessprache bestanden haben müssen, nachweisen lassen, und zwar aus ihr selbst, obwohl sie in ihrer literarischen Form vom Rigveda bis zu den Upaniṣaden oder Sūtren traditionell fortgepflanzt ist und in ihrer gesprochenen Form, wie sie etwa in den Dialogen der Upaniṣaden vorliegt und im Sanskrit der Grammatiker fixiert ist, stationär bleibt, wie auch aus den späteren Sprachen. Denn wie der altertümliche Kern der brahmanischen Standessprache im speziellen erkennen läßt, daß dem Grundstock des Rigveda ein bestimmter lokaler Dialekt zugrunde liegt, der *bh*, *dh*, *ḍ*, *ḍh*, zwischen Vokalen zu *h*, *ḷ*, *ḷh* öffnet, *ṛ* und *ḷ* in *r* vermischt und das pronominale *-ebhiḥ* neben *-aiḥ* im Instr. Pl. der *a*-Stämme gebraucht, beweist ihr Lehngut, das sich durch gewisse Zerebrale, durch die Vereinfachung von Konsonantengruppen *ch* für *ts*, *ps*, *kṣ*, *jy* für *dy*, *kk* für *tk* oder durch Fälle wie *busa* für **bṛśa-* usw. als jünger erweist, im allgemeinen, daß es schon Dialekte gab, die in lautlicher Beziehung nicht weniger weit fortgeschritten waren als die späteren Sprachen. Und diese haben wieder Lautungen und Formen, die teils zum Dialekt des Grundstocks des Rigveda stimmen, wie *ḷ*, *ḷh* und der Instr. Sg. der *a*-Stämme pā. *-ehi*, pr. *-ehiṃ* = ved. *-ebhiḥ*, teils aber auf andere Dialekte hinweisen, wie auslautendes *-e* für *-az* in der Māgadhī — *sure* in *sure duhitá* RV. I, 34, 4 ist schwerlich Genitiv **suraz*, sondern Dativ oder Lokativ —, pā. *ggh*, *jjh*, pr. *jjh* für ar. **źź*, aw. ɣ*ž* neben skr. *kṣ* Wackernagel, Litbl. f. or. Phil. 3, 54 und vielleicht die med. Endung der 1. Person pā. *-mase*, wenn sie nicht zur akt. *-masi* analogisch gebildet ist.

So spärlich diese Dialektspuren, deren Feststellung vornehmlich v. Bradke, Arnold und Bartholomae zu danken ist, sind — Griersons Annahme (As. Soc. Monographs VIII, 1906, 4), daß die von ihm ‚Piśācasprachen' genannten Hindukuschdialekte auf eine besondere Grundsprache zu beziehen seien, die zwischen Indisch und Iranisch stehe, ist eine Verkennung der iranischen Lehnwörter und Henrys Versuch (MSL. 13, 1906, 149 f.), so mehrdeutige Apabhraṃśaformen wie Gen. Sg. auf *-aha* oder Lok. Pl. auf *-ehī* der *a*-Stämme als Überbleibsel eines Dialekts glaubhaft zu machen, der über die arische Zeit hinaus die idg. Ausgänge **-o-so, *-oi-si* bewährt hätte, wird kaum Erfolg haben —, sind sie doch zur Bestimmung und Verbindung der zeitlich isolierten oder in ihrem örtlichen Charakter entstellten Sprachen von Wert gewesen.

Was die brahmanische Standessprache anlangt, so hat sich ergeben, daß sie auf dem alten Dialekt beruht, der dem noch an den Nordwesten gebundenen Grundstock des Rigveda zugrunde liegt, aber von der Entstehung des Rigveda an im Lautsystem nach einem älteren Sprachtypus wiederhergestellt worden ist und im Wortschatz als religiöse Sprache eines bereits über große Teile Indiens verbreiteten Volks den Einfluß verschiedener Dialekte erfahren hat (Meillet IF. 31, 1913, 120 f.). Auffallend ist dabei nicht ihr diesem Einfluß zuzuschreibendes jüngere Lehngut, da unter den sicher indischen Zahlwörtern, die kürzlich in den aus dem 14. Jahrh. v. Chr. stammenden Keilschrifttexten von Bhogazköi entdeckt worden sind, das Zahlwort für sieben in der Pāliform *šatta (satta)* mit *tt* für *pt* erscheint (Jensen SPAW. 1919, 367 f.), sondern die exzeptionelle Altertümlichkeit ihres Kerns. Der ältere Sprachtypus, der darin bis auf selbstverständliche Veränderungen wie die Glättung im Sandhi oder die Erleichterung und Verdeutlichung in der Formengebung beibehalten ist, reicht also in eine ganz unbestimmbare, vor dem 14. Jahrh. v. Chr. liegende Zeit hinauf und ist vielleicht noch außerhalb Indiens entstanden. Wie aber Forrers voreilige Schlüsse zeigen (SPAW. 1919, 1036), bleibt da zur Erreichung einer Gewißheit nur die Hoffnung auf weitere Entdeckungen. Dagegen ist die Grenze nach unten, wenn die Fixierung der gesprochenen Form dieses Sprachtypus durch Pāṇini als solche gelten kann und von der volkstümlichen Varietät der epischen Sprache Abstand genommen wird, genauer zu ziehen, da für die Zeit Pāṇinis, die seit Böhtlingks Berechnung aus der märchenhaften Erzählung im Kathāsaritsāgara um 350 v. Chr. angesetzt zu werden pflegt, nach den zuverlässigeren

Rückschlüssen Kielhorns von dem sicheren Datum Bhartṛharis aus (NGG. 1885, 185 ff.) und nach der berechtigten Annahme, daß Pāṇini seine Grammatik vor der Erstarkung des Buddhismus verfaßt habe, mit dem 5. Jahrh. v. Chr. so ziemlich das Richtige getroffen sein wird. Doch läßt sich die durch die Grammatik kanonisierte, Sanskrit genannte Sprache, die dann wieder im Kāvyastil eine Belebung erfährt, ohne je ganz verschwunden zu sein, wie R. O. Franke, 'Pāli und Sanskrit' 1902 vor der Auffindung der Werke Aśvaghoṣas hat behaupten können, ebensowenig näher bestimmen wie der ältere Sprachtypus, an den sie angepaßt ist. Von diesem kann nur gesagt werden, daß er nicht der älteste Typus ist, weil es eine Sprache gegeben haben muß, die noch ar. *źž* von *śš* unterschieden hat, und von jener nicht mehr, als daß sie im Norden etwa im Bereiche der Kuru und Pañcāla gepflegt worden ist, da dort das Zentrum der brahmanischen Kultur, die Basis der Sanskritausbreitung in den gemischtsprachigen Inschriften (s. R. O. Franke a. a. O.) und die Heimat Pāṇinis ist. Der Akzent des Sanskrit ist allerdings im Gegensatz zu dem des ältern Sprachtypus exspiratorisch; aber er ist eben der Akzent der gesprochenen Sprache, der mit dem der gleichzeitigen Volkssprache identisch ist (Windisch, Lit. Centralbl., 1901, 491) und auf einer allgemeinen Verschiebung von einer mehr musikalischen Betonungsweise zu einer mehr exspiratorischen beruht, die schon im Rigveda bemerkbar ist, wo für *duhitá* öfter *dhitá* wie pā. *dhītā* usw. zu lesen ist (Lüders, KZ. 49, 1920, 236 f.) oder der Wandel von *dh*, *bh* zu *h* hinter unbetontem Vokal erfolgt (Wackernagel, Ai. Gr. I, 1896, 252 f.), und im Śatapathabrāhmaṇa (Leumann KZ. 31, 1892, 22 f.).

Und was die späteren Sprachen betrifft, so ist klar geworden, daß sie nicht vom Sanskrit abzuleiten sind, wie mit den Indern noch Jacobi KZ. 24, 1879, 614 geglaubt hat, sondern von Sprachen, die sich in der Formgebung dem älteren Sprachtypus der brahmanischen Standessprache (Instr. Sg. oder Nom. Pl. n. auf *-ā* und Nom. Pl. m. auf *-āsaḥ*, pā. *-āse*, pr. *-āho* der *a*-Stämme, Pron. der 1. Pers. *asme*, pā., pr. *amhe*, Infinit. auf *-tave*, pā. *-tave*, pr. *-ttae*, Absolutivsuffix *-tvāna-*, pr. *-ttāṇa-*, Reste des Konjunktivs im Pāli usw.) oder dem Dialekt des Grundstocks des Rigveda (Instr. Pl. auf *-ebhiḥ*, pā. *-ehi*, pr. *-ehiṃ*) anreihen, im Lautstand aber mehr oder weniger selbständig erweisen. Die durch die Erhaltung von ar. *źž* gekennzeichnete Dialektspur hat allerdings nicht weiter geführt, da das erschlossene *źž* zeitlich viel zu weit abliegt. Aber wie die auf auslautendes *-e* für ar. **-az* gegründete Dialektspur eine östliche Eigentümlichkeit zu bestimmen

ermöglicht hat, da das historische *-e* die Māgadhī, die Ardhamāgadhī und den Dialekt der östlichen Aśokainschriften verbindet, hat aus der Verteilung der verschiedenen Liquiden, Zerebrale und Sibilanten oder der Reflexe von *ty* und *kṣ* im Lehngut der brahmanischen Standessprache und in den späteren Sprachen auf weitere Isoglossen geschlossen werden können, die zugleich die Sprachmischung zwischen Osten und Westen neben dem isolierten Nordwesten immer deutlicher machen. Für die Beurteilung der Liquiden und Zerebrale reicht zwar, wie die Diskussion über die *l*-Frage und das Problem der Zerebralisierung ergeben hat (Fortunatov BB. 6, 1881, 215 ff.; Bechtel, Hauptpr.; Bartholomae IF. 3, 1894, 157 ff.; Fortunatov KZ. 36, 1902, 1 ff.; Lidén, Stud. z. ai. u. vgl. Sprachgeschichte, 1897, 79 f.), das vorhandene Material nicht aus. Denn die tatsächlichen Verhältnisse liegen so, daß im Einklang mit dem Dialekt des Grundstocks des Rigveda und den altiranischen Sprachen nur rhotazistische Sprachen erhalten zu sein scheinen, die die Neigung hatten, Dentale und *n* nach *ṣ*, *r* oder *ṛ* zu zerebralisieren, aber von nicht rhotazistischen Dialekten und Dialekten, die die Dentale und *n* willkürlich zerebralisierten, immer mehr Wörter mit *l* und willkürlich zerebralisierten Dentalen oder *n* übernahmen, da Wörter mit *l* in allen Stellungen, außer in der vor Dental oder *ṣ*, schon in der brahmanischen Standessprache sichtlich zunehmen und Wörter mit willkürlich zerebralisierten Dentalen und *n*, die in der brahmanischen Standessprache noch selten sind, in den späteren Sprachen sehr häufig, zum Teil ausschließlich begegnen. Es lassen sich darum weder die nicht rhotazistischen Dialekte noch die mit willkürlicher Zerebralisierung, ob sie nun literarisch nicht hervorgetreten sind und deshalb eine untergeordnete Stellung eingenommen haben oder gar nicht indisch gewesen sind, da die ersteren ganz gut einer anderen indogermanischen Sprachgruppe als der arischen angehört haben können (s. Bartholomae IF. 3, 1894, 197) oder wie die letzteren der dravidischen Sprachgruppe, in der die Zerebrale und der Wandel von *r* in *l* gewöhnlich sind (s. Konow, Lingu. Survey of India IV, 1906, 279), auch nur hinsichtlich der Liquiden und Zerebrale irgendwie näher bestimmen, so daß Rückschlüsse auf die urindische oder arische Zeit unmöglich sind. Für die Zeit aber, in der der Sprachzustand der späteren Sprachen erreicht ist, geben wenigstens die Lauterscheinungen, die auf den *r*-Vokal und die Gruppen *r* + Dental bezogen werden müssen, ein Mittel zur Differenzierung. Da sich der Dialekt der nordwestlichen Aśokainschriften schon durch die Bewahrung des *r* im *r*-Vokal sowohl als

auch in den Gruppen *r* + Dental abhebt (Sh. *kiṭra-* für *kitra-*, skr. *kṛta-*, *mrugo*, skr. *mṛga-*; M. *kraṭaviye* für *krataviye*, skr. *kartavya-*, M. *athra-*, skr. *artha-*, *vadhrile*, skr. *vardhita-*, Michelson, AJP. 30, 1909, 284 ff., 416 ff.; 31, 1910, 55 ff.), während der *r*-Vokal und *rt(h)*, *rd(h)* in den westlichen Aśokainschriften durch *a* und regelrechtes *tt(h)*, *dd(h)* (G. *kata-*, skr. *kṛta-*, *mago*, skr. *mṛga-*; *atha-*, skr. *artha-*, *vadhaya-*, skr. *vardhaya-*) und in den östlichen Aśokainschriften durch *a*, *i* oder *u* und vorwiegend *ṭṭ(h)*, *ḍḍ(h)* (J., Dh., K. *kaṭa-*, [Sh., M.] *kiṭa-*, skr. *kṛta-*, J. K. *mige*, skr. *mṛga-*; J., Dh., K. *kaṭaviye*, *aṭha-*, *vaḍhita-*) wiedergegeben werden, darf doch wohl mit *ṭṭ(h)*, *ḍḍ(h)* für *rt(h)*, *rd(h)*, das auch in der Ardhamāgadhī vorwiegend erscheint, *i*, *u* für *ṛ* als östlich und mit *tt(h)*, *dd(h)* für *rt(h)*, *rd(h)*, das in der Māhārāṣṭrī, Śaurasenī und im Dialekt der Mathurāinschriften (*nātaka-*, skr. *nartaka-*) häufig ist, *a* für *ṛ* als westlich in Anspruch genommen werden. Die Wörter des Lehnguts der brahmanischen Standessprache mit *ṭ(h)*, *ḍ(h)* wie *kāṭá-* neben *kartá-* oder *puṭá-* neben d. *Falte* sind demnach den östlichen Dialekten anzuschließen, das vereinzelte *krimiḥ* neben *kṛmiḥ* den nordwestlichen, wenn da die ältere Form zugleich die örtliche ist. Auch in der Bewahrung der drei Sibilanten *s*, *ṣ*, *ś* steht der Dialekt der nordwestlichen Aśokainschriften allein, nur daß sie darin meist assimilatorisch (*śaśana-* für *śāsana-*) oder dissimilatorisch (*suśruṣa* für *śuśrūṣa*) usw. modifiziert sind (Michelson AJP. 30, 1909, 287). Die übrigen Dialekte lassen sie in *s*, die Māgadhī in *ś* zusammenfallen. Doch ist im Dialekt der westlichen Aśokainschriften noch ein Unterschied zwischen *ś* und *ṣ* zu spüren, da *rś*, das ein folgendes *r* zerebralisiert, später assimiliert worden ist als *rṣ*, weil es erst in *rṣ* übergegangen sein und in dieser Gestalt eine Zeitlang bestanden haben muß, um die zerebralisierende Wirkung ausüben zu können (G. *vāsa-*, **vassa-*, skr. *varṣa-*, *dasaṇā*, skr. *darśana-* (Michelson JAOS. 31, 1911, 236 f.), und besitzt der Dialekt der Inschriften von Bhaṭṭiprōḷu (im südöstlichen Indien nahe von Amarāvati) einen Laut, der zwischen *ṣ* und *ś* liegt und in dem auch *ṣ* und *ś* aufgegangen sind (Lüders SPAW. 1912, 806 f.), so daß sich, wenn man mit Lüders annimmt, daß die Leute, von denen die Inschriften von Bhaṭṭiprōḷu herrühren, Kolonisten aus dem (Westen oder) Nordwesten waren, in den Spuren von *ś* und *ṣ* neben *s* eine westliche Eigentümlichkeit kundgibt, die zugleich einen Zusammenhang mit dem Nordwesten herstellt. In der Vertretung der Gruppen Dental + *y* und *kṣ* dagegen geht der Dialekt der nordwestlichen Aśokainschriften vollends mit dem der westlichen Aśokainschriften zusammen, da

beide *ty* nach Palatalisierung des Dentals, wie in *jyótati* des Lehnguts der brahmanischen Standessprache neben *dyótate*, in *cc* und *kṣ* in *cch* wandeln, während der der östlichen Aśokainschriften *ty*, *tiy* unverändert läßt und *kṣ* durch *kkh* wiedergibt (Sh. *apaca*, G. *apacaṃ*, Dh., K. *apatiye*, Michelson JAOS. 30, 1909, 88, Lüders SPAW. 1914, 843; Sh. *rucha-*, G. *vrachā*, Dh., K. *lukha-*, Rāmgarh *lupadakkha* neben ved. *rukṣa-*, *vṛkṣa-*, skr. *rūpadakṣa-*, O. Franke, Pāli und Sanskrit, 1902, 98 u. ö.). Da *cch* und *kkh* nicht auf der Verschiedenheit der arischen Grundformen von *kṣ*, nämlich *kṣ* = aw. *χš* und **šš* = aw. *š* beruhen können, wie schon Johansson, Shāhb. II, 20 f. mit guten Gründen gegen Pischel, GGA. 1881, 1322 dargetan hat, ist also *cch* dem Westen und *kkh* dem Osten zuzuteilen, obwohl das Pāli und die Prākrits *cch* und *kkh* durcheinander werfen und der Dialekt von Bhaṭṭiprōḷu nur *kkh* hat, und ist der Dialekt der östlichen Aśokainschriften in der Erhaltung von *ty* altertümlicher als der der nordwestlichen Aśokainschriften.

Im übrigen ist weder das Pāli noch irgendein Prākrit mit einem der Aśokadialekte in direkte Beziehung zu bringen. Lüders hat zwar in seiner bewunderungswürdigen Arbeit über die von ihm in Palmblatthandschriften aus Turfan entdeckten Bruchstücke von Dramen Aśvaghoṣas (Kgl. Preuß. Turfan-Expeditionen. Kleinere Sanskrit-Texte, I, 1911, 39 f.), den Dialekt des Gobam° in diesen Dramen, den der Säuleninschriften Aśokas und den des ursprünglichen buddhistischen Kanons als Alt-Ardhamāgadhī zusammenfassen wollen, so daß die Ardhamāgadhī vom Dialekt der östlichen Aśokainschriften abzuleiten wäre. Aber diese Zusammenfassung ist zu verfrüht, da Bloch JAs. 1911, 167 f. und Michelson AJP. 41, 1920, 265 f. mit Recht auf die großen Schwierigkeiten hingewiesen haben, die bei der Unzulänglichkeit der meisten Textausgaben und bei der gegenseitigen Durchdringung der Dialekte noch der linguistischen Analyse entgegenstehen. Dagegen erscheint es sicher, daß die Sprache der Inschrift am Rāmgarh-Hügel ein Vorläufer der Māgadhī ist, da sie *-e* für *-o*, *l* für *r*, *ś* für *s* und *(k)kh* für *kṣ* hat.

Darum ist auch die Lokalisierung der Prākrits, die nicht nach ihrem Stammlande benannt sind wie die Māgadhī, Māhārāṣṭrī oder Śaurasenī, fast unmöglich, zumal die Angaben der einheimischen Prākritgrammatiker nicht die Glaubwürdigkeit haben, die ihnen Pischel beigemessen hat. Es lassen sich zwar heute einige Dialekte, die diese Grammatiker anführen, nach den Proben im Mṛcchakaṭika, als Irrtümer oder Erfindungen ausschalten, so die, deren Bezeichnungen

durch Verallgemeinerung von Besonderheiten in der Aussprache zu weit oder zu eng gefaßt sind, wie Dākṣiṇātyā, Prācyā, Ḍhakkī (s. dazu Grierson JRAS. 1913, 875 f.) und Avantī, die an die Stelle der Śaurasenī gesetzt sind, oder die, die auf gewisse Personen bezogen sind, wie die Śākārī und Cāṇḍālī, die wegen des Śakāra und des Cāṇḍālen den Platz der Māgadhī einnehmen (Gawroński KZ. 44, 1911, 247 f.). Und von den Dialekten mit künstlichen Namen ist die Ardhamāgadhī wenigstens dem Osten zuzuweisen, weil sich in ihr als der Sprache des ursprünglichen Kanons der Jaina, entsprechend der Tradition und dem Namen, östliche Eigentümlichkeiten finden, die in den Dialekten der späteren Jainaschriften durch südwestliche und westliche ersetzt sind, weshalb diese Dialekte jetzt auch Jaina-Māhārāṣṭrī und Jaina-Śaurasenī genannt werden. Die Paiśācī und das Pāli sind aber unbestimmt geblieben, obgleich die Mehrzahl der Forscher die Paiśācī mit Pischel, Deutsche Rundschau 36, 1883, 368, Gr. d. Prākritspr. 1900, 28 und Grierson, As. Soc. Monograph. VIII, The Piśāca languages 1906, 1 f., ZDMG. 66, 1912, 49 ff. für nordwestlich hält und das Pāli mit Windisch, 14. Or.-Kongr. 1906, 252 ff. als eine Art Ardhamāgadhī gelten läßt. Denn der nordwestlichen Herkunft der Paiśācī steht entgegen, daß sie die Sibilanten in *s* zusammenfallen läßt, während der Dialekt der nordwestlichen Aśokainschriften *s*, *ṣ* und *ś* bewahrt (s. oben) und das Zigeunerische wie die Hindukuschdialekte noch *s* und *ṣ* als *š* oder *ś* als *h*, bzw. *š* vor *r*, *i* im Anlaut und im Inlaut unterscheiden (zig. *beršˌ* Sh. *vaša*, skr. *varṣa-*, Kś. *šīš*, skr. *śīrṣa-*, *harūd*, skr. *śarad-*, *šīt*, skr. *aśīti*, *uš*, skr. *aśru-* Kuhn, KZ. 36, 1900, 460), und der Beziehung des Pāli zur Ardhamāgadhī widerspricht z. B., daß das Pāli *-o* für *-e* im Nom. Sg. m. der *a*-Stämme hat und die Medien sporadisch zu Tenues verschiebt. Doch ist es möglich, daß Konow, ZDMG. 64, 1900, 95 Recht behalten wird, der die Paiśācī und das Pāli wegen des Gebrauchs zweier *l*-Laute, *l* und *ḷ*, und nur eines Nasals *n*, den sie mit der heutigen Mālvī gemeinsam haben, in der Gegend des Vindhyagebirgs lokalisiert, weil von da aus einerseits *l*, *ḷ* und *n* die von der buddhistischen Tradition geforderte Verbindung mit einem östlichen Dialekt, dem allerdings nicht die Māgadhī, sondern etwa der des Gobam° mit *-e*, *s*, *l*, *ḷ* und *n* entspricht, herzustellen gestattet, und andrerseits die Verschiebung der Medien die der Paiśācī mit den nordwestlichen Dialekten. Für das Pāli ist ja auch R. O. Franke, Pāli und Sanskrit, 1902, 131 ff. zu demselben Resultat gelangt. Der Apabhraṃśa endlich, auf den erst in den letzten Jahren durch die Forschungen Ja-

cobis (SBayrAW. 29. 4. 1918; 31. 2. 1921) und Griersons (JRAS, 1913, 875 f. und bei Jacobi) auf Grund neuer Materialien einiges Licht gefallen ist, ist ein Sammelname für Dialekte, die in der Grammatik volkstümlicher sind als die Präkrits und daher tatsächlich die Vorstufe zum Neuindischen bilden, wie zuerst Pischel gesehen hat. Da es sich aber bei den Apabhraṃśadialekten, wie sie uns erhalten sind oder wie sie von den Prākritgrammatikern beschrieben werden, um westliche Dichtersprachen handelt, weil Kramadīśvaras Regel von der Erhaltung eines *r* nach Konsonanten wie im Dialekt der westlichen Aśokainschriften (Michelson JAOS. 31, 1911, 224 f.) allgemeine Geltung zu haben scheint und weil der Sindhudeśa ausdrücklich als Heimat des Apabhraṃśa angegeben wird, ist aus ihnen trotz der Lokalisierung, einstweilen wenigstens, nur ein beschränkter Nutzen zu ziehen.

In örtlicher Beziehung sind also in der Hauptsache eine nordwestliche, westliche und östliche Gruppe mit Isoglossen von Osten nach Westen und Westen nach Nordwesten hervorgetreten, wiewohl auch der Süden von der Narmadā an eine ähnliche isolierte Stellung wie der Nordwesten gehabt haben kann und einzelne Isoglossen von da nach Osten weisen (südl. Inschr. *duhutuya*, Māh. *dhūā*, AMg. *dhūyā* — nördl. Inschr. *dhitā*, Śaur., Māg. *dhīdā*, ved. *dhitá* neben *duhitá*, Lüders KZ. 49, 1920, 233 f.). Dafür hat sich in zeitlicher Beziehung ein genauerer Überblick gewinnen lassen. Zunächst ist der allgemeine Unterschied zwischen Vedisch und Sanskrit und den späteren Sprachen oder zwischen Altindisch und Mittelindisch durch die Folgeerscheinungen des Morengesetzes, der Assimilation der Konsonantengruppen, des Abfalls des Endkonsonanten, der Einbuße von *ai*, *au*, *r̥̄*, *l̥* (-Vokal), gewisser Sibilanten und Nasale und des Vordringens der exspiratorischen Betonung festgestellt worden. Daß neben dem exspiratorischen Iktusakzent eine qualitative Betonungsweise aufgekommen sei, wie Johansson (8. Or.-Kongr., Sect. II, 1892, 159 f.) vermutet hat, hat sich als unannehmbar erwiesen. Denn obwohl das Morengesetz, demzufolge Überlängen durch Kürzung des Vokals oder Vereinfachung der Doppelkonsonanz nivelliert werden, wie schon sporadisch im Vedischen (Leumann, Gurup. 1896, 13 f.), nicht immer zur ursprünglichen Konstitution der Silben stimmt, da langer Vokal vor einfachem Konsonanten oder kurzer Vokal vor Doppelkonsonanz auftritt, wo das Sanskrit das umgekehrte Verhältnis zeigt, ist da nicht schleifende oder gestoßene Betonung der Silbe die Ursache, sondern liegt einfache Vertauschung vor, da auch Nasalvokal mit langem Vokal

wechselt, wo nie ein Nasal vorhanden war (Geiger, Päli, 1916, 43). Sodann sind das Päli und die auf derselben Lautstufe stehenden Dialekte der älteren Inschriften und der Dramen Aśvaghoṣas als Altprākrit den Prākrits der Grammatiker als Mittelprākrit gegenübergestellt und als Hauptmerkmal des Mittelprākrits der Übergang der Tenuis in die Media und der Konsonantenausfall festgestellt worden (Lüders, Bruchst. 61 f.). Die Schreibung der älteren Inschriften erschwert freilich und verhindert sogar manchmal die Bestimmung der Laute, da in der Kharoṣṭhī lange Vokale nicht bezeichnet und doppelte Konsonanten oder Gruppen unaspirierter und aspirierter Konsonanten durch einfache wiedergegeben werden und in der Brāhmī, die etwas genauer ist, häufig die Zischlaute verwechselt werden, sie ist aber auch nicht mit Senart, Ind. Ant. 21, 1892, 146 ff., als eine historische oder gelehrte Orthographie mit graphischen Tatsamas aufzufassen, sondern läßt sich, wie man jetzt allgemein denkt, mit der nötigen Vorsicht sehr wohl phonetisch verwerten. Die älteste Form des Altprākrits ist der Dialekt der nordwestlichen Aśokainschriften, der die drei Sibilanten, das *r* des *r*-Vokals, die Gruppen mit *r*, *tm* usw. bewahrt, wenn auch Michelson (JAOS. 30, 1909, 79) darin wohl zu weit geht, daß er *st* für skr. *ṣṭ(h)*, aw. *št* als noch unzerebralisierte Form in Anspruch nimmt, da Mans. *diḍhra*, *driḍha*, oder wie immer zu lesen ist, neben G. *daḍha*, K. *diḍha* auf skr. *dṛḍha-* aus **dṛźdha-* und nicht auf skr. *dṛdhra-* zu weisen scheint. Für die relative Chronologie der nächstälteren Dialekte der übrigen Aśokainschriften, der sogenannten Höhleninschriften, der Dramen Aśvaghoṣas und des Päli fehlt es noch an einer Untersuchung ihres gegenseitigen zeitlichen Verhältnisses, die bei der Dürftigkeit des Materials der ersteren Dialekte und bei dem Umstand, daß das Päli ein Kompromiß örtlich und zeitlich verschiedener Dialekte ist, auch sehr schwer fallen wird. Und andre lokale Dialekte, wie sie den alten gemischtsprachigen Inschriften zugrunde liegen müssen, sind überhaupt noch nicht erfaßt, wiewohl Lüders in Aussicht gestellt hat, den der Mathurāinschriften herauszuschälen. Wahrscheinlich ist aber, daß das Altprākrit vom 2. Jahrh. v. Chr. bis ins 2. Jahrh. n. Chr. für die Kunstpoesie verwendet wurde, da einige poetische Inschriften in den Höhlen von Rāmgarh und Näsik und die Dramen Aśvaghoṣas in diese Zeit gehören, so daß das Mittelprākrit erst nach dem 2. Jahrh. n. Chr. grammatisch fixiert und in literarischen Gebrauch gekommen sein wird (Lüders, Bruchst. 61 f.). Es zeigen denn auch Bhāsas Dramen, die im Anfang des 4. Jahrh. n. Chr. entstanden sein dürften,

eine jüngere Form des Prākrits als die Aśvaghoṣas und eine ältere als die Kālidāsas aus dem 5. Jahrh. n. Chr. Nach Lesný, Abh. Böhm. AW., III. Kl., 46, 1917; ZDMG. 72, 1918, 203 f. und Printz, Bhāsas Prākrit, Hab.-Schr., Frankf. a. M. 1921 geht das besonders daraus hervor, daß gewisse Lautveränderungen, die Aśvaghoṣa noch nicht kennt, bei Bhāsa erst sporadisch vorkommen und bei Kālidāsa schon nach den Regeln der Prākritgrammatiker durchgeführt sind, wie der Ausfall intervokalischer Konsonanten, der Wandel von anlautendem *y* in *j*, von Tenuis in Media, von *n* in *ṇ* oder gewisser Aspiraten in *h*, die Vereinfachung der Doppelkonsonanten, die Ersatzdehnung usw. Die jüngste Form der späteren Sprachen ist der Apabhraṃśa, in dem es nach einer Inschrift aus dem 6. Jahrh. n. Chr. schon im 5. Jahrh. n. Chr. eine Literatur gegeben haben muß (Jacobi a. a. O. 29. 4. 1918, 54* f.). Und von seinen drei Arten ist wieder der Vrācaṭa älter als der Nāgara und der Upanāgara, da in jenem *r* nach einem Konsonanten bewahrt, in diesen an den Konsonanten assimiliert ist. Was es mit der auffallenden Erhaltung des *r* im Vrācaṭa für eine Bewandtnis hat, ist noch nicht klargestellt. Vom Upanāgara oder Gurjara-Apabhraṃśa führt das Alt-Gujerātī, darüber Grierson, JRAS, 1902, 537 f.; Lingu. Survey of India IX, 11, 353 ff., berichtet hat, zum modernen Gujerātī und bestätigt, daß der Apabhraṃśa die Vorstufe zum Neuindischen ist. Der Wandel von intervokalischem *m* zu *ṽ*, die große Übereinstimmung in der Flexion (Gen. Sg. mit dem Zusatz *taṇau* usw. Grierson, KZ. 38, 1905, 473 f.) oder das Interrogativpronomen *kavaṇa* z. B. sind untrügliche Beweise hierfür, obwohl Unterschiede bestehen, die sich daraus erklären, daß der Apabhraṃśa eben keine Vulgärsprache war. Da aber allein der westliche Apabhraṃśa bekannt ist, ist auf andern Gebieten die Verbindung von Mittelindisch und Neuindisch noch gewagt. Wie z. B. Grierson im 5. Bande seines Linguistic Survey of India (1903, 4 ff.), das gewiß eine der großartigsten Leistungen ist, und N. Finck, Die Sprachstämme des Erdkreises, 7. Aufl., 1915, 9 ff., die Sprachenfolge darstellen, ist im strengen Sinn nur zu einem kleinen Teil berechtigt.

Im allgemeinen sind es daher zwei Hauptaufgaben, deren Erfüllung die indische Sprachwissenschaft versuchen muß. Erstens die Erledigung der Frage des Einflusses anderer indogermanischer oder fremder Sprachgruppen, um für das Liquidenproblem, das Problem der Zerebralisierung, den Wandel von Medien in Tenues (Hoernle, Comp. Gr. of the Gaudian languages 1880, XIX, Konow a. a. O.),

die vielen Fälle mit 'regelwidrigen' *ki*, *is*, *us*, *rs*, *ṛs*, *ṣh*, *ṣp* usw. und die Hindukusch-Dialekte Klarheit zu schaffen, und dann die Durchforschung des Materials, darin Wörter der Volkssprache vorkommen, wie des Lehnguts der brahmanischen Standessprache, der Prākrit- und der gemichtsprachischen Inschriften, der Prākrit- und Apabhraṃśatexte, der einheimischen Grammatiken, Wörterbücher und Dhātupāṭha, besonders aber der Deśīsammlungen, um auf Grund der bodenständigen Sprachformen die Lücken zu verringern, die die überlieferten Kunstsprachen in zeitlicher und örtlicher Hinsicht freilassen, und damit sicherere und vollständigere Rückschlüsse auf das Urindische und das Arische zu ermöglichen. Die erste dieser Hauptaufgaben ist, von der Feststellung des iranischen Einflusses in den Hindukusch-Dialekten abgesehen, freilich fast eine ideelle, obwohl es nicht ausgeschlossen ist, daß durch neue Funde in Indien selbst, in Ostturkestan und in den anderen Grenzgebieten das sprachliche Leben der alten Zeit besser bekannt wird, und zu erwarten ist, daß die dravidische Sprachwissenschaft ihrerseits zur Aufklärung beiträgt. Die zweite aber ist aussichtsreich genug, weil mit ihrer Durchführung eine gewisse Unabhängigkeit den einheimischen Grammatikern und Prākritdichtern gegenüber zu erreichen sein wird, die besonders deshalb notwendig ist, weil die einheimischen Grammatiker bisweilen zeitliche und örtliche Eigentümlichkeiten zu verwechseln scheinen, analogischen oder volksetymologischen Lautwandlungen (Johansson, IF. 3, 215 ff.) nicht Rechnung tragen und das Sanskrit als Grundsprache ansehen, und weil die Prākritdichter selbst nicht jedes Prākrit, in dem sie schreiben, vollständig beherrschen. Bloch, JAs. 1911, 167 f. hat z. B. mit gutem Recht die historische Realität von māg. *śc* für uspr. oder sekundäres *cch*, *st* für *tt(h)*, skr. *ṣṭ(h)*, *śk*, *ḫk* für *kkh* oder *st* für *tth*, skr. *rth* bezweifelt, da gelehrte Rekonstruktionen vorliegen können, und Jacobi, a. a. O. 29. 4. 1918, 86* hat ein begründetes Bedenken dagegen geäußert, daß der Wandel von intervokalischem *t* zu *d* ein charakteristisches Merkmal der Śaurasenī sei, da dieser Wandel, der übrigens auch der Māgadhī eigentümlich ist, schon im Dialekt der Digambara-Jainas, dem Jaina-Śaurasenī Pischels, das älter ist als die klassische Śaurasenī, vorkommt, aber im Alt-Śaurasenī der Dramen noch nicht. Daneben wird es geboten sein, nach den Gründen zu forschen, aus denen die einzelnen Prākrits in den Dramen und sonst verschieden verwendet werden, da aus ihrer verschiedenen Verwendung, in der sich die Verhältnisse des wirklichen Lebens widerspiegeln, Lichter auf das Wesen, die Herkunft und die Vermischung

der Dialekte fallen können. Die westliche Śaurasenī z. B. ist die Sprache der Prosa, die in den Dramen, in denen das Sanskrit nur hochstehenden Männern zukommt, gebildete Frauen, Hetären, der Vidūṣaka usw., kurz, redegewandte Leute nicht niedrigen Standes sprechen, und steht auch in der Flexion und im Wortschatz dem Sanskrit noch nahe. Die südliche Māhārāṣṭrī, in der sich nur eine volkstümliche Gesangslyrik ausgebildet hatte, findet erst vom Mṛcchakaṭika an Eingang in das Drama, wo sie dieselben Frauen, die in Prosa Śaurasenī reden, beim Gesang gebrauchen, um dann allerdings allgemein und zwar auch im Norden zu Kunstgedichten verwendet zu werden. Und von den Sprachen, die in den Dramen den niedrigen Personen zugeteilt sind, tritt die östliche Māgadhī sonst überhaupt nicht hervor, während die Paiśācī, die Sprache der rätselhaften Piśācas, nach sicheren Angaben im Märchenroman eine Rolle gespielt hat, dessen Geographie, wie die Sanskritbearbeitungen erkennen lassen, auf den Nordwesten weist. Für die Ardhāmagdhī und das Pāli schließlich ist schon deshalb, weil sie die Vehikeln des Jinismus und des Buddhismus waren, Dialektmischung zu vermuten, bei deren Aufklärung daher die Tradition zu berücksichtigen sein wird.

Und im besonderen wird es sich darum handeln müssen, den Sprachzustand der einzelnen Entwicklungsphasen auf Grund einer Chronologie der ermittelten Lautvorgänge in ihrem Zusammenhange mit den Veränderungen in der Flexion und in der Syntax genauer als bisher zu präzisieren, damit die urindischen und die gemeinindischen Erscheinungen abgesondert und die jeweiligen örtlichen Verschiedenheiten um so zuverlässiger bestimmt werden können. Um nur einige Punkte herauszuheben, kommt da für die Vokale z. B. die von Brugmann gelehrte doppelte Vertretung von idg. *o* durch ar. *a* und *ā* in Betracht, für die neuerdings Sievers, Festschrift für Braune 1920, 156 mit einleuchtenderer Einschränkung als Osthoff, Uhlenbeck oder Pedersen eintritt (steigendes *ó* ungedehnt als *á*, fallendes *ò* dagegen als gedehntes fallendes *à*), da sie den Ausgangspunkt für die Vertauschung von langem Vokal und einfachem Konsonanten und von kurzem Vokal und Doppelkonsonanten bilden kann, woran schon Zubatý, WZKM. 3, 1889, 87 A gedacht hat. Ferner das *ai* in *aika* für *eka* ‘eins’ in den Keilschrifttexten von Bhogazköi, das, wenn es die Keilschrift phonetisch wiedergibt, ein urindisches *ăi*, *ău* und damit vielleicht auch ein urindisches *az*, *až* erweisen würde, da *az*, *až* erst in *e*, *o* übergegangen sein könnte, als *ăi*, *ău* zu *e*, *o* geworden war: dann wäre *e*, *o* gemeinindisch. Oder die Geschichte der

sonantischen Liquiden, über die noch Unklarheit herrscht, obwohl sie für das Altindische (die Färbung in *ir*, *ur*, *il*, *ul*, *īr*, *ūr*, das Fehlen von *īl*, *ūl*, die Gestaltung vor *y*, *v* (*kuryát*, *kurváḥ*) oder in den Endungen *pitúr* Gen., *sthātúr* Nom. Akk. n., *vidúr* 3. Pl. Perf. usw.!), für das Mittelindische (Flexion der *r*-Stämme, z. B. Bartholomae, SHeidelbAW. 1916, 4, 23 ff.) und für die Differenzierung der Dialekte überhaupt (s. oben) von größter Wichtigkeit ist. Bei *y*, *v*, die urindisch noch echte Halbvokale gewesen sind (Hermann, NGG. 1918, 155 f.), wird der Übergang in Spiranten und das Verhalten hinter Konsonanten zu verfolgen sein. Und bei den Konsonanten ist z. B. die Wirkungsdauer der Hauchdissimilation zu bestimmen, die nicht ins Mittelindische hinabzureichen scheint. Dann werden die Beziehungen zwischen den Liquiden und den Zerebralen und die zwischen den Zerebralen und den Palatalen zu untersuchen sein. Denn da hängt, soweit das vorhandene Sprachmaterial eine Übersicht gestattet, viel davon ab, ob die Zerebralisation in den Gruppen *ṣṇ*, *rṇ*, *ṛṇ* und *ṣṭ(h)*, *ḍ(h)* aus *ẓḍ(h)* gemeinindisch ist, da sie dann wohl auf der Wirkung von *ṣ* oder *r*, *ṛ* und nicht auf dravidischem Einfluß beruht, wenn es auch auffallend ist, daß im Altindischen, wo diese Zerebralisation fortwirkt und *r* in der Fernwirkung auf *n* wie in der dissimilierenden Wirkung auf *ṣ* (*tisráḥ*, aw. *tišrō*) oder *ḍh* (*dṛḍhra-* neben *dṛḍha-* von *dṛh-*) seinen zerebralen Charakter in nicht geringerer Intensität als *ṣ* bekundet, die Gruppen *rt(h)*, *rd(h)* usw. noch nicht zerebralisiert sind. Und die alten Palatale sind wohl als Verschlußlaute aufzufassen, da bei dieser Auffassung ai. *kṣ*, mi. *cch*, *kkh* aus *śṣ*, pā. *jjh*, *ggh*, pr. *jjh*, aw. γ*ž* aus *źž* oder ai., mi. *cch* aus *śś* (*gacchati*, gr. βάσκω) verständlich wird (Hermann, KZ. 41, 1907, 32 f.), so daß das Äquivalent von aw. γ*ž* urindisch und *kṣ* für *śṣ* gemeinindisch wäre. Ai. *cch* für *śś* leitet aber schon wie ai. *cch* für *-t ś-* im Sandhi zum Mittelindischen hinüber, wo Sibilant + Verschlußlaut oder Verschlußlaut + Sibilant aspirierte Gruppen ergibt. Weiter wird etwa der Wandel von Sibilanten vor nicht homogenen Verschlußlauten in Dentale oder Zerebrale *(t, ḍ)* geprüft werden müssen (Hermann a. a. O.), der Schwund des interkonsonantischen *s* in seiner Beziehung zu den arischen Gruppen *t^{s}t(h)*, *d^{z}dh* und zum Wandel von *s* in *ṣ* nach *i*, *u*, *r* (Brugmann, Grd. I^2, 638, 645), die Vertretung von ai. *ss* durch *ts*, die analogisch zu sein scheint (Bartholomae, ZDMG. 50, 1896, 710 f.; Scheftelowitz, WZKM. 21, 1907, 102 f.), die von *ts*, *tś* durch mi. *ss*, die sekundär zu sein scheint (Michelson, IF. 29, 1912, 221 f.) oder der Sandsandhi, der im Pāli wohl

ursprünglicher ist als im Sanskrit (Windisch, BerSächsGW. 1893, 228 ff.).

Da das Studium der mittelindischen Sprachen, das in linguistischer Hinsicht am wenigsten gefördert worden ist, im Vordergrund zu stehen haben wird, sind vom praktischen Standpunkt aus Wörterbücher der späteren Sprachen das dringendste Bedürfnis, dem übrigens bald einigermaßen abgeholfen sein wird, da ein Pāli-Wörterbuch in England im Druck ist und ein Prākrit-Wörterbuch in Italien vorbereitet wird. Sodann sind neben der selbstverständlichen Herausgabe aller Prākritgrammatiken von einiger Bedeutung, für die Hultzsch sorgen zu wollen scheint, handliche Ausgaben der Aśokainschriften und der wichtigsten älteren Prākrit- und gemischtsprachigen Inschriften, die jetzt nach den allerdings trefflichen, mit vollständigen Literaturangaben versehenen Listen Kielhorns und Lüders (Epigraphia Indica 5, 1899, App.; 7, 1903, App.; 10, 1912, App.) an sehr verstreuten Orten zusammengesucht werden müssen, mit Glossaren notwendig, sowie etwa eine dialektisch geordnete Sammlung der Prākritpartien der Dramen mit dem ganzen textkritischen Apparat.

Außerdem würde ein etymologisches Wörterbuch des Indischen, in dem mehr Gewicht auf die Geschichte der indischen als der indogermanischen Wörter gelegt ist, von großem Wert sein und eine historische Grammatik des Altindischen und Mittelindischen mit Heranziehung des Neuindischen, da ein Überblick über die gesamtindische Sprachentwicklung, so unvollständig er auch sein muß, methodisch unentbehrlich ist. Die ausgezeichneten Einzelgrammatiken Wackernagels (Altindische Grammatik, I, 1896; II, 1, 1905), Pischels (Grammatik der Prākrit-Sprachen, Grd. d. indoar. Phil. I, 8, 1900 mit Wickremasinghes Index, Ind. Ant. 34, App.) und Geigers (Pāli, Literatur und Sprache, Grd. d. indoar. Phil. I, 7, 1916) würden so die wünschenswerte Verbindung und Ergänzung finden.

Zum vedischen Sandhi.

Von

Ferdinand Sommer.

Seit wir, namentlich dank Meringers Bemühungen KZ. XXVIII, 217 ff., über die Grundlinien der Verteilung dualischer Formen auf *-au* (*-āv*) und *-ā* im Veda orientiert worden sind, ist es zwar niemandem eingefallen, an der Richtigkeit des aufgedeckten Tatbestandes zu rütteln, wohl aber sind im einzelnen Zweifel darüber möglich, inwieweit dieser Tatbestand die ursprünglichen lautlichen Bedingungen noch widerspiegelt. Ich lasse die Frage beiseite, die mir mit unseren heutigen Mitteln keiner vollen Lösung fähig erscheint, ob nämlich der zweite Komponent des auslautenden Langdiphthongen im Satzinlaut vor allen oder bloß vor gewissen Konsonanten geschwunden ist. Was mich für meine Aufgabe im folgenden interessiert, ist zunächst die Altertümlichkeit oder Nicht-Altertümlichkeit des vedischen *-ā* in Pausa. So fest die Tatsache des Pausa-*ā* steht, hat man doch seine Ursprünglichkeit bestritten (Bechtel, Hauptprobleme 285, zustimmend Wackernagel, Ai. Gr. I, 107; vgl. weiter Bolling, JAOS XXIII, 318) und **-ōu*, wofür ai. *-au* zu erwarten wäre, als idg. Form für diese Stelle im Satz angesprochen. Dagegen möchte ich ein Bedenken allgemeiner Art geltend machen: Gibt es irgendeinen einleuchtenden Grund für solche Verdrängung des *-au* durch *-ā*? Ich meine, solange nicht angegeben werden kann, warum in der Sprachperiode, die den vedischen Zustand geschaffen hat, sich *-ā* gerade in Pausa für ein älteres *-au* festsetzte, so lange muß eine derartige Annahme als höchst unwahrscheinlich und auffallend gelten; um so auffallender, als *-au* neben dem Vorzugsrechte seiner angeblichen Priorität noch das der größeren formalen Deutlichkeit aufweisen konnte, einer Deutlichkeit, die im späteren Leben des Altindischen gerade dieser Form, ungeachtet ihres ursprünglich selteneren Vorkommens, den vollen Sieg über die in vielen Konstellationen syntaktisch mehrdeutige

Dublette -*ā* verschafft hat. Und forscht man nach den Anlässen, die dieser Nothypothese zum Dasein verholfen haben, so sind sie sämtlich ohne Gewicht: Bechtels wie Bollings Mißtrauen gegen die monophthongische Pausaform läuft, so verschieden bei beiden der Ausgangspunkt ist, doch im letzten Grunde auf dasselbe hinaus: Mehrere Einzelsprachen garantieren die Existenz eines **-ōu* an sich. Wo aber konnte dies eine Heimstätte haben, wenn vor Konsonanten die Form -*ō* lautete, vor Vokalen aber -*ō-u̯-* (= ai. -*āv-*) mit heterosyllabischem -*u̯-*? Da muß also die Pausa herhalten. Nun gehöre ich zu denen, die ohne Beschämung ihr Nichtwissen darüber eingestehen, ob -*ō* wirklich vor allen Konsonanten die einzig berechtigte Form war, und ob nicht in gewissen Fällen noch -*ōu* angenommen werden darf. Indessen würde letzteres keine glatte Erklärung für das Verhalten des jüngeren Indischen zum Ṛgveda darbieten, denn in diesem gibt es ja kein solches antekonsonantisches -*au*, das wir als die unmittelbare Fortsetzung des vorvedischen Zustandes betrachten dürfen, und es bliebe nur die angesichts der historischen Verhältnisse wenig verlockende Ausflucht, das immer weiter vordringende -*au* aus einer vom Ṛgveda-Dialekt verschiedenen Mundart herzuleiten, die entweder, wie Bolling will, die Pausaform -*au* auch vor Konsonanten eingeführt oder vielleicht auch ein altes -*au* vor gewissen Konsonanten bewahrt und von dort aus verallgemeinert hätte. — Geht es denn aber wirklich nicht an, in dem jüngeren -*au* nach üblicher Anschauung die alte antevokalische Doppelform zu sehen? Da nichts hindert, dem ai. *v* für die älteste Zeit noch den Charakter des echten Halbvokals (*u̯*) zuzuerkennen, ist sein phonetischer Wert der gleiche wie der des unsilbischen zweiten Komponenten von -*ōu*, der einzige Anstoß, den auch Bolling besonders stark hervorkehrt, liegt in der Silbentrennung (-*ō-u̯-* vor folgendem Vokal = ai. -*āv-*). Hier sollte man sich jedoch von der uniformierenden Tendenz der altindischen Schriftsprache nicht irremachen lassen. Denn das dürfen wir als feststehend betrachten, daß im Munde der Sprechenden diese Lautierung nur dann die Regel war, wenn die beiden zusammenstoßenden Wörter eine so enge syntaktische Verbindung miteinander eingegangen waren, daß das etymologische Bewußtsein keine Trennung vornahm. Andernfalls konnte eben dieses stets verhindern, daß der Auslaut des ersten Wortes durch den Silbenschnitt auf den Anlaut des folgenden aufgepfropft wurde, und das wird oft genug der Fall gewesen sein. Ich bezweifle also, daß man in einem Falle wie *táv aparáṃ huvema* I, 184, 1

oder *nāsatyā kúha cit sántāv aryó divó nápatā sudāstarāya* ib. jeweils in der lebendigen Sprache *tá-vapurám* und *sántā-varyó* artikuliert hat; die etymologisierende Trennung *tāṷ-aparám* und *sántāṷ-aryó* wird zum mindesten gleichberechtigt daneben gestanden haben, und die Konsequenzen, die Bolling S. 320 Anm. als hypothetische Eventualitäten der Weiterentwicklung ins Auge faßt, zeigen deutlich, wohin ein mechanisches Kleben am Buchstaben führt. — Der Hiatus war ja auf alle Fälle vermieden, auch wenn man tautosyllabisches *-āu* = *-āṷ* sprach, woraus dann mit Kürzung des ersten Elementes *-au* entstanden ist. An einem Ausgangspunkt für die jüngere Verallgemeinerung dieser Form fehlte es also nicht, auch ohne Mithilfe einer in Wirklichkeit nicht vorhandenen idg. Pausaform **-ōu*.

Schwerer wiegt ein anderes: Die Lokative auf *-au* stimmen mit ihrer Verwendung im Satze nicht zu den Dualformen: Hier zeigen die *u*-Stämme überhaupt nur *-au*, ohne Dublette *-ā*[1], die *i*-Stämme wechseln zwar auch zwischen antekonsonantischem *-ā* und antevokalischem *-au* (*-āv*), aber letzteres erscheint, im Gegensatz zur Behandlung des Duals, auch in Pausa. Es war m. E. ein glücklicher Gedanke Hirts, IF. I, 225 f., als letzte Ursache dieses Auseinandergehens die proethnische Verschiedenheit in der Farbe des langen Vokals, *-ōu* beim Dual, *-ēu* beim Lok. Sg., anzusprechen; nur bedürfen seine Aufstellungen einer kleinen Korrektur: Er schließt aus dem Fehlen jedes vedischen Sandhi beim Lok. der *u*-Stämme, daß *-ēu* überhaupt seinen zweiten Bestandteil nie verlor. Damit gelangt er notwendig zur Ablehnung der auch von anderen bezweifelten Meringerschen Hypothese (Ztschr. f. d. österr. Gymn. 1888, 135 f.), wonach die Doppelheit *-au* : *-ā* bei den *i*-Stämmen mittelbar auf einen gleichgearteten Sandhi bei den *u*-Stämmen schließen läßt (*agnáu* soll vielmehr *agnā* + der problematischen Lokativpartikel *u* sein. Woher aber dann die Verteilung von *-au* und *-ā* im RV.?). — Ich glaube, wir kommen ohne dies ganz gut aus: Vorausgesetzt einmal, daß das Verhalten der *i*-Stämme im RV. wirklich den ursprünglichen Zustand der *u*-Stämme widerspiegelt, so können wir diesen getrost als lautgesetzlich betrachten: Warum soll denn nicht vor Konsonanten *-ēu* zu *-ē* geworden sein, eine Annahme, um die man im Wortinlaut beim Falle **dii̯ēm* doch nicht herumkommt? Und wenn, wie wegen des Nom. **dii̯ēus* wahrscheinlich,

[1] Das dunkle *ṛtā* IX, 97, 37 bewerte ich wie Bechtel, Hauptprobl. 281 Anm. und Oldenberg z. d. St. — Vgl. übrigens noch S. 262.

nicht vor allen Konsonanten, so kann im RV., was ja eventuell auch für den Dual anzunehmen ist, eine Verallgemeinerung für die Stellung vor allen Konsonanten eingetreten sein. Dann bedarf es lediglich der Aufstellung, daß *-ēu* in Pausa blieb, während *-ōu* zu *-ō* wurde. Dieser Unterschied erklärt sich leicht: Bei *-ōu* waren, im Gegensatz zu *-ēu*, die Artikulationsbewegungen der beiden Komponenten *ō* und *u* voneinander so wenig verschieden, daß beim Auslaufen der Artikulation in Pausa die Bewegung für den zweiten leicht ganz unterbleiben konnte. Die Koexistenz von *-ā* im ved. Lok. Sg. der *u-* und *i*-Stämme ließ zu letzteren, genau in der Verteilung, wie sie für die *u*-Stämme theoretisch zu erschließen ist, die Dublette *-au* neu aufkommen (**-ai* = idg. **-ēi* konnte sich nicht lebendig halten, da es nicht nur vor Konsonanten und in Pausa analog dem **-ōu* bereits in prähistorischer Zeit zu **-ē* = ai. *-ā*, sondern im Altindischen ja auch vor Vokal de facto zu *-ā* geworden ist). Mithin konnte ein analogisches *-au*, *-āv* gerade auch als «hiatusfüllende» Dublette hier besonders willkommen sein. Nur die eine Frage, die wir bisher ausgeschaltet haben, und die gewiß grundsätzlich als die wichtigste anzuerkennen ist, bleibt noch zu beantworten: Warum ist denn nun bei den *u*-Stämmen, nachdem diese das Muster für den bei der *i*-Flexion im L. Sg. vorliegenden Tatbestand abgegeben haben, das alte Verhältnis ganz verwischt, *-ā* überhaupt aufgegeben und *-au* in allen Stellungen verallgemeinert worden? Das liegt am Einfluß des übrigen Paradigmas, dessen in prähistorischer Zeit an tauto- und heterosyllabischen *u*-Diphthongen reiche Kasus (D. Sg. **-aṷ-ai*, G. Ab. **-aus*, Lok. **-aṷ-i*, Vok. **-au*, N. Pl. **-aṷ-as*) der *u*-haltigen Form des Lokativs von vornherein ein Übergewicht sicherten; der Umstand verhalf ihr zum frühzeitigen Sieg über die Schwesterform *-ā*, die aus dem Rahmen des *u*-Paradigmas herausfiel.[1] (Bei den *i*-Stämmen war ein parallelgehender Prozeß, der zur Rettung von **-ai* hätte führen können, unmöglich, weil diese Form, wie oben bemerkt, schon in vorvedischer Zeit nirgends mehr existierte.) —

[1] Ich hatte eine Zeitlang daran gedacht, ob man nicht, ohne Zuhilfenahme der Hirtschen Vermutung, allein auf Grund des Systemzwanges die gesamten Tatsachen deuten könnte, unter der Voraussetzung nämlich, daß dieser zunächst bei den *u*-Stämmen die Pausaform *-ā* zugunsten von *-au* verdrängt hätte, daß dann die Übertragung auf die *i*-Stämme erfolgt und endlich *-au* bei den *u*-Nomina auch in antekonsonantische Stellung geraten wäre. Aber ich weiß keinen Grund anzugeben, warum dieser letzte Vorgang später erfolgt sein soll als der Übertritt in die Pausa.

Über die ursprüngliche Behandlung der Perfektformen auf *-au* läßt sich kein Urteil fällen, solange ihr Ursprung in Dunkel gehüllt ist. (Am ehesten gangbar scheint mir der von Thumb, Hb. 367 eingeschlagene Weg, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten; vgl. Charpentier, IF. XXXII, 94f.) Aber ihr tatsächliches Verhalten im RV.: ausnahmslos in allen Stellungen *-au*, also wie beim Lok. Sg. der *u*-Stämme (von dem vereinzelten alten *paprá* I, 69, 1 vor Konsonant und dem unsicheren *jahá* VIII, 45, 37 abgesehen), läßt sich verstehen, wie man auch über ihre Herkunft denken mag. Denn so viel ist klar, daß sie bei Wurzeln auf *-ā* sich dort eingestellt haben, wo man in der 1. und 3. Sg. eben den bloßen Wurzelauslaut *-ā* erwarten sollte, eine Form, die, worauf es hier ankommt, äußerlich jedes Charakteristikums der Person entbehrte. Wurde durch die Schöpfung (oder Verallgemeinerung) des Typus *papraú, dadaú* in seinem Verhältnis zu *paprátha, dadátha* diesem Mangel abgeholfen, so liegt es in der Natur der Sache, daß sich diese wiederum aus Deutlichkeitsgründen durchgedrungene Form überall im Satze einbürgerte und die farblose Dublette *-ā* sehr früh überwucherte.

Ungern, wie stets, habe ich mich auf Konstruktionen wie die obigen eingelassen, und nur, weil sie ein Gegengewicht gegen andere Konstruktionen bilden sollen, die einen im RV. klar gegebenen Zustand ohne Grund als eine Trübung ursprünglicherer Verhältnisse zu deuten versuchten. So wollte ich denn zeigen, daß keiner der behandelten Fälle auch nur den geringsten Anlaß bietet zu behaupten, der vedische Befund der Dualformen: *-au* (*-āv*) vor Vokal, *-ā* vor Konsonanten und in Pausa, entspreche nicht dem ältesten Zustand.

Und nun zu einem Punkt, wo, wie ich hoffe, die Tatsachen weit eindringlicher zu Worte kommen können: So glatt sich die primäre Alleinherrschaft von *-ā* vor Konsonanten und in Pausa aus der trotz einiger notwendiger Einzelkorrekturen im wesentlichen richtigen Statistik bei Lanman, Noun-Inflection 340ff., 574ff. herauslesen läßt, so ganz andersgeartet liegen die Verhältnisse beim Gebrauch vor Vokalen: Die Beispiele mit regelmäßigem *-ā* vor Konsonanten gegenüber abnormem *-au* verhalten sich wie 22,6 : 1, in Pausa gar wie 39 : 1. In antevokalischer Stellung dagegen überwiegen sogar, brutal alles in allem genommen, die «unregelmäßigen» *-ā* über die legitimen *-āv* (Verhältnis 0,8 : 1!). Nun wird man gewiß bei den *ā*-Formen sofort die mit hiatischem *-ā* vor *ŭ-* aus bekannten Gründen in Abrechnung bringen wollen (55); dann ist

die Proportion aber immer noch 1 : 1. Versteigt man sich weiter dazu, auch noch die (26) Fälle zu streichen, in denen sich Kontraktion von *-ā ă-* zu *-o-* zeigt (doch s. unten S. 259), so erhält man 1,1 : 1. Schließlich will ich noch die Konzession machen, die (etwa 85) Stellen, in denen *-ā* mit einem folgenden *iva* vereinigt ist, abzuziehen, so unberechtigt sich dies Verfahren erweisen wird (S. 263 ff.). Immer bleibt noch das Verhältnis 2,1 : 1. Und damit vergleiche man nun die oben für den Befund an Abnormitäten vor Konsonanten und in Pausa gewonnenen Ziffern 22,6 : 1 und 39 : 1, und man räume mir als Gegengabe für die oben meinerseits gemachten Zugeständnisse ein, wie minderwertig im letzteren Fall die Qualität der Ausnahmen ist, die allermeist sich deutlich als der jüngsten Sprachperiode angehörig erweisen lassen — was bei den antevokalischen *ā*-Formen nicht der Fall ist. Es tritt für die gute Zeit der Ṛgvedadichtung uns in diesem Punkt ein Mißverhältnis entgegen, wie es schreiender sich kaum denken läßt: Die starke Konkurrenz zwischen *-ā* und *-āv* vor Vokalen legt dem, der sie als Tatsache erkannt hat, die Pflicht auf zu prüfen, woher diese Sonderstellung kommt. Das heißt, vom Standpunkt der jetzt herrschenden Anschauung aus gesprochen: Es müssen spezielle Gründe vorhanden sein, die eine Existenz von *-ā* neben *-āv* vor Vokal zur Folge hatten. Bare Willkür ist angesichts der Tendenzen, die der indische Sandhi sonst zeigt, auch dann ausgeschlossen, wenn man der «dichterischen Freiheit» in metrischen Dingen Konzessionen zu machen geneigt ist; und es ist ein bequemer, aber falscher Weg, wenn man *-ā* vor Vokal gebraucht sein läßt, «where the words could not be pressed into the metrically limited verse save by its fusion with that vowel» (Lanman, Noun-Inflection 340). Sonst waren die vedischen Dichter doch nicht so liberal, die antekonsonantische oder Pausaform aus metrischer Bequemlichkeit ad libitum in solchem Umfang vor Vokal anzuwenden (auf vereinzelte Lizenzen muß man natürlich gefaßt sein). Man frage sich etwa, wieweit sie von der antekonsonantischen und Pausa-Dublette *-e, -o* in ihrer Geltung als Länge aus metrischer Bequemlichkeit vor Vokal Gebrauch gemacht haben![1]

Schon längst richtig erkannt und beurteilt ist das Auftreten von

[1] Ich bemerke noch ein für allemal, daß ich im folgenden einen Unterschied zwischen konsonantischen und *ā*-Stämmen in der Statistik nicht mache. Ihre Behandlung in allem, worauf es für uns ankommt, ist im Veda so durchaus gleichartig, daß eine ursprachliche Verschiedenheit nicht mehr in Rechnung gesetzt werden darf.

(unkontrahiertem) *-ā* vor folgendem *u*-Vokal wie in *vṛtrahaṇā utá sthaḥ* I, 108, 3, wo durch lautgesetzlichen Schwund von *v* vor *ŭ* (*-av ŭ-* zu *-a ŭ-*) ein antevokalisches *-ā* auf indischem Boden neu aufgekommen ist. Ich brauche darüber nichts weiter zu sagen; nötig ist nur wegen der Gruppierung im folgenden ein Wort der Klarstellung über das Verhältnis dieser *-ā ŭ-* zu den Beispielen, wo der Dualausgang mit folgendem *ŭ*-Anlaut in eine Silbe zu *-o-* kontrahiert erscheint (vgl. *jujuṣāṇópa yātam* II, 39, 8). Sind letztere ein jüngeres Entwicklungsstadium, indem lautgesetzlich *-āv ŭ-* über *-ā ŭ-* zu *-o-* wurde oder nicht? Wenn nein, so müssen sie auf eine Stufe gestellt werden mit jenen «Ausnahmen», die *-ā* vor Vokal zeigen, ohne daß dazwischen ein *-v* lautgesetzlich geschwunden sein könnte (z. B. *náreti* = *nárā iti* I, 117, 18). Lanman hat sie in seiner Statistik S. 341 in dieser Weise eingereiht, während Meringer S. 226 die erstgenannte Deutung für die wahrscheinliche hält. Es mag dies in der Tat zunächst einfacher erscheinen als die Annahme, daß man die in historischer Zeit zusammengezogenen Formen für Nachkommen alten Hiats, die hiatisch zu sprechenden dagegen als Nachkommen älteren Sandhis betrachten soll. Und doch enthält sie, sprachgeschichtlich beleuchtet, nichts Widersinniges, sobald man die Entstehung von *-ā ŭ-* aus *-āv ŭ-* für später erklärt als den Sandhi *-o-* aus ursprünglichem *-ā ŭ-*. Dafür spricht aber denn doch die Lautgestalt selbst, denn *-o-* über *-au-* aus *-ā ŭ-* zeigt deutlich die Wirkung von «vocalis ante vocalem», während bei hiatischem *-ā ŭ-* = *-āv ŭ-* die Länge des *-ā* bleibt und nicht die notwendig vorauszusetzende Zwischenstufe *-ă ŭ-* ergeben hat. Daraus ist der Schluß zu ziehen, daß der Schwund des *-v* vor *ŭ-* erst zu einer Zeit eingetreten ist, als das Vokalkürzungsgesetz nicht mehr wirkte. Empfiehlt sich somit, wie ich auch im folgenden verfahren werde, für die kontrahierten Fälle der Anschluß an Lanmans Auffassung, so ist das ein Grund mehr, auch hier zu fragen, warum, wie vor anderen Vokalen, «ausnahmsweise» *-ā*, nicht *-āv*, gesetzt worden ist.

Nun findet ein Teil dieser «antevokalischen» *-ā* sofort seine Aufklärung:

I, 122, 4: *vyántā pántauśijó huvádhyai* = *pántā auśijáḥ.*
II, 10, 2: *utáruṣáha cakre víbhṛtaḥ* = *aruṣá áha.*
V, 41, 3: *á vāṃ yéṣṭhāśvinā huvádhyai* = *yáyiṣṭhā aśvinā.*
VII, 67, 5: *prácīm u devāśvinā dhíyam me* = *devā aśvinā.*
VII, 70, 1: *á viśvavārāśvinā gataṃ naḥ* = *viśvavārā aśvinā.*
VII, 70, 4: *caniṣṭám devā óṣadhīṣvapsú.*

VIII, 18,16: *dyávākṣāmāré asmád rápas kṛtam = dyávakṣāmā āré.*
X, 22, 6: *ádha gmántośánā pṛchate vām = gmántā uśánā.*
X, 61, 4: *divó nápātāśvinā huve vām = nápātā aśvinā.*
X, 132, 2: *suṣumnéṣitatvátā yajāmasi = suṣumná iṣitatvátā.*

Das Gemeinsame ist, daß erstens nach Aussage des Metrums keine Kontraktion des dualischen *-ā* mit dem folgenden Anlaut vorliegt, und zweitens, daß diese «Hiate» vor der Zäsur stehen.[1] In dürren Worten heißt das nichts anderes, als daß hier gar nicht die antevokalische, sondern die Pausaform anzuerkennen ist, also nur wieder ein Beweis für die hinlänglich bekannte Tatsache, daß in der vedischen Dichtung, analog dem, was wir anderswo beobachten, vor der Zäsur «die dem Pādaschluß eigentümlichen Erscheinungen stets, nur in verminderter Intensität wiederkehren» (Oldenberg, Proleg. 439; die Behauptung ebendort S. 46 [1], daß «von den Doppelformen des Nom. Akk. Dual. [auf *-ā* und *-āv*] vor der Zäsur, wenn ein Vokal folgt, ebenso wie an jeder anderen Stelle des Versinnern vor folgendem Vokal die auf *-āv* steht, nicht aber die dem Versende zukommende Form auf *-ā*», muß also etwas modifiziert werden). —

Es fällt weiter auf, ein wie beträchtlicher Teil der Belege mit kontrahiertem Dualausgang dem Vokativ angehört. Charakteristisch hierfür ist das Verhalten von *nāsatyā*, das im Vokativ nicht weniger als zwanzig Belege für Sandhi bietet. Kommt nun auch der Vokativ im ganzen mehr als viermal so oft vor wie der Nom. Akk., so kann es doch kaum Zufall sein, wenn sich in diesem Kasus kein einziges Zeugnis für Kontraktion findet. Es bieten sich zwei Erklärungsmöglichkeiten dar: Da der Vokativ außerhalb des Satzgefüges steht, kann es einmal im Indischen genau so gewesen sein wie bei uns, daß er von den übrigen Redeteilen durch eine kleine Pause getrennt wurde oder werden konnte (wir deuten dies in der Schrift durch das Komma an). Ist das richtig, dann sind auch unsere antevokalischen Vokative Spuren dieser Erscheinung, und es hätte nachher erst die im Indischen alles überwuchernde Tendenz des Sandhi auch sie in ihr Einheitsschema gepreßt, so daß diese Fälle dann wie alle anderen der Kontraktion im Satze unterlegen wären. Auf noch positiverem Fundament bauen wir jedoch auf, wenn wir in ihnen nichts anderes erblicken als die vedischen Vokative Dualis auf *-ă*, die, in einer Anzahl von Fällen vor Konsonanten durch die Überlieferung geboten, konsequenterweise auch vor

[1] Zu VII, 70,4 anders Oldenberg mit Hinweis auf Prāt. 135.

Vokalen anzusetzen sind und natürlich mit folgendem Anlautsvokal Sandhi eingingen, da ja eine dem Verhältnis *-ā* : *-āv* parallel gehende Dublette *-āv* zu *-ă* nicht existiert hat. (Der Pp. mußte die Formen verkennen und in *-ā* + Vokal auflösen.) Wie diese vokativischen *-ă* als Ganzes zu erklären sind, ist eine Frage, die uns hier nichts angeht. Es genügt, daß sie da sind.[1]

Ich gebe die Liste der von mir gefundenen *ā*-Vokative in Sandhikontraktion nach der alphabetischen Reihenfolge der Wörter.[2] Die Stellen auszuschreiben, ist unnötig[3]:

jujuṣānā II, 39, 8.
dhṛtadakṣā V, 62, 5.
narā I, 117, 18; V, 73, 7.
nāsatyā I, 34, 9; I, 47, 9; I, 116, 9, 10, 14; I, 117, 1, 11, 13; I, 182, 4; I, 183, 3, 5; IV, 14, 1; IV, 44, 4; V, 73, 6; VI, 49, 5; VII, 71, 4; VII, 72, 5; VIII, 22, 5; VIII, 57, 4; X, 41, 2.
urubhujā VIII, 86, 3.
mitrā V, 62, 5(?); V, 65, 6.
rathyā V, 76, 1.

Das Hauptkontingent indes für antevokalische *-ā* stellen die Beispiele, bei denen ein benachbartes *v* dissimilatorisch sich der Anwendung von *-āv* entgegengestellt hat. Die grundsätzliche Berechtigung einer solchen Annahme bedarf keiner Ausführung; sie erhält für unsern Spezialfall sofort Leben und Blut, wenn man sich vergegenwärtigt, daß auch sonst das Altindische deutlich eine Abneigung gegen die Aufeinanderfolge zweier *v* erkennen läßt; ich nenne Fälle von Haplologie wie *śevāra-*, *śevṛdha-* für *śevavāra*, *śevavṛdha-*. Dazu gesellt sich Schulzes Beobachtung (KZ. XXXIX, 612) über den Ersatz von (**kánvavant-* und) **yávavant-* durch (*kánvamant-* und)

[1] Bollings Versuch a. a. O. 321 ff., den Vok. Du. aus der Welt zu schaffen, beurteile ich wie Oldenberg zu RV. I, 15, 6. — Ein iranischer Dual auf **-au*, mit dem Bartholomae, IF. V, 217 ff., Grdr. d iran. Phil. I, 127 rechnet, würde, selbst wenn erwiesen, nichts für den Veda aussagen [s. dazu übrigens noch Wackernagel, Berl. Sitzungsber. 1918, S. 409. Nachtrag].

[2] Beispiele, die gleichzeitig zu der S. 263 m. Anm. zu besprechenden Kategorie gehören, werden erst dort aufgeführt.

[3] Ich führe unbedenklich auch die drei Formen von Nicht-*ă*-Stämmen mit an, obwohl hier antekonsonantisches *-ă* nicht belegt ist. Das kann aber Zufall sein, um so mehr, wenn man bedenkt, daß auch bei der viel umfangreicheren Gruppe der *ă*-Stämme der sicheren Zeugnisse für *-ă* recht wenige sind. Man wird also aus diesem Grunde nicht die von mir vorangestellte Erklärung der Besonderheit im Vokativ als die einzig mögliche zu betrachten brauchen.

yavamant-, der Eintritt von *yuvayúḥ* für *yuvayúvaḥ* oder *yuvayávaḥ* (Vf., IF. XXXVI, 192). So beurteile ich denn auch das berühmte *sáno ávye (avyáye)* des Maṇḍala IX, dessen Singularität zwar schon richtig als Wirkung von Dissimilation erkannt ist (Lanman, Noun-Inflection 412), aber, wie mir scheint, noch nicht ganz in der richtigen Weise. Daß es mit Schwund des *-y* aus einem **sánavy ávye (avyáye)* entstanden sein soll, setzt Konsonantierung von *sánavi* zu *sánavy* im Sandhi voraus, und dies bedeutet für die vedische Epoche eine Abnormität (Wackernagel, Ai. Gr. 321 f. m. Lit.). Ich ziehe es daher vor, bis zu einem gewissen Punkte dem Pp. zu folgen und anzunehmen, daß an Stelle eines zu erwartenden *sánāv* die Form *sánā* im Text gestanden hat, dissimilatorisch wegen des folgenden *v*: *sánā ávye* für **sánāvavye*, gesprochen *sánă* wegen des Gesetzes «vocalis ante vocalem corripitur». Daher die auf alle Fälle fehlerhafte Schreibung *sáno ávye* des Saṃhitātextes: die einzigartige Form *sána* in *sāna ávye* konnte nicht mehr richtig analysiert werden und wurde nach bekanntem Muster gleich den zahlreichen anderen Fällen, in denen man *-a a-* sprach (Wackernagel a. a. O. 323 ff.), falsch in *sāno* umgesetzt; dabei war und blieb auch die Kurzmessung unanstößig. Das *sánau* des Pp. kommt der sprachhistorischen Wahrheit näher, muß aber naturgemäß mit der Aussprache im Widerspruch stehen. — Auch das vielbesprochene *vásta usrā́ḥ* dürfte so seine Erledigung finden: Es darf natürlich nicht auf eine Stufe mit dem dualischen *-ā* vor *ŭ-* gestellt werden, da sonst die Kurzmessung unverständlich bliebe (oben S. 258 f.). [Deswegen kann ich Wackernagel, Berl. Sitzungsber. 1918, 409 nicht beitreten — Nachtrag.] Nur an der Form der (diesmal lautlich richtigen) schriftlichen Aufzeichnung (*vásta* gegenüber *sáno*) ist das folgende *u-* schuld. Im übrigen aber ist auch hier *vástā usrā́ḥ* schon frühzeitig dissimilatorisch an Stelle von **vástāv usrā́ḥ* getreten; dann entstand regelrecht ante vocalem *vástă usrā́ḥ* (vgl. noch S. 269 f.).[1]

[1] Ich glaube also nicht an die Existenz eines indischen, geschweige denn urarischen oder gar indogermanischen endungslosen Lokativs auf Kurzdiphthongen. *sáno* und *vásta* sind in ihrer Sonderstellung oben erklärt und ich möchte noch ausdrücklich hinzufügen, daß ich es nicht für angängig halte, wenn man die eine Abnormität, **vásto*, durch einen bloßen Hinweis auf die andere, *sáno*, zu stützen versucht (Kaegi, Festgruß an Böhtlingk 49), deren Vorkommen so deutlich an eine ganz bestimmte Umgebung gebunden ist. Und fällt *sāno*, so schwebt **vásto* in der Luft. Was Arnold, Ved. Metre 131 aus dem Metrum herauskonstruiert, ist nach Abstrich der genannten Formen so kümmerlich (m. E. dürfte überhaupt nur VIII, 6, 46 genannt werden; VI, 46, 8 wird durch 5 d entwertet), daß es

Jedenfalls ist kein Zweifel darüber möglich, daß auch beim Auftreten des dualischen *-ā* für *-āv* vor Vokalen mit einem dissimilatorischen Prozeß gerechnet werden darf, nichts steht im Wege, eben darauf etwa die Existenz von *suhárehá* X, 141, 4 = *suhávā ihá* für **suhávāvihá* zurückzuführen. Das Material gliedert sich von selbst in zwei Gruppen:

1. Antevokalisches *-ā* statt *-āv* erscheint in Wörtern, deren Stamm ein *v* enthält (wobei es nicht darauf ankommt, daß das *v* immer unmittelbar in der Silbe vorher steht, denn derartige Prozesse wirken ja bekanntlich auch bei größerer Entfernung).[1]

árvantā X, 105, 2 (mit unregelm. Hiat?).
avitárā X, 39, 3.
áśvā X, 22, 5.
aśvinā †I, 30, 18; †I, 112, 1; †I, 116, 3, †8; †I, 117, 12; †I, 118, 9; †I, 119, 2; †IV, 44, 3; V, 76, 2, 3; †V, 76, 4; VII, 9, 5; VII, 44, 1; †VIII, 5, 2, 16; †VIII, 8, 6; †VIII, 22, 10; †VIII, 35, 22; †X, 39, 10; †X, 52, 2; X, 73, 3; X, 85, 9; X, 125, 1; X, 128, 7; X, 131, 5.
indrāvaruṇā †VII, 83, 1, †2.
pháriṿā X, 106, 8.
mitrāvaruṇā †I, 152, 3; †II, 29, 3; †II, 31, 1; V, 46, 3; †V, 63, 1; †VII, 50, 1; †VII, 63, 5; †VII, 64, 2; X, 64, 5; X, 125, 1.
vaṅkutárā I, 51, 11.
varuṇā †V, 62, 5(?), †6.
vṛtrahaṇā VIII, 38, 2.
vṛṣaṇā †I, 108, 3; II, 16, 5; †VI, 68, 11; †VIII, 22, 12.
sajítvānā III, 12, 4.
suhávā X, 141, 4.
havanaśrutā †VII, 83, 3.

2. Wenn das enklitische *iva* folgt (also *-ā iva*, woraus *-eva*, für *-āviva*).

áṃśeva V, 86, 5; X, 106, 9.
ajéva II, 39, 2.
adhvaréva III, 6, 10(?).
apáseva X, 106, 1.
áśveva VII, 104, 6.
āraṅgareva X, 106, 10.
íryeva X, 106, 4.
iṣukŕteva I, 184, 3.
ugréva X, 106, 4.
udanyajéva X, 106, 6.
uṣṭáreva X, 106, 2.
kárṇeva X, 106, 9.
kiráṇeva X, 106, 4.
kīnáreva X, 106, 10.

keine Schlüsse gestattet. Das Iranische beweist für den Veda nichts; man darf doch sehr ernstlich damit rechnen, daß hier der Lok. Sg. auf *-āu*, die einzige langdiphthongische Form des Paradigmas, unter den Einfluß des kurzdiphthongischen (G. *-auš*, V. *-au*) geraten ist.

[1] Im folgenden besteht die Mehrzahl der Beispiele aus Vokativen, die also auch der vorher besprochenen Kategorie angehören könnten. Ich habe sie durch † markiert.

kṣádmeva X, 106, 7(?).
kṣámeva II, 39, 7; VI, 5, 2; X, 106, 10.
khṛ́galeva II, 39, 4.
gáveva III, 33, 1.
gṛ́dhreva II, 39, 1.
gauréva VII, 69, 6.
grávāṇeva II, 39, 1.
gharméva X, 106, 8.
cakravākéva II, 39, 3.
cakríyeva I, 185, 1; V, 30, 8.
jányeva II, 6, 7 (vgl. Oldenberg, ZDMG. LXI, 831[1]).
jaraṇéva X, 40, 3.
tanūtyájeva X, 4, 6.
dūtéva II, 39, 1; X, 106, 2.
dváreva VIII, 5, 21.
nadyèva II, 39, 5(?).
nāvéva II, 39, 4 (vgl. Oldenberg z. d. St.).
náseva II, 39, 6 (vgl. Lanman, Noun-Inflection 494).
násatyeva I, 173, 4; IX, 88, 3.
nailoséva X, 106, 6.
pakṣéva VIII, 34, 9.
pajréva X, 106, 7.
pataréva X, 106, 8.
párijmāneva X, 106, 3.
paśvéva X, 106, 3.
pádeva II, 39, 5; X, 106, 9.
pitáreva III, 18, 1; III, 58, 2; IV, 41, 7; X, 106, 4.
pravāséva VIII, 29, 8.
prāyogéva X, 106, 2.
bṛhánteva X, 106, 9.
brahmáṇeva II, 39, 1.
mahiṣéva VIII, 35, 7, 8, 9; X, 106, 2.
mātáreva IX, 18, 5.
mitréva X, 106, 5.
mṛgéva X, 40, 4.
méṣeva X, 106, 5.
yujéva II, 24, 12.
yuvaséva VIII, 35, 5.
yúpeva IV, 33, 3.
rathyèva II, 39, 2, 3; III, 33, 2; VII, 39, 1.
rājaputréva X, 40, 3.
vámsageva X, 106, 5.
vájeva X, 106, 5.
váteva II, 39, 5.
viṣudrúheva VIII, 26, 15(?).
vṛṣabhéva IV, 41, 5.
vrajéva V, 64, 1.
śyenéva V, 74, 9; VIII, 73, 4.
śruṣṭīváṇeva X, 106, 4.
śváneva II, 39, 4.
sāraghéva X, 106, 10.
sudíneva X, 106, 1.
sṛṇyèva X, 106, 6.
sthātāreva X, 59, 1.
srúveva X, 96, 9.
hásteva II, 39, 7.
hāridravéva VIII, 35, 7.

Was man dieser meiner Auffassung der Beispiele mit *iva* entgegenhalten wird, weiß ich: Da *iva* auch sonst in Verbindung mit einem vorangehenden Wortauslaut häufig prosodische Eigentümlichkeiten aufweist, die sonst nur selten vorkommen, so ist auch das oftmalige *-eva* für zu erwartendes *-āviva* hierin einzubeziehen. Gut! Aber geht das so ohne weiteres? Die Tatsache, daß eine Schlußsilbe plus angehängtem *iva* fürs Metrum oft nur die Geltung zweier Silben hat, wo, grammatisch betrachtet, drei Silben erscheinen sollten,

ist bisher verschieden gedeutet worden: Man hat, gestützt teils auf etymologische Erwägungen, teils auf das mittelindische *va* = *iva*, auch dem Veda eine Nebenform *va* neben *iva* zugesprochen (Lit. b. Wackernagel, Ai. Gr. I, 60, 317f.) oder aber dem *iva* eine besondere Neigung zum Verschmelzen mit vorausgehender Endsilbe zuerkannt. Im ersteren Fall ist man, abgesehen von der Unzuträglichkeit, daß das hypothetische *va* nur immer gerade da einspringen darf und muß, wo man mit einem metrischen Anstoß sonst nicht fertig wird, ohne daß es sonst in einer Spur seine Existenz verriete, noch in der Zwangslage, eine kompakte Masse gewaltsamer Änderungen in der Überlieferung vorzunehmen, in unserem Falle also immer *-eva* als Substitut eines ursprünglicheren **-ā va* anzusehen. Die grundsätzliche Möglichkeit eines solchen Eingriffes sei nicht von der Hand gewiesen, da sie sich schließlich durch andere Erscheinungen rechtfertigen lassen könnte; aber man wird doch nur dann dazu greifen, wenn andere Auskunftsmittel versagen, und es ist jedenfalls kein Nachteil für meine Anschauung, daß bei ihr der Text überall unangetastet bleibt.

Nun hat Oldenberg, ZDMG. LXI, 830ff. gegen die Annahme von *va* Stellung genommen und der Verschleifungstheorie das Wort geredet, nachdem er bereits Proleg. 460[2] den enklitischen Charakter von *iva* als für diesen Vorgang besonders förderlich gebührend hervorgehoben hatte (gelegentlich treten ja auch vor anderen Wörtern derartige abnorme Kontraktionen ein). Ich kann mich im wesentlichen anschließen. Die Frage ist nur, ob unser Fall auch hierhergehört; mir scheint von vornherein klar, daß er deutlich eine Sonderstellung einnimmt. Zunächst einmal fällt das Zahlenverhältnis auf: Rechnet man die anderen Fälle zusammen, so existieren, von Roths Extravaganzen abgesehen (dazu Oldenberg, ZDMG. LV, 293), etwa ein Dutzend Beispiele für *-a(ḥ)iva*, je ein halbes Dutzend für *-i(r)iva* und *-a(m)iva*, und ein weiteres für sporadische Belege [*-u(m)iva*, *-i(m)iva* usw.; ich habe verglichen, was bei Graßmann, Wb. s. v. *iva*, Arnold, Ved. Metre 78f. und in Oldenbergs Noten nach den Indices, p. 424 bzw. 374 zusammengestellt ist. Dabei bleibt immer noch eine Anzahl unsicher; s. Oldenberg, ZDMG. LXI, 830ff.].[1] Gegenüber diesen in Summa etwa 30 verschiedenartigen Beispielen gibt es an dualischen

[1] Im RV. ist die getrennte Form überall häufiger (vgl. Benfey, Gött. Gel. Abh. XIX, 249ff.).

-eva allein mindestens 80, und das numerische Übergewicht des Duals über sämtliche anderen Fälle bleibt auch dann bestehen, wenn man etwa eine Anzahl kurioser Vergleiche von II, 39 und X, 106 wegen der Eigenart dieser beiden Hymnen in Abzug bringen will. Weiter aber ist zu bedenken, daß, wenn man sich auf den Standpunkt der vedischen Sprache stellt, die Dualfälle hinsichtlich der Verschleifung gar keine lautliche Unregelmäßigkeit darstellen, handelt es sich doch einfach darum, daß in ihnen vor *iva* nicht die antevokalische Endungsform *-āu*, sondern die anderswo regelrechte Dublette *-ā* erscheint, die ganz normal mit dem *i-* von *iva* kontrahiert wird. Davon kann keine Rede sein, daß etwa lediglich wegen des enklitischen Anschlusses von *iva* am vorhergehenden orthotonierten Wort ein *v* ausgeworfen worden wäre, wenn nicht andere, spezielle Lautverhältnisse dabei mitspielten. Diese sind aber, wie ich, gestützt auf das vorhin Besprochene, behaupte, dadurch bedingt, daß das *v* von *iva* dissimilierend wirkte.[1]

[1] Wieviel bei den Verschleifungen mit *iva* überhaupt «lautgesetzlich» ist, wird sich vielleicht niemals ganz entscheiden lassen. Mir scheint, daß doch auch stark mit analogischer Ausbreitung der Erscheinung gerechnet werden muß. Ich denke mir den Fall etwa so: Lautgesetzlich konnte, infolge des engen Tonanschlusses von *iva*, die Zusammenziehung eintreten, wo es in «sekundärem» Hiat stand (vgl. Roth, PW. I, 819), also vor allem in dem am häufigsten bezeugten *-a͡iva* aus *-as iva*. Danach dann analogisch zunächst im Nom. Sing. auch für *-is iva*. Denn hier ist klar, daß lautgesetzlich nur *-ir iva* sein kann, woraus niemals eine «Kontraktion» zu *-īva* hätte entstehen können. Wie die Vorform von *-a iva* vor dem Schwund des Zwischenlautes ausgesehen hat, wissen wir nicht genau. An *-a(h) iva*, wie überhaupt an die Verallgemeinerung der Pausaform *-aḥ* vor Vokalen mit weiterer Reduktion dieses *-ḥ*, vermag ich nicht recht zu glauben. Der Parallelismus von *-ir*, *-ur* aus **-iz*, **-uz* läßt vielmehr auch nach meiner Meinung zunächst ein **-az* vor Vokal vermuten. *z* gibt es im Altindischen nicht, auch wo es aus der Ursprache ererbt war, der Laut ist also irgendwie verändert worden. Schwand er im Sandhi ganz? Daß dies ohne Zwischenstufe geschehen sei, ist phonetisch unwahrscheinlich. Eher darf man annehmen, daß **-az* über **-ay* zu *-a* wurde und, in vollkommenem Parallelismus dazu, auch das vor stimmhaftem Dental für *az* eingetretene *e* zunächst auf diphthongisches *ai* zurückgeht. (Über eventuelle Spuren von *-ay* für *-as* vgl. Oldenberg, Proleg. 457.) Dann versteht sich gerade ein besonders früher Zusammenstoß von *-a* mit dem anl. *i-* auch von *iva* und die darauf beruhende Kontraktion leicht [*-a(y) iva* zu *-a͡iva*]. — Hatte man so ein *índreva* neben *índra(s) iva*, ein *agníva* neben *agnír iva*, so war der Schritt zu einem *índreva*, *agníva* neben *-am iva*, *-im iva* usw. leicht getan, um so leichter, als, wie Oldenberg, ZDMG. LXI, 833 gezeigt hat, auch metrische Gründe den vedischen Dichtern ein Überschreiten des lautgesetzlichen Zustandes besonders nahelegten. Und lautgesetzlich ist der Schwund des *-m* zwischen Vokalen ganz gewiß nicht; auch der Anusvāra, der hier gar nichts zu suchen hat, würde nichts

Ich habe die Frage einstweilen ausgeschieden, ob in der «*v*-Kategorie» ein vorher vorhandenes *-āv* durch dissimilatorischen Schwund des *v* zunächst zu *-ā* geworden ist, oder ob man, um die «Kakophonie» zu vermeiden, von vornherein in der Nachbarschaft von *v* die vorhandene Nebenform *-ā* statt *-āv* gewählt hat. Grundsätzlich ist beides möglich, der Fall, daß zur Vermeidung eines Mißklanges statt einer sonst regelmäßigen Form eine gleichbedeutende andere eingesetzt wird, liegt beispielsweise in dem von W. Schulze (s. oben S. 261 f.) aufgeklärten *yávamant-* für **yávavant-* und dem von demselben verglichenen Kellerschen *Lerchlein* neben *Tännchen*, *Fichtchen* usw. vor (weiter verbreitet z. B. *Bächlein* oder *Büchelchen* statt **Büchchen*). Und ich fürchte, eine sichere Entscheidung wird sich kaum fällen lassen. Am ehesten könnte man in *sāno ávye* und *vásta usrā́ḥ* an einen lautgesetzlichen Vorgang denken, und zwar, weil ja sonst im Lok. Sg. der *u*-Stämme die Dublette *-ā* mit Beginn der Überlieferung beseitigt erscheint. Es müßte denn die «Auswahl» bereits zu einer Zeit erfolgt sein, als *-ā* auch in diesen Kasus vor Konsonanten und in Pausa noch existierte, so daß sie unter den eigenartigen Verhältnissen bei diesen zwei Phrasen in spätere Zeiten hinübergerettet worden wäre. — Es gibt auch die Tatsache nichts aus, daß, wie sonst überall, auch in der «*v*-Kategorie» die Form *-āv* neben *-ā* vorkommt (vgl. I. 30, 17 *aśvināv* gegen *aśvinā* 18, *hástāv iva* II, 39, 5 neben *hásteva* 7); denn als «Auswahl» betrachtet, ist antevokalisches *-ā* selbstverständlich kein Zwang, und bei Annahme lautgesetzlichen Schwundes kann *-āv* jederzeit durch Analogie der normalen antevokalischen Form wiederhergestellt sein. Handelt es sich wirklich um lautgesetzlichen Schwund, so ist dieser früher eingetreten als der Verlust des *-v-* in *-ā(v) ŭ-*, weil dieser nach Wirkung des Vokalkürzungsgesetzes eintrat und keine Kontraktion im Gefolge hatte (s. oben S. 259). Wollte man alle Möglichkeiten abwägen, so könnte man schließlich noch überlegen, ob etwa die ursprachliche Doppelheit *-ōu, -ō* ursprünglich mit dem Sandhi gar nichts zu tun gehabt hätte, sondern auf anderen, uns unbekannten Bedingungen beruhte. Dann ließe sich ein alter Promiscuegebrauch voraussetzen, die antevokalischen *-u* wären ein Rest des alten Zustandes, und die Bevorzugung von *-āv* vor Vokalen im Ṛgveda verriete eine sekun-

helfen. — Daß bei der «Verschleifung» mit auslautendem *-m* im allgemeinen die Doppelform *túbhya, túbhyam* den Dichtern gleichfalls eine Handhabe geboten hat, halte auch ich für wahrscheinlich.

däre Ausnutzung dieser Form zur Hiatusfüllung, während *-ā* dort beibehalten worden wäre, wo es die Kakophonie zweier *v* zu vermeiden galt. Obwohl ein derartiges sekundäres Verfahren nicht ohne Parallele dasteht — es genügt, an das griechische νῦ ἐφελκυστικόν zu erinnern —, halte ich es doch hier für ausgeschlossen. Denn man verstünde dann wohl den tatsächlichen Befund vor Vokalen, nicht aber, warum sich ausschließlich *-ā* und nicht auch das alte *-au* vor Konsonant und in Pausa neben *-ā* hätte festsetzen können; irgendwelche lautlichen Schwierigkeiten standen dem ja nicht im Wege. Der einzige Vorteil dieser Theorie wäre, daß man die paar unten zu besprechenden Fälle, in denen antevokalisches *-ā* außerhalb der besprochenen Gruppen auftritt (S. 270f.), nicht als «Ausnahmen» zu betrachten brauchte. Wie gering ihr Gewicht ist, wird sich zeigen. Man führe auch nicht zugunsten der zuletzt erörterten Auffassung die Form der Dvandvakomposita ins Gefecht. Es ist wahr, sie zeigen im ersten Glied niemals vor Vokalen *-āv*, stets nur *-ā*, und das könnte allerdings den Eindruck der Altertümlichkeit hervorrufen. Aber die Dvandvakomposita sind in dieser Form selbst nicht alt, sondern relativ späte Zusammenrückungen, wie sich aus mannigfachen Indizien ergibt, die den ursprünglich selbständigen Charakter beider Glieder dartun (Wackernagel, Ai. Gramm. II, 149ff.). Was hier speziell noch interessiert, ist der so häufig zwischen beiden Teilen vorkommende Hiat, und zwar in den meisten Fällen, ohne daß die — an sich mögliche — Zäsur dazwischen steht (Material bei Arnold, Ved. Metre 78). Durch Annahme eines Schwundes von *-v-* läßt er sich natürlich nicht erklären. Und ebensowenig hat er mit der Restitution des «Bindevokals» *-ă-* in Stammkomposita (Wackernagel, Dehnungsgesetz 24ff., Ai. Gramm. I, 315, II, 125) zu tun, da das erste Dvandvaglied ja die Kasusendung *-ā* enthält (zudem erscheint dies übrigens in unserem Fall, außer der indifferenten Stelle VI, 60, 13, in der zweiten Silbe des Verses, wo Langmessung das Gewöhnlichere ist). Warum vor allem vor Vokal bei Dvandva nicht *-āv* im «Hiatus» steht, wäre also durch jenen Hinweis nicht aufgeklärt. Vielmehr erhält erst durch einen Vergleich des Dvandvahiats mit dem vor Zäsur die Ausschließlichkeit, mit der dualisches *-ā*, auch vor Vokal, im ersten Glied des Dvandva überhaupt auftritt, ihre Deutung. Wie bei der Zäsur (oben S. 259f.), so liegt beim Vorkommen des antevokalischen *-ā* im Dvandva nur die Pausaform vor: Genau wie in den modernen Sprachen ist bei asyndetischer Koordination zwischen den einzelnen Gliedern eine Pause, die wir

durch ein Komma ausdrücken. (Die asyndetische Nebeneinanderstellung nur zweier Glieder fehlt uns, im Gegensatz zum Indischen, beim Substantiv, wir sagen nur: «*Vater und Mutter*», aber bei «*Vater, Mutter und Tochter*» ist das Asyndeton zweier Glieder mit Pause vorhanden, wie auch bei attributiven Bestimmungen: «*böse, schädliche Dinge*» usw.) Sowohl der Hiat wie die alleinige Verwendung von *-ā* sind also weitere Erkennungszeichen für die relativ junge Entstehungszeit des Dualdvandvas aus koordinierten, selbständigen Wörtern. —

Ich möchte der Besprechung der *v*-Kategorie noch zweierlei beifügen: erstens, daß auch bei den wenigen Fällen, wo ein Lok. Sg. der *i*-Stämme vor Vokal in der Form *-ā* (kontrahiert), nicht *-āv*, erscheint, ein benachbartes *v* im Spiele ist:

srutā́vidat = *srutā avidat* VIII, 91, 1 statt **srutáv avidat.*
sarvátāteva = *sarvátātā iva* VI, 12, 2 statt **sarvátātāviva*[1].
yóneva = *yónā iva* X, 101, 11 statt **yónāviva.*

Eine Erklärung ist nicht nötig, aber die Behandlung des Lok. Sg. stützt das oben über die Dualformen Vorgebrachte aufs beste.[2]

Zweitens hat Arnold, Ved. Metre 137 noch einige Fälle von dualischem *-ā* ante vocalem aus dem Metrum erschlossen, größtenteils gegen die Überlieferung, die gewöhnlich *-āv* bietet. Oldenberg hat sich diesen Beispielen gegenüber skeptisch verhalten (ZDMG. LX, 755 ff.), und es ist zuzugeben, daß nicht alles gleichwertig ist. Vor allem aber hat O. mit Recht auf die Ähnlichkeit des größten Teils der Stellen untereinander hingewiesen, und eben jene Ähnlichkeit führt uns wohl zur Rettung der Arnoldschen Annahme, sobald wir sie mit den bisher gewonnenen Ergebnissen kombinieren. Man vergleiche:

IV, 15, 9: . . . *devā́v aśvinā.*
15, 10: . . . *devā́v aśvinā.*
V, 74, 1: . . . *devā́v aśvinā.*
V, 86, 5: . . . *devā́v adábhā.*
V, 86, 5: . . . *devā́v árvate.*
VIII, 25, 4: . . . *devā́v ásurā.*
VIII, 35, 24: . . . *devā́v ándhasaḥ.*
X, 132, 1: . . . *devā́v aśvínāv.*

[1] Falls nicht Instr. von *sarvátāt*; vgl. Oldenberg, ZDMG. LV, 301f.

[2] Auf alle Fälle abnorm und unsicher ist das von Arnold, Ved. Metre 73 noch beigebrachte *urā́v antárikṣe* VII, 39, 3, mit einer überzähligen Silbe. Überlieferung, Metrum und Grammatik sind hier in heilloser Disharmonie; letztere, weil bei Einführung eines mit dem Folgenden kontrahierten **urā́* den *u*-Stämmen eine Form vindiziert wird, die ihnen sonst nicht zukommt (über die Sonderfälle *sáno* und *vásta* s. oben S. 262). Vgl. zu der Stelle noch Oldenberg zu I, 53, 10, p. 54. — Warum in V, 41, 14 *abhíṣātā árṇāḥ* der hiatische Lok. auf *-ā* von einem *i*-Stamm stecken soll (Arnold a. a. O. 131), weiß ich nicht.

Ich glaube, der Gedanke liegt nunmehr nicht allzuweit ab, daß die Dichter selbst in Vermeidung der beiden *v* die Form *devā* gesprochen haben, mit regelrechter Kürzung vor Vokal, und daß die Form *-āv* durch die Diaskeuasten des Hiats wegen in den Text gesetzt wurde (ebenso *aśnántāv aśvinā* VIII, 5, 31; doch vgl. auch Oldenberg a. a. O. 758). Der Hiat als solcher und nicht die Kürze ist es also, die diesen Beispielen ihre Sonderstellung verleiht, und sein Vorhandensein, an dem sich Oldenberg a. a. O. 758 stößt, läßt sich wohl in der Richtung erklären, die er selbst Proleg. 441 f. angedeutet hat. Es ist die Folge eines Kompromisses zwischen dem natürlichen Wortrhythmus und dem Metrum. Den völlig gleichen, nur in der Überlieferung verkleisterten Hiat von *puruhūtádyá* = *puruhūtắ adyá* (aus *puruhūtá*) läßt ja auch O. passieren. Von den übrigen Stellen enthalten zwei Vokative, nämlich VI, 67, 8: *ghṛtānnāv astu* = *[ghṛtaannā(v)]*, wo schon Bolling, JAOS. XXIII, 322 *-ắ* für *-ā* lesen wollte, und X, 143, 3: *nárā dáṃsiṣṭhāv átraye*[1]; die *v*-lose Form wäre also auch hier hinreichend erklärt. — In X, 90, 11: *pádā ucyete* ist die *ā*-Form vor *u-* ohne weiteres gerechtfertigt, aber die Kurzmessung wäre in diesem Falle wider die Regel (S. 259); man darf aber nach 1a, 2a, c, etc. dieses seines späten Alters wegen an sich schon wertlosen Hymnus getrost die sprachlich korrekte Länge einsetzen; das Zeugnis kommt demnach ebenso in Wegfall wie VIII, 26, 7 (Oldenberg 758). Es bleiben als Ausnahmen nur I, 184, 1 *sántāv aryó* und VII, 65, 2 *táv aryá*.

Und da wir bei den Ausnahmen angelangt sind, so mögen noch kurz die wenigen Fälle von überliefertem antevokalischem *-ā* im Dual hier Platz finden, die nicht in eine der behandelten Gruppen hineingehören:

Ich sehe dabei von falschen oder zweifelhaften Fällen ab (z. B. *mitrágnīm* = *mitrá agnīm* I, 14, 3 n. Graßmann, Wb. s. v. *mitrá* p. 1040; s. Arnold, Ved. Metre p. 290 z. d. St.; *jánắ* VI, 67, 1 n. Arnold p. 307 z. d. St.; Oldenberg z. d. St.; zu *cákṣuṣá* II, 39, 5, vgl. ebenfalls Oldenberg). Was übrig bleibt, ist wenig genug, so wenig, daß es dem Sprachgefühl und der Technik der vedischen Sänger kein Unrecht antun heißt, wenn man, wie in anderen Dingen, auch hier mit gelegentlichen, aufs Konto der metrischen Bequemlichkeit zu setzenden Freiheiten rechnet: Konnte man nach den obigen Dar-

[1] Allerdings hat auch 6a die ungewöhnliche Länge in der fünften Silbe des Anuṣṭubh.

legungen vor Vokal *aśvínā* und *aśvínāv* gebrauchen, so wird eine vereinzelte Ausnutzung dieser Möglichkeit auch bei nicht *v*-haltigen Wörtern keinen Anstoß erregen. Ja, ein Teil dieser paar wirklichen «Ausnahmen» läßt sich noch, wenn nicht eliminieren, so doch verstehen: In fünf Fällen steht ein kontrahierter Nom. du. auf *-ā* bei einer zweiten dualis des Verbs, das heißt, er ist damit syntaktisch dem Vokativ so nahe gerückt, daß man ihn, wäre der Akzent nicht, direkt als Vokativ übersetzen könnte; ich stehe nicht an, den Gebrauch der *ā*-Form auf diese Berührung mit dem Vokativ (s. oben S. 260 f.) zurückzuführen:

I, 116, 19: (*nāsatyā . . .*) *á jahnávīṃ sámanasópa vájais trír áhno bhāgáṃ dádhatīm ayātam.*
I, 183, 2: *yát tíṣṭathaḥ krátumantánu pṛkṣé.*
V, 43, 8: *mayobhúvā saráthā* (= *-ā á*)*yātam arvák.*
VII, 69, 3: *svášvā yaśásā* (= *-ā á*)*yātam arvák.*[1]
X, 106, 11: *á no mántraṃ saráthehópa yātam.*[2] —

In I, 110, 8 *pitárākṛṇotana* kann man versucht sein, *pitárā kṛṇotana* mit unaugmentierter Verbalform zu lesen, desgleichen den ähnlichen Versausgang I, 161, 7 *tákṛṇotana* als *tá kṛṇotana*. —

Zweifelhaft ist I, 36, 17 *agníḥ právan mitrótá médhyātithim*, wo mir, wie anderen, trotz Oldenberg z. d. St., Aufrechts Deutung KZ. XXVI, 611 f. sehr beachtenswert erscheint (oder = *mitráḥ utá* mit «Verschleifung»?). —

Der Restbestand ist:

I, 102, 2: *asmé sūryācaṇḍramásābhicákṣe.*
IV, 21, 9: *bhadrá te hástā súkṛtotá pāṇí.*
V, 76, 2: *. . . aśvínopastutehá.*[3]
VI, 63, 1: *. . . puruhūtádya* (= *puruhūtā adyá* mit Hiat; vgl. oben S. 270).
VIII, 31, 9: *daśasyántāmṛtāya kám.*
X, 87, 3: *ubhóbhayāvinn úpa dhehi dáṃṣṭrā.*

Man mag diese Ausnahmen mit der höchsten Ziffer als 14 oder mit der niedrigsten als 6 rechnen, die Hauptsache bleibt, daß die etwa 200 «unregelmäßigen» antevokalischen Duale auf *-ā* nunmehr auf eine ganz kleine Zahl heruntergedrückt sind, und das

---

[1] Zur Rhythmisierung vgl. Oldenberg z. d. St.

[2] Der Hymnus enthält zahlreiche kontrahierte *ā*-Formen mit *iva*.

[3] Man beachte, daß die Umgebung lauter Duale auf *-ā* enthält, und vor allem, daß unmittelbar vorher das kontrahierte, nach S. 263 korrekte *aśvínā* steht.

scheint mir ein Ergebnis, so reinlich, wie es beim sprachlichen Zustand des Ṛgveda nur irgend denkbar ist.

Ich fasse das Wesentliche noch einmal zusammen: Das Verhältnis im Dual: *-ā* vor Konsonant und in Pausa, *-āv* vor Vokal darf als der Reflex eines entsprechenden indogermanischen (**-ō* : **-ōu̯*) gelten. Der zum Teil abweichende Befund bei anderen Flexionsformen auf *-au* hat für jeden einzelnen Fall seine besondere Erklärung gefunden. Dualisches *-ā* findet sich vor Vokalen:

1. Wo es vor *ŭ-* aus *-āv* entstanden ist; hier bleibt das sekundär ante vocalem geratene *-ā* lang (S. 258 f.).
2. Sonst wird die Dublette ohne *-v* nur fakultativ angewandt
   a) im Hiat vor der Zäsur als Pausaform (S. 259 f.);
   b) bei Vokativen (Pausaform oder *-ă*?) (S. 260 f.);
   c) wenn ein *v* in der Nachbarschaft steht:
      α) bei *v*-haltigem Wortstamm (S. 263);
      β) vor *iva* (S. 263 ff.).

Das so umgrenzte Gebiet wird nur ganz selten «metri causa» überschritten (S. 269 ff.).

Iranisch.

Von
Hans Reichelt.

Nachdem Hübschmann (KZ. 33, 1877, 5 ff.; 34, 1879, 323 ff.) das Armenische von den iranischen Sprachen losgetrennt und durch die lautliche Abgrenzung der iranischen Sprachen vom Sanskrit die Rekonstruktion der arischen und der iranischen Grundsprache als der methodischen Grundlage für die Aufhellung der iranischen Sprachentwicklung eingeleitet hatte, sind besonders zwei Schwierigkeiten hervorgetreten, die dieser Aufhellung entgegenstehen. Einmal die Dürftigkeit des alten Materials und dann die Gestaltung des späten und sonderbaren Schriftwesens. Es ist daher als ein sehr glücklicher Zufall zu betrachten, daß von der Jahrhundertwende an in den literarischen Funden von Ostturkistan noch neuer Sprachstoff erschlossen werden konnte, durch den nicht nur das alte Material erheblich vermehrt, sondern auch die tiefere Kenntnis des Schriftwesens vermittelt wird.

Das Awesta und die Keilinschriften der Achämeniden sind zwar heute noch die einzigen Texte, die alte Sprache bieten. Aber die awestischen Texte, in denen die Mazdareligion offenbart ist, sind im Gedächtnis der Priester und die Keilinschriften der Achämeniden auf festem Stein verewigt worden. Das macht es begreiflich, daß sie allein den Zusammenbruch des ersten Perserreiches und die Wirren der makedonischen Epoche überdauert haben. Zudem ist, am Veda gemessen, nur die Sprache des relativ kleinen Grundstocks des Awesta ursprünglich. Die Priestersprache des übrigen Teils des Awesta ist, wie die höfische Sprache der Keilinschriften der Achämeniden, deren Material infolge der Einförmigkeit der Diktion viel geringer ist, als es nach dem für Inschriften gewaltigen Umfang erscheint, von einer mehr oder weniger gekünstelten Altertümlichkeit, die den bereits eingetretenen Verfall der Sprache, der in den iranischen Wörtern der

aramäischen Texte des Alten Testaments (Andreas in Martis Gr. d. bibl.-aram. Spr., 2. Aufl., Glossar) und einiger aramäischen Papyri aus dem 5. Jahrh. v. Chr. (Andreas, Ephem. f. sem. Epigr., II, 200 f.; Sachau, Aram. Papyri u. Ostraka aus einer jüd. Militärkolonie zu Elephantine, 1911; Strack, ZDMG. 65, 1911, 834) so offen zutage tritt, nicht zu verbergen vermag. Endlich ist, abgesehen von der Keilschrift, über deren Alter, Herkunft und eventuelle außerinschriftliche Verwendung nichts bekannt ist, die Kunst des Schreibens den Aramäern entlehnt gewesen und kann, wenn auch der Tradition und den Andeutungen der klassischen Schriftsteller zufolge ein Religionsbuch vor Alexander bestanden hat, das in den Wirren der makedonischen Epoche verstreut worden ist, nicht früher zur Festlegung der heiligen Texte in Anwendung gekommen sein als nach dem Verfall der Sprache. Denn im profanen Leben ist sie bis dahin sicher nur von Aramäern, die in ganz Vorderasien den kaufmännischen und diplomatischen Verkehr vermittelten, oder doch nur in aramäischer Sprache ausgeübt worden, da die aramäische Sprache das ganze spätere Schriftwesen des eigentlichen Iran beherrscht. Es war daher gar nicht zu erwarten, daß Texte mit neuen Sprachen etwa vom Alter der des Grundstocks des Awesta gefunden werden würden.

Die iranischen Sprachen der Handschriftenfragmente von Ostturkistan stehen denn auch sämtlich auf derselben Stufe wie das Mittelpersische des sogenannten Pehlewi, das dem Altpersischen der Keilinschriften gegenüber im wesentlichen durch den Abfall der Endsilben (auslautender Vokal oder Vokal + Konsonant) und seine Folgeerscheinungen charakterisiert ist (Hübschmann, Pers. Stud. 1895, 116). Die eine von ihnen ist von F. W. K. Müller (SPreußAW., 1904, 9, 348 f., Anhang zu den Abh. 1904) als fast identisch mit dem Pehlewi bestimmt worden. Die zweite ist offenbar mit dieser vermischt und hebt sich nur in einzelnen Wörtern ab, die dieselben Eigentümlichkeiten zeigen wie gewisse Wörter der arsakidischen Inschriften und die zur Partherzeit ins Armenische aufgenommenen Wörter; sie ist deshalb von Andreas arsakidisch und von Meillet parthisch genannt worden. Die dritte, scharf abgegrenzte Sprache ist von Andreas (bei F. W. K. Müller, AbhPreußAW., 1904, 111) sofort als das nur aus den von Alberuni mitgeteilten Kalenderausdrücken (vgl. L. H. Gray, JAOS. 28, 1907, 331 f.; F. W. K. Müller, SPreußAW., 1907, 457 f.) bekannte Soghdische erkannt worden und hat sich in drei Idiome zerlegen lassen, die auf die buddhistischen, christlichen und manichäischen Texte verteilt zu sein scheinen. Und die vierte,

von Hoernle (JASBeng. 70, I, Extra-Nr. 1, 1901, reprinted 1902, 29 f.) entdeckte Sprache, die völlig neu ist, dürfte sakisch sein, wie von von Le Coq, Lüders und Reichelt angenommen wird.

Die Texte dieser Sprachen sind in verschiedenen semitischen und indischen Schriften geschrieben, deren sich die in die Kulturwelt Ostturkistans gelangten Iranier im gewöhnlichen Verkehr oder bei der Aufzeichnung manichäischer, buddhistischer und christlicher Werke bedienten. Da ist es nun zunächst lehrreich, daß die ältesten von ihnen, aramäisch geschriebene soghdische Privaturkunden, aus dem Anfang des 1. Jahrh. n. Chr. wie die ältesten Pehlewiinschriften des 3. Jahrh. n. Chr. neben einer Anzahl fixer aramäischer Wörter gewisse Wörter bald aramäisch, bald iranisch geben: soghd. yrḫ' - m'γw 'Monat' Gauthiot JAs. 1911, 341 f., parth. 'lh' - bg 'göttlich', bry - pwhr 'Sohn' Hājīābād-Inschr. B. Zeile 3, 4, während spätere soghdische Texte, die in einem bereits adaptierten Alphabet geschrieben sind, nur mehr ein Minimum auf die Demonstrativa, Konjunktionen, Präpositionen usw. beschränkter aramäischer Wörter aufweisen und die iranischen Wörter in alter Lautgestalt zeigen, weil hierin der Beweis liegt, daß bald nach Christi Geburt die Form erreicht war, auf die die Gestaltung des Schriftwesens hinausläuft, nämlich die schriftliche Erstarrung der offiziellen aramäischen Sprache. Denn es kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß die offizielle aramäische Sprache als ein Stück des grandiosen Verwaltungsapparates der Achämiden von den verschiedenen Dynastien bis zu den Sasaniden beibehalten wurde, obwohl ihre Verwendung allmählich durch die Einführung immer zahlreicherer iranischer Wörter und die Übernahme des iranischen Satzbaus bis auf die gewöhnlichsten, das Gerippe der Sätze bildenden Wörter beschränkt worden ist, und ihre reduzierten Elemente endlich auch dort, wo sie im Text stehen geblieben sind, iranisch mitgelesen worden sein müssen. Mit den erstarrten aramäischen Elementen, von denen die flexiblen iranische Endungen erhielten (šdyd 'geworfen', früher falsch šdyw gelesen, von šdy, nplt 'gefallen' von npl, mlk'n neben mlkyn 'Könige' von mlk' usw., Hājīābād-Inschr. B. Zeile 2, A. Zeile 2), sind aber auch viele iranische Wörter in alter Lautgestalt beibehalten worden, so daß die Texte das buntscheckige Aussehen bekommen haben, das bis jetzt die wahre Natur dieser historischen Schreibweise verhüllt hat. Wenn das Soghdische weniger aramäische Elemente enthält als das Pehlewi, so ist das dem Umstand zuzuschreiben, daß Soghdien der semitischen und persischen Einflußsphäre fernab lag und der persischen Zentral-

verwaltung nur lose angegliedert war (Gauthiot a. a. O.; U. Melzer, Grazer Diss. 1923 ungedruckt). Sodann ist es von Bedeutung, daß in den in Estrangeloschrift geschriebenen manichäisch-persischen Texten durch die Vermeidung aramäischer Wörter und historischer Formen von dieser Schreibweise abgewichen ist, was sich aus dem Haß der Manichäer gegen das persische Regime erklären ließe, so daß nicht nur von dem tatsächlichen Zustand der Sprache der Persis um die Zeit des 3. oder 4. Jahrh. n. Chr., aus der die Texte stammen dürften, eine genauere Kenntnis gewonnen werden kann, sondern auch von der semitischen Schreibweise des iranischen Sprachguts überhaupt, der recht spät Rechnung getragen worden ist.

Wie wichtig die genauere Kenntnis dieser Schreibweise ist, erhellt schon daraus, daß auch die Awestatexte ursprünglich in der aramäischen Schrift, die nur 22 Buchstaben, von denen drei oder vier *ṯ*, ʿAin, *q*, *ḥ* noch dazu fast nur in semitischen Wörtern verwendet werden, aufgezeichnet worden sein müssen und daher in der Form der uns erhaltenen Vulgata, die etwa um 400 n. Chr. in einem neuen komplizierten Alphabet geschaffen worden ist, eine Umschrift darstellen. Es ist das große Verdienst Andreas', die Konsequenz daraus gezogen und die Notwendigkeit, den ursprünglichen Zustand des Awesta in der aramäischen Schrift herzustellen, betont zu haben (Verh. 13. Or.-Kongr. Hamburg 1902, Leiden 1904, 99 f.), obwohl diese Rekonstruktion als Gefährdung mancher alten oder analogischen Besonderheit erscheinen kann. Es haben sich indessen schon jetzt gewisse Grundsätze der semitischen Schreibweise ermitteln lassen, die das Wagnis der Rekonstruktion rechtfertigen und die Bestimmung der Aussprache der rekonstruierten Awestatexte (Andreas und Wackernagel, NGG. 1909, 42 ff., 1911, 1 ff. usw.) wie der in Alphabeten aramäischer Herkunft geschriebenen mitteliranischen Texte (Bartholomae, Zum Altiran. Wb., IF. 19. 1906, Beiheft 25 ff.) mit Heranziehung aller Hilfsmittel, der Metrik, Etymologie, der Lehnwörter, modernen Entsprechungen usw. von der überlieferten, wie immer gearteten Schreibung unabhängig machen.

Für die Aussprache der Vokale hat so die Wahrnehmung, daß Alef, Jod und Waw als matres lectionis gesetzt oder nicht gesetzt werden können, ergeben, daß bei schwankender Schreibung die volle Schreibung maßgebend zu sein hat. Im Mittelpersischen[1] sind daher

[1] Die altpersischen Wörter werden hier, wenn es notwendig erscheint, genau nach der Originalschrift umschrieben, wobei die Zeichen, denen nur *a* inhäriert x^a, $č^a$, ϑ^a, p^a, b^a, f^a, y^a, s^a, z^a, $š^a$, ϑr^a, h^a, ohne ^{a} wiedergegeben werden, die

z. B. (historisches) mpB. čtr nach parth. čyhr, np. *čihr* mit *i*, mpB. vzrk nach vzvrk, arm. LW. *vzurk* mit *u*, mpT. ʿstʾyd nach ʿstʾyyd (als *ʿstāyēδ*) mit *yē* oder mpT. nḥvm, mpB. nhvm nach mpT. nvḥ, np. *nō* mit *o* zu lesen, wobei jedoch persische und parthische Aussprache zu unterscheiden ist, da Jod für *ĕ* aus *a* vor *hy* allgemein steht mpT. dḥ statt dyḥ, arm. LW. *deh*, mpB. dyh, np. *dih* aus **dahyu-*, während Jod für *e* aus *a* vor *i* der folgenden Silbe und Waw aus *a* vor *hu* nur in parth. Wörtern vorkommt byd, arm. LW. *ºpet* neben mpB. pt, np. bad, dvšvx, arm. LW. *džox-kʿ* neben mpB. dvšxᵛ, np. *dōzax* (Meillet, MSL. 17, 1912, 242 f.), wie im Awesta, wo die volle Schreibung gewöhnlich die der Gāθās ist, j. (dvnmn-), *dunman-* nach g. *dvąnman-*, j. (nrš) *narś* nach g. *nərəš* und alle die von Bartholomae (IF. 9, 1898, 262 ff.) nachgewiesenen Fälle mit j. *arš* für **ŗš* nach g. *ərəš* herzustellen und zu lesen sind. Bei nicht schwankender Schreibung kann je nach der Etymologie ein Vokal geleugnet oder angenommen werden, wo der Text *a* oder keine mater lectionis bietet. Danach ist z. B. *a* zu leugnen im mpB. hvbʾhr nach aw. *hubaδra-*, čʾxr nach ai. *cakra-* usw. (Bartholomae, WZKM. 21, 1907, 1 f.) und in aw. (ʾnyʾtʾ) *anyāδā* nach ai. *anyátha*, (vyšyʾtʾ, vvrvnʾtʾ) vīšyātā, vərənātā 3. Plur. Impf. M. nach (vvrvnt Yt. 10, 92), ai. *vṛṇata*, (xvvnvʾt-) *xᵛənvāt-* nach ai. *svàrvat-*, *šyaoθ(a)na-* (šyvtn-) nach ai. *cyautna-*, *dv(a)ēpa* (dvyp-) nach ai. *dvīpa-*, *b(a)oyō* (bvyv) nach ai. *bhūyaḥ* (Wackernagel, KZ. 43, 1910, 278) und ein Vokal anzunehmen in mpI. ʾzʾtn, yztn nach np. *āzādān*, *yazdān*, in dem Ausgang der 3. Pers. Präs. Sg. mpB. *-t*, das regelmäßig für -yt, *-ēδ* bei vorausgehendem stammhaften *y* erscheint, dt für *dyt, *dēδ* aus **daį-ēt*, frmʾyt für frmʾyyt, *framāyēδ*, mpB. vndʾtan nach mpT. vynd-, aw. *vind-* und in aw. *ārmaiti-* (ʾrmty-) nach ai. *arámati-*, jv- nach ai. *jīv-*, *urūdaya-* (vrvdy-) für *uraodaya-* nach ai. *rodaya-* (s. auch B. Geiger, Festschrift für Andreas 1916, 95 f.). Die Erkenntnis dieser Willkürlichkeit von Plene- und Defektivschreibungen, die dann auch in den Keilinschriften beobachtet worden ist, wo nun *-čā*, *avā*, *hāxāmanišiya* nach *-ća*, *ava*, *haxāmanišiya* (Weissbach, AbhSächsGW. 29, 1911, 1 ff.), *čispāiš* nach *čispaiš* (Meillet, MSL. 16, 1911, 306) und *Aspačanā* nach Ἀσπαθίνης (mit *i* nach *č*, Spiegel, Die altp. Keilinschr., 2. Aufl. 162; Bartholomae, WZKM.

mitteliranischen Wörter durchaus nach der Originalschrift: mpB. ist mittelpersisch der Bücher. mpI. mittelpersisch der Inschriften und mpT. mittelpersisch der Turfantexte.

25, 1911, 260) gelesen wird, hilft natürlich nicht überall weiter, da bei allen Vokalen, die durch Nachbarlaute beeinflußt sind, die Etymologie und bei den verschieden bezeichneten Diphthongen des Awesta die Etymologie und die Vergleichung der modernen Entsprechungen versagt. So lassen sich die epenthetischen Vokale des Awesta nicht ohne weiteres leugnen. Da die *a*-Laute in *paitiš*, *aramaitiš* usw. und *daožaŋuha-* für **daož-a^{u}hya-* (vgl. Meillet, JAs. 1899, 641) mit den parthischen *e-* und *o*-Lauten in byd, arm. LW. *°pet*, *Spandaramet* und dvšvx, arm. LW. *džox-k'* und die *a*-Laute in *mainyava-*, *nairya-*, *daiŋhu-* und *tauruna-* mit den persischen *ē-* und *ō*-Lauten in *mēnō*, *nērō*, *dēh* und *tōrūk* in Beziehung zu stehen scheinen, sind sie ja vielleicht wirklich Zutaten der parthischen und persischen Schreiber, zumal die aw. *y*-Epenthese nie vor *m* und die aw. *u*-Epenthese nur vor *r* genau wie im Persischen statthat; die Epenthese vor *i* der folgenden Silbe und vor *ny*, *ry* findet sich jedoch auch sonst, und zwar in nördl. und östl. Dialekten sak. *vīrä - upairi*, afgh. *šil - vīsaiti*, samn. *žīnkā*, *ženikō - jaini-*, sak. *jsīndä - jainti*, *jsanīndi - janainti*, osset. *innä - ainya-*, sch. *nīr - nairya-*, so daß ein bedingter historischer Zusammenhang nach allerdings späterer Aussprache, als sie für die Zeit Zarathuštras vorauszusetzen ist, nicht ganz ausgeschlossen ist. Und ob aw. *ōi*, *ōu* neben *aē*, *ao* als Vollschreibung gelten darf, ist nur für *ōu* wahrscheinlich, da *ou*, das es wohl darstellt, auch im Altpersischen gesprochen worden sein kann Φρατα-γούνη (bei Herodot), Ῥοδογούνη (bei Ktesias) mit **gauna-* Nöldeke, SWAW. 116, 1888, 419, während *ōi* mit dem *ē* aller späteren Dialekte schwer vereinbar ist und daher dialektisch sein kann. Es ist Sache der künftigen Forschung, da Klarheit zu schaffen.

Von der Lautlehre des Soghdischen im Essai de grammaire sogdienne I. phonétique, Paris 1914—1923 des der Wissenschaft so früh entrissenen Gauthiot, die erst in diesem Jahre allgemein zugänglich geworden ist, abgesehen, ist die Schreibung der Konsonanten, von denen die das Iranische charakterisierenden Spiranten und *č*, *j*, *ž* in der aramäischen Schrift fehlen, noch nicht so genau untersucht worden wie die der Vokale. Nach dem aber, was aus der Pehlewischrift für die Schreibung und die Aussprache der Konsonanten zu entnehmen ist, erscheint es als sicher, daß im Urtext des Awesta *k* für *k* und jüngeres γ, *p* für *p*, *f* und jüngeres *w*, *t* für *t*, ϑ und jüngeres δ, *g* für *g* und älteres γ, *b* für *b* und älteres *w*, *d* für *d* und älteres δ, *h* für *h*, *x* und Sade für *č*, *j* und älteres *ž* stand. Denn die intervokalischen Medien der Gāϑās sind doch wohl Spi-

ranten (älteres γ, *w*, δ) wie im jüngeren Awesta, da die Zeichen für diese Spiranten (jüngeres γ, *w*, δ) sehr spät geschaffen worden zu sein scheinen, weil das δ vor *vaēδa*, *daδāiti* neben *vaēda*, *daδāiti* vielleicht einen ersten Versuch darstellt, die spirantische Natur der im Urtext stehenden Media in der Schrift geltend zu machen (Meillet, JAs. 1909, 47). Da auch die Medien der Keilschrift als Spiranten aufgefaßt werden können, wie für *j* in *nijāyam* statt *nižāyam* von Junker (SHeidelbAW. 1914, 14. Abh., 29) durch soghd., buddh. nyžy, christl. nyžty und für *b* in *h(i)zbānam* (h.ban^{a}m^{a}) von Meillet (MSL. 19, 1904, 10f.) durch mpB. ʾvzvʾn, np. *zubān* außer Zweifel gesetzt worden ist, wird wohl W. Geiger recht behalten, der (Grd. d. iran. Phil. I, 2, 1901, 301) die Spiranten an Stelle intervokalischer Medien für gemeiniranisch hält. Der weitergehenden Annahme Andreas' (a. a. O. 103), daß dem Uriranischen überhaupt stimmhafte Medien abzusprechen seien, indem die ostiranischen Dialekte, in deren großer Masse die stimmhaften Spiranten im Anlaut und im Inlaut vorkommen, diesen Zustand bewahrt haben und in den westiranischen Dialekten die stimmhaften Spiranten allmählich durch Verschlußlaute ersetzt worden sind, widerspricht die Tatsache, das hinter Zischlauten und Nasalen in keinem iranischen Dialekt stimmhafte Spiranten, sondern ausschließlich Verschlußlaute auftreten ap. *azdā*, mpT. ʾzd, soghd. ʾztʾ, afgh. *zdạ* (außer in Kompositis wie osset. *zγälịn* aus *äz-γälịn*); jA. *banda-*, mp., np. *band*, soghd. βntk, afgh. *vandanai*, sar., sch. *wind* usw. Dagegen ist es möglich, daß mit Andreas auch die anlautenden Medien des Awesta als Spiranten zu lesen sind, da die ostiranischen Dialekte, zu denen das Awesta gehört (s. u.), im Anlaut keine Medien haben; beweisen läßt sich das aber bei dem großen zeitlichen Abstand nicht. Jedenfalls muß bei der Herstellung und Lesung des Awestatextes auf die aus der Mehrdeutigkeit der aramäischen Zeichen des Urtextes entspringenden Ungenauigkeiten geachtet werden, wodurch z. B. manche falsche Formen wie *hušx^{v}afa* statt *hušx^{v}apa* Perf. von *xᵛap-* Y. 57, 17 usw. verschwinden werden. Ferner werden gewisse Besonderheiten, die auf späteren im Pehlewi gebräuchlichen Schreibungen beruhen, zu berücksichtigen sein, weil in den Pehlewitexten die Mehrdeutigkeit der Zeichen nicht nur bestehen geblieben, sondern mit dem Wandel der gesprochenen Tenues in Mediae oder stimmhafte Spiranten, wie er in den mp. Texten der Fragmente von Ostturkistan schlecht und recht zum Ausdruck kommt, noch vergrößert worden ist, insofern die Zeichen für die Tenues auch dort verwendet werden, wo eine

Media oder ein stimmhafter Spirant nicht auf eine Tenuis zurückgeht. Es sind daher aram., pehl. *k* an ursprüngl. Stelle im Anlaut vor Vokalen *k* mpT. kdg, mpB. ktk, aw. *kata-*, im Inlaut zwischen Vokalen ɣ mpT. ʾg', mpB. (parth.) 'k's, arm. LW. (pers.) *akah*, osset. *k'äsin*, aw. *ā-kas-* und an neuer Stelle als jüngeres ɣ mpB. bk, mpT. bg, by, bʾn, aw. *baɣa-*, aram., pehl. p an urspr. Stelle im Anlaut vor Vokalen p mpB. pytr, pyt, mpT. pydr, pdr, pyd, aw., ap. *pitar-*, im Anlaut und im Inlaut vor Konsonanten *f* mpB. vpr, mpT. vpr, np. *barf*, aw. *vafra-*, im Inlaut zwischen Vokalen *w* mpB. tʾpyt, mpT. tʾbyd, np. *tābad*, aw. *°tāpa-* und an neuer Stelle als jüngeres *w* mpB. bprk, aw. *bawra-* oder etwa aram., pehl. *b* im Anlaut vor Vokalen und im Inlaut nach Nasalen als *b* mpB., mpT. bʾm, np. *bām*, aw. *°bāma-*, mpB. ʾnbʾr, hmbʾr, aw. *°bāra-*, im Inlaut zwischen Vokalen als älteres *w*, das offenbar absichtlich vb geschrieben wird, mpB., mpT. rvbyšn *(rawišn)* von einer Wurzel **rab-* und an neuer Stelle als *b* hinter Nasalen mpB. hmbvsytn, wosset. *ämbuyun*, aw. *puya-* zu lesen. Für *w*, das also dem Wandel von *p* und *b* zu *w* gemäß durch *p* und *(v)b* bezeichnet worden ist, ist dann aber auch *v* geschrieben worden, so daß eine Konfusion von *v*, *p* und *vb* als Bezeichnung von *w* und *v* stattgefunden hat (p, vb für v: mpB. zrvpʾn, aw. *zrvan-*, mpB. srvb, aw. *sravah-*, *v*, *b*, *vb* und *p* für *w*: mpB. ʾvstvʾr, ʾvstvbʾr, stpr, mpT. ʿstbr, aw. *stawra-*), durch die sich der Gebrauch von *v* für *w* in aw. *nivanda-* neben *banda-*, *avi*, *aoi* neben *aiwi*, g. *aibī* usw. als Besonderheit der persischen Abschreiber herausstellt (Meillet, JAs. 1909, 544). Noch größer ist die Konfusion in der Schreibung von *č*, *j*, *ž* in den Pehlewitexten, der auch die mp. Texte der Fragmente von Ostturkistan nicht entgangen sind. F. W. K. Müller hat zwar zwei Zeichen mit *j* und *ž* umschrieben, aber sein *j*, das nur in ǰy *(čē)*, vǰn *(vačana-?)*, pymvǰn neben pymvčn *(paymōčan)* und stets im Auslaut vorkommt, ist wegen des undenkbaren Nebeneinanders von ʾǰ-ʾčyš *(aj-ačiš)*, rvǰ-rvčʾn *(*rōj-rōčān)* offenbar eine bloße Abart von *č* und sein *ž*, das in hnžft neben hnzft altes *j* (*hanjaft* von der Wurzel **gam*, s. Bartholomae, Zum Airan. Wb. 52, 64) und in ʾž neben ʾz altes *č* *(hač)* vertritt, ist lautlich nicht zu bestimmen, wenn es auch, da *ž*, *z* für altes *č* im Neupersischen wechseln, zusammen mit *z* als Erweichung von *č* aufzufassen sein wird. Weitere genaue Beobachtungen sind dringend notwendig, da die Verschiebung der Tenues überhaupt sehr ungleichmäßig erfolgt ist. Die nicht persischen Dialekte lassen, wie Geiger (Grd. d. iran. Phil. I, 2, 1901, 415) festgestellt hat, *j*, *ž* nicht in *z* übergehen und bewahren auch den palatalen

Charakter des intervokalischen *č (j, j, ž)*, so daß sie hierin altertümlicher sind als die persischen.

Wird es demnach noch vieler Bemühungen bedürfen, das historische Verhältnis zwischen Schrift und Aussprache in den alten Sprachen zu erfassen und eine sichere Verbindung mit den modernen Sprachen herzustellen, so erweist doch der Erfolg, der heute schon durch die Erschließung des neuen Materials erreicht worden ist, ebensowohl die Berechtigung der daran geknüpften Erwartung als die Solidität der von der früheren Forschung viel härter erarbeiteten Grundlage. Und wenn sich W. Geiger im Grundriß der iranischen Philologie, mit dem ein Überblick über die Resultate der Iranistik um die Jahrhundertwende gewonnen war, bei dem Versuche, die iranischen Dialekte zu gruppieren, noch damit bescheiden mußte, den Gegensatz zwischen persischem und nichtpersischem Iranisch zu konstatieren und unter Verzicht auf sprachgeschichtliche Indizien die modernen Dialekte gegeneinander abzugrenzen, ist es jetzt schon möglich, nicht nur maßgebende Momente der zeitlichen, sondern auch solche der örtlichen Gliederung aufzuzeigen.

Der Gegensatz zwischen persischem und nichtpersischem Iranisch bleibt zwar insofern bestehen, als durch die Bodengestaltung Irans, das durch die zentrale Salzwüste in einen nordöstlichen und in einen südwestlichen Teil gesondert wird, eine Scheidung von nordöstlichen und südwestlichen Dialekten gegeben ist. Diese Scheidung tritt hauptsächlich in der verschiedenen Vertretung von ar. *tṷ*, *dṷ* und *tr* hervor, weil in den nordöstlichen Dialekten ar. *tṷ* zu *(ϑ)θ* wird: aw. *čaϑwārō* ‘vier’, soghd. čtβ’r, yaghn. *čʿfār*, osset. *cippar*, *cuppar*, w. *cabär*, sch. *cavār*, sar. *cavur*, afgh. *calōr* aus **caδwōr*, parth. čf’r, ar. *dṷ* zu *(d)b* aw. *dᵃⁱbitya-*, j. *bitya-* ‘zweiter’, soghd. δβty, afgh. *baḷ*, parth. bdyg; yaghn. *dʿwar* ‘Tür’, osset. *dwar*, w. *bār*, afgh. *war*, samn. *bar* und ar. *tr*, iran. ϑr zu anlautendem *hr (tr, dr)*, inlautendem *hr (tR, tš, ts)* aw. *ϑrāyō* ‘drei’, soghd. δry, yaghn. *tʿrai*, osset. *ärtä*, w. *trūi*, sch. *(h)arrai*, sar. haroi, afgh. *drē*, sak. *draya*, parth. hry; aw. *puϑra-* ‘Sohn’, soghd. pvš *(putš)*, yaghn. *pula (putRa, putLa)*, osset. *furt*, w. *pötr*, sch. *puc (puts)*, sar. *pöc (pöts)*, minǰ. *pūr*, sak. *pūri*, parth. pvhr, g. *pūr*, samn. *pīr*, kaš. *pär*, *pār*, während in den südwestlichen Dialekten ar. *tṷ* zu *h* wird mp. čh’r, np. *čahār*, ar. *dṷ* zu *d* mp. dtygr, np. *dīgar*, bal. tʿi; mp. dr, np. *dar*, kurd. *därk*, lur. *där* und ar. *tr*, iran. ϑr zu *s* mp. *syh*, np. *si(h)*, bal. *sai*, kurd. *sē*; ap. *puϑra-*, mp. pvs, np. *pus*, bal. *pʿusaɾ*, kurd. *pisir*, und ist auch in der Behandlung von anlautendem iran. *xšw-* und *h-* zu erkennen,

wie Gauthiot, MSL. 17, 1912, 137ff. gezeigt hat. Aber innerhalb der beiden großen Gruppen lassen sich wieder verschiedene kleinere Gruppen feststellen, durch die manche moderne Dialekte als letzte Glieder einer Entwicklungsreihe und das Awestische als ein solches erstes Glied aus ihrer Isoliertheit heraustreten und Divergenzen in Dialekten benachbarter Gebiete oder in Dialekten, die aus ihrer Heimat losgelöst sind, verständlich werden.

Der älteste Dialekt ist zweifellos der der Gāθās des Awesta, in dem die Wirkungen des Aspiratengesetzes ganz ausnahmslos erscheinen, eine eigene Form des Ablativ Sg. wie im Vedischen nur bei den *a*-Stämmen auftritt, die drei Numeri streng auseinandergehalten sind, dem neutr. Subjekt im Plur. regelmäßig das Verbum im Sg. folgt, die Prohibitivpartikel *mā* nur mit dem Injunktiv verbunden ist und der Übergang konsonantischer Stämme in die thematische Flexion kaum begonnen hat. Da *θr* für ar. *tr* uriranisch ist und vielleicht auch *θw* für ar. *tų*, ist *db*, *b* für ar. *dų* das Merkmal, das ihn und die Sprache des jüngeren Awesta mit den nordöstlichen Dialekten verbindet. Die Wörter mit *dv*, die auf *duų-* beruhen oder Verschreibungen bzw. persische Schreibungen der Kopisten sein können, müssen freilich erst genauer untersucht werden. Die sonstigen Eigentümlichkeiten wie *pt* für *ft*, *urv-* für vorauszusetzendes *vr-*, *fδ*, *xδ* für vorauszusetzendes *fθ*, *xθ*, *š*, darin Andreas später *uhr* sieht, für *rt*, oder *ṽh* für *h* zwischen *a*-Vokalen, womit nach Meillet die nasale Natur des (vorangehenden) *a* im Zusammenhang steht, sind graphisch und genetisch unklar; wenn aber der Wandel von *gų* in *ų*, der sich erst in der Sprache des jüngeren Awesta vollzogen hat, wegen *mourva-*, modern *marv* 'Merv', neben ap. *margu-*, np. *marγ* ein lokaler ist, wie Reichelt WZKM. 29, 1915, 364 f. vermutet, führt er auf Margiana als das engere Gebiet, in das das Awestische gehört. Es fehlt indessen außer an einer Paläographie noch an einer sorgfältigen grammatischen Analyse des jüngeren Awesta, das Stücke enthält, die zu verschiedener Zeit und an verschiedenen Orten entstanden sein und in den Abweichungen von der alten Sprache der Gāθās alle möglichen zeitlichen und örtlichen Besonderheiten an sich tragen können. Auffallend ist jedenfalls, daß in der Sprache des jüngeren Awesta der lautgesetzliche Wandel von *paiti šē* und *ava hē* begegnet, der sich sonst nur im Mittelpersischen der Turfantexte pdyš und vh findet, während er im Gāθischen zugunsten der *h*-Form und im Altpersischen zugunsten der *š*-Form ausgeglichen worden ist (Bartholomae, Zum Airan. Wb., S. 35, Nr. 60, 66). Über die Zeit der Entstehung der

Gaθas, die auf Zaraθuštra selbst zurückgehen, und die des Abschlusses des Awesta ist nichts Genaues zu ermitteln gewesen. Doch ist aus sprachlichen und anderen Gründen mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß die Gāθās um 1000 v. Chr. entstanden sind und daß selbst verhältnismäßig gute Stücke des jüngeren Awesta, wie manche Yašts, erst in der Zeit der Achämeniden, die doch wohl Zaraθuštrier gewesen sind, geschaffen wurden, s. zuletzt Clemen, Die gr. u. lat. Nachrichten über die pers. Rel., 1920, 11 ff. Da die Keilinschriften der Achämeniden aus den Jahren 521—338 v. Chr. stammen, liegt also ein großer Abstand zwischen der Sprache der Gāθās und dem Altpersischen, das sich außer in der Formgebung und der Syntax auch im Lautstand als jünger erweist, indem die Gruppen *θr*, *šr* in *θr*, *š* zusammenfließen, *θy*, *čy* zu *šy* und vielleicht *sp (sf)* zu *s* werden (*visa-*, *asa-*, np. *sag*, Meillet, MSL. 17, 1912, 368 f.), *y*, *v* nach allen Konsonanten außer *h* in *iy*, *uv* übergehen (Foy, KZ. 35, 1899, 4). *iy*, *uv* sogar nach Konsonanten, in denen *y*, *v* fast schon aufgegangen war wie in *šy* aus *θy*, *čy* oder in *θw*, mp. *h*, wieder eingeführt werden (*hašiya-*, aw. *haiθya-*; *ašiyavam* aus **ačyavam*, **gāθu-* statt *gātu-* nach **gāθuva* für älteres *gāθwa*, Meillet a. a. O. 16, 1911, 308 f.) und *s*, *z* sich in *θ*, *d* (für *ð*) wandeln, wodurch der Austausch der Ausgänge *-šta-* und *-sta-* der Partizipien Perf. Pass. veranlaßt wurde (*ʰufrastam* neben *ʰufraštam* von iran. *fras-*, *rāsta-*, mpT. r'styh neben mpT. r'št, aw. *rāšta-* von iran. *raz-*, Bartholomae, WZKM. 22, 1908, 73 f.). Dafür bleibt die Gruppe *dv*, die als *duγ* erscheint, im Gegensatz zum Gāθischen erhalten. Nun ist *θr* ein Zischlaut (elam. Mišša, gr. Τισσαφέρνης, der nicht *š*, *s* oder *θ* ist, da er sonst kein eigenes Zeichen hätte, aber wegen der Dissimilation von *t(š)-θr-* in Τισσαφέρνης zwischen *š* und *s* gelegen haben muß und zum *s* des späteren Persischen, Kurdischen und Balutschischen stimmt, wie ap. *θw* (oder *θw*) und *duγ* zum *h* und *d* derselben Dialekte (s. oben). Spezifisch persisch sind daher *θ*, *ð* für iran. *s*, *z*, die in den mittelpersischen Dialekten als *h*, *d* und in den modernen Dialekten von Färs als *h*, *ð* erscheinen, wenn sie auch vielfach, bis auf *l* aus *rd* neben vereinzeltem *rz*, durch *s*, *z* der anderen Dialekte ersetzt sind. Aber innerhalb des Persischen sind wieder dialektische Differenzen aufgezeigt worden, wie z. B. *f* für *xᵛ* in *Vindafarnā*, gr. Ἰνταφέρνης, mpT. *frh*, np. *farra* oder *taumā* mit *u(h)* bzw. *u(x)* neben *taxma-*, mpT. mrdvhm aus **mar(ta)tauxman-*, mpB. mrtvm, np. *mardum* neben mpB. tvxm, np. *tuxm* und mpT. thm, np. *Rustam* (Bartholomae, Zum Airan. Wb. 70; Marquart, Philologus Suppl.-Bd. X, 1, 194; Bang, Berl. Phil. Wochenschr. 1911, 1253 f.)

in der gesamten Entwicklung oder *ār* für *ard* neben *āl* (ʿrg, mpB. ʾlk, aw. *arəδa*) und das erwähnte pdš, vh im Mittelpersischen der Turfantexte (Bartholomae a. a. O. 35, Nr. 60, 66), die es verwehren, selbst auf dem Gebiete der Persis eine engere Verbindung zwischen dem bekannten alten und neueren Sprachgut herzustellen. Von den anderen alten Dialekten Irans sind nur Spuren in Personen- und Orstnamen vorhanden, die eine sprachliche Bestimmung ausschließen. In den Listen ʿmedischer' Häuptlinge und ihrer Distrikte in einer assyrischen Inschrift aus dem 8. Jahrh. v. Chr. (G. Meyer, KZ. 42, 1909, 1 ff.) finden sich keine Namen, von denen mehr gesagt werden könnte, als daß sie ein iranisches, nicht persisches Gepräge zeigen, zumal *-parnua*, *-parnu* wegen des *u* kaum mit ap. *-farna-*, das selbst dialektisch ist, vereinbart werden kann. Und mit den ʿskythischen' Namen, die kürzlich Vasmer wieder behandelt hat (Veröff. d. balt. u. slav. Inst. d. Univ. Leipzig 3, 1923), steht es nicht besser. Da in weiteren assyrischen Inschriften des 9. und 8. Jahrh. v. Chr. zwei Namen von Königen von Kommagene *Kundaspi* und *Kustaspi* mit assyr. *ku* für *gu* wohl *Vindāspa-* und *Vištāspa-*, Ὑστάσπης in mitteliranischer Form, wie späteres Γονδοφέρνης, *Guštāsp*, ist es überhaupt fraglich, ob das ʿMedische' des 9. Jahrh. v. Chr. und das ʿSkythische' Herodots noch altiranisch waren. Die von Vasmer hinsichtlich des Skythischen dafür beigebrachten Argumente, die Erhaltung des Kompositionsvokals und das Fehlen der Epenthese, darin das Skythische älter sei als das Awestische, sind hinfällig, da der Kompositionsvokal, dessen Natur in der griechischen Wiedergabe nicht erkenntlich ist, zum Teil auch im Mitteliranischen bewahrt ist und da die Epenthese im Awesta nicht ursprünglich ist.

Von den Sprachen der mitteliranischen Stufe ist das Mittelpersische die einzige südwestiranische, so daß das Kurdische und das nach Südosten abgedrängte Balūtschische isoliert bleiben. Bei der geschichtlichen und kulturellen Bedeutung der Persis ist es verständlich, daß das Material des Mittelpersischen am umfangreichsten ist: es liegt in einer großen religiösen und weltlichen Literatur vor, sowie in Inschriften, Münzen, Gemmen und Papyri, die zum Teil noch gar nicht bearbeitet sind. Am deutlichsten ist das Mittelpersische in den Turfantexten, in denen es ohne semitische Elemente (bis auf ʾd'yn, gew. ʾdyn ʿdann', ʾyg, gew. ʾyk ʿda, so' und ʾn ʿich') und ohne historische Schreibung, vielmehr in der Form der Zeit und mit deutlicherer Vokalisation als sonst überliefert ist, so daß z. B. die Auflösung der Konsonantengruppen, die schon im Altpersischen beginnt,

$d^{u}ur^{a}v^{a}a$, aw. *drva-*, $Sug^{u}ud^{a}$, $Sug^{u}d^{a}$, aw. *Suγδa-*, arm. LW. *Aspahan, aspar*, paz. *durust*, np. *durust*, *furōšaδ*, *surūn* usw., durch Ain vor *st, sp, št, šk, šn* und *šm* ʿstvn, np. *ustūn, sutūn*, ʿ*škvḳ*, np. *šukōh*, ʿ*šm*'*h*, np. *šumā* zum Ausdruck kommt. Die übrigen Sprachen sind sämtlich nordostiranisch; sie haben gemeiniran. *s*, *z*, *rz* erhalten und zeigen *θr* in der Entwicklung zu *hr* oder *tR* und *dv* in der zu *b*. Das Mittelparthische, das in den Inschriften der Arsakiden, in den arm. Lehnwörtern der Partherzeit und in einigen Fragmenten der Turfantexte hervortritt, hat außer *hr* für *θr* und *b* für *dv* die Epenthese vor *i* und *hų* als besonderes Kennzeichen, sowie, wenigstens dem Mittelpersischen gegenüber, die Erhaltung des intervokalischen *d*. Es steht lautlich und lexikalisch (*vāxtan* ʿsagen', *kaftan* ʿfallen' z. B.) den sogenannten kaspischen und zentralen Dialekten nahe, ohne daß auch hier eine engere Verbindung möglich ist (s. O. Mann, Die Tājīk-Mundarten der Provinz Färs 1909, XIII ff.). Das Mittelsoghdische, das hauptsächlich durch *š* für *θr*, die Spiranten β, δ, γ an Stelle der Medien, *x* für inlautendes *h*, sowie durch die Eigenart der Flexion und des Wortschatzes charakterisiert ist, ist in mehreren Dialekten bekannt geworden, von denen der der ältesten Texte, die in den von Cowley veröffentlichten und von Gauthiot als soghdisch erkannten, aramäisch geschriebenen Privaturkunden aus den ersten 20 Jahren n. Chr. Geburt vorliegen (JRAS. 1912, 341 ff.), noch nicht erschlossen ist. Und von den anderen Dialekten, die sich auf die von F. W. K. Müller und Gauthiot herausgegebenen buddhistischen, christlichen und manichäischen Texte verteilen, ist erst der der buddhistischen Texte bearbeitet worden und der infolge des beklagenswerten Schicksals Gauthiots nicht vollständig (s. oben). Nach Salemann (Bull. de l'Ac. imp. des sciences St. Pét., 6, sér. 7, 1913, 2, 1125 f.) hebt sich der Dialekt der christlichen Texte durch den sporadischen Schwund von *r* und durch die Verbalflexion ab und nach Andreas (SPreußAW. 1910, 307 f.) der der manichäischen Texte durch den Wandel von *d* in *l*, wodurch er sich als am jüngsten ergibt. An das Mittelsoghdische, dessen Fortsetzung das heutige Yaghnōbī ist (Andreas bei F. W. K. Müller, Anhang z. d. AbhPreußAW. 1904, 111; Junker, SHeidelbAW. 1914, 14. Abh.) schließt sich das von Ws. Miller (Journ. des Min. f. Volksaufklär., St. Pet. 1886, Okt. 232 ff.; Grd. d. iran. Phil., Anh. z. 1. Bd., 1903, 4 ff.) in den ʿbarbarischen' Namen der griechischen Inschriften der pontischen Kolonien entdeckte Mittelossetische mit den heutigen ossetischen Dialekten an, da die Pluralbildung auf *-t* alle diese Sprachen von den übrigen nordöstlichen scheidet. Das

von seiner Heimat am unteren Yaxartes losgelöste Ossetische (Andreas, 13. Or.-Kongr. Hamb. 1902, Leiden 1904, 403) nimmt aber durch gewisse Lauteigentümlichkeiten *rt*, *rx* für ar. *tr*, iran. *xr*, *r-* für *fr-*, *f* für *p*, *li* für *ri* usw., durch sein Kasussystem und die periphrastische Konjugation eine Sonderstellung ein. Die vierte, in indischer Brāhmī geschriebene Sprache endlich, die von Hoernle (JASBeng. 70, I, Extra-Nr. 1, reprinted 1902, 25 f.) entdeckt und von Konow (GGA. 1912, 551 f.) als iranisch bestimmt worden ist, ist wohl mittelśakisch, wenngleich sie von Leumann in seinem grundlegenden Buche (Zur nordar. Spr. u. Lit., Schriften d. wissensch. Gesellsch. in Straßburg, 10. Heft, 1912, 88 ff.; s. auch Maitreya-samiti 1919, 1, 9) für einen besonderen nordarischen Dialekt, der lautlich dem Iranischen und im Wortschatz dem Indischen nahestehe, und von Konow (ZDMG. 68, 1914, 85 f.) für die Sprache der Tocharer gehalten wird. Denn sie hat erstens, wie Lüders (SPreußAW. 1913, 405 f.) nachgewiesen hat, dieselbe Sprachform wie gewisse Münzlegenden śakischer Kṣatrapas des westlichen Indiens, und dann zeigt sie in den besonderen Erscheinungen eine derartige Übereinstimmung mit den heutigen Dialekten der Panǰtallandschaften, mit dem Schughnī(-Sariqolī) und Wachī einerseits, und mit dem benachbarten Afghanischen andererseits, so in der Erweichung von iran. *xt*, *ft*, im Wandel von iran. *rt* zu *žd*, *ḍ* oder von intervokalischem *š* in *(ž)*, im Satzsandhi und in der Flexion, daß die Annahme einer gemeinsamen Entwicklung auf diesem Boden, wo die Śakas ihre Stammsitze gehabt haben, nicht von der Hand zu weisen ist. Wenn das Mittelśakische in der Formgebung altertümlicher ist als die anderen mitteliranischen Sprachen, so liegt das wohl daran, daß es in enger Berührung mit den Sprachen des nordwestlichen Indien gestanden und nach deren Vorbild den Formschatz konserviert hat (s. Reichelt, Idg. Jahrbuch I, 1914, 20 f.). Es vereinigen sich also das Mittelsoghdische mit dem Yaghnōbī und das Mittelossetische mit den heutigen ossetischen Dialekten zu einer Gruppe und schließen sich das Mittelśakische, ein Teil der Pamirdialekte und das Afghanische enger zusammen. Die Vermischung aneinandergrenzender südwestlicher und nordöstlicher Dialekte gibt sich im Mittelpersischen kund, das (mittel)parthische Eigentümlichkeiten aufweist, die viele Divergenzen seiner Entwicklung verständlich machen. Überall treten Issoglossen hervor, deren Konsequenzen noch gar nicht abzusehen sind. Schließlich ist jetzt die Sprache des Awesta besser zu beurteilen. Denn abgesehen davon, daß sie als nordostiranisch bezeichnet und vielleicht durch den Wandel von *gv* in *v*

näher bestimmt werden kann, lassen sich wenigstens die Erscheinungen, die infolge der oftmaligen Aufzeichnung des Awesta in der arsakidischen und sasanidischen Periode, sowie infolge der späteren handschriftlichen Überlieferung parthischem und persischem Einfluß zuzuschreiben sind, abheben, wie z. B. die Epenthese nach parthischem und persischem Muster und die Auflösung der Konsonantengruppen (*barātā, barāz-* statt *brātā, brāz-*, np. *birādar, barāzīdan* Caland, KZ. 33, 1895, 461 f., g. *gᵊnā*, y. *ɣənā* statt *gnā, ɣnā* Meillet, JAs. 1909, 546) nach persischem Muster. Da in den Bibliotheken der Parsen und in denen Europas noch manche unveröffentlichte mitteliranische Texte zu finden sind, von denen die persischen Papyri und noch mehr die Handschriftenreste von Ostturkistan Überraschungen bringen können, und da in Persien noch eine Anzahl Inschriften (besonders in der Gegend von Behbehān, s. Hüsing, Der alte Orient, 9. Jahrg., Heft 3, 4, S. 43 ff.) der Aufnahme harren, ist zu gewärtigen, daß sich bald eine genauere Gliederung wird vornehmen lassen.

Von den Aufgaben, die der Iranistik außer der Herausgabe von Texten in der nächsten Zeit bevorstehen, ist demnach im allgemeinen eine umfassende Untersuchung des Schriftwesens die wichtigste, damit, wie schon oben hervorgehoben wurde, das historische Verhältnis von Schrift und Aussprache richtig erfaßt und der Text des Awesta, der die älteste Sprache bietet, in seiner ursprünglichen Gestalt hergestellt werden kann, womit zweifelhafte Laute wie *š* für *rt*, *ṛt*, das Andreas *uhr* liest, *t* als Finalbuchstabe (B. Geiger, Festschrift Andreas 1916, 94 f.), Verwechslungen von *a-* und *h* (Lommel ebd. 97 f.) oder von Konsonanten (s. oben) und andere Fehlschreibungen (*pąsta-* für *paosta-* 'Haut', mp. *pōst* Gauthiot, MSL. 19, 1915, 131), bzw. Defektiv- oder Pleneschreibungen ihre Klärung finden werden, die nicht nur für die Aussprache und die Etymologie, sondern auch für die Formbildung von Belang sind, wie z. B. *-ō* Nom. Du. der *a*-Stämme und *-uš* Instr. Plur. der *u*-Stämme als Defektivschreibungen für *-ᵊv*, **-āu* und -vvyš, *-*uwiš* oder *-niš* Instr. Plur. der *n*-Stämme und *-ayanta* 3. Plur. Opt. med. als Fehlschreibungen für -vyš, **-awiš*, ar. **-n̥bhiš* (vgl. *hunāiti* für *huvaiti*) und *-ᵊynt, -aēnta*. Diese Aufgabe hat aber zur Voraussetzung, daß die für die Schriftkunde bedeutungsvollsten Dokumente, die Inschriften, Münzen, Gemmen und der sogenannte Pehlewi-Psalter, in dem nach Andreas (SPreußAW. 1910, 2, 869 f.) der Zusammenfall der Buchstaben und Ligaturen nicht weiter vorgeschritten ist als in den Inschriften, durch geeignete Ausgaben und Bearbeitungen, darin auch die semitischen Wörter mitberücksichtigt

sind, zugänglich gemacht werden, daß die Varianten der Handschriften des Awesta und der Pehlewibücher revidiert werden, und daß die Schreibweise des Awestischen in den Gāθās, im jüngeren Awesta und im Pehlewikommentar wie die des Mitteliranischen in der aramäischen Schrift und in den späteren Schriften studiert wird. Sodann werden die von Hübschmann und besonders von Bartholomae ermittelten uriranischen und gemeiniranischen Erscheinungen nach Tunlichkeit kontrolliert werden müssen, da z. B. die Wandlung von *ų* hinter *s*, *z* in *p*, *b* wegen mśak. *śvāna-*, *śśuvāna*, wach. *šač* (aw. *span-*), mśak. *aśśa-*, wach. *y-aš* (aw. *aspa-*), mśak. *biśśa-* (aw. *vīspa-*), *bišan-* (ai. *jihvá*) und wohl auch wegen np. *sag*, ap. *asa-*, *visa-* oder die Vertretung von ar. *ś* durch *s* wegen *š* in afgh. *šąk* (ai. *śákṛt-*), *šil* (aw. *vīsaiti*), msoghd. *šōk* (aw. *saoka-*), wach. *šač*, *y-aš* usw. (Andreas, SPreußAW. 1910, 1, 312 f.) nicht uriranisch zu sein braucht. Endlich wird es notwendig sein, die modernen Dialekte gründlich zu erforschen, da O. Mann, Bittner, Hjuler, Junker, Gauthiot und Christensen, denen genauere Aufschlüsse über die Dialekte von Kurdistan, Wachān, Schughnān und Mindschān, das Yaghnōbī und das Samnānī zu danken sind, gezeigt haben, wieviel da versäumt worden ist.

Was im besonderen die beiden alten Sprachen betrifft, so ist eine grammatische Analyse des jüngeren Awesta das dringendste Bedürfnis, da sie lautlich, formal und syntaktisch alle möglichen zeitlichen und örtlichen Besonderheiten ergeben kann und für die Herstellung des ursprünglichen Textes unerläßlich ist. Zusammen mit dem rekonstruierten Text wird sie die Grundlage sein für eine neue Grammatik des Awestischen, die nicht weniger notwendig ist als die des Altpersischen von Meillet (Grammaire du vieux perse, 1915). Dagegen wird das Altiranische Wörterbuch Bartholomaes, das in einer seltenen Vollständigkeit und wissenschaftlichen Durcharbeitung den gesamten Sprachstoff der awestischen und altpersischen Denkmäler vereinigt, seinen Wert behalten, wenn es auch nach den neuen Gesichtspunkten verwendet werden muß. Was die späteren Sprachen betrifft, so erscheinen einstweilen grammatische Einzeldarstellungen, wie Gauthiots Grammaire sogdienne, und Glossare, wie das Salemanns in den Man. Stud. I, am wichtigsten, da an die Verfassung einer vergleichenden iranischen Grammatik oder an die eines mitteliranischen Wörterbuchs noch lange nicht zu denken ist. Ferner wird die Durchforschung der armenischen und talmudischen Lehnwörter (s. z. B. Gauthiot, MSL. 19, 1915, 125 ff.; Horn, Np. Et. 1893, XI), sowie der

persischen Originalwörterbücher geboten sein, um das dialektische Material zu vermehren. Und nicht zuletzt wird auf die Berührungen zwischen iranischen und indischen Sprachen im Hindukuschgebiete zu achten sein, deren Aufhellung im Interesse der Iranistik wie der Indologie liegt.

Um den kleinen Kreis der Iranisten, die so vor gewaltige, aber auch aussichtsreiche Aufgaben gestellt sind, zu erweitern und neue Mitarbeiter zu gewinnen, bedarf es außerdem geeigneter Hilfsmittel zur Einführung in die iranistische Forschung. Als eines der notwendigsten erscheint da bei der Zerstreutheit und dem Zustande des mitteliranischen Materials eine mitteliranische Chrestomathie mit entsprechend reichen Proben aller wichtigen Denkmäler auf dem Gebiete sämtlicher Dialekte in der Originalschrift, mit Glossar und Erläuterungen.

Armenisch.

Von

Heinrich L. Zeller.

Vor einigen Monaten erhielt ich von dem Verlag die erfreuliche Aufforderung, als Beitrag für diese Festschrift den armenischen Teil zu übernehmen. Es traf sich sehr günstig, daß ich damals mit der Zusammenstellung der Literatur für die Darstellung der armenischen Sprachforschung beschäftigt war, welche im vierten Bande der zweiten Abteilung der von Streitberg herausgegebenen «Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft» ein Kapitel bilden soll. Während letzteres unter anderem eine kurze Übersicht in chronologischer Folge über das enthalten wird, was in der armenischen Sprachwissenschaft bisher geleistet wurde und also im wesentlichen die Vergangenheit behandeln muß, wird der vorliegende Beitrag über den Stand und die Aufgaben der armenischen Sprachwissenschaft dementsprechend die Gegenwart und die Zukunft betreffen. Beide Darstellungen werden sich um so mehr gegenseitig ergänzen, als jeder nur ein beschränkter Raum zur Verfügung gestellt werden konnte.

In Anbetracht der jetzigen allgemein schwierigen Lage der Wissenschaften in Deutschland dürfte es bei einer Behandlung des auch in der Vorkriegszeit literarisch nur schwer zugänglichen armenischen Sprachgebiets gerechtfertigt sein, sich auf eine Schilderung des gegenwärtigen Standes dieser Sprachforschung in Deutschland auf Grund der in deutscher Sprache veröffentlichten Arbeiten zu beschränken und ferner darauf hinzuweisen, was Not tut, um in der Zukunft die Forschungen in unserem Vaterlande in der armenischen Sprachwissenschaft weiterhin zu fördern. Die Kenntnis der armenischen Sprachforschung wurde besonders in Deutschland gepflegt und eigentlich hier erst durch Hübschmann streng wissenschaftlich begründet. Eine Darstellung unseres Themas innerhalb der genannten Grenzen wird sich deshalb, abgesehen vom Raummangel, auch vom historischen Standpunkte aus billigen lassen.

Für den angehenden deutschen Indogermanisten ist es in erster Linie nötig, sich mit der armenischen Sprache vom Standpunkte der Philologie aus einigermaßen vertraut zu machen, bevor er an die historische Betrachtung derselben herantreten kann. In dieser Hinsicht ist seine Stellung viel schwieriger als bei dem Anfangsstudium des Sanskrits. Hier steht ihm die meistens vorhandene Kenntnis des Altgriechischen vielfach helfend zur Seite. Allerdings hat im Normalfall derjenige, welcher sich mit dem Armenischen beschäftigen will, bereits vorher Sanskrit studiert. Eine wesentliche Erleichterung wird ihm jedoch hierdurch für die Erlernung der altarmenischen Sprache infolge ihres eigenartigen Charakters kaum gegeben werden. Noch bis vor zehn Jahren wurden zur Einführung in das Altarmenische gewöhnlich folgende Werke benutzt: entweder die Grammatik von Lauer in der 1883 in Paris erschienenen Bearbeitung in französischer Sprache von Carrière oder Petermanns Brevis linguae armeniacae grammatica ed. sec. 1872 (Porta linguarum orientalium tom. VI) in lateinischer Sprache. Beide Werke waren trotz mancher Vorzüge schon lange veraltet und zudem nicht in deutscher Sprache verfaßt. Letzteres störte zwar weniger bei dem erstmaligen langsamen Studium, erschwerte aber dem Deutschen die Übersicht und ein schnelles Nachschlagen. Diesen Nachteilen wurde durch das im Jahre 1913 im Winterschen Verlage in Heidelberg erschienene Altarmenische Elementarbuch von Meillet abgeholfen (10. Band der Grammatiken in der von Hirt und Streitberg herausgegebenen Indogermanischen Bibliothek). Dieses vorzüglich zur Einführung geeignete Lehrbuch zeichnet sich auch durch einen sehr schönen Druck aus. Bei einer Neubearbeitung könnte dem Anfänger, insbesondere dem Selbststudierenden durch Gedächtnisstützen, Erläuterungen zu den Texten usw. noch manches erleichtert werden. Der wissenschaftliche Charakter des Buches würde hierdurch nicht beeinträchtigt. Die Grammatik ist zweckmäßigerweise nur beschreibend verfaßt. Es wäre deshalb sehr wünschenswert, wenn zu ihrer Ergänzung eine historische Elementargrammatik von einem Indogermanisten in deutscher Sprache veröffentlicht würde. Meillet hat in seiner 1903 in Wien erschienenen Esquisse d'une grammaire comparée de l'arménien classique ein wertvolles Hilfsmittel geliefert. Leider ist es äußerlich nicht so übersichtlich wie sein Elementarbuch. Beide Bücher ergänzen sich gegenseitig und man müßte es bedauern, wenn die Esquisse im Buchhandel nicht mehr zu erhalten wäre. Von der Hübschmannschen Armenischen Grammatik ist nur der erste Teil, Armenische Etymologie (Leipzig 1897), erschienen. Die übrigen Teile,

welche die grammatische Darstellung enthalten sollten, hat Hübschmann nicht mehr publiziert. Diese würden sicherlich keine Hilfsmittel für Anfänger geworden sein.

Zurzeit gibt es kein etymologisches altarmenisches Wörterbuch, aus welchem zu ersehen ist, welche Worte nach allgemeiner Annahme richtig erklärt sind, über welche noch gestritten wird und für welche überhaupt noch keine befriedigende Erklärung gefunden wurde. In seiner oben erwähnten Etymologie hat Hübschmann die älteren Ansichten kritisch behandelt. Dieses an sich grundlegende Werk ist aber durch die etymologischen Untersuchungen neuerer Gelehrter in mancher Hinsicht überholt. Es fehlt an einem Wörterbuch, in welchem auch die nach der Veröffentlichung des Hübschmannschen Werkes gefundenen Etymologien verarbeitet sind. Eine solche Bearbeitung dürfte manche Schwierigkeiten haben. Die Materialsammlung ist zeitraubend, da die Zeitschriften entweder keine Indices haben oder in ihren Glossaren die Zusammenstellung der erklärten Worte oft keine vollständige ist, sondern nach subjektiver Auswahl erfolgt. Der Forscher muß daher das restlose Material durch mühsames Durcharbeiten jedes einzelnen Bandes zusammensuchen. Ferner kann diese Aufgabe nur ein sprachlich sehr bewanderter Schriftsteller mit Aussicht auf Erfolg lösen. Die Kenntnis des Indogermanischen allein reicht für eine solche Arbeit nicht aus, da ein Teil des altarmenischen Wortschatzes nichtindogermanischen Ursprungs ist. Auch das Mittel- und Neuarmenische wurden durch die Nachbarsprachen beeinflußt. Das Mittelarmenische hat durch Karst in seiner Historischen Grammatik des Kilikisch-Armenischen (Straßburg 1901) eine vortreffliche Darstellung gefunden, aber mehr vom philologischen Standpunkt aus. Es ist zu erwarten, daß das von ihm in Aussicht gestellte mittelarmenische Wörterbuch gleichfalls von diesem Gesichtspunkte aus verfaßt sein wird. Darstellungen des Neuarmenischen (des Ost- und Westarmenischen und einzelner Dialekte) in armenischer Sprache sind vorhanden, aber nur den Indogermanisten verständlich, welche sich mit dem Neuarmenischen hinlänglich vertraut machen konnten. Über den wissenschaftlichen Wert dieser Bücher steht mir kein Urteil zu. Voraussetzung für die Abfassung eines etymologischen Wörterbuches des Neuarmenischen ist die Kenntnis des Russischen und Türkischen. Armenien steht politisch unter der Herrschaft seiner großen Nachbarstaaten und wird daher auch sprachlich beeinflußt.

Ein interessantes Problem für einen Indogermanisten wäre die Bearbeitung der Entwicklungsgeschichte der armenischen Sprache.

Nur ein Armenist, welcher sich mit zahlreichen indogermanischen und nichtindogermanischen Sprachen beschäftigt hat, wird eine befriedigende wissenschaftliche Darstellung dieser Sprachgeschichte zu liefern vermögen. Das Altarmenische hat den Nachteil, insbesondere im Verhältnis zum Indischen und Persischen, erst sehr spät überliefert zu sein. Die sogenannten armenischen Keilinschriften von Van sind nicht in armenischer Sprache verfaßt. Im Jahre 1894 hat Jensen infolge einer Aufforderung Streitbergs eine Übersicht der sprachwissenschaftlichen Resultate seiner Untersuchung über die Entzifferung der sogenannten hittitischen Inschriften veröffentlicht (Anzeiger für idg. Sprach- und Altertumskunde, Bd. 3, 1894, S. 255ff.). Hierbei richtete er an die Indogermanisten die Frage, ob die Sprache dieser Inschriften armenisch sei, wie er unterstellte. Seine Hypothese fand aber bei denselben keinen Anklang. Auch die ältesten Handschriften reichen nicht über das 9. Jahrhundert zurück. Der gewaltige Abstand, welcher demnach zwischen Indogermanisch und Armenisch klafft, hat zur Folge, daß das Fundament, auf welches sich die Sprachgeschichte aufbaut, naturgemäß schwankend bleiben muß. Der armenische Sprachboden war daher bis Hübschmann ein Tummelplatz etymologischer Vermutungen von seinerzeit sehr bedeutenden Linguisten, die den Grundcharakter des Armenischen als einer selbständigen indogermanischen Sprache nicht genügend berücksichtigten. Durch allgemeine Bemerkungen und gewagte Hypothesen lassen sich entgegenstehende Zweifel nicht beseitigen. Vor allem müssen die literarischen Denkmäler sprachlich einzeln untersucht werden. Die Ausgaben der Mechitharisten genügen den Ansprüchen der heutigen Philologie nicht mehr. Untersuchungen über die Dialekte der jüngsten Sprachperiode erfolgen am besten durch Gelehrte armenischer Nationalität, während für die ältere Periode der rein wissenschaftlich arbeitende Indogermanist das Fundament zu legen hat. Eine Geschichte der älteren Periode der jetzigen armenischen Dialekte schrieb Karst in seiner schon erwähnten Grammatik.

Unter den bibliographischen Zusammenstellungen und Bücherbesprechungen der armenischen Neuerscheinungen sind hervorzuheben die Artikel in dem unter Streitbergs Leitung stehenden Anzeiger für indogermanische Sprach- und Altertumskunde (1892ff.) und in dem von Streitberg und (Thumb) Walde herausgegebenen Indogermanischen Jahrbuch (1914ff.). Hoffentlich können diese beiden Publikationen auch weiterhin fortgeführt werden. Einen großen Verlust erlitt die armenische Sprachforschung durch den zu früh erfolgten Tod des

Berliner Linguisten Finck, wodurch dessen Zeitschrift für armenische Philologie bereits nach Erscheinen des zweiten Jahrganges (1904) wieder einging.

Nachdem Hübschmann 1877 das Armenische als eigenen Zweig des Indogermanischen erwiesen hatte, waren die von anderen, z. B. Lagarde, über die Stellung dieser Sprache ausgesprochenen Ansichten nicht mehr haltbar. Wer aber sich eingehender mit der armenischen Sprachforschung befassen will, wird auch jetzt nicht ältere Abhandlungen wie z. B. Lagardes Armenische Studien (Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaft zu Göttingen, 22. Band 1877) unbeachtet lassen können. Er wirft hier (S. 207) die Frage auf, ob die Orthographie und die Sprache der ältesten armenischen Manuskripte mit denen der neueren Drucke übereinstimmt und, wenn nicht, worin sie abweicht. In der Tat sind in den Ausgaben der Venediger Mechitharisten offenkundige Verbesserungen nicht vorgenommen und die Schreibfehler der mittelalterlichen Schreiber nicht beseitigt worden. In allen Ausgaben wurden einige mittelalterliche Schreibweisen beibehalten, welche von den Schreibungen der ältesten Handschriften verschieden sind. Ferner stellt Lagarde die Frage zur Diskussion, ob sich aus den kaukasischen Sprachen einiges oder vieles in der armenischen Grammatik und dem armenischen Wörterbuch erläutern lasse, und weist darauf hin, daß nur ein vollendeter Kenner der vergleichenden Grammatik der kaukasischen Idiome hier zum urteilen befugt sein würde. Tatsächlich versucht man auch, das Armenische mit dem Georgischen in Verbindung zu bringen. Aus den nur beispielsweise mitgeteilten Sätzen Lagardes läßt sich entnehmen, daß nicht alle Hypothesen lediglich antiquarisches Interesse besitzen, welche die älteren neben Hübschmann mit der armenischen Sprachforschung beschäftigten Gelehrten geäußert haben. Am beliebtesten sind jetzt und wohl auch für die Zukunft etymologische Untersuchungen armenischer Wörter. Herbert Petersson hat zuletzt in seinen Arischen und Armenischen Studien (Lund 1920) neue Etymologien in deutscher Sprache veröffentlicht. Übereinstimmungen mit anscheinend fern liegenden Sprachen wurden mehrfach vermutet, so mit dem Albanesischen von Holger Pedersen (KZ., Bd. 36, 1900, S. 340). Bei der Aufstellung neuer Gleichungen ist große Vorsicht geboten, durch die bloße Ähnlichkeit der Worte darf man sich nicht verführen lassen. Wenn etwa arm. *lapstak* «Hase» an lat. *lepus* und franz. *lapin* anklingt, so erklärt sich dies einfach dadurch, daß das Wort nur im Mittel- und Neuarmenischen mit *l* anlautet, dagegen im Altarmenischen

mit *n, napastak* (vgl. Brüch in KZ., Bd. 46, 1914, S. 365 und Karst a. a. O., S. 101 Anm. 1).

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen soll der zur Verfügung stehende Raum noch benutzt werden, um an der Hand einiger Probleme zu zeigen, in welcher Richtung die bisherigen Forschungen sich bewegt haben und auch in Zukunft sich bewegen werden müssen. Die behandelten Fragen sind keineswegs als endgültig gelöst zu betrachten und Beweise für eine sichere Erklärung fehlen. Dem Sprachkenner bieten die folgenden Zusammenstellungen nichts Neues. Vielleicht erweisen sie sich aber jüngeren Indogermanisten nützlich, welche sich mit armenischen Sprachproblemen befassen wollen, ohne sich deren Schwierigkeiten bewußt zu sein, oder veranlassen sie, sich anderen Sprachgebieten zuzuwenden, die befriedigendere Ergebnisse versprechen.

Schon die Entstehung des armenischen Alphabets liegt zum Teil im dunkeln. Von den 36 Buchstaben entsprechen rund zwei Drittel solchen des griechischen Alphabetes, der Rest, darunter alle Affrikaten, ist nicht griechischen, sondern wahrscheinlich syrischen und persischen Ursprungs. Lagarde wollte den Buchstaben für *č* auf ein koptisches Zeichen zurückführen (a. a. O., S. 2).

Von großer Bedeutung für die Gestaltung der armenischen Worte war der Akzent. Seit der historischen Zeit wird in der Regel die letzte Silbe jedes armenischen Wortes betont, in der verhergehenden Sprachperiode jedoch die vorletzte. Man hat die Pänultimabetonung auf den Einfluß der Sprache der armenisierten eingeborenen Bevölkerung zurückgeführt. Da nun in den benachbarten kaukasischen Sprachen die vorletzte Silbe betont wird, lag der Schluß nahe, die eingeborene Bevölkerung für Kaukasier zu halten. Hier stehen Sprachforschung und Völkerkunde in Beziehung. Auch den eigentümlichen Charakter, welchen das armenische Lautsystem im Verhältnis zu dem indogermanischen zeigt, schreibt man dem Kaukasischen zu. Der im Armenischen auf einer festen Silbe stehende Akzent bewirkte häufig den Verlust von Vokalen, insbesondere in den Endsilben. Aus den Darstellungen der armenischen historischen Grammatik ist zu ersehen, wie sich hierdurch die Worte verändert haben und wie der Einfluß des Akzentes bei den wissenschaftlichen Untersuchungen verwertet wurde. Auch zur Erklärung des indogermanischen Ablautes zog man den Akzent heran. Problematisch ist die Entstehung des mit *e* im Ablaut stehenden *o*. Gewöhnlich werden zwei verschiedene *o* angenommen: o^1 lautet mit *e* ab und soll im Armenischen durch *o*, o^2 dagegen durch *a* vertreten sein

(z. B. arm. *akn* «Auge» : lat. *oculus*). Eine einwandfreie Erklärung dieser Unregelmäßigkeit fehlt noch. In den betreffenden armenischen Worten steht *a* fast immer im Wortanlaut. Pedersen (KZ., Bd. 36, 1900, S. 99) nahm an, daß idg. *o* in anlautender offener Silbe im Armenischen *a* ergeben habe. Da keine altarmenischen Dialekte überliefert sind und die Grammatik der Schriftsprache sehr regelmäßig gestaltet ist, muß die Lösung der Probleme sich viel schwieriger gestalten als in anderen indogermanischen Sprachen. Ähnlich wie im Germanischen wurde der Konsonantismus des Altarmenischen durch eine Lautverschiebung beeinflußt. Chronologisch läßt sich dieselbe dadurch bestimmen, weil die ältesten Lehnworte des Armenischen im Iranischen unverschoben geblieben sind. Da ferner im Mittelarmenischen eine zweite Lautverschiebung erfolgte, hat man hierdurch die Zeit der Entlehnung fremder Worte ermittelt. Die z. B. von Meillet vertretene Ansicht einer Beeinflussung des armenischen Lautsystems durch die kaukasischen Sprachen wird von Pedersen mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen (KZ., Bd. 39, 1906, S. 438, § 56). Die Karstsche Erklärung der mittelarmenischen Pluralendungen durch Entlehnung aus den kaukasischen Sprachen erscheint ihm gleichfalls unmöglich. Er hält es für undenkbar, daß die Armenier von den ihnen unterlegenen kaukasischen Völkern ihr Flexionssystem angenommen hätten (a. a. O., S. 481, § 82). Demgegenüber ist das Fehlen des grammatischen Geschlechtes im Armenischen wie in den südkaukasischen Sprachen bemerkenswert.

Da das Armenische sieben Kasus bewahrt hat, so bietet diese reiche Gestaltung des Kasussystems zu interessanten Untersuchungen und Vergleichen Gelegenheit. Vieles ist noch unerklärt geblieben, z. B. *ami*, der Genitiv-Dativ-Lokativ von *am* «Zeit». Meillet suchte die Entstehung dieser Bildung vom Indoiranischen aus verständlich zu machen. Die Endung des Gen. Sing. der irischen und armenischen *ā*-Stämme führte er auf eine Grundform **-jās* zurück, welche einem indoiranischen **-yās* entspreche. Diese Erklärung verwirft Pokorny (KZ., Bd. 46, 1914, S. 287 ff.) und glaubt eine einfachere geben zu können. Nach ihm ist in *ami* aus **amjās* die pronominale Endung *-jās* auf das Nomen übertragen. Den Einwand, daß in den ältesten armenischen Texten eine solche Pronominalform nicht vorkomme, sucht er durch die Annahme zu entkräften, daß die armenischen Denkmäler nur infolge ihrer jungen Überlieferung diese Form nicht mehr aufweisen. Auch im Dativ-Lokativ *ami* aus **amjāi* sei die pronominale Flexion in gleicher Weise übertragen worden. —

Das Pluralzeichen *kh* bietet eines der interessantesten Probleme der armenischen Sprachforschung. Wegen seiner Wichtigkeit für die Nominal- und Verbalflexion soll es hier kurz behandelt werden. *-kh* findet sich im Nom. Plur. und Instr. Plur. aller Nomina und in der 1. und 2. Pers. Plur. des Verbums. Hübschmann hatte keine ihn befriedigende Deutung des *-kh* gefunden. Das *-kh* des Nom. Plur. könne nicht aus idg. *es* entstanden sein, weil auslautendes *s* im Armenischen abfalle. Nicht ursprüngliches *s*, sondern nur ursprünglich anlautendes *sv* werde im Armenischen zu *kh*. Bugge hingegen leitet auch die Pluralendung *-kh* aus *-sv* ab und sieht darin die indogermanische Endung *-(e)s* usw. nebst einer enklitischen Partikel *-v* = altindisch *u*. Diese Ansicht wurde von Pedersen (KZ., Bd. 38, 1905, S. 209 II) mit der Behauptung bekämpft, daß indogermanisch auslautendes *-s* im Armenischen als *kh* auftritt. *s* wurde zu *h* und dieses im Auslaut zu *kh*. Gegen ihn sprach sich Meillet aus (Esquisse, S. IX). Andere nahmen Entlehnungen aus dem Lappischen oder Georgischen an. Bartholomae erklärte die Pluralendung *-kh* sehr ansprechend aus einem Suffix *-trā*, welches kollektivierende Bedeutung hatte. Aus der Fülle der über *-kh* mitgeteilten Ansichten ist zu ersehen, welche Schwierigkeiten die Probleme der armenischen Sprachwissenschaft enthalten. Unerklärt ist auch das Suffix *-ç* im Genitiv, Dativ und Ablativ Plur. der Nomina. Lautlich entspricht *ç* in den europäischen Sprachen einem *sk* oder *ks*. — Die anomalste Flexion im armenischen Nomen zeigt *kin* «Weib» (Sing. Gen.-Dat.-Lok. *knoj*, Abl. *knojē*, Instr. *knav* und *kanamb*; — Plur. Nom. *kanaikh*, Akk.-Lok. *kanais*, Gen.-Dat.-Abl. *kananç* und *kanaç*, Instr. *kanambkh*). Über diese merkwürdigen Formen hat Brugmann sich ausführlich geäußert (Idg. Forschungen, Bd. 22, 1907/08, S. 171ff.). *knoj* soll aus **kinoj* entstanden sein. Die Herkunft des *j* ist noch streitig. *kanai-kh* und *kanai-s* sind zu den griechischen γυναικ-Kasus zu stellen. Die einfachste Auffassung der beiden Stammformen γυναικ- und *kanai-* scheint Brugmann folgende. Beide haben ursprünglich einem neutralen Nom.-Akk. Sing. angehört. Aus einem alten Abstraktum oder Kollektivum ist der Begriff des einzelnen Weibes hervorgegangen. Urarmenisches **kanai* ist die für den Nom.-Akk. anzusetzende Form, welche eine kollektivische Neutralbildung war. Da *kanai* pluralische Bedeutung hatte, wurde es durch die Pluralformen *kanaikh* bzw. *kanais* ersetzt Die *kanan*-Kasus setzt Brugmann in Beziehung zu dem gotischen *n*-Stamm *qinōn-*. — Meillet hatte *kanan-* mit arm. *aran-* verglichen (Instr. Sing. *aramb*, Plur. *arambkh*, Gen. Plur. *aranç* zu *air* «Mann»).

Nach Brugmann ist aber *kanan-* nicht, wie Pedersen für *aran-* annahm, ein Kollektivum, sondern *kanan-, aran-* und *qinōn-* gehören zu der urindogermanischen Klasse der ein menschliches Individuum benennenden Substantiva mit sekundärer *n*-Erweiterung.

Junker (KZ., Bd. 43, 1910, S. 339, § 19) versuchte das pluralische *-kh* auch für die Erklärung des *kh* in den Kasusformen des Indefinitums *okh* heranzuziehen. Andere Sprachforscher dagegen sehen in diesem *kh* eine Partikel, welche auf ein altes **-khe* (skr. *ca,* gr. τε, lat. *que*) zurückgeht. Über die Entstehung der meisten Personalpronomina lassen sich nur Hypothesen aufstellen.

Der Ursprung des Zahlwortes «hundert» *hariwr* ist nach Meillet unbekannt. Pedersen (KZ., Bd. 39, 1906, S. 368, § 24 und Idg. Forschungen, Bd. 22, 1907/08, S. 343) hält dieses Wort nicht für entlehnt, sondern für ein Zählwort. Um die Zahlbegriffe möglichst anschaulich auszudrücken, wurden die runden Zahlen anstatt durch das ererbte abstrakte Zahlwort oft durch ein konkretes Zählwort bezeichnet. Komplizierte Erklärungen von *erku* «zwei» und *č̣orkh* «vier» hat Bugge (Idg. Forschungen, Bd. 1, 1892, S. 457f.) gegeben. *erku* soll, von *erekh* «drei» beeinflußt, aus **ku* entstanden sein, welches selbst aus **tvu* = idg. **dṷō* hervorgegangen sei. Lagarde hielt *č̣orkh* fälschlich für ein Lehnwort. Hübschmann ging von idg. **qetvóres* aus (= skr. *catváras*, dor. τέτορες). Da *tṷ* im Armenischen zu *kh* wird und nicht ausfällt, setzte Bugge eine Grundform **qetŏres* an. Urarm. *-etó* wurde schließlich zu *-io-* und demnach **qetór-* über mehrere Zwischenstufen zu **k'ior-* und dieses endlich zu *č̣or-*.

Die armenische Präposition *z* kann mit mehreren Kasus verbunden werden. Regelmäßig steht sie vor dem bestimmten Akkusativ. Dieses *z* entspricht nach Meillet etymologisch dem slavischen Präfix *za*. Nach Pedersen aber (KZ., Bd. 39, 1906, S. 433ff.) ist *z* mit der armenischen Präposition *əst* identisch und hatte die ursprüngliche Bedeutung «nach». *əst* verlor vor Konsonant sein *t* und die vor stimmhaften Geräuschlauten entstehende Form *z* wurde verallgemeinert. Auch Thomsen (Beiträge zur Kasuslehre IV in Idg. Forschungen, Bd. 30, 1912, S. 68) hält *z* seinem Ursprunge nach für eine Präposition. Da durch den lautgesetzlichen Verlust der Kasusendungen schon im Urarmenischen der Nom. und Akk. Sing. zusammengefallen war, so wurde durch das hinzugefügte *z* eine neue Objektsbezeichnung eingeführt. *z* wird im Armenischen aber auch mit anderen Kasus (Ablativ, Instrumentalis und Lokativ) verbunden. Infolge seiner unbestimmten Bedeutung hätte es auch als Kasus-

zeichen zur Bezeichnung des bestimmten Akkusativs Verwendung gefunden.

Viele armenische Verbalformen lassen sich überzeugend durch Analogie erklären, z. B. die 3. Person Plur. des Präsens *beren* «sie tragen». Die indogermanische Grundform ist **bheronti* (dor. φέροντι, lat. *ferunt*, got. *baírand*). Das an Stelle von idg. *o* im Armenischen auftretende thematische *e* kann aus anderen Kasus analogisch übertragen sein. Kieckers (Idg. Forschungen, Bd. 35, 1915, S. 108) macht zur Erklärung dieses *e* noch auf folgenden Umstand aufmerksam. Die 3. Person Plur. des Verbums subst. *en* (skr. *santi*, dor. ἐντί, got. *sind*) ist nicht lautgesetzlich entwickelt, sondern nach der 2. Sing. *es* gebildet. Da nun die 1. und 2. Person Sing. *berem, beres* unter dem Einfluß von *em, es* entstand, so soll auch *beren* sich nach *en* gerichtet haben. Den thematischen Vokal *a* in der 3. Person Plur. Aor. Pass. *beran* «sie wurden getragen» sucht Kieckers (a. a. O., Bd. 32, 1913, S. 91) auf folgende Weise zu deuten. Auszugehen ist von einem idg. **bheronto* (skr. *bharanta*, gr. φέροντο). *o* im Auslaut fiel im Armenischen ab, *nt* blieb als *n* erhalten. Das *a* in *beran* ist etymologisch ebenso unklar wie im medial-passiven Aor. *beray*, aber mit dessen *a* identisch. Hiernach wäre in *beran* der Rest einer alten medialen Flexion erhalten. — Dieses *a* in *beray* «ich wurde getragen» und in den anderen Personen bringt Kieckers (a. a. O., Bd. 35, 1913, S. 110) in Verbindung mit dem *a* des medio-passiven *ç*-Aor., z. B. *sireçay* «ich wurde geliebt». Die 3. Person Plur. *sireçan* «sie wurden geliebt» entstand aus **sireçanto* lautgesetzlich. Idg. *-nto* entwickelte sich zu *-anto* und dieses zu *-an*. *n* wurde als Endung aufgefaßt und das charakteristische *a* auf die anderen Personen übertragen.

Die armenische Syntax ist in den systematischen Darstellungen der indogermanischen Sprachwissenschaft bisher nur stiefmütterlich behandelt worden. Der Satzbau weicht in mancher Hinsicht von dem der übrigen Sprachen ab. Die alten Partizipialkonstruktionen ähneln angeblich auch den kaukasischen. Die armenische Bibelübersetzung aus dem Griechischen soll zwar fast wortgetreu sein, es müßte aber noch untersucht werden, ob und welche syntaktische Unterschiede diese Übersetzung im Vergleich zu den armenischen Originalschriften aufweist. Auch die Verschiedenheit des alt- und neuarmenischen Satzbaues ist noch näher darzustellen. Das Armenische leidet an einem Mangel an Kongruenz, so z. B. steht das Substantivum nach einem unflektierten Zahlwort im Singular. Anders beim flektierten Zahlwort. In diesem Falle herrscht Kongruenz-

zwang. Vor einem nichtflektierten Zahlwort steht das Substantivum auch im Plural. Inkongruenzen erfolgen ferner beim Adjektivum in der Stellung vor einem Substantiv im Plural. Meillet (Esquisse, S. 103, § 104) erklärt diese eigentümliche Erscheinung durch den lautlichen Zusammenfall des Nominativs und des Akkusativs. Wo es die Deutlichkeit erforderte, wurde ein *-kh* als Pluralzeichen angehängt. Diese Auffassung erscheint Pedersen (KZ., Bd. 39, 1906, S. 470 f.) zu äußerlich. Seiner Meinung nach ist die armenische Inkongruenz auf Lücken im urindogermanischen Kongruenzsystem zurückzuführen, welche im Laufe der armenischen Sprachentwicklung sich noch weiter ausgedehnt hätten.

Die zahlreichen, in das Armenische eingedrungenen Lehnwörter haben bereits die Gelehrten vor Hübschmann, darunter Lagarde, beschäftigt. Hübschmann selbst behandelte zuerst im Jahre 1892 die semitischen (syrischen und arabischen) Lehnwörter (vgl. Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 46, S. 226 ff.). Ihm folgte 1893 Brockelmann mit einer Untersuchung über die griechischen Fremdwörter (desgl., Bd. 47, S. 1 ff.). In umfassender Weise hat Hübschmann die persischen, syrischen und griechischen Lehnwörter in seiner obgengenannten 1897 erschienenen Armenischen Etymologie zusammengestellt und gesichtet. Die Charakterisierung eines Lehnwortes als eines solchen bedarf sehr genauer Untersuchung. Festgestellt werden muß, ob das betreffende Wort direkt oder vermitteltst anderer Sprachen in das Armenische hineinkam. Auch mehrfache Entlehnung desselben Wortes ist vorgekommen. Doppelt entlehnt wurde z. B. der Ausdruck Arier und Nichtarier: in alter Zeit als *Arikh ev Anarikh*, weil die Perser damals noch *Ariya* und *Anariya* sprachen und ein zweitesmal zur Sassanidenzeit als *Eran ev Aneran*, weil jetzt *Erān* und *Anērān* gesprochen wurde (vgl. Hübschmann, Idg. Forschungen, Bd. 4, 1894, S. 120). Die äußere Ähnlichkeit eines armenischen Wortes mit einem fremden darf nicht allein dazu führen, in solchem Falle an Entlehnung zu denken. Obwohl armenisch *ekeɫeçi* «Kirche» mit griechisch ἐκκλησία gleichbedeutend und formähnlich ist, kann nach Finck (KZ., Bd. 43, 1910, S. 328) hier Entlehnung nur dann angenommen werden, wenn die lautliche Umgestaltung sich auch erklären läßt. Bei der durch die Übernahme in das Armenische eingetretenen Entstellung soll der Name *Ekeɫeaç*, eine Kantonsbezeichnung von Hocharmenien, mitgewirkt haben. Es genügt also nicht die bloße Konstatierung der Tatsache, daß ein Wort entlehnt ist, sondern die volkstümliche Ent-

lehnung muß von der gelehrten unterschieden werden. Es bedarf der Untersuchung, ob die lautliche Umbildung armenisch sein kann oder nicht. Erst wenn alle diese Momente in Betracht gezogen sind, ist man berechtigt, ein Wort sicher als Lehnwort anzusprechen. Aus den französischen Lehnwörtern im Mittelarmenischen läßt sich die Zeit der zweiten armenischen Lautverschiebung bestimmen. Für die arabischen Lehnwörter ist noch festzustellen, ob dieselben direkt aus dem Arabischen entlehnt wurden oder vermittelst des Neupersischen in das Kilikische Aufnahme fanden. Ferner suchte man finnische Lehnwörter im Armenischen nachzuweisen, was aber Pedersen für ganz ausgeschlossen hält (KZ., Bd. 39, 1906, S. 464, § 72). Dagegen hat das Armenische aus den kaukasischen Sprachen Wörter aufgenommen wie z. B. etwa *gini* «Wein» aus dem Georgischen, obwohl eine Entlehnung sich nicht beweisen läßt. Endlich sind noch die türkischen Lehnwörter im Neuarmenischen zu erwähnen. — Andererseits hat das Armenische an andere Sprachen Worte abgegeben. Bugge handelte über den Einfluß der armenischen Sprache auf die gotische (Idg. Forschungen, Bd. 5, 1895, S. 168 ff.). Hiernach wäre das wichtigste Lehnwort aus dem Armenischen das got. *haiþnō* «Heiden» vom armenischen *hethanos* «Heiden». Auch im Finnischen wurden aus dem Armenischen stammende Lehnwörter vermutet. Die im Türkischen vorhandenen armenischen Lehnwörter gehen nach Pedersen in eine sehr alte Zeit zurück (a. a. O., S. 442 ff.). Auf diesem Gebiete dürfte noch manches hypothetisch sein. Eine Liste armenischer Lehnwörter im Georgischen veröffentlichte Kluge (Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Bd. 30, 1917/18, S. 109 ff.).

Den Schluß vorstehender Übersicht über die wichtigsten armenischen Sprachprobleme mögen einige Bemerkungen über die Namen bilden. Entsprechend den zahlreichen Lehnwörtern aus dem Persischen, Syrischen und Griechischen sind auch viele Eigennamen aus diesen Sprachen in das Armenische aufgenommen worden. Hübschmann stellte dieselben in seiner öfters genannten «Etymologie» zusammen. Den Ortsnamen widmete er gleichfalls eine sehr gründliche etymologische Untersuchung (Idg. Forschungen, Bd. 16, 1904, S. 197 ff.). Über die Baumnamen handelte Lidén (desgl., Bd. 18, 1905/1906, S. 485 ff.). Der Name für «Silber» *arcath* statt **arcanth* (vgl. argentum, ἄργυρος) hat dasselbe Suffix wie *erkath* «Eisen». Letzteres Wort stammt aus dem Kaukasischen. Nach Schrader wanderte das Silber aus Armenien zu den anderen Indogermanen.

Aus der Parallelbildung *erkath* schließt Ipsen (Idg. Forschungen, Bd. 39, 1921, S. 235 f.), daß *arcath* auch ein kleinasiatisches Wort sei. Aus dem Flußnamen Ἅλυς, vermutlich einer Umbildung des armenischen *ałi* «salzig», zieht Bugge (KZ., Bd. 32, 1893, S. 81 f.) einige Folgerungen für die altarmenische Sprachgeschichte, welche uns sonst unbekannt ist. Der Schwund des *s* im Anlaut muß älter als Herodot sein oder die Griechen hörten bei der Aufnahme des Namens *ha-*. Das auslautende *i* in *ałi* geht auf *-ios, -iom* zurück. Da im Armenischen die idg. Endsilbenvokale ausfielen und die letzte Silbe betont wurde, müßten diese Gesetze älter als Herodot sein, vorausgesetzt, daß griech. υ das *i* in *ałi* darstellt.

Aus den oben nur beispielsweise mitgeteilten Problemen armenischer Sprachforschung kann man entnehmen, welche Aufgaben der Zukunft erwachsen. Weit auseinandergehende Erklärungen wurden aufgestellt, nur wenige blieben unbestritten. Es wäre wertvoller für die Wissenschaft, in erster Linie die jetzt noch bestehenden Streitfragen aufzuhellen als durch neue Hypothesen die Grundlagen der Forschungen noch unsicherer zu gestalten. Hierher gehört insbesondere die Frage, welche Bevölkerungen indogermanischer und nichtindogermanischer Sprache sich auf armenischem Boden gemischt haben. Der Wirkung der kaukasischen Sprachen wird es bekanntlich zugeschrieben, daß sich die indogermanische Deklination hinsichtlich der Zahl der Kasus im Armenischen am besten erhalten hat. Allerdings werden manche Sprachrätsel mangels älterer Sprachdenkmäler überhaupt sich nicht einwandfrei lösen lassen. Immerhin ist es nicht ganz ausgeschlossen, daß es einem besonders begabten Gelehrten gelingen kann, intuitiv die Lösung eines Problems rascher zu finden, als dies auf dem langwierigen Wege exakter Forschung möglich ist. Auf jeden Fall wird der Indogermanist nicht der zeitraubenden Aufgabe enthoben sein, sich mit Sprachen nichtindogermanischen Charakters beschäftigen zu müssen, welche mehr oder weniger mit dem Armenischen in Beziehung stehen. Die Sprache bietet an sich schon Schwierigkeiten genug und es ist bezeichnend, wenn ein Gelehrter wie Pedersen von seinem Mangel an Kenntnis des Armenischen spricht (Idg. Forschungen, Bd. 2, 1893, S. 297). Wer sich schon in jungen Jahren ausschließlich auf das Armenische festlegt, könnte später leicht enttäuscht werden. Die armenische Literatur weist im Gegensatz zu anderen, z. B. der indischen, keine großen Schöpfungen auf. Es gibt keine armenische Poesie, an der sich der Sprachforscher begeistern kann. Voraussetzung für wissenschaftliche

Erfolge auf armenischem Gebiete ist ferner eine gewisse Lebensdauer. Auch Hübschmann war es nicht vergönnt, seine Armenische Grammatik zu Ende zu führen.

Durch die gegenwärtige traurige finanzielle Lage Deutschlands sind selbst seine größten Bibliotheken nicht mehr imstande ausländische Neuerscheinungen anzuschaffen. Es wäre sehr zu bedauern, wenn das Interesse für die armenische Sprachforschung in dem Lande, in welchem sie begründet und am meisten gepflegt wurde, durch diese äußeren Umstände verloren ginge. Deutschland befindet sich zurzeit in einer politischen Bedrängnis, wie es bei Armenien seit Jahrhunderten der Fall ist. Glücklicherweise wird die armenische Sprache im Auslande durch die Mechitharisten liebevoll gepflegt. Möge die Förderung, welche die indogermanische Sprachwissenschaft in Deutschland durch den Jubilar erfahren hat, auch dem armenischen Zweige für die Zukunft das wissenschaftliche Interesse erhalten und zu neuen Forschungen fernerhin anregen!

Darmstadt, Oktober 1923.

Die bisherigen Ergebnisse der hethitischen Sprachforschung.

Von

Johannes Friedrich.

Wie ein Märchen klang es, als im Jahre 1907 durch Ausgrabungen in Kleinasien das Großreich der Hethiter plötzlich einer mehrtausendjährigen Vergessenheit entrissen wurde, und ebenso unwahrscheinlich mutete anfangs die Kunde an, daß man in ihrer Sprache einen bisher verschollenen Zweig des indogermanischen Sprachstammes wiedergewonnen habe.

Andere Großmächte des orientalischen Altertums, wie die Babylonier und Assyrer oder die Ägypter, waren vom Glücke mehr begünstigt als die Hethiter. Hatte sich doch von den genannten Völkern auch ohne die Ausgrabungen eine wenn auch lückenhafte und verworrene Kenntnis bis zu den Griechen und Römern und durch deren Vermittelung bis auf unsere Tage erhalten. Das Reich der Hethiter dagegen war seit seinem Untergange (um 1200 v. Chr.) bis zur Gegenwart so gut wie verschollen.

Freilich war auch das Volk der Hethiter nie vollkommen vergessen. Das Alte Testament nennt sie gelegentlich unter den vorisraelitischen Bewohnern Kanaans (z. B. Deuteron. 20 17), von dem Hethiter Ephron kauft Abraham eine Grabstelle für Sara (Genes. 23), und dem Hethiter Uria raubt David dessen Weib Bathseba (2. Sam. 11).[1] Aber auch als man außer diesen vereinzelten Notizen aus assyrischen Inschriften etwa des 12.—8. Jahrhunderts v. Chr. sowie den noch älteren ägyptischen Nachrichten des 15.—13. vorchristl. Jahrhunderts von dem Bestehen eines größeren hethitischen Reiches erfuhr, blieb unsere

[1] Das Alte Testament in der Übersetzung der Lutherbibel ist auch die Ursache, daß sich der Name des Volkes in der Form *Hethiter* und nicht in der einheimischen Form *Chatti* bei uns eingebürgert hat.

Kenntnis noch so lückenhaft, daß man dieses Reich im nördlichen Syrien statt in Kleinasien suchte. Auch ahnte man nicht, daß sich dieses Hethiterreich zeitweilig dem babylonischen und ägyptischen Reiche als ebenbürtige Großmacht zur Seite stellte.

Als seit den siebziger Jahren Inschriften in einer unbekannten Hieroglyphenschrift gerade in den Gegenden des nördlichen Syriens bekannt wurden, wo man die Mittelpunkte des Hethitertums vermutete (besonders Hamat am Orontes und Karkemisch am Euphrat), lag es nahe, diese Inschriften den Hethitern zuzuschreiben.[1] Und da man Denkmäler im gleichen Stile und mit derselben Schrift schon seit längerer Zeit auch im östlichen Kleinasien (im Taurus und in Kappadokien) kannte, so ließ sich weiter vermuten, daß die Hethiter auch in Kleinasien ansässig gewesen seien. Diese Annahme fand ungeahnte Bestätigung durch die Ausgrabungen, die von dem Assyriologen Hugo Winckler und dem Archäologen Otto Puchstein 1906 und 1907 bei dem Dorfe Boghazköi, 145 km östlich von Angora, vorgenommen wurden. Sie fanden nichts Geringeres als die Hauptstadt des Großreiches Chatti, dessen Schwerpunkt zur Zeit seiner Blüte also in Kleinasien, nicht in Syrien lag.[2]

Besonders wichtig für die Kenntnis der hethitischen Sprache war das große Staatsarchiv von 10000 Tontafeln und Tafelbruchstücken, das bei den Grabungen mit zutage kam.[3]

Einige dieser Tafeln waren in babylonischer Keilschrift und Sprache abgefaßt und den Assyriologen also ohne weiteres verständ-

[1] Seitdem wir aus den Boghazköitexten die verwickelten Sprachenverhältnisse Alt-Kleinasiens kennen, ist es zweifelhaft, ob die Hieroglypheninschriften einer der bekannten kleinasiatischen Sprachen zuzuweisen sind. Daß den Hethitern neben der Keilschrift auch die Hieroglyphenschrift bekannt war, zeigt das leider zerstörte Siegel auf der Schenkungsurkunde KBo V 7. Auch die Deutung der Hieroglyphen steht noch dahin (der letzte Versuch von Frank, Die sogenannten hettitischen Hieroglypheninschriften [Abh. f. d. Kunde d. Morgenl. XVI, 3], Leipzig 1923).

[2] In Syrien haben sich vielmehr nur nach dem Sturze des kleinasiatischen Chatti-Reiches Reste des Volkes noch einige Jahrhunderte erhalten.

[3] Der Inhalt der Tafeln ist mannigfaltig. Wir besitzen Königsannalen, Verträge mit unterworfenen Fürsten, königliche Erlasse, ein großes Gesetzbuch und Hausordnungen für Palastangestellte. Der größte Teil der Texte ist religiösen Inhalts, namentlich sind Opferbeschreibungen (z. T. mit Gebeten und Hymnen) vertreten; dazu kommen Wahrsagungen, Beschwörungen, sowie einige Mythen (besonders wichtig sind Bruchstücke des von Babylonien her bekannten Gilgamesch-Epos). Abseits stehen ein paar Veterinärtexte und Bruchstücke von Wörterbüchern.

lich. Es waren meist Verträge und Briefe mit auswärtigen Mächten, und sie bestätigen uns für das Chatti-Reich, was wir für Ägypten schon aus dem Funde von El-Amarna wußten, daß sich die Kanzleien der verschiedenen altorientalischen Staaten für den internationalen Verkehr des Babylonischen (oder, wie man jetzt meist sagt, des Akkadischen) als der damaligen Diplomatensprache bedienten.

Der weitaus größte Teil der Urkunden aber war zwar auch in babylonischer Keilschrift geschrieben, also ohne besondere Schwierigkeiten lesbar, aber die Sprache war bisher unbekannt.[1] Der Schluß lag nahe, daß hier die Landessprache des Chatti-Reiches vorliege, und so bezeichnete man die neue Sprache als *Hethitisch*. Die fortschreitende Forschung hat freilich gezeigt, daß die Verhältnisse nicht so einfach liegen und daß die Bezeichnung *Hethitisch* nicht genau ist. Wir wissen jetzt, daß innerhalb des Chatti-Reiches eine ganze Reihe verschiedenartiger Sprachen gesprochen wurden, von denen uns in den Boghazköitexten auch Proben erhalten sind. Neun Zehntel aller Texte sind freilich in der indogermanischen Hauptsprache abgefaßt, die wir *Hethitisch* nennen, für die aber in den Texten selbst kein besonderer Name überliefert ist. Außerdem kennen wir durch zusammenhängende Textstücke das dem Hethitischen verwandte, also ebenfalls indogermanische Luische, das Charrische oder Churrische (die Lesung des betreffenden Schriftzeichens ist nicht ganz sicher) und das Chattische.[2] Da stellt sich nun das Chattische als eine von unserem indogermanischen *Hethitisch* durchaus verschiedene und überhaupt ganz eigenartig gebaute Sprache dar.[3] Es ist gewiß die Sprache der alten Bewohner des Landes, das nach ihnen seinen Namen Chatti erhalten hat. Schon die Texte selbst gebrauchen also den Namen *Chatti* sowohl in engerem Sinne als ethnographisch-sprachliche Bezeichnung des alten Volkes

[1] Abgesehen von den Arzawa-Briefen, über diese s. u. S. 307.

[2] In den Texten wird noch die balaïsche Sprache erwähnt, von der wir aber wahrscheinlich keine Textstücke besitzen. Ein paar technische Ausdrücke der Pferdezucht gehören einer sonst verschollenen Sprache von arischer Lautform an, die Forrer Urindisch oder Mandäisch nennt (letztere Bezeichnung ist nicht sehr geschickt, weil man ebenso schon die semitische Sprache der nachchristlichen Sekte der Mandäer bezeichnet). Derselben arischen Sprache mögen auch die indischen Götternamen *Mitra*, *Varuna* und *Nasatya*, die in einem Vertrage auftreten, sowie arische Personennamen unter den Herrschern des Mitannireiches wie *Tušratta*, *Artatama* usw. angehören.

[3] Als Flexionselemente treten dort nicht Suffixe wie in den uns geläufigen Sprachen, sondern anscheinend durchgängig Präfixe wie in den Bantusprachen auf.

Chatti wie in weiterem Sinne als politische Bezeichnung des gesamten späteren Chatti-Reiches mit seinen verschiedenartigen Völkern.[1] Wie man die indogermanische Volksschicht und ihre Sprache nannte, wissen wir noch nicht. Forrer möchte, um Verwechslungen zu vermeiden, die Bezeichnung *Hethitisch* ganz aufgeben, und nennt die indogermanische Sprache vielmehr *Kanisisch*. Mir scheinen seine Gründe doch nicht ganz überzeugend[2], auch ist der Ausdruck *Hethitisch* zwar nicht ganz genau, aber schon zu eingebürgert, um ohne Schaden wieder beseitigt zu werden.[3] Bleibt man ferner dabei, nur die indogermanische Sprache *Hethitisch* zu nennen, die Sprache der Urbevölkerung dagegen mit Hrozný *Chattisch* oder auch mit Forrer *Protohattisch*, so werden kaum Verwechslungen entstehen.

Die Beschäftigung mit dem Hethitischen und selbst seine Zuweisung zum indogermanischen Sprachstamme hatte schon vor Winckler Funde begonnen. Man hatte nämlich in dem ägyptischen Archiv von El-Amarna u. a. zwei Keilschriftbriefe in einer bisher unbekannten Sprache gefunden, und da der eine Brief an den König eines Landes Arzawa in Kleinasien gerichtet war, so nannte man die Sprache vorläufig *Arzawasprache* (jetzt wissen wir, daß sie hethitisch ist). Diese Sprache nun hatte schon 1902 Knudtzon in Verbindung mit Bugge und Torp[4] für indogermanisch erklärt, indem er sich hauptsächlich auf das Wort *e-eš-tu* mit der Bedeutung «er soll sein» und auf die Suffixe *-mi-* «mein» und *-ti-* «dein» stützte. Aber infolge des geringen Materials und einiger gewagter Etymologien von Torp und Bugge wurde seine Hypothese von den Indogermanisten damals allgemein abgelehnt und schließlich von ihm selbst zurückgezogen.

Von einer eigentlichen Erforschung des Hethitischen konnte natürlich erst seit Winckler Funde die Rede sein. Leider verzögerte

[1] Also ganz so, wie sich in moderner Zeit der Name *Preußen* von dem Lande und dem Volke der alten Preußen von der Ostseeküste (mit preußischer Sprache!) auf den deutschen Staat Preußen ausgedehnt hat.

[2] Nach den Opferbeschreibungen singt bei Opferfesten oft der Sänger von Chatti in chattischer, der Sänger von Charri (Churri) in charrischer (churrischer) und der luische Sänger in luischer Sprache. Oft singt auch der «Sänger der Stadt Kaniš» und zwar wahrscheinlich in der indogermanischen «hethitischen» Sprache. Aber ein von *Kaniš* abgeleitetes Adjektiv *kanisisch* kommt in den Texten nie vor. Daher scheint es mir zweifelhaft, ob man die Sprache im Altertum so genannt hat.

[3] Sommer, O(rientalistische) L(iteratur-)Z(eitung) 1921, Sp. 315, vgl. auch Hrozný, Journal of the Society of Oriental Research 1922, S. 63[2].

[4] Die zwei Arzawabriefe, die ältesten Urkunden in indogermanischer Sprache, Leipzig 1902.

sich durch Wincklers Krankheit die Veröffentlichung der Texte, die die Grundlage für die Forschungsarbeit bilden mußten. Nach Wincklers Tode hat die Deutsche Orient-Gesellschaft 6 Hefte «Keilschrifttexte aus Boghazköi» (Leipzig 1916—1923; Abkürzung KBo) erscheinen lassen. Seit 1922 hat die Vorderasiatische Abteilung der Staatlichen Museen in Berlin die Herausgabe der keilschriftlichen Texte in Autographien übernommen und bisher unter dem Titel «Keilschrifturkunden aus Boghazköi» (Abk. KUB) Heft 1—7 und Heft 9 veröffentlicht, während die Deutsche Orient-Gesellschaft einem weiteren Forscherkreise die Texte in Umschrift zugänglich machen will unter dem Titel «Die Boghazköi-Texte in Umschrift» (Abk. BoTU). Bisher ist von Forrers Hand ein erster einleitender Band «Die Keilschrift von Boghazköi» sowie vom 2. Bande das 1. Heft «Geschichtliche Texte aus dem alten Chatti-Reich» erschienen (beide Leipzig 1922). Die bisher veröffentlichen Texte bilden erst einen Bruchteil des gesamten Boghazköi-Materials.

Außer der Hauptmasse der Texte, die dem Osmanischen Museum in Konstantinopel und der Vorderasiatischen Abteilung der Staatlichen Museen in Berlin gehört, befinden sich einige Texte im Britischen Museum, diese sind 1920 in London als «Hittite Texts in the Cuneiform Character» (Abk. HT) herausgegeben worden. Auf ein paar einzeln erschienene Texte kann ich hier nicht eingehen.

Von diesen Texten also mußte die Erforschung der hethitischen Sprache ausgehen. Die ersten Arbeiten jedoch, die diesem Ziele zustrebten, hatten eine viel schmalere Grundlage, die schon oben S. 305 Anm. 3 erwähnten sumerisch-akkadisch-hethitischen Wörterbücher, die als erste Proben der Boghazköitexte bekannt geworden waren. Als erster hat Delitzsch[1] eine Umschrift dieser Texte gegeben und aus ihnen eine Anzahl Wortbedeutungen und einige wenige Flexionselemente festgestellt; eine Zuweisung der Sprache an schon bekannte Sprachen versucht er nicht. Weiter geht Weidner[2], der das Hethitische für eine kaukasische Sprache hält, wenn er auch (S. 32) einen gewissen arischen Einschlag zugibt. Holma[3] schließlich kennt bereits Hroznýs Auffassung, das Hethitische sei indo-

[1] Sumerisch-akkadisch-hettitische Vokabularfragmente (Abh. d. Preuß. Ak. d. Wiss. 1914, 3).

[2] Studien zur hethitischen Sprachwissenschaft I (Leipzig. Semitist. Studien VII 1/2, Leipzig 1917).

[3] Études sur les vocabulaires sumériens-accadiens-hittites de Delitzsch, Journal de la Société Finno-ougrienne 33, Helsinki 1916.

germanisch, und sucht diese durch Beweise aus den Vokabularen zu erhärten. Alle drei Arbeiten sind heute so gut wie völlig überholt, weil sie eben nicht von der breiten Grundlage zusammenhängender Texte ausgehen, sondern von den paar Vokabularwörtern, die zudem von Haus aus nicht ohne Mißverständnisse sind. Der Laie wird gut tun, aus ihnen keine Belehrung zu suchen, weil sich in ihnen neben manchen richtigen Erkenntnissen sehr zahlreiche (aber aus dem damaligen Stande des Wissens entschuldbare) Irrtümer, falsche Lesungen und Wortdeutungen u. dergl. finden.

Epochemachend in der Erkenntnis des Hethitischen hat der Assyriologe Hrozný (damals in Wien, jetzt an der tschechischen Universität Prag) gewirkt, zuerst durch eine vorläufige Ankündigung in den M(itteilungen der) D(eutschen) O(rient-)G(esellschaft) 56 (1915), S. 17—50, ausführlicher in dem größeren Werke «Die Sprache der Hethiter, ihr Bau und ihre Zugehörigkeit zum indogermanischen Sprachstamm», das 1916/17 in Leipzig als 1./2. Heft der neubegründeten «Boghazköi-Studien» erschien. Wie der Titel besagt, ist die Aufgabe des Buches, den grammatischen Formenbau des Hethitischen darzustellen und die Zugehörigkeit der Sprache zu den indogermanischen Sprachen zu erweisen, und wir können heute, da der einst recht lebhafte Kampf der Meinungen verstummt ist, sagen, daß der Verfasser dieser Aufgabe vollkommen gerecht geworden ist. Selbst wenn man ihm die Erkenntnis des indogermanischen Charakters der Sprache nicht so hoch anrechnen wollte (diese lag bei richtiger Auffassung der grammatischen Formen vielleicht nicht allzu fern), so bedeutet schon seine Bestimmung des hethitischen Formenbaues einen solchen Fortschritt gegenüber Vorgängern wie Knudtzon und Sayce[1], daß Hroznýs Name allezeit mit Ehren an der Spitze der hethitischen Sprachwissenschaft zu nennen ist. Mit sicherem Blicke hat Hrozný die Grundzüge der hethitischen Nominal- und Verbalflexion derart richtig erkannt, daß auf dem von ihm gelegten Grunde andere weiterbauen konnten. Besonders ist das auf dem Gebiete der Pronominalflexion und der satzeinleitenden Partikeln anzuerkennen, die auf den ersten Blick gar nicht so klar zu übersehen waren.

Daß auch Hrozný Irrtümer in der Bestimmung von Formen unterlaufen, ist bei einer Pionierarbeit nicht zu verwundern. So

[1] Sayce hat ein paar Aufsätze zum Hethitischen ohne Bedeutung im Journal of the Royal Asiatic Society veröffentlicht.

hält er den Kasus auf *-az* für einen Lokativ, während er in Wirklichkeit ein Ablativ ist[1]; die ähnlichen Verbalstämme *pa-* ‘gehen’ und *paḫ- (pe-, pi-)* ‘geben’ sowie *dā-* ‘nehmen’ und *daḫ- (te-, ti-)* ‘setzen’ wirft er noch ganz durcheinander.[2] Im ganzen aber stellt seine Bestimmung der Formen eine bedeutende Leistung dar.

Nicht dieselbe Treffsicherheit können wir Hrozný in der Bestimmung von Wortbedeutungen zuerkennen. Das der «Sprache der Hethiter» angehängte Glossar (S. 212—246) ist heute schon stark überholt und kaum noch zu verwenden. Gewiß erklären sich manche Ungenauigkeiten aus der Inanspruchnahme des Verfassers durch den Militärdienst, auch ließen sich manche Wortbedeutungen aus der geringen Zahl der damals bekannten Texte nur ungenau bestimmen. Doch haben namentlich Sommers erste Arbeiten gezeigt, daß man auch mit dem damaligen beschränkten Material weiterkommen konnte.

Die schwächste Seite an Hroznýs Werke stellen seine indogermanischen Etymologien hethitischer Wörter dar. So unzweifelhaft indogermanisch der hethitische Formenbau ist, so gering sind die indogermanischen Bestandteile des hethitischen Wortschatzes. Nur ein verschwindend geringer Bruchteil hethitischer Wörter läßt sich bisher sicher als indogermanisch ansprechen[3], der größte Teil dagegen ist aus bisher unbekannter unindogermanischer Quelle entlehnt. Die Überwucherung mit fremdem Sprachgut ist schon mindestens so weit fortgeschritten wie im modernen Albanischen, das ja als vollendeter Typus einer Mischsprache gilt. Das hat Hrozný vollkommen verkannt. Er sucht den indogermanischen Charakter der Sprache, der sich ihm aus dem Formenbau und aus Wörtern wie *ḳatar* ‘Wasser’, *ešmi* ‘ich bin’, *kuiš* ‘wer’ usw. ergeben hatte, auch aus dem gesamten Wortschatze zu erhärten. Da er als Assyrio-

[1] Richtig Bork, OLZ 1920, 64 Sommer, Z(eitschrift für) A(ssyriologie) 33, 94 f. und Hrozný selbst Code hittite I, S. 158.

[2] Zu ersterem vgl. Sommer, Hethitisches I, S. 1 f., zu letzterem Z(eitschrift der) D(eutschen) M(orgenländischen) G(esellschaft) N. F. 1, S. 169 f.

[3] Einen ersten Versuch, einige sicher indogermanische Bestandteile des hethitischen Lexikons zusammenzustellen, habe ich ZDMG N. F. 1, S. 158 f. gewagt, und auch hier habe ich bei einigen jetzt Bedenken. Vor allem möchte ich *miḫalla-* «Mühle» als äußerst unsicher streichen. Allerdings lassen sich auch einige neue hinzufügen, wie *luk(k)-* «leuchten; anzünden» (vgl. lat. *lux*, nhd. Lohe usw.), *ḳek-* «fordern» (griech. ἐκών < dial. *Fεκών*, ai. *vaś-mi* «ich will»), *aššuš* «gut» (wie gr. ἐύς «wacker» < **esús*), *genu* «Knie», *arraš* «After» (ahd. *ars*, gr. ὄρρος), *ešḫar* «Blut» (gr. ἔαρ, ai. *asṛ̥-*). *anda(n)* «drinnen» (gr. ἔνδον) u. a.

loge mit den Methoden der indogermanistischen Forschung wenig vertraut ist, so vergleicht er in oft recht anfechtbarer Weise hethitische Wörter nur nach zufälligen Gleichklängen mit Wörtern der bekannten indogermanischen Sprachen. Dieses unfachmännische Etymologisieren hindert ihn gelegentlich an der richtigen Erkenntnis von Wortbedeutungen. Schon S. 310 war erwähnt, daß er die beiden Verba *dā-* 'nehmen' und *dai-* 'setzen' nicht trennen kann. Da er seinem einen Verbum *dā-* nach indogermanischer Etymologie die Bedeutung «geben» zuspricht, ergeben sich bei ihm eine Reihe falscher oder wenigstens ungenauer Übersetzungen.

Hroznýs anfechtbare Etymologien waren es denn auch, die zuerst den Widerspruch der Indogermanisten hervorriefen. Die Kritiken, unter denen ich die von Herbig und Bartholomae[1] hervorheben möchte, bedeuteten zwar nicht eine glatte Ablehnung, aber doch vorsichtige Zurückhaltung gegenüber Hroznýs Indogermanenhypothese. Verhängnisvoll war es, daß den Indogermanisten ihrerseits die assyriologischen Grundlagen zum Verständnis von Hroznýs Leistung fehlten; darum schoß die Kritik zum Teil übers Ziel hinaus: man übertrug die berechtigte Kritik gegen Hroznýs Etymologien zu Unrecht auch auf den übrigen Teil seiner Forschungsarbeit, man zweifelte auch seine Ergebnisse hinsichtlich der Wortbedeutungen und grammatischen Formen, ja selbst seine Lesungen an.

In das andere Extrem verfiel Marstrander, der in der Schrift «Caractère indo-européen de la langue hittite» (Videnskapsselskapets Skrifter II., hist.-filos. Klasse, 1918, Nr. 2), Christiania 1919 Hroznýs Ergebnisse vom indogermanistischen Standpunkte aus näher zu begründen sucht. Gewiß kommt er auch in dem oder jenem Punkte weiter als sein Vorgänger, so findet sich unter seinen Erklärungen der Personalpronomina (S. 7 ff.) manches Ansprechende.[2] Aber auch ihm fehlt zur kritisch-selbständigen Beurteilung das assyriologische Rüstzeug, außerdem kennt er noch fast keine zusammenhängenden Texte. Die Folge ist, daß er den zusammenhanglosen Sätzchen in Hroznýs «Sprache der Hethiter» kritiklos folgt und aus

[1] Herbig, DLZ 1916, 421 ff.; Bartholomae, Wochenschr. f. klass. Philol. 1916, 67 ff., 262. Den ganzen Widerstreit der Meinungen anzuführen ist hier nicht der Ort. Mehr Literaturangaben findet man in dem Schriftchen von Debrunner, «Die Sprache der Hethiter», Bern 1921, S. 27, sowie bei Weidner, Die Assyriologie 1914—1922, Leipzig 1922, Nr. 1753.

[2] Vgl. hierzu jetzt auch Herbig, Idg. Jahrbuch 8, S. 8 ff.

Aufstellungen Hroznýs, die sich inzwischen längst als Irrtum erwiesen haben, schwerwiegende Folgen zieht.[1]

Sehr bedenklich und reichlich verfrüht erscheint mir vor allem Marstranders Versuch einer hethitischen Lautlehre. Eine genaue Kenntnis des hethitischen Lautbestandes dürfte noch gute Weile haben, da die Keilschrift für die Darstellung gewisser Laute und Lautgruppen ganz ungeeignet ist. Jedes Keilschriftzeichen hat nämlich den Wert einer ganzen Silbe, und zwar entweder Konsonant + Vokal *(ba, bi, bu)* oder Vokal + Konsonant *(ab, ib, ub)* oder Konsonant + Vokal + Konsonant *(bab, bib* usw.*)*. Es ist also unmöglich, anlautende und auslautende Doppelkonsonanz oder inlautende Trikonsonanz klar auszudrücken.[2] Ein großer Nachteil der Schrift ist es auch, daß sie ein *o* niemals und ein *e* nicht immer auszudrücken vermag, Laute, die im Indogermanischen recht wichtig sind. Schwierig ist auch die Frage der Tenues und Mediae im Hethitischen. Manches spricht für Weidners Ansicht[3], daß sie in der Aussprache zusammengefallen sind, aber in der Schrift scheint man sie bald nach festen Regeln zu verteilen, bald regellos durcheinanderzuwerfen. Diese und andere Schwierigkeiten lassen ahnen, daß wir von dem wirklichen Lautbestande des Hethitischen vielleicht nie ein vollkommenes Bild erhalten werden. Mindestens sind noch viele Einzeluntersuchungen nötig, ehe man ein Buch wie das Marstranders mit Erfolg in Angriff nehmen kann.

Das Haupthindernis zu einer richtigen Stellungnahme der Indogermanisten gegenüber Hrozný lag also, um es nochmals zu betonen, darin, daß sie die assyriologischen Grundlagen der Lesung, seine Ansetzungen von Formen und Wortbedeutungen nicht selbständig beurteilen konnten. Erst Sommer ist es gelungen, diese Kluft zu überwinden. Er arbeitete sich in die Keilschrift ein, und

[1] Vgl. jetzt die Besprechung von Marstranders Buche durch Porzig, IF Anz. 41 (1923), S. 7 ff., der ich voll und ganz beistimme.

[2] Man hilft sich durch Schreibung nicht gesprochener Vokale ganz ähnlich wie die kyprischen Griechen, die in ihrer Silbenschrift *ta po-to-li-ne* für τὰ(ν) πτόλιν (= τὴν πόλιν), *sa-ta-si-ku-po-ro-se* für den Namen Στασίκυπρος und *to-na-ra-ku-ro-ne to-te* für τὸν ἄργυρον τό(ν)δε schreiben. Der Hethiter drückt also z. B. die Form *šanḫzi* «er strebt» durch *ša-an-aḫ-zi* oder *ša-an-ḫa-zi* aus (*šanḫanzi* «sie streben» *ša-an-ḫa-an-zi*). Daß uns dabei die Feststellung, ob ein geschriebener Vokal wirklich zu sprechen ist oder nicht, manchmal recht schwer ist, zumal da nicht wie beim kyprischen Griechisch verwandte Dialekte zur Seite stehen, leuchtet wohl ein.

[3] Studien zur hethitischen Sprachwissenschaft, S. 13 ff.

statt Hroznýs Ergebnisse unbesehen anzunehmen oder ungläubig abzulehnen, prüfte er sie von Anfang bis Ende kritisch durch. Er kam so nach langem Zweifel zu der Überzeugung, «daß wir es wirklich mit einer ihrem flexivischen Bau nach indogermanischen Sprache zu tun haben».[1] Seinen schärfsten Widerspruch aber erregen Hroznýs Wortdeutungen aus indogermanisierenden Etymologien ohne systematische Zusammentragung des Materials.[2] Wir müssen die Sprache aus sich heraus deuten, nicht nach indogermanischen Anklängen, die leicht in die Irre führen.[3] Für die Bedeutung eines Wortes kann uns nur der Satzzusammenhang an den verschiedenen Belegstellen, die man erst vollständig zusammenzutragen hat, Auskunft geben. Gestatten die Belegstellen kein eindeutiges Urteil, so ist es besser, neues Material abzuwarten und das Wort vorläufig unübersetzt zu lassen als Bedeutungen von größerem oder geringerem Wahrscheinlichkeitswerte in die Welt zu setzen. Der Hauptwert von Sommers bisherigen Arbeiten[4] liegt nicht in den neugewonnenen oder genauer bestimmten Wortbedeutungen, sondern in ihrer strengen Methode. Sommer hat die junge Hethitologie vor der Kinderkrankheit ähnlicher Wissenschaften bewahrt, in planlosem Raten Zeit und Kraft zu vergeuden. Wenigstens bekennt der Verfasser dieses Aufsatzes dankbar, daß er aus Sommers Arbeiten in methodischer Hinsicht außerordentlich viel gelernt hat.

Hrozný als der geniale Pfadfinder und Sommer als der strenge Methodiker sind gewissermaßen die beiden Pole der hethitischen Sprachforschung. Wenn ich neben ihnen andere Namen nicht nenne, so geschieht dies nur, weil sonst niemand Werke von ausschlaggebender Bedeutung für die hethitische Sprachforschung veröffentlicht hat.[5]

Was die bisherige Forschung an sicheren Ergebnissen in der hethitischen Formenlehre gewonnen hat (von einer Lautlehre

[1] Hethitisches (Bogh.-Stud., 4. Heft), S. 1.

[2] In Sommers erster heth. Arbeit (s. die vorhergehende Anm.) ist die Kritik in der ersten Hitze des Gefechts etwas stark ausgefallen. Ruhiger urteilt Sommer über Hrozný z. B. OLZ 1921, Sp. 314 ff. und 1923, Sp. 13.

[3] Besonders lehrreich ist Hethitisches S. 12 ff. über *nâui*.

[4] Außer dem oben Anm. 1 genannten Schriftchen: Hethitisch *aruna-* und die Partikel *-pé* (OLZ 1921, Sp. 197 ff.). — Ein hethitisches Gebet (ZA 33 [1921], S. 85 ff.). — Hethitisches II (Bogh.-Stud., 7. Heft), Leipzig 1922.

[5] So hat auch Forrer, der das gesamte Textmaterial philologisch am besten zu überblicken scheint, bisher nur Abhandlungen allgemeiner Art veröffentlicht, die für die Sprachwissenschaft und insbesondere für die Indogermanistik keine Bedeutung haben.

muß man aus den oben geschilderten Gründen noch absehen, und auch die Syntax hat noch keine Berücksichtigung gefunden), das habe ich bereits ZDMG N. F. 1, S. 159 ff. zu skizzieren versucht, an der Hand der dort gegebenen Paradigmen kann sich jeder selbst vom indogermanischen Charakter des Formenbaues überzeugen. Als besonders interessant möchte ich hier nur zwei Erscheinungen noch einmal hervorheben. In der Nominalflexion meine ich den Wechsel von *r* und *n* im Stammauslaut der Neutra wie *ɣatar* 'Wasser', Gen. *ɣetenaš*. Aus den anderen indogermanischen Sprachen nur noch in geringen Resten bekannt, ist dieser Wechsel im Hethitischen noch ganz lebendig und bildet einen selten altertümlichen Zug in der sonst vielfach recht modern anmutenden Sprache. In der Konjugation denke ich an die mediopassivischen Präsensformen mit *t* und *r* (3. Sg. *-tari*, 3. Plur. *-ntari* wie lat. *-tur*, *-ntur*). Die Annahme, daß diese von früher her nur im Italischen und Keltischen bekannten Formen in einer italokeltischen Periode neugebildet seien, war schon erschüttert, als sie auch im Tocharischen auftauchten. Dürfen wir nun diese Formen für urindogermanisch ansehen, oder sollen wir das Hethitische zum Italisch-Keltischen in nähere Beziehung setzen, wie dies Charpentier schon für das Tocharische versucht hat?[1] Vielleicht ließe sich auch die Verwendung des Fragepronomens *kuiš* als Relativum im Hethitischen wie im Italischen dafür ins Feld führen. Hoffen wir, daß die künftige Forschung hier Klarheit schafft.

Zu meiner eben erwähnten Skizze der hethitischen Formenlehre möchte ich hier ein paar Nachträge geben. Für das Personalpronomen der 1. Plur. hat Hrozný[2] als Nominativform *ɣēš* erwiesen, das sich ebenso wie got. *weis* auf **ɣeɣes* zurückführen läßt. Das daneben auch als Nominativ fungierende *anzāš* ist ursprünglich nur Dativ und Akkusativ, vgl. zu dieser Verwendung jetzt besonders Herbig, Idg. Jahrbuch 8, S. 8 f. — Vom Possessivum der 2. Plur. ist jetzt das Neutr. Sing. *-šmet* (geschrieben *-šemet*) und der Nom. Plur. Mask.-Fem. *-šmēš* bekannt. S. 166 des genannten Überblicks hatte ich das Pronomen *ša-* (Hrozný, Spr. der Heth., S. 137) angezweifelt. Dieses besteht vollkommen zu Recht, allerdings nur in althethitischen Texten. Bisher kenne ich den Akk. Sing. *šan* 'ihn, sie' und den Akk. Plur. *šuš* 'sie'. Natürlich gehören die Formen zum

[1] Die ethnographische Stellung der Tocharer (ZDMG 71, S. 347 ff.).

[2] Code hittite 1, Paris 1922, S. 157. Ebenso übrigens auch Forrer, ZDMG N. F. 1, S. 206[1].

Artikel **so-* und zeigen wie altlat. *sum* = *eum*, *sos* = *eos* die Verschleppung des mit *s* anlautenden Stammes auch in die anderen, eigentlich vom Stamme **to-* gebildeten Kasus. — Auch das von mir S. 166 angezweifelte Demonstrativ *eni-* besteht. Forrer verzeichnet ZDMG N. F. 1, S. 208 an Demonstrativen noch das aus *apāš* und *eni-* zusammengesetzte *apeni-*, sowie *anni-* und *uni-*, von denen ich wenigstens das letztere an ein paar sicheren Stellen belegen kann. Welche Unterschiede im Gebrauche bestanden, vermag ich nach den wenigen Stellen nicht festzustellen.

Zum Verbum muß ich die 1. und 2. Pers. Plur. des Präteritum Act. nachtragen, die auf *-ɣen* und *-ten* ausgingen (gegenüber *-ɣeni* und *-teni* im Präsens). — Im Mediopassiv sind noch der Ausgang der 2. Sg. Präs. *-tati* und der der 2. Sg. des Imperativs *-ḫut*[1] zu erwähnen. — Der Ausgang des Supinums ist nicht *-anzi*, sondern vielmehr *-(u)ɣanzi*. — Der nominale Charakter des Infinitivs zeigt sich besonders deutlich noch darin, daß der Infinitiv wie jedes Nomen dekliniert wird. Forrer gibt ZDMG N. F. 1, 206[1] von *tiiauar* 'herantreten' den Lok.-Dat. *tiiauni*, den Abl. *tiiaunaz*, den Instr. *tiiaunit* (also mit dem bekannten Wechsel von *r* und *n* und Stammabstufung). Wie ich ZA, N. F. 1, S. 14 f. darzustellen versucht habe, dürfte das Hethitische hier auch einiges Licht auf Infinitivformen wie gr. δοϝεναι, ved. *dāváne*, gaw. *vīdvanōi* werfen. Diese dürften nämlich die vollstufige Dativform zu derselben Nominalform darstellen. Aus der Reihe fällt der Genetiv *tiiauaš*, der statt des *-ɣar/-ɣn-*Stammes einen *u*-Stamm zur Grundlage hat, ähnlich wie das Awestische neben der Infinitivform *vīdvanōi* auch *viduyē* (d. i. **vīdvē*) bilden kann.

Man hat die Erschließung des Hethitischen mehrfach mit der Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen oder der Keilschrift verglichen. Das ist insofern nicht berechtigt, als die Texte ja von vornherein lesbar waren und kein neues Schriftsystem zu gewinnen war. Nur die Bedingungen zur Gewinnung des sprachlichen Verständnisses seien hier kurz verglichen.

Die Entzifferung des Ägyptischen ging von der Inschrift von Rosette aus, die neben dem altägyptischen und demotischen Texte auch eine griechische Übersetzung bot. Ferner gab das Koptische, die Sprache der christlichen Ägypter, eine freilich geringe Hilfe.

Das Verständnis der Keilschriftsprachen begann bei dem verhältnismäßig leicht lesbaren Altpersischen, das man als Verwandten von bereits bekannten iranischen und indischen Dialekten

[1] Forrer, ZDMG N. F. 1, 212.

bald auch sprachlich verstehen lernte. Die dreisprachigen Achämenideninschriften (altpersisch, akkadisch und elamisch) halfen dann zum Verständnis der akkadischen Sprache weiter, in der man einen Verwandten des Hebräischen, Arabischen und anderer semitischer Sprachen erkannte. Die mancherlei Schwierigkeiten, die die babylonisch-assyrische Schrift noch bot, konnte man an der Hand von Schriftzeichenlisten allmählich überwinden, mit denen die alten babylonischen Gelehrten den modernen bereits vorgearbeitet hatten.

Für das Hethitische standen weder nahe verwandte Sprachen noch Übersetzungen in bekannte Sprachen[1] zu Gebote. Die Hilfe, die die sumerisch-akkadisch-hethitischen Wörterbuchfragmente der hethitischen Gelehrten boten, war auch ziemlich gering, da die Bruchstücke oft sehr beschädigt sind (manchmal fehlt entweder die akkadische oder die hethitische Kolumne) und außerdem meist Wörter erklären, die in unseren Texten nur selten oder gar nicht vorkommen. Dazu sind sie nicht frei von Fehlern und daher nur mit Vorsicht zu benutzen.[2] Immerhin haben die Vokabulare uns manche Wortbedeutung geliefert.

Viel größeren Nutzen bietet uns eine Gewohnheit der hethitischen Schreiber, die diese schon bei den Akkadern kennen gelernt hatten. Der Akkader konnte nämlich gewisse oft gebrauchte Wörter, statt sie phonetisch auszuschreiben, auch durch ein sogenanntes Ideogramm ausdrücken, d. h. eine Art Sigel, das nur den Sinn des betreffenden Wortes ohne Rücksicht auf die Aussprache andeutet. Dieser Brauch stammt von den Erfindern der Keilschrift, den Sumerern, und ist die letzte Erinnerung an die alte Bilderschrift. Das Ideogramm war ursprünglich das roh gezeichnete Bild des betreffenden Begriffs.[3] Auch die modernen Kultursprachen besitzen einzelne solcher Ideogramme wie & = 'und', ₰ = 'Pfennig', £ = 'Pfund Sterling'. In höherem Maße bedient sich ihrer der Akkader und noch stärker der Hethiter. Ein hethitischer Satz ist nur selten rein phonetisch geschrieben, meist ist er mehr oder weniger stark durchsetzt mit babylonischen und sumerischen Ideogrammen. Nur eine dem fremden Worte angehängte hethitische Flexionsendung verrät gelegentlich, daß das Wort hethitisch aus-

[1] Wenigstens hat man erst nachträglich ein paar zweisprachige (akkadisch-hethitische) Texte gefunden, doch waren auch diese so beschädigt, daß sie nur ein paar schon gefundene Bedeutungen bestätigten.

[2] Vgl. jetzt Ungnad, OLZ 1923, 571 f.

[3] Am konsequentesten ist das System der Ideogramme in der unphonetischen chinesischen Wortschrift ausgebildet.

zusprechen ist.[1] Diese Schreibgewohnheit hat für uns allerdings den Nachteil, daß wir von vielen häufigen Wörtern wie 'König, Gott, Sohn, Stadt' die hethitische Aussprache nicht kennen, weil sie nie in phonetischer Schreibung erscheinen, aber sie läßt uns doch oft das Gerippe des Satzes derartig erkennen, daß über die Bedeutung und die grammatische Form der dazwischenstehenden hethitischen Wörter kein Zweifel sein kann. Manche Wörter werden bald ideographisch, bald phonetisch ausgedrückt. Das kommt uns bei Texten zunutze, die in mehreren Exemplaren vorhanden sind. Da bietet nämlich manchmal ein Exemplar ein Wort in phonetischer Schreibung, während ein anderes Exemplar dafür das betreffende Ideogramm setzt und uns so zur Gewinnung der Bedeutung verhilft. Namentlich im Gesetzbuche, von dem Bruchstücke einer ganzen Anzahl von Exemplaren vorliegen, hat man so eine ganze Anzahl von Wortbedeutungen gewonnen.[2] Manchmal wechseln Ideogramm und phonetische Schreibung für denselben Begriff auch innerhalb desselben Textes, dann erfordert es meist einige Aufmerksamkeit, die Identität beider zu erkennen.[3] Meist ist die Sache freilich nicht so leicht. Gewöhnlich ist die Wortbedeutung nur aus dem Satzzusammenhange und durch Vergleichung sämtlicher Parallelstellen mehr oder weniger genau zu bestimmen. So ergibt sich für *aššuš* die Bedeutung 'gut' aus KBo V $8_{I\,12\,ff.}$, wo es in deutlichem Gegensatze zu *idāluš* 'schlecht' steht, für *kappiš* 'klein, jung' aus KBo VI $29_{I\,6\,ff.}$, wo es gleichbedeutend ist mit EGIR-*iš* 'der letzte (mehrerer Söhne)'.

Auf diese Weise werden Schritt für Schritt die einzelnen Wortbedeutungen und damit der Sinn der Texte immer genauer klargelegt. Diese Arbeit, die ziemlich mühsam, aber zugleich äußerst reizvoll ist (wird doch oft eine Stelle, die dem Verständnis bisher hartnäckig widerstrebte, durch eine neugewonnene Wortbedeutung blitzartig und überraschend aufgehellt), wird auch für die näch-

[1] Wenigstens sind die sumerischen Ideogramme mit hethitischer Endung wohl stets hethitisch auszusprechen wie UN-*aš* Nom. Sing. «der Mensch» (sprich *antuḫšaš*), UN-*ši* Dat. Sing. «dem Menschen» (sprich *antuḫši*). Dagegen wäre es recht wohl möglich, daß die akkadischen Wörter und Wortverbindungen, die oft auch akkadisch flektiert werden, auch akkadisch gesprochen worden seien, ähnlich den vielen arabischen und persischen Redewendungen, von denen der höhere Stil des Türkischen durchsetzt ist.

[2] Vgl. Zimmern, OLZ 1922, 297 ff., wo nur das zweifelnd angenommene *waššaš* «insgesamt» zu streichen ist. Ich gedenke darüber im Schlußhefte von ZA NF. 1 zu handeln.

[3] Vgl. Sommer, OLZ 1921, 197 ff. über *aruna-* «Meer», ferner ZA N. F. 1, 19 f. über *ḫenkan* «To(desfall)».

sten Jahre noch den Mittelpunkt der Forschung bilden, denn jeder neuveröffentlichte Text bringt neue Wörter ans Tageslicht. So vieles auf diesem Gebiete schon gewonnen worden ist, bleibt es doch sehr zweifelhaft, ob wir alle technischen Ausdrücke z. B. der Rituale je verstehen werden.

Eine sehr wichtige Aufgabe wird die möglichst genaue Wiedergewinnung des hethitischen Lautbestandes bilden, der ja in der Schrift nur unvollkommen zum Ausdrucke kommt. Auch hier wird möglicherweise vieles problematisch bleiben. Dann erst wird mit Nutzen die Arbeit des Indogermanisten an den hethitischen Lauten und Formen einsetzen. Bei dem geringen altererbten Bestandteile des hethitischen Wörterbuchs darf man hier die Erwartungen nicht zu hoch spannen.

Eine der interessantesten Aufgaben wird schließlich die Untersuchung der nichtindogermanischen Bestandteile des hethitischen Wortschatzes bilden. Die Beantwortung der Frage, welcher Sprache bzw. welchen Sprachen diese Bestandteile angehören, erscheint nicht so ganz aussichtslos, wie man auf den ersten Blick meinen könnte. Wir kennen ja schon aus den Boghazköitexten außer dem hethitischen noch die oben S. 306 erwähnten gleichzeitigen Sprachen Kleinasiens. Auch für spätere Jahrhunderte sind wir mit kleinasiatischen oder benachbarten Sprachen einigermaßen bekannt. Eine Reihe von Jahrhunderten jünger als die Boghazköitexte sind die chaldischen Inschriften der vorindogermanischen Armenier. Aus griechischer Zeit kennen wir durch eine Anzahl von Inschriften das Lydische und noch besser das Lykische. Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit ist auch die Urheimat der etruskischen Sprache in Kleinasien zu suchen. Aus moderner Zeit kommt endlich die Fülle der Kaukasussprachen hinzu, deren wissenschaftliche Bearbeitung freilich noch sehr darniederliegt. Alle diese Sprachen befinden sich im Bereiche des kleinasiatischen Kulturkreises, und wir dürfen mit der Möglichkeit rechnen, daß das Hethitische aus den gleichzeitig lebenden und aus den Vorfahren der jüngeren Sprachen Worte entlehnt hat. Ob diese Möglichkeiten Tatsachen werden, ob wir für den nichtindogermanischen Teil des hethitischen Wortschatzes anderswo Anknüpfungspunkte finden werden, ob umgekehrt vom Hethitischen und den anderen Boghazköisprachen Licht auf jüngere, noch umstrittene Sprachen wie das Etruskische, Lydische und Lykische fallen wird, das muß die Zukunft lehren.

Griechisch.

Von

Adolf Walter.

Quis tam sit temerarius, ut universam Graecae linguae doctrinam, quae vix coniunctis multorum studiis illustrari potest, sua unius opera explicatum iri existimet?

Gottfried Hermanns Werk, De emendanda ratione Graecae grammaticae, aus dem ich den obigen Satz genommen habe, steht wie sein Verfasser selbst am Ende einer zweitausendjährigen Tradition, die zurückging auf die alte Grammatik der Griechen, Römer und Byzantiner. Zwar bedingungslos stellt er sich nicht auf die Seite der veteres. Vielmehr media tenenda est via, ut nec fastidiose spernamus grammaticos, neque in eorum decretis consistamus. Aber er singt doch noch das alte Lied: Die obscuritas der griechischen Sprache soll aus dem Griechischen selbst aufgeklärt werden, und die Leute, die ihre Weisheit vom Indus her holen und zu den Brahmanen in die Schule gehen, belegt er mit Acht und Bann. Die Grammatik ist für ihn wie für Dionysius Thrax eine λογικὴ τέχνη, nur daß dieser die Logik der Stoa, jener die Kategorien Kants zur Grundlage der Erklärung machte. Denn erklären wollen sie alle, bei der Beschreibung bleiben sie nicht stehen, sie fragen nach Grund und Ursache, nach Zweck und Ziel; φαντασία und νοῦς müssen zur Beantwortung der Frage herhalten. Lennep und Scheid verkörpern die eine, Hermann die andere Richtung. Daß uns die erste nicht weiter gebracht hat, bedarf keiner Erörterung, doch Gottfried Hermanns Betrachtungsweise verdanken wir mehr. Insbesondere seine Einzeluntersuchungen über die griechische Syntax zeichnen sich durch philologische Genauigkeit und feines Verständnis für das Sprachleben aus, zwei Tugenden, die man selten so vereinigt findet, und die seine Opuscula auch heute noch lesenswert machen. Daß er unter diesen Umständen eine verhältnismäßig starke Wirkung ausübte, ist selbstverständlich, aber er war der letzte Verteidiger einer

veralteten Betrachtungsweise der Sprache, einer Betrachtungsweise, die zwar im kleinen zu Erfolgen geführt hatte, aber doch die große obscuritas nicht hatte lichten können. Zur rechten Zeit kam ein neuer Gedanke in die Wissenschaft, der Entwicklungsgedanke. Von Franz Bopp auf die wissenschaftliche Betrachtung der Sprache angewandt, fand er zunächst noch viele Widersacher, unter ihnen auch Gottfried Hermann und seine Schule. Aber auf die Dauer konnte die klassische Philologie den Ergebnissen der vergleichenden Sprachwissenschaft ihre Anerkennung nicht versagen. Neben der Sprachvergleichung kommt dann die Betrachtung der Einzelsprache auf. Von Pott geht der Weg über Benfey zu Georg Curtius: Der klassische Philologe erkannte die Grundsätze und Methode der neuen Wissenschaft als richtig, wandte sie, angeregt durch die sinnige Betrachtungsweise J. Grimms, auf die griechische Sprache an. Es ist hier nicht der Ort, alles, was Georg Curtius und seine Zeitgenossen geleistet haben, darzulegen, es genügt festzustellen, daß mit ihm die wissenschaftliche Beschäftigung mit der griechischen Sprache eigentlich erst beginnt. Und wie war seine Methode? «Es war nie ein geistreiches Spiel, dem er sich hingab; er hatte vielmehr von Jugend auf seine Phantasie so gezügelt, daß er sich strengste Methode zur Pflicht und Gewohnheit machte» (Kl. Schr. II, S. XXII). «Mit dem willkürlichen Raten und blinden Vergleichen — sagt G. Meyer (Essays II, 16) — war es nun für alle Zeit vorbei, klar und deutlich wurde die Forderung nach Lautgesetzen aufgestellt . . .» Mit der Übertragung des philologischen Skeptizismus auf die Sprachwissenschaft schien Curtius den Kampf der beiden Disziplinen beendet zu haben. Es ist ein Widerspruch, daß in dem Augenblick, in dem die Sprachwissenschaft einen Forschungsgrundsatz aufstellte, indem sie an allem zu zweifeln begann, was nicht durch eine strenge Methode für bewiesen gelten konnte, daß in diesem Augenblick eine neue Fehde zwischen Philologie und Sprachwissenschaft einsetzte, daß Curtius, der Philologe unter den Komparativen, zum Wortführer im Kampf gegen die neue Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze wurde. Daß er in diesem Streit unterlag, liegt zum Teil daran, daß er nicht ganz klar erkannte, um was es sich eigentlich handelte. So ging auch sein Lebenswerk in die Brüche. Klassische Philologie und Sprachwissenschaft, die «in lebendige Wechselwirkung zu setzen» Curtius als seine wissenschaftliche Lebensaufgabe bezeichnet hatte, entfremdeten sich aufs neue, deshalb wohl, weil das Griechische nunmehr in den Mittelpunkt der Sprachforschung trat und von hier aus

Probleme gelöst werden mußten, die den Philologen von seiner eigentlichen Aufgabe zu weit wegführten. So stellt sich die Sache äußerlich dar, in Wirklichkeit aber hatte Curtius sein Ziel erreicht. Die Beschäftigung mit der Einzelsprache war sein Ideal, wer sich dieser Aufgabe widmet, ob Philolog oder Sprachwissenschaftler — wenn man überhaupt so scheiden darf — ist für die Sache nicht von Belang. Und daß der Gegensatz zwischen allgemeiner indogermanischer Sprachwissenschaft und der einzelsprachlichen Forschung unhaltbar ist, hat mit aller Schärfe gerade Curtius' Gegner, Karl Brugmann, ausgesprochen (IF. I, S. VIII). Und nicht weniger deutlich sagt Brugmann an derselben Stelle (S. VII), welchem Ziel die Sprachwissenschaft nachstrebt: «Die wahre Aufgabe der indogermanischen Sprachwissenschaft besteht darin, den gesamten Entwicklungsgang der indogermanischen Sprachen von den dunkelsten Zeiten ferner Vergangenheit bis zum hellen Tage lebendiger Gegenwart zu durchforschen und die Gesetze aufzudecken, die seine Richtung bestimmt haben.» Letzten Endes ist das nichts anderes, als das, was Ed. Hermann als sein Prinzip bezeichnet: «Als erste Aufgabe liegt es uns ob, die Mundarten der indogermanischen Sprachen im einzelnen zu rekonstruieren» (KZ. 41, 64). Das heißt also, die sprachlichen Erscheinungen der einzelnen Mundarten müssen festgelegt und historisch entwickelt werden, daraus müssen dann die Gesetze erschlossen werden, nach denen sich die Mundart verändert hat, mit anderen Worten, es muß nach den Ursachen gefragt werden, welche die Veränderungen hervorgerufen haben. So führt denn der Weg von dem wirklich entwicklungsgeschichtlichen Verständnis der Einzelsprachen hinaus in die graue Vorzeit, und in dem wir die Gegenwart, d. h. alles für uns Verständliche und verstandesmäßig Faßbare, auf die Vergangenheit projizieren, suchen wir die letzte Frage nach Entstehung und Wesen der menschlichen Sprache ihrer Beantwortung näher zu bringen.

So zerfällt also die Aufgabe der Linguistik in zwei Teile, erstens Materialsammlung und zweitens Erklärung. Was ich darunter verstanden wissen will, möge ein Beispiel verdeutlichen: Wenn wir feststellen, daß griech. γένους aus einem vorgriech. *γενεσος durch lautgesetzlichen Schwund des -σ- und durch ebenso lautgesetzliche Kontraktion von εο > ου entstanden ist, so ist das keine Erklärung, es ist lediglich Material, das im Verein mit der Festlegung anderer Lauterscheinungen der griechischen Sprache dazu dienen muß, «die Gesetze aufzudecken, welche die Richtung des Entwicklungsganges

der griechischen Sprache bestimmt haben». Was ist nun auf dem Gebiete des Griechischen erreicht? Die vorliegende Skizze, in der sich der Verfasser auch noch formalen Beschränkungen unterwerfen muß, kann nicht bis zu den Einzelheiten der Forschung vordringen. Dafür fehlt dem Verfasser, der die Darstellung des Standes und der Aufgabe der griechischen Sprachwissenschaft in dieser Festschrift nur übernommen hat, damit der Abschnitt «Griechisch» nicht ganz fehle, die umfassende Kenntnis, die nötig wäre, alles zu beurteilen. Er verweist dafür auf Thumbs ausführliche Darlegungen (Geschichte der idg. Sprachwissenschaft II, 1).[1] Wie die wissenschaftliche Betrachtung einer Sprache anzulegen ist, bedarf keiner langen Erörterung. Es ist so althergebrachte Methode, daß wir ausgehen vom Laut und von da zum Wort und Satz gelangen. Daß diese Methode nicht ohne Mängel ist, wissen wir alle. Aber den anderen Weg zu gehen, der von der «Gesamtsprache» und dem «Sprachgeist» zu den Einzelerscheinungen der Sprache herabführt, fehlen uns vorläufig die Mittel. Die positiven Ergebnisse wurden von der alten Schule erzielt und werden nur nach ihrer Weise erzielt werden. Wenn so die Analyse uns die Einzelheiten erklärt hat, mag die synthetische Betrachtung uns ein Gesamtbild der Sprache geben. Doch von diesem Ideal sind wir noch weit entfernt.

Wer sich über die Beurteilung der einzelnen Lauterscheinungen auf dem Gebiet der griechischen Sprache unterrichten will, ist im wesentlichen auf drei Bücher angewiesen: G. Meyer, Griechische Grammatik (^{3}1896); H. Hirt, Handbuch der griechischen Laut- und Formenlehre (^{2}1912); K. Brugmann, Griechische Grammatik (4. Auflage von A. Thumb bearbeitet, 1913).[2] Auf diese Handbücher näher einzugehen, ist hier nicht der Ort, wir werden uns mit Einzelheiten im folgenden des öfteren zu beschäftigen haben. Welche Bedeutung ihnen als Zusammenfassung unseres Wissens zukommt, haben Thumb (38ff.) und Boisacq (Die Griechische Sprache im Lichte der neuen Forschung, Die Geisteswissenschaften 1914, Sp. 964f.) gezeigt. Das Urteil über die große deskriptive Darstellung der griechischen Grammatik von Kühner-Blaß (Formenlehre) bzw. von Kühner-Gerth (Syntax) steht für die Sprachwissenschaft gleichfalls fest: Sie hat nur — sogar noch bedingten — Wert als Materialsammlung. Die sprachwissenschaftlichen Bemerkungen, die nur gelegentlich eingestreut sind,

[1] Zitiert: Thumb.
[2] Zitiert: G. Meyer, Hirt, Brugmann-Thumb.

stehen durchaus nicht auf der Höhe der Zeit, die Literaturangaben sind — man könnte sagen — wahllos zusammengestellt, so daß vor den sprachwissenschaftlichen Feststellungen dieser Grammatik geradezu gewarnt werden muß.

Als ein grundlegendes Ergebnis, das nicht nur den Beweis für die Berechtigung der sprachwissenschaftlichen Betrachtung überhaupt erbrachte, sondern auch ihre Methode gerechtfertigt hat, verdient die Tatsache besondere Beachtung, daß es gelungen ist, den Begriff des «Griechischen» genau abzugrenzen. Sein Sondercharakter äußert sich bei jedem Sprachdenkmal unverkennbar schon auf den ersten Blick, wie Thumb (Hdb. d. gr. Dial. 2) feststellt. Eine Inschrift kann eben nur als griechisch bezeichnet werden, wenn sie die Eigentümlichkeiten dieser Sprache aufweist. Eine Zusammenstellung dieser Neuerungen verdanken wir Thumb (a. a. O.) und — etwas abweichend — Hirt (S. 38). Von diesen Merkmalen erwähne ich hier die Behandlung des *s* und *j*, die Neuschöpfung des κ-Perfektums und eines Passivaoristes auf -θην. Sicher nicht weniger gewichtig sind die Neuerungen auf dem Gebiete der Syntax, aber was wirklich hier griechische Eigentümlichkeit ist, bedarf doch noch genauerer Untersuchung. Wie diese Veränderungen zustande kommen, darüber sind wir noch völlig im unklaren, die Erklärung, die ich oben als eine Aufgabe der Sprachwissenschaft bezeichnete, versagt hier bis jetzt, wie bei jedem spontanen Lautwandel. Haben wir es mit einer in gradliniger Richtung verlaufenden Verschiebung der Artikulation zu tun, oder ist das indogermanische Idiom im Munde des unterworfenen Volkes umgestaltet worden? Von der vorgriechischen Bevölkerung wissen wir zu wenig, ja eigentlich nichts, und lautphysiologische Untersuchungen darüber, in welcher Richtung sich der Lautwandel vollzieht, sind im Griechischen gerade so wenig angestellt worden wie auf dem Gebiet anderer indogermanischen Sprachen, so daß wir nicht einmal wissen, ob es überhaupt irgendwelche gesetzmäßige Entwicklung in der Sprachgeschichte gibt. Die Probe müßte aber doch einmal gemacht werden, und wir haben kein geeigneteres Objekt für derartige Untersuchungen als gerade das Griechische, dessen Geschichte wir über eine verhältnismäßig lange Zeit verfolgen können.

Nach diesen allgemeinen Darlegungen wenden wir uns zu Einzelheiten. Die praktischen Grammatiken pflegen mit einer Erörterung der Aussprache zu beginnen, und auch die wissenschaftlichen Handbücher haben sich davon nicht ganz frei machen können. Aber das Verhältnis der Sprache zur Schrift, das beständigen Wandlungen

unterworfen ist, kann nicht Aufgabe einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise sein. Die Feststellung des Lautwertes eines Buchstabens ist die Voraussetzung dafür, gerade so gut wie die Festlegung eines Paradigmas die Grundlage für die Formenlehre bilden muß. So weisen unsere Handbücher noch manche Unebenheiten auf, z. B. finden wir bei Hirt (S. 87) den Übergang der Tenues Aspiratae in Spiranten unter dem Kapitel «Aussprache» erwähnt, aber S. 199 fehlt die Feststellung dieses Lautwandels, während an anderen Stellen die Veränderungen der Laute bis auf die christliche Zeit verfolgt werden (z. B. S. 162: $\bar{a}u > \alpha$). Auch der Streit zwischen erasmischer und neugriechischer Aussprache ist und war nie eine eigentlich wissenschaftliche Frage. Die Fragestellung hätte vielmehr lauten müssen: Wann ist der Itazismus eingetreten? Doch davon ist heute nicht mehr die Rede: Wir wissen, daß sich dieser Lautwandel jedenfalls nicht im Altgriechischen vollzogen hat, und auch der Chauvinismus der modernen Hellenen mußte sich mit dieser Tatsache abfinden.

Vokalismus.

Gerade die Buntheit des griechischen Vokalismus schuf die Grundlage zu einer neuen wissenschaftlichen Erkenntnis. Nachdem der Beweis dafür erbracht war, daß die Eintönigkeit des indischen Vokalismus nicht ursprünglich war, fiel die Guṇa-Theorie der alten Grammatik in sich selbst zusammen. Die neu aufkommende Ansicht über den Ablaut fand ihre Hauptstütze im griechischen Vokalismus, der uns wenigstens eine Ahnung verschafft von den Abstufungen, denen die Vokale in der Grundsprache unterworfen waren. Gleichzeitig wurde so ein neues Fundament für das Verständnis der griechischen Lautlehre gelegt, deren geschichtliche Entwicklung nur vom Ablaut aus zu verstehen ist. So läßt die ausführliche Darstellung von Brugmann-Thumb letzten Endes unbefriedigt, weil sie eben nicht ausgeht vom Ablaut, sondern diesen nur nebenher heranzieht. Otto Hoffmanns 1905 ausgesprochene Hoffnung (Bursians JB. 1905, S. 53), daß wir von der nächsten vollständigen griechischen Grammatik eine eingehende Darstellung des Ablauts im Griechischen zu erwarten hätten, ist leider bis heute unerfüllt geblieben. Hirts Darstellung trägt trotz dem reichen Material, das er in der zweiten Auflage seines Handbuches bringt, noch den Charakter einer Skizze, und die Ausführungen Levys (Della gradazione ne' dialetti greci, Riv. di fil. XXX, S. 59ff. u. 274ff.) sind durchaus veraltet. Sein Material, das sich übrigens noch erheblich vermehren läßt, müßte nochmals

auf Grund der neuen Anschauungen untersucht und geprüft werden. Von besonderem Interesse wäre es auch festzustellen, welche analogischen Ausdehnungen und Einschränkungen der Ablaut im Griechischen erfahren hat. So scheint die Abtönung *e* : *o* funktionell geworden zu sein und Neubildungen hervorgerufen zu haben, wie sich aus den verhältnismäßig spät entstandenen aspirierten Perfekten wie κέκλοφα, πέπομφα, πέπλοχα ergibt. Möglich wäre es immerhin, daß der o-Vokalismus als Kennzeichen des Perfekts empfunden wurde, aber auch die andere Vermutung, daß unaspirierte Grundformen anzunehmen seien, ist an sich nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Für letztere Ansicht bietet das bei Hesych überlieferte κατήνοκα· κατενήνοχα scheinbar eine Stütze (vgl. auch S. 352). Eine eingehende Prüfung des Materials wird uns hier weiterführen und vielleicht überhaupt zur Klärung der immer noch nicht ganz einwandfrei festgelegten Gesetze der Abtönung beitragen (vgl. zuletzt Güntert, IF. 37, 1ff. bes. 34ff. und Hirt, Idg. Vokalismus, 122ff.). — Als Vertretungen der indogermanischen sonantischen Liquiden (*l̥*, *r̥*) nahm man seither neben ρα, λα auch αρ, αλ an, ohne daß es gelungen wäre, einen Grund für die verschiedene Stellung des Konsonanten zu finden (so Thumb, S. 48). Hier hat Hirt in seinem «Vokalismus» (S. 76ff.) eine Erklärung gegeben: Neben der Schwundstufe *r̥* haben wir eine Reduktionsstufe *ṛ* zu erwarten, die ihre regelrechte Vertretung in griech. αρ findet. In καρδία : κραδίη hat also keine Metathese stattgefunden, sondern καρδία entspricht einem vorgriech. **kṛdiā*, κραδίη einem **kr̥diā*. Für den Gräzisten genügt die Feststellung dieses Verhältnisses, die Untersuchung darüber, nach welchen Gesetzen Reduktionsstufe mit Schwundstufe wechselt, muß der komparativen Grammatik zugewiesen werden. Daß daneben auch der dunkle Reduktionsstufenvokal *ə* auftritt, bestätigt die Richtigkeit dieser Anschauung überhaupt. So erklärt sich μύλλω : lit. *malù*; ob auch μάλευρον eine alte Ablautsform ist, darf bezweifelt werden (s. Boisacq s. v.). In derselben Richtung ist vielleicht auch die Erklärung des Verhältnisses von äol. σύρξ : att. σάρξ zu suchen, die ich etwas abweichend von Hirt (Vokalismus, S. 88) gegeben wissen möchte. Zu dem vollstufigen Nom. vorgriech. **twark-s* gehört der Genitiv mit Reduktionsstufe **twərkos*, also = gr. σάρξ, συρκός, dann mit Ausgleichung σάρξ, σαρκός und σύρξ, συρκός. (Ähnlich wohl auch Boisacq s. v.). So wären wir wenigstens der Schwierigkeit enthoben, das anlautende σ in σύρξ zu erklären. — Daß die klangfreudige griechische Sprache andererseits auch ihrem Charakter entsprechende

Neuerungen vorgenommen hat, darf nicht überraschen. So ist die Frage, ob der Dreiklang in στατός, δοτός, θετός alt ist, zwar noch nicht endgültig beantwortet, aber die verwandten Sprachen weisen doch darauf hin, daß als Schwundstufe der langen Vokale ein einheitliches ə anzunehmen sei, daß also die griechische Buntheit hier erst auf sekundärer Umfärbung beruht. Allerdings geben uns gerade die langen Vokale noch manche Rätsel auf, und es ist nicht immer sicher auszumachen, ob sie primär sind, oder ob sie erst durch Kontraktion oder in der Dehnstufe entstanden sind. Stutzig könnte uns die Tatsache machen, daß die theoretisch zu fordernde Reduktionsstufe sich bis jetzt für die langen Vokale nicht hat nachweisen lassen, wenn — sich die Sprache nur immer unseren Forderungen fügte. — Wer vom Ablaut aus die Vokalverschiedenheit des Griechischen zu erklären sucht, dem stellen sich kaum Schwierigkeiten entgegen. Gewiß gibt es auch sonst Fälle spontanen und kombinatorischen Lautwandels. Aber gerade die innergriechischen Veränderungen, wie die Kontraktion, die Kürzung von Vokalen vor silbischen Lauten, die Einwirkung benachbarter Laute, besonders von *i̯* und *u̯*[1], die Gesetze der Ersatzdehnung waren ja schon vor der neuen Epoche für die Forschung zu beurteilen, so daß der Sprachwissenschaft nur wenig zu tun übrig blieb. Diese stellte nur fest, daß das Griechische mit überraschender Treue die indogermanischen Vokale bewahrt hat. Und dieser Treue entspricht es auch, daß wir eigentlich keinen Vokalschwund und auch wenig Vokalentfaltungen finden. Hinwiederum widerspricht dem konservativen Zug die Annahme sogenannter protethischer Vokale. Man sollte hier nicht zu freigebig sein. Bei einem Teil der Fälle — wie εὐρύς : ai. *urúḥ* — liegt vielleicht alter Ablaut vor, in einem anderen — wie θέλω : ἐθέλω — haben wir es wohl einfach mit einem Präfix *e-* zu tun, das auch im Augment vorliegen könnte. Bestimmte Regeln lassen sich eigentlich nirgends geben, mit einer Ausnahme: Die mit ρ- anlautenden Worte scheinen immer ein prothetisches ε- entwickelt zu haben, ein Vorgang, der phonetisch leicht zu erklären ist und auch nicht ohne Analogie zu sein scheint. Aber hier erhebt wieder ῥέζω Einspruch, das doch kaum von ai. *rájyati* zu trennen sein dürfte. Und ob man zur Erklärung dieses Einzelfalles einen indogermanischen Wechsel *sr* : *r* annehmen darf, bleibt zweifelhaft. — Neue Schwierigkeiten entstehen erst in der nachklassischen Zeit, vor allem die qualitativen

[1] Über die Natur dieser beiden Laute vgl. jetzt Hermann, G. G. N. 1918, 100 ff.

und quantitativen Veränderungen, welche die Grundlage für das neugriechische Vokalsystem geschaffen haben, d. h. die Kürzung unbetonter, die Dehnung betonter Vokale und der Itazismus. Erscheinungen, deren Abschluß wir mit Hatzidakis (Einleitung in die neugr. Grammatik, S. 304 ff.) noch in das Altertum verweisen dürfen. In die gleiche Zeit fallen wohl auch die hauptsächlichsten Wirkungen von Kretschmers Gesetz (Wochenschr. f. klass. Phil. 1899, 5 f., Glotta 1, 36 ff.), wonach ein unbetonter Vokal nach Liquida und Nasal dissimilatorisch beseitigt wird, wenn der gleiche Vokal in der vorhergehenden Silbe stand; es handelt sich um Fälle wie Βερενίκη > Βερνίκη, πέρυσι > πέρσυ. Für diesen Wandel hat Kretschmer wohl mit Recht neben der Haplologie den Akzent, der gerade in dieser Zeit seine exspiratorische Kraft erhielt, mitverantwortlich gemacht.[1] Gefährlich scheint es mir, mit so unbeweisbaren Dingen zu operieren wie Allegro- und Lentoformen, deren Existenz man aus der Vulgärsprache beweisen zu können glaubt, obwohl wir von dieser doch noch recht wenig wissen. — In all diesen zuletzt berührten Fragen können uns genauere Untersuchungen über die Papyri weiterhelfen und uns Klarheit über die Entstehung dieser Veränderungen geben.

Konsonantismus.

Während wir so die allmähliche Entfremdung des griechischen Vokalismus vom Stand der Grundsprache in der inneren Geschichte des Griechischen einigermaßen verfolgen können, zeigt uns der Konsonantismus schon bei Beginn der historischen Zeit ein erheblich verändertes Gesicht. Zu nennen sind vor allem die Behandlung der Labiovelare, die als Dentale oder Labiale erscheinen, des *s*, das unter gewissen Bedingungen zu *h* wird oder schwindet, und der Mediae aspiratae, die mit den Tenues aspiratae in diesem Laut zusammengefallen sind. Zu bedenken ist dabei allerdings, daß das indogermanische Konsonantensystem keineswegs festgelegt ist. Aber selbst unter dieser Voraussetzung müssen die starken Veränderungen auffallen, denen der Konsonantenbestand des Indogermanischen in den

[1] So auch Ehrlich, Untersuchungen über die Natur der griechischen Betonung, S. 150, wo er sagt: «Das Verdienst, ein Lautgesetz des exspiratorischen Akzents erwiesen zu haben, gebührt wiederum Kretschmer.» Kretschmers Gesetz ist gerade eins der wenigen Lautgesetze, für das Ehrlich die Wirkung des exspiratorischen Akzents anerkennt, was gegenüber Thumb, dessen Bemerkung (S. 60) nur auf einem Mißverständnis beruhen kann, betont werden muß.

Einzelsprachen unterworfen war. Jedenfalls hat ihn keine Sprache so gut bewahrt, wie das Griechische den Vokalismus. Die Gründe, die diesen Wandel hervorgerufen haben, vermögen wir mit unseren Mitteln heute wohl nicht mehr auszumachen. Ja, wir sind heute sogar genötigt, für die Grundsprache Veränderungen der Artikulationsart der Konsonanten anzuerkennen, ohne daß wir etwas über die Bedingungen dieses Lautwandels aussagen könnten. Soweit wir es mit kombinatorischem Lautwandel zu tun haben, sehen wir noch einigermaßen klar, aber wir finden keine Erklärung für den Wechsel zwischen Tenuis und Media (gr. σκαπάνη : lat. *scabo*, gr. πήγνυμι : πάσσαλος [-σσ- <-κ̯-], εἴκω : οἴγνυμι [?]), für den Wechsel zwischen Tenuis aspirata und Media aspirata, der im Griechischen nicht in Erscheinung tritt, für den Wechsel zwischen Tenuis und Tenuis aspirata (gr. πλατύς: ai. *pṛthú-*) und schließlich für den Wechsel zwischen Media aspirata und Media (gr. πυθμήν : πύνδαξ). Gewiß betreffen die Beispiele bis jetzt nur den sogenannten Wurzelauslaut, wie sich aus Brugmanns Grdr.² I, 629 ff. ergibt. Abgesehen davon, daß es wohl in keiner Sprache «Wurzeln» gibt und je gegeben hat, daß man also von einem «Auslaut» höchstens bedingt sprechen kann, bilden doch auch gr. καρδία : ai. *hṛd-*, lat. *habēre* : got. *haban* Etymologien, die man nicht so einfach als Reimwortbildungen abtun oder ganz ablehnen sollte. Doch sind das alles Probleme der Grundsprache, die sich vom Griechischen allein aus nicht lösen lassen; sie müssen aber zur Erklärung der griechischen Verhältnisse herangezogen werden. Das ist's ja wohl gerade, was Philologie und Sprachwissenschaft entfremdet hat, daß man jener zumutete, zur Deutung ihrer Grammatik auch die hypothetische Grundsprache in Anspruch zu nehmen. Und andererseits wieder sollte sich die griechische Grammatik in den Dienst dieser «Fabelei» stellen und ihrerseits zur Lösung von Rätseln beitragen, die ihr an sich völlig fremd waren. Zwei Fragen sind es vor allem, an deren Beantwortung die griechische Sprachwissenschaft hervorragend beteiligt und interessiert ist: Die indogermanischen Gutturalreihen und die indogermanischen Spiranten. Was nun zunächst die Gutturalreihen betrifft, so weisen die beiden indogermanischen Hauptdialekte, die Satem- und Kentumsprache, Gutturale auf, die sich aus je zwei Reihen erklären lassen, nämlich die Satemsprachen eine *k̑*-Reihe (= Palatale) und eine *q*-Reihe (= Labiovelare und Velare), die Kentumsprachen eine *k*-Reihe (Palatale und Velare) und eine *q*-Reihe (Labiovelare). Das hatte bereits Bezzenberger (BB. 16, 234 ff. bes. 258 ff.) erkannt, und E. Hermann

hat diese Erkenntnis neu befestigt, indem er, von methodischen Gesichtspunkten ausgehend, zu denselben Ergebnissen kam (KZ. 41, 32 ff.). Man kann nun natürlich für die Grundsprache drei Reihen ansetzen, aber es müßte dann gezeigt werden, wie der Zusammenfall der einzelnen Reihen eingetreten ist. Und an sich benötigt die griechische Grammatik zu ihrer Erklärung nur der zwei Reihen der Kentumsprachen, so daß also alles übrige für uns hier außerhalb der Erörterung steht. Auch so bleibt für den Gräzisten noch genug Problematisches, nämlich die Entwicklung der Labiovelare. Von der Natur dieser Laute können wir uns im Deutschen nur schwer eine Vorstellung machen, weil sie bei uns mit den Velaren + *u̯* zusammengefallen sind. Daß dieses auch im Griechischen eingetreten sei, ist kürzlich behauptet worden (Reichelt, IF. 40, 40 ff.). Aber man vermißt doch eine eindeutige Erklärung der Fälle wie ἵππος, böot. τὰ ππάματα, wo gutturale Tenuis + *u̯* zwischen Vokalen Doppelkonsonans ergibt. Solange diese Fälle nicht beseitigt sind, wird man von einer grundsprachlichen Diskrepanz *ku̯* und *qu̯* auszugehen haben, wenn auch zugegeben werden muß, daß auch mit der Annahme von Labiovelaren noch nicht alle Rätsel gelöst sind. (Über den phonetischen Charakter dieser Laute vgl. jetzt Sköld, KZ. 52, 147 ff.). Das Merkwürdige ist, daß im Griechischen eigentlich für die Labiovelare jede Muta erscheinen kann: Vor hellen Vokalen Dental, vor dunkeln Labial, vor oder hinter υ Guttural. Aber das ist nicht mehr als eine Formel, und die Ausnahmen sind nicht ganz beseitigt; so scheint mir die Erklärung von πολλάκις < *πολῦ-κι nicht zwingend, weil man doch annehmen müßte, daß sich der alte Nom. Plur. auf *-ū* in solch alleinstehenden Formen gehalten habe. Und daß dann ausgerechnet von dieser Neubildung ein neues Suffix -ακι(ς) ausgegangen sei, das in πλειστάκι, ποσάκι und den Zahladverbien vorliegt, macht doch Schwierigkeiten. Das Nebeneinander von tarent. ἀμάτις und kret. ἀμάκις scheint zudem darauf hinzuweisen, daß das α der Kompositionsfuge alt sein könnte. Hinwiederum kann man sich nicht entschließen, -κι- von ai. *čid* zu trennen. — Weiter bleibt unklar, unter welchen Bedingungen der Labiovelar von ι zu β, φ wird. Wenn man mit Schulze (G. G. A. 1887, S. 906) darin das Regelrechte sieht, so kommt die neue Schwierigkeit, den anlautenden Dental in τίς zu erklären, und wenn man mit Brugmann-Thumb (S. 134) die Berechtigung dieses Lautwandels nur vor antevokalischem ι, also *i̯* anerkennt, dann erhebt wieder ζάει · βιvεῖ Widerspruch, woraus hervorgeht, daß vorgriechisches

$q^{u}i$ usw. mit qi usw. zusammengefallen ist. Ob uns hier vielleicht genauere chronologische Festlegungen weiterhelfen, vermag ich nicht zu entscheiden. — Nicht minder groß sind die Schwierigkeiten, die sich auf die indogermanischen Spiranten beziehen. Einen Anhaltspunkt für die Ansetzung derartiger Laute gewährt eigentlich nur das Griechische; die Verhältnisse im Keltischen wage ich nicht zu beurteilen; jedenfalls scheinen mir die beiden Gleichungen air. *tinaid* «verschwindet» : ai. *kṣināti* «macht vergehen», und air. *art* : ai. *ṛ́kṣaḥ* «Bär» nicht ausschlaggebend. Im Griechischen handelt es sich um folgendes: Während in der Gleichung ἄξων : ai. *ákṣaḥ* : lat. *axis* alle drei Sprachen *ks* zeigen, erscheinen in anderen Fällen für idg. *ks* im Griechischen andere Laute, und zwar κτ z. B. in κτείνω : ai. *kṣanōti* «verletzt», φϑ in φϑίνω : *kṣināti*, χϑ in χϑών : ai. *kṣam-*. — Kretschmer (KZ. 31, 428 ff.) hat die Verschiedenheit mit der Annahme zu erklären versucht, es liege dem zweiten Konsonanten ein besonderer Dental zugrunde, und Brugmann (Grdr.[2] 1, 790 ff.) glaubte, diesen Lauten spirantischen Charakter zuschreiben zu dürfen. Aber in Sprachen mit vorwiegend musikalischem Akzent sind Spiranten äußerst selten, und es ist ein sehr bequemes Mittel, zwei Unbekannte durch eine dritte aus der Welt zu schaffen. Auf derselben Linie liegt schließlich auch der Versuch Pedersens (KZ. 36, 104 ff.), der von *ks* = κτ, *ghs* = χϑ, *gs* = ξ ausgeht, der also auch Verschiedenheiten in der Grundsprache annimmt, wenn er auch ausspricht, daß hier eine speziell griechische Erscheinung vorliege (IF. V, 85). Von diesem Gesichtspunkt aus müßten die Lautgruppen nochmals untersucht werden. Denn der Wechsel zwischen *s* und *t* ist nicht nur indogermanisch[1], sondern auch rein griechisch, wie man aus den Gleichungen ψείρει· φϑείρει, ψίσις· φϑίσις[2], κτείνω· ξένος, ξαίνω· κτείς «Kamm» erschließen kann. Und schließlich steht neben χϑών gr. χαμαί, und neben ai. *kṣam-* lat. *humus*, neben χϑές ai. *hyáḥ*, neben ἰκτῖνος «Hühnergeier» ai. *syēnáḥ*, so daß diese Fälle mit den oben genannten vielleicht gar nicht zusammengehören. Viel eher können wir sie neben πτόλεμος : πόλεμος, πτόλις : πόλις stellen; griech. τ

[1] Vielleicht darf man den Wechsel im Anlaut des Artikels (ὁ : τόν = ai. *sa* : *tam*) damit auf eine Stufe stellen, wenn hier nicht verschiedene Stämme vorliegen.

[2] Diese beiden Fälle, die bei Hesych stehen, sind kein sicherer Beweis für unsere Annahme. Man könnte gerade so gut daraus schließen, daß die Tenuis aspirata bereits zur Spirans geworden sei, was aus dem weiteren Material bei G. Meyer (S. 346) hervorzugehen scheint.

könnte dann die Fortsetzung eines Lautes sein, der unter gewissen Bedingungen bereits grundsprachlich geschwunden wäre. Am nächsten liegt es, hier wegen der Entsprechungen im Altindischen an *j* oder *i̯* zu denken, aber beweisen läßt sich das vorläufig nicht. Für die Annahme eines dissimilatorischen Schwundes von *u̯* (Jacobsohn, KZ. 42, 264 ff.), findet sich aber ebensowenig eine Stütze, schon deswegen nicht, weil in beiden Fällen der Weg nur über den Spiranten *f* führen kann, den wir oben ablehnen mußten. Bleibt nur die Annahme komplizierterer Anlautgruppen, etwa *pti̯* oder *kti̯*, was ich für das Wahrscheinlichste halte. Die dentalen Spiranten möchte ich schon deswegen nicht anerkannt wissen, weil in anderen Fällen die Annahme indogermanischer Spiranten einer Nachprüfung nicht standhalten konnte. Man glaubte nämlich annehmen zu müssen, daß es im Indogermanischen zwei Spiranten, *j* und *v*, gegeben habe, *j*, das einem griechischen ζ entspräche (lat. *iugum* : ζυγόν), und *v*, das im Griech. durch den Spiritus asper vertreten sei (lat. *vesper* : gr. ἑσπέρα). Diesen beiden Lauten hat Sommer in seinen griechischen Lautstudien (1905) die Daseinsberechtigung genommen. Er zeigt nämlich, daß *ϝ* zu ῾ wird, wenn im Wortinnern ein σ steht, oder vor einem ρ + stimmlosen Konsonanten im Wortinnern, und weiter, daß *i̯* unter folgenden Bedingungen zu ζ wird: 1. durch ein im Inlaut aus *-s-* zwischen Vokalen oder vor konsonantischen Sonorlauten entstandenes *-h-* (über *i̯h*); 2. unter denselben Bedingungen, unter denen *ϝ* zu ῾ wird; 3. vor *u̯* (über *hi̯*). Wenn man auch zugeben muß, daß diese Lösung nicht ganz befriedigt, daß sich vielleicht eine einheitliche Formel finden läßt, so muß doch das Hauptergebnis als gesichert gelten, nämlich, daß es einen Spiranten *j* nicht gegeben hat. Daß er bei Brugmann-Thumb noch in der Überschrift figuriert, ist nur eine Reminiszenz. Daß auch sonst noch manche Konsonantengruppen im Griechischen nicht ganz klar sind, wie etwa die Behandlung von *sm* (κόσμος : εἰμί < **esmi*), oder die von τι, das zu σ werden mußte, wenn nicht der Ton auf dem ι lag, wobei ein Fall wie ξτι zu erklären bleibt, möge nur kurz angedeutet werden. Das sind Kleinigkeiten, deren Erklärung uns vielleicht doch nicht viel weiter helfen würde. Von Interesse ist dann erst wieder die große Lautverschiebung, die noch im Altertum eintrat und die dem Neugriechischen seinen Charakter verleiht. Leider fehlt uns hier jeder Anhaltspunkt für Orts- und Zeitangaben, so daß wir auch über die Bedingungen dieser Veränderungen im unklaren sind. Aber das ungefähre zeitliche Zusammentreffen mit dem Akzentwandel sollte

doch nicht ganz auf Zufall beruhen. Zwar die Annahme, daß der Akzent auch in vorgriechischer Zeit differenzierend gewirkt habe (vgl. insbesondere Wackernagel, KZ. 29, 124 ff., Solmsen, KZ. 39, 352). hat vor allem den Widerspruch Brugmanns erfahren, hat aber manches für sich. Auch hier könnte eine neue Untersuchung fördernd wirken.

Vom Akzent.

Es ist klar, daß gerade die Betonung von großem Einfluß auf die Sprache gewesen sein muß, wenn auch bis heute nur eine Wirkung sich hat nachweisen lassen, die nämlich auf den Vokalismus. Die Folge dieser Erkenntnis war das Bestreben, nunmehr zunächst die Betonung als solche zu beschreiben und wissenschaftlich zu erfassen. Es handelt sich hier um drei Probleme, die Natur, die Arten und den Sitz des Akzents.

Es galt seither als ausgemacht, daß der griechische Akzent im wesentlichen musikalisch war, d. h. er beruhte auf Höhe und Tiefe des Tons. Daß daneben auch die Stärke und Schwäche des Tons eine Rolle spielte, darf aber nicht verkannt werden. (Vgl. insbesondere Wackernagel, Beiträge zur Lehre vom griech. Akzent, Basler Progr. 1893, S. 28.) Aber das Auffallende im Wort war doch nicht die Tonstärke, sondern die Tonhöhe. Das muß aus den Lehren der alten Grammatiker entnommen werden. Kürzlich zwar ist die Richtigkeit dieser Beobachtung in Zweifel gestellt worden. K. H. Meyer (Slav. und idg. Intonation, Heidelberg 1920) glaubt das Altgriechische eine «ebentonige» Sprache nennen zu können (S. 48 f.), eine Ansicht, für die vorläufig noch der Beweis fehlt. Kretschmer (Glotta XII, 205 ff.) hat sich auf die Seite Meyers gestellt und die althergebrachte Anschauung knapp zu widerlegen gesucht. Aber selbst wenn sich die Bemerkung des Dionys von Harlikarnaß (διαλέκτου . . . μέλος ἐνὶ μετρεῖται διαστήματι τῷ λεγομένῳ διὰ πέντε ὡς ἔγγιστα [S. 40 bei Rademacher]) nicht auf das Altgriechische, sondern auf die Sprache seiner Zeit bezöge, blieben noch immer die Namen der Akzente, vor allem der Wert προσῳδία selbst, und insbesondere die Beobachtungen der Attiker, eines Aristoteles und Plato, bei dem der Ausdruck ἁρμονία deutlich darauf hinweist, daß das musikalische Element herrschend war.[1] Gegen diese Tatsache wird ein Gegenbeweis nur schwer zu führen sein. Aber es ist eine andere Frage, ob die Be-

[1] Die Zeugnisse der alten Grammatiker über die Beschaffenheit des Akzents sind gesammelt bei P. Hanschke, De accentuum Graecorum nominibus. Diss. Bonn 1914.

merkungen der alten Grammatiker für das ganze Gebiet des Altgriechischen gelten oder nur das Attische angehen. Es besteht durchaus die Möglichkeit, daß — etwa wie im heutigen Deutsch — die Akzentqualitäten in den einzelnen Mundarten verschieden waren. So könnte vielleicht die frühe Spirantisierung des $\vartheta > \sigma$ im Lakonischen auf einen stärkeren exspiratorischen Akzent zurückgeführt werden. Vielleicht ist auch gerade in dialektischen Verschiedenheiten, die schon in alte Zeiten zurückgehen könnten, der Grund für den allmählichen Übergang in die exspiratorische Betonung zu suchen, der sich in hellenistischer Zeit vollzog. Wenn Thumb (Hellenismus 143 f.) für diese Erscheinung gräzisierte Barbaren verantwortlich macht, so ist das vorläufig nicht zu beweisen, weil wir bis jetzt deren Sprache zu wenig kennen und noch weniger etwas über die Natur des Akzentes aussagen dürfen. Wir wissen heute, daß die κοινή entstanden ist durch eine Ausgleichung der griechischen Dialekte untereinander[1], daß der Einfluß außergriechischer Völker dabei jedenfalls nicht wesentlich war. Ehe man also für die Änderung der Intonation eine außerhalb des Griechischen liegende Ursache annimmt, sollte man eine Erklärung aus dem Griechischen selbst heraus wenigstens einmal versuchen.

Jedenfalls war für die Griechen selbst, soweit wir zurückblicken können, der τόνος eine προσῳδία, eine ἀπήχησις φωνῆς ἐναρμονίου, wie Dionysius Thrax (ars grammatica, § 3) sagt. Hier finden wir auch etwas über Namen und Bedeutung der Akzente. Drei προσῳδίαι unterscheidet man, die ὀξεῖα, die βαρεῖα, die περισπωμένη. Zwei von ihnen finden eine einleuchtende Erklärung; die ὀξεῖα bezeichnet die ἀνάτασις, die περισπωμένη die περίκλασις, die βαρεῖα aber steht zum Zeichen der Unbetontheit, bezeichnet den ὁμαλισμός. Wie an anderer Stelle ausgeführt wird (De prosodiis), steht sie auf jeder Silbe, die den κύριος τόνος nicht hat. Aber ἵνα μὴ καταχαράσσωνται τὰ βιβλία, tritt sie nur für die ὀξεῖα ἐν τῇ συνεπείᾳ ein. B. Laum hat in einem Aufsatz über alexandrinisches und byzantinisches Akzentuationssystem (Rh. Mus. 73, 1 ff.) das Gesetz aufgestellt, daß alle mehrsilbigen Oxytona im Satzinnern oxyton bleiben, nur die einsilbigen Worte seien barytoniert worden, was auch für die Stellung vor Interpunktion gelte. Unsere heutige Praxis gehe auf Theodosius von Alexandria zurück, der um 400 n. Chr. ein neues Akzentuationssystem geschaffen habe.

[1] Die Frage, ob wir es mit Dialektmischung oder mit dem weiter entwickelten attischen Dialekt zu tun haben, lasse ich unerörtert, weil ich mir ein sicheres Urteil nicht zutraue, und wähle daher einen neutralen Ausdruck.

Zunächst stehen diese Darlegungen in schroffem Widerspruch zu den Angaben des Dionysius Thrax, der in seinem Beispiel ἄνθρωπος καλός und καλὸς ἄνθρωπος doch das sogenannte byzantinische System anwendet. In einer Gießener Dissertation kommt denn auch Gießler (Prosodische Zeichen in den antiken Handschriften griechischer Lyriker, 1923) zu dem Ergebnis, daß Laums Ansichten weder durch die Praxis noch durch Herodian, den Laum als Gewährsmann für sich in Anspruch nimmt, bestätigt werden. Der Unterschied also, den Laum zwischen byzantinischem und alexandrinischem Akzentuationssystem konstruiert, muß vorläufig noch in Zweifel gestellt werden. Diese Feststellung, die der Philologe machen muß, leistet der Sprachwissenschaft schlechte Dienste. Denn Laums Annahme schien mit einem Schlage die Schwierigkeiten beseitigt zu haben, die heute noch betreffs des Gravis bestehen. Wenn wir den antiken Grammatikern folgen, so müßten wir glauben, daß eine oxytonierte Schlußsilbe im Satzzusammenhang tieftonig wird, daß also der Akzent schwindet. Doch daß der Gravis gar keine Bedeutung habe, erscheint schlechterdings unmöglich. So hat man sich nach Auswegen umgesehen und nach Erklärungen gesucht. G. Hermann und seine Schule sahen in ihm einen abgeschwächten Akut, ähnlich wie Ehrlich (KZ. 39, 571) einer Theorie des Tyrannio von Amisos, der den musikalischen Akzent wohl auch nur aus dem Unterricht kannte und mit der βαρεῖα gerade so wenig anzufangen wußte wie wir, wieder zu Ehren verhilft, indem er dem Gravis den Wert «eines Akuts in Satze», der sogenannten μέση zuschreibt. Daß es sich hier lediglich um eine grammatische Spekulation handelt, hat Laum (a. a. O., S. 2f.) gezeigt.[1] Bleibt noch die Wackernagelsche Ansicht (Beiträge zur Lehre vom griechischen Akzent, S. 1ff., Rh. Mus. 51, 309ff.), daß dem Gravis der Wert eines exspiratorischen Tons zukomme, aber so würde das griechische Akzentsystem durchbrochen. Diese Neuerung der griechischen Sprache zwingend zu erklären, ist uns also noch nicht gelungen, vielleicht deshalb, weil wir nur auf die — manchmal recht unklaren — Angaben der Grammatiker angewiesen waren und uns Texte eigentlich fehlen. Möglich, daß uns alte akzentuierte Papyri

[1] Übrigens scheint mir Ehrlichs Auffassung von der Stelle bei Dion. Thr. (Ars § 3) durchaus verfehlt. Eine Scheidung zwischen der βαρεῖα und ὀξεῖα einerseits, der περισπωμένη andererseits kann man hier nicht herauslesen. Wenn Dionysius an anderer Stelle (De prosodiis) die Akzente in der Reihenfolge ὀξεῖα, περισπωμένη, βαρεῖα aufzählt, so beweist das, daß von einer Gegenüberstellung nicht die Rede sein kann.

hier neue Aufschlüsse geben. — Die beiden anderen Akzentarten, den Akut und den Zirkumflex, vermögen wir eher zu erfassen. Aus dem Verhältnis lit. *dėnà* : *dėnõs* = gr. σκιά : σκιᾶς, wozu noch hier nicht zu erörternde gleichartige Erscheinungen des Gotischen und Altindischen treten, wurde diese Akzentgebung als grundsprachlich erwiesen; wir sprechen jetzt von gestoßenem und geschleiftem Ton. Auf den Unterschied, der doch noch besteht, hat K. H. Meyer (a. a. O., S. 1 ff.) hingewiesen. Im Griechischen war der Akut steigend, der Zirkumflex im Prinzip fallend, in Litauischen der gestoßene Ton fallend, der geschleifte steigend. Welche Sprache das Ursprüngliche bewahrt hat, braucht hier nicht festgestellt zu werden, es soll aber doch erwähnt werden, daß K. H. Meyer den Versuch unternommen hat, die griechische Intonation als ursprünglich zu erweisen. — In der Zeit, aus der unsere ältesten akzentuierten Texte stammen, hatte die Verschiedenheit der einzelnen Akzente keine Bedeutung mehr. Jede akzentuierte Silbe trug einen (exspiratorischen) Starkton. Warum verschiedene Zeichen ohne jede Bedeutung, wenn sie nicht historisch begründet waren? Wie hätte man dazu kommen sollen, im 5. Jahrhundert Akzentnamen zu erfinden, wenn die Sprache «ebentonig» gewesen wäre, wenn die verschiedenen Akzentuationsunterschiede nicht ins Ohr gefallen wären? Und schließlich was soll der Spott über den Protagonisten Hegelochos, wenn zwischen γαλήν' ὁρῶ und γαλῆν ὁρῶ kein merklicher Unterschied bestand?[1] Auch von der Verschiedenheit der Akzentzeichen aus muß also die Behauptung Meyers, das Griechische sei eine ebentonige Sprache, abgelehnt werden.

Wir können heute den indogermanischen Akzent einigermaßen rekonstruieren, nachdem uns Verners Gesetz zu der Erkenntnis verholfen hat, daß die Grundsprache einen freien Akzent hatte, daß also hier das Altindische am altertümlichsten ist. Die Beurteilung des Griechischen hängt mit von der Feststellung ab, inwieweit unsere Akzente richtig überliefert sind, insbesondere, ob wir über die altgriechische, vornehmlich die homerische Tonsetzung richtig unterrichtet sind. Wackernagel (Beitr. 33) hat diese Frage bejaht, während Laum (Rh. Mus. 73, 26) diese Annahme bestritten und eine Untersuchung in Aussicht gestellt hat, die beweisen soll, daß in den Tonfestsetzungen der Alexandriner die ursprüngliche Betonung der homerischen Epen nicht erhalten ist. Über die Grundlagen der griechi-

[1] Eine andere Auffassung der Stelle bei Aristophanes (Frösche v. 303) vertritt Ehrlich KZ. 39, 583 ff.

schen Akzentuation sind wir überhaupt nicht gerade gut unterrichtet. Gerade in diesem Kapitel der Grammatik hat das Attische noch mehr eine Vormachtstellung inne als sonst, und doch ist hier der griechische Hauptdialekt vielleicht nicht so altertümlich. Zwar wissen wir sehr wenig über die Betonung der anderen Dialekte, immerhin wäre es aber doch möglich festzustellen, von wo aus die Neuerungen ausgegangen sind. Kretschmer hat jetzt die Vermutung ausgesprochen (Glotta XI, 226), daß das Äolische den Ausgangspunkt für die Hauptneuerungen gebildet habe, nämlich für das Dreisilbengesetz und das eng damit zusammenhängende Hemagesetz. Dieses letzte Gesetz hat im Jonischen und Attischen nur bedingte, im Dorischen vielleicht überhaupt keine Geltung, wie E. Hermann aus dem Korinna-Papyrus erschließt (N. G. G. 1918, 273 ff. und IF. 38, 148 ff.). Bedenkt man weiter, daß das Lesbische ebenfalls eine andere Akzentuation aufweist, so erscheint es fraglich, ob wir überhaupt für das Urgriechische so allgemeingültige Akzentregeln aufstellen dürfen. Jedenfalls reißt in späterer, mittelgriechischer Zeit eine Verwirrung ein (vgl. Krumbacher, KZ. 27, 522 ff.), die sich teilweise bis ins Neugriechische erhalten hat. Und gerade diese Verwirrung ist auffallend, weil sonst nach Ausweis des Neugriechischen die alte Tonsetzung im allgemeinen beibehalten wurde. Irgendwie muß doch auch diese Änderung begründet sein, und wenn es vielleicht zu kühn ist, den Ursprung noch ins Altgriechische zu verlegen, so zeigen doch Krumbachers Ausführungen, wie wichtig gerade das Mittelgriechische für die griechische Sprachgeschichte ist, und es ist durchaus möglich, daß von hier aus einmal Licht fällt auf das Dunkel der altgriechischen Akzentsetzung. — Daß wir etwa durch Vergleichung mit anderen indogermanischen Sprachen weiter kämen, muß doch bezweifelt werden. Jedenfalls muß die Erklärung des Dreisilbengesetzes vom Griechischen aus erfolgen, denn die Anknüpfungen ans Lateinische sind doch zu unsicher, als daß man von hier aus irgendwelche Aufhellung erwarten dürfte (vgl. Pedersen, KZ. 38, 336 f.). Aber auch abgesehen von den bereits erwähnten Hauptgesetzen hat das Griechische die Akzentsetzung der Grundsprache nicht unwesentlich verändert: Das ursprünglich enklitische Verbum erhielt einen Nebenton, der aber schließlich zum Hauptakzent geworden war (Wackernagel, KZ. 23, 457 ff.). Im Nomen ist der alte Akzent vielfach erhalten: πούς : ποδός, πατήρ : πατρός zeigen alten Akzentwechsel. Doch sind auch hier wichtige Änderungen eingetreten, so nach dem sogenannten Wheelerschen Gesetz (B. Wheeler, Der griechische Nominalakzent, 1885):

Daktylische Paroxytona werden zu Proparoxytona; dieses Gesetz hat zwar Widerspruch erfahren (vgl. Allinson, A. J. Ph. 12, 49 ff.), darf aber doch als gesichert gelten. Zweifellos gibt es noch mehr Gesetze, die wir noch nicht klar erkennen, oder die umstritten sind. Das gilt auch für Hirts Dreimorengesetz, wonach paroxytonierte Worte mit tribrachyschem Ausgang zu Proparoxytona werden (IF. 16, 71 ff.). Aber die Beispiele sind hier so zutreffend, daß die Ablehnung Solmsens (Berl. phil. Wochenschr. 1903, 1044) kaum gerechtfertigt erscheint. Wir dürfen also annehmen, daß eine Silbenfolge ⏑ ⏓ ⏑ zu ⏓ ⏑ ⏑ wurde. Aber es bleiben immer noch genug Neuerungen zu erklären, so die Akzentuation von μήτηρ, θυγάτηρ statt *μητήρ, *θυγατήρ, wo Brugmanns Annahme einer Analogiebildung nach dem Vokativ durchaus nicht befriedigt. Schwierigkeiten macht auch das attische Akzentverschiebungsgesetz, das Vendryes (M. S. L. 13, 218 ff.) aufgestellt hat, und nach dem eine Silbenfolge ⏑ ⏑̄ ⏑ zu ⏓ — ⏑ wurde. Einen sicheren Ausgangspunkt für die Beurteilung dieser Frage gewinnen wir erst, wenn es feststeht, ob die Überlieferung unserer Akzente wirklich den Tatsachen entspricht.

Von der Silbenbildung.

Der Akzent dient – diesen Gesichtspunkt sollte man nie aus dem Auge verlieren — zur Gliederung der Rede, und steht daher in engem Zusammenhang mit einem Prinzip, dem man bisher wenig Beachtung geschenkt hat, dem der Silbentrennung und Silbenbildung, die genau den gleichen Zweck verfolgen. Um so dankenswerter ist es, daß wir jetzt eine gründliche Untersuchung über diesen Gegenstand besitzen: E. Hermann, Die Silbenbildung im Griechischen und in den andern indogermanischen Sprachen, 1923 (Beiheft zu KZ. 2). Mancher Lautwandel und Konsonantenschwund wird erst von hier aus verständlich, so z. B. der Morenunterschied von att. ξένος gegenüber ξέν*Fος*, der nunmehr in der Verlegung der Silbengrenze eine einleuchtende Erklärung findet. Man darf sich wohl der Überzeugung hingeben, daß sich noch manche Unklarheiten des griechischen Lautsystems mit Hilfe der Silbenbildung aufklären lassen, nachdem Hermann die sichere Grundlage geschaffen hat, auf der die Wissenschaft weiterbauen kann, die nämlich, daß alle zweiteiligen Konsonantengruppen hinter kurzem Vokal im Wortinnern einmal zu beiden Silben gehört und Position gebildet haben. Wo eine Veränderung eintritt, erfolgt sie in der Richtung, daß die Silbe geöffnet wird. — Für weitere Untersuchungen ist noch Stoff genug

da, so insbesondere für die Beurteilung der Verhältnisse hinter langem Vokal und der dreiteiligen Konsonantengruppe. Zwar erscheint es zweifelhaft, ob wir überhaupt je über Hermanns Feststellungen hinauskommen können, zumal das Problem außerordentlich verwickelt ist. Wie sich die Silbenbildung im Neugriechischen zu der des Altgriechischen verhält, vermag ich nicht zu beurteilen, es wäre aber möglich, daß auch hier die lebende Sprache mit zum Verständnis der toten beiträgt. Hermanns Buch verdient aber schon deswegen dankbare Anerkennung, weil es uns zeigt, daß wir auch diesen Problemen nicht mit völliger Hoffnungslosigkeit gegenüberzustehen brauchen.

Vom Nomen.

Die Sprachwissenschaft hat uns durch die neue Beurteilung der Laute auch die Formen verstehen gelehrt. Wir wissen jetzt, daß ein grundsätzlicher Unterschied zwischen verbaler und nominaler Flexion nicht besteht, daß sich vielmehr die mit demselben Suffix gebildeten Formen hier als Nominal-, dort als Verbalformen durchgesetzt haben. Die Suffixe waren ursprünglich Partikeln, die an jedes Wort antreten konnten. Auf Einzelnes einzugehen, muß ich mir hier versagen. Alle diese Dinge wird Hirt im 4. Band seiner indogermanischen Grammatik, der Stammbildungs- und Flexionslehre, in großem Zusammenhang behandeln. Seine Ansichten über diesen Gegenstand hat er kürzlich in einem Vortrag auf der Münsterer Philologenversammlung dargelegt. Auf manches werde ich im folgenden hinzuweisen haben.

Wir beginnen mit der Betrachtung des Nomens. Es ist jetzt bekannt, daß die Nomina einmal eine einheitliche Flexion gehabt haben, daß aber Kontraktion, Analogiebildungen und falsche Abstraktionen eine große Zahl von Deklinationen erzeugt haben, ein Wirrwarr, mit dem in den praktischen Grammatiken noch nicht ganz aufgeräumt ist. Das Bedürfnis einer Einteilung in Deklinationsklassen war den Griechen offenbar fremd. Denn abgesehen von der Dreiteilung nach dem Geschlecht, die nach Aristoteles auf Protagoras zurückgehen soll, lassen die alten Grammatiker jede Einteilung vermissen. Herodian scheint der erste gewesen zu sein, der über diese Ordnung hinausging (περὶ κλίσεως ὀνομάτων). Er teilte die Nomina nach den Endbuchstaben ein, was dann seine Scholasten, Theodosios und Choiroboskos, veranlaßte, 56 Deklinationsklassen anzunehmen. Aber es finden sich bei ihm auch Andeutungen über andere Kennzeichen, so wird der Unterschied der ἰσοσυλαβῶς und περισσοσυλαβῶς

flektierenden Worte gelegentlich angedeutet, ein Prinzip, das Theodoros Gaza im 15. Jahrhundert seiner Einteilung in fünf Klassen zugrunde legte. Die neue Dreiteilung nach den Endungen der obliquen Kasus kommt erst im 17. Jahrhundert auf, wo wir sie in Wellers 1635 erschienener Grammatik zum erstenmal finden. Ob diesem das Autorrecht wirklich zusteht, kann hier nicht untersucht werden. Mit dieser praktischen, aber wissenschaftlich nicht erträglichen Dreiteilung hat die Sprachwissenschaft aufgeräumt, wir pflegen jetzt die Deklinationen nach den Stammausgängen zu benennen, sprechen also von *a*- und *o*-Stämmen usw., sind also wieder zu der — modifizierten — Ansicht Herodians zurückgekehrt. Die Mehrzahl unserer Deklinationsklassen ist aus der Grundsprache ererbt, es sind nur wenige griechische Neuerungen zu erwähnen, die einer besonderen Erklärung bedürfen. So zunächst die *ja*-Stämme. Hirt hat hier den Weg zur Lösung vorgezeichnet (S. 336 f.). Die andern indogermanischen Stämme zeigen anstatt des griechischen α ein *ī*. Auszugehen ist davon, daß ein Element *jā* an den Stamm antrat, und zwar zu einer Zeit, als der Ablaut noch wirkte (vgl. lat. *datri-x*, gr. δότειρα). Wir haben also im Nominativ Schwundstufe des Suffixes, im Genitiv Vollstufe zu erwarten. Die Verschiedenheit von ai. *ī* und griech. *ja* kann sich aber nicht, wie Hirt wollte, aus der Verschiedenheit von Schwund- und Reduktionsstufe erklären lassen, da wir sonst eine Reduktionsstufe zu langen Vokalen nicht nachweisen können; wir haben vielmehr als Grundform Nom. *-jə*, Genitiv *-jās* anzusetzen; wenn diese Endungen an die Basis **therap-* antraten, so mußte sich als Paradigma ergeben:

Nom.: **therapnəjə* > **therapnī* > **therapni*.
Gen.: *therapnjās* > ion. att. θεραπαίνης.

Die regelrechte Nominativform liegt mit σ-Erweiterung in θεραπνίς vor. Ein vorgriech. *θεραπνι : θεραπαινᾶς mußte aber zu Ausgleichungen führen, einerseits konnte der Nominativstamm, andererseits der Genitivstamm durchgeführt werden, beides ist im Griechischen eingetreten, zudem ist davon noch der alleinstehende Nominativstamm — offenbar wegen seines Ausgangs auf ι — in die Flexion der -ιδ-Stämme übergegangen. Wir müßten natürlich langes *ā* im Nominativ erwarten, wie es auch in σοφία usw. vorliegt. Diese Ausgleichung könnte schon vorgriechisch eingetreten sein, wenn lat. *luxuriā* usw. alt ist. Die Kürze des α läßt sich nur aus den konsonantischen Stämmen erklären, wo das angetretene *-jə* nicht kontrahiert werden konnte, sondern zu *ja* wurde: att. γλῶττα : γλώττης neben ion. γλάσσα,

γλάσσης lassen auf ein vorgriech. γλῶσσα : *γλασσᾶς schließen und bestätigen so unsere Vermutung.[1] Ob wir die Verschiedenheit von εὐνήτρια : εὐνήτειρα auf alten Wechsel von *i* und *j* zurückführen dürfen, scheint mir doch zweifelhaft. Es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß der vorgriechische Nominativ auf *-i* sich im Griechischen an die *a*-Stämme anlehnte, so daß sich die Unterschiede auf drei Arten erklären: 1. Durchführung des Genitivstammes (θεράπαινα, εὐνήτειρα); 2. Durchführung des Nominativstammes, a) nach der *a*-Deklination (εὐνήτρια, πότνια, vielleicht auch θεράπνη[?]); b) nach den -ις-Stämmen (θεραπνίς). — Die Maskulina der *a*-Stämme geben uns jetzt keine Rätsel mehr auf; wir dürfen annehmen, daß alte Femininabstrakta mit Wurzelnomina zusammengefallen sind, die von jeher Maskulina waren. Daß es sich um eine altertümliche Erscheinung handelt, geht aus der Übereinstimmung mit dem Altindischen hervor (ai. *parikṣit-*. hom. περίκιται). E. Fraenkel (Nomina agentis bes. S. 31 ff.) hat dann gezeigt, daß wir es hier mit Ableitungen von Kompositionsbildungen zu tun haben, während die Suffixe -τηρ, -τωρ Nomina agentis von einfachen Verben bildeten. — Schwieriger zu beurteilen sind die Nomina auf -εύς. Hirt (404 ff.) geht von indogermanischen *u*-Stämmen aus, nimmt aber auch für das Indogermanische *eu*-Stämme an, weil im Litauischen und Slavischen denominative Verba einen derartigen Stamm voraussetzen. Aber warum hätten derartige Nomina untergehen sollen? Noch weniger überzeugend ist Brugmanns Versuch (Grdr.[2] 2, 1, 205 f.), ein Suffix *-ēu̯o-* anzusetzen, das er auch in hom. ἀρνειός und in litauisch-slavischen Verbaladjektiven sieht. Auch der Versuch N. van Wijks (IF. 17, 296 ff.)[2], die Nomina auf -εύς entwicklungsgeschichtlich einzuordnen und sie mit den ai. Bildungen auf *-āus* gleichzusetzen, hat, soweit ich sehe, nirgends Zustimmung erfahren. Merkwürdig ist, daß die Formen auf -εύς sich gar nicht in allen Dialekten finden. Im Arkadischen wird der Nominativ gewöhnlich auf -ης gebildet, Akkusativ auf -ην (φονές, ιερήν), im Kyprischen findet sich neben der gewöhnlichen Bildung auch ἰjερές, und selbst auf attischen Vaseninschriften begegnet uns die Form Πηλής. Mit der Annahme von Neubildungen ist die Schwierigkeit nicht abgetan; nach welchem

[1] Wenn man mit Hermann (G. G. N. 1919, 220) die Betonung γλωσσᾶι (Ox. Pap. XIII, 158, 131) für alt hält — Grenfell sieht darin einen Schreibfehler —, wäre auch die theoretisch zu fordernde Endbetonung des obliquen Kasus urkundlich belegt.

[2] Dort auch weitere Literatur.

Analogon oder welcher Proportion soll sie vollzogen sein? Dieser Gedanke wäre schon eher begründet, wenn man nachweisen könnte, daß es sich hier um eine ungriechische, der griechischen Sprache als solcher widerstrebenden Bildung handelt. Zwar hat sich die Abhängigkeit des Griechischen von fremden Sprachen, deren Einfluß in Suffixen und im Wortschatz klar zutage tritt, in Bezug auf die Flexion bis jetzt nicht feststellen lassen — gerade das Gegenteil ist der Fall —, aber es liegt etwas Verlockendes darin, mit Debrunner G. G. A, 1916, 741 die Bildung der Nomina auf -εύς als fremdes Gut anzusehen. Dafür spricht manches. Schon die Tatsache, daß sich unmittelbare Entsprechungen in den verwandten Sprachen nicht finden, führt uns auf diesen Weg. Wackernagel (Gött. Rektoratsrede 1913, S. 19) hat schon vermutet, das Hauptwort dieser Deklinationsklasse βασιλεύς sei ein Lehnwort. Darf man darin den lykischen Wortstamm *basi-* (vgl. Kretschmer, Einl. in d. Gesch. d. gr. Spr. 366) suchen? Dazu kommt, daß die auf -εύς endigenden Namen Πηλεύς, Ἀχιλεύς[1], Ἀτρεύς, Ὀδυσσεύς[2] durchaus nicht indogermanisch aussehen. Aber wir wissen noch zu wenig von den Nachbarn und Vorgängern der Hellenen, um aus ihren Sprachen Nutzen für das Griechische ziehen zu können.[3] — Andere Probleme gehören der grundsprachlichen Grammatik an, so die Entstehung der Neutra auf -ον, die Hirt jetzt aus konsonantischen Stämmen herleitet, und worüber er im 4. Band seiner indogermanischen Grammatik weiteres ausführen wird, das Nebeneinander von ὄνομα : ὀνόματος und lat. *nomen : nominis*, das Brugmann durch den Hinweis auf lat. *cognomentum* geklärt hat (M. U. 2, 220 ff.)[4], schließlich auch

[1] Der Deutungsversuch von Kretschmer, Glotta 4, 305 ff., ist nicht überzeugend, weil man nicht annehmen kann, daß ein Volk mit derartigem Schematismus in der Namengebung verfährt. Und außerdem «zählt gerade das *l*-Suffix zu den häufigsten in der kleinasiatischen Nomenklatur». (Kretschmer, Einl. S. 326.) Dazu kommt noch der Anklang an βασιλεύς, der allerdings nicht primär sein muß.

[2] Warum man mit Solmsen (KZ. 42, 207 ff.) eine Grundform *Ὀδυσ-σος annehmen soll, ist nicht einzusehen; gewöhnlich werden doch die häufiger vorkommenden Formen vereinfacht (*βασιλος ist ebenso hypothetisch). Übrigens würde, wenn Solmsen recht hätte, trotz dem Zeugnis Homers selbst, der Name schlecht zu seinem Träger passen. Odysseus ist doch alles andere eher als ein «Zürner».

[3] Daß auch die idg. *u*-Stämme nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung dieser Deklinationsklasse waren, ist durchaus möglich. Die Doppelheit Gen. Sg. Ἀτρέος neben Πηλῆος, sowie die auf attischen Vaseninschriften vorkommenden Nominative -υς legen diese Möglichkeit nahe.

[4] Thurneysen (IF. 39, 142 ff.) und Kieckers (IF. 41, 184) suchen jetzt die τ-Erweiterung als Analogiebildung nach νύξ, νυκτός, das zunächst ἦμαρ, ἤματος nach sich gezogen habe, bzw. nach μέλι, μέλιτος zu erklären.

die interessante Frage der Heteroklisis, die jetzt von Herbert Petersson (Studien über die indogermanische Heteroklisis, Lund 1921) im Zusammenhang behandelt worden ist, und anderes mehr; alle diese Probleme können nicht vom Standpunkt der griechischen Grammatik aus gellöst werden. Für die Einzelheiten verweise ich auf die Handbücher. Aber auch Fragen, die die griechische Grammatik unmittelbar angehen, die Entwicklung der Suffixe -ισσα und -ιν in hellenistischer Zeit, harren noch der Beantwortung. W. Schulze (Lat. Eigennamen 40) hat in Übereinstimmung mit Solmsen (Wochenschr. f. klass. Phil. 1904, 971) für -ισσα an makedonischen Einfluß gedacht. Aber für dieses Suffix ist im Makedonischen — wenigstens bei Hoffmann (Die Makedonen, S. 253 ff.) — kein Anhaltspunkt gegeben, so daß wir über Vermutungen zunächst nicht hinausgekommen sind. Lagercrantz (Zur griech. Lautgeschichte, S. 84) sieht in -ισσα eine Kompromißbildung der beiden Femininsuffixe -ις und -σσα, und es bleibt weiter die Möglichkeit, kleinasiatischen Einfluß anzunehmen, wenn nämlich Kretschmer (Einleitung 366) mit seiner Konjektur Βασιλίσ(σ)η für BACIΛICH recht hätte. Unklarheiten bestehen dann weiter über die Entstehung der Suffixe -ηιος, -αιος für die Adjektivbildung (vgl. Brugmann-Thumb, 212), ebenso über die Komparativbildung der *o*-Stämme (σοφώτερος neben δικαιότερος), wo Hirt und Güntert (IF. 27, 34 f.) wohl mit Recht Ursprünglichkeit der Länge annehmen, die dann gekürzt werden konnte; dagegen herrscht jetzt Übereinstimmung über diese Komparative auf -ιων; man führt mit Thurneysen (KZ. 33, 551) den Genitiv ἡδίονος auf *ἡδίσονος zurück, was mit got. *sutizins* völlig übereinstimmt. Wir haben also neben dem gewöhnlichen Suffix *-ios*, *-ies*, *-is* eine *n*-Erweiterung anzunehmen. Da der Komparativ auf der Basis betont war, müssen wir starke Stammform erwarten, doch haben Angleichungen mancher Art zahlreiche Abweichungen hervorgerufen (vgl. Güntert, IF. 27, 37 ff.).

Die Zahlwörter haben wie keine andere Wortart dazu beigetragen, die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen zu beweisen. Hier hat das Griechische sehr viel Altertümliches bewahrt, so vor allem das Dezimalsystem der Grundsprache. Die Anlehnung an das viel praktischere Zwölfersystem hat weniger Fortschritte gemacht als anderswo, nur in ἕνδεκα, δώδεκα verspüren wir etwas von seinem Einfluß. Auffallend ist es, daß die Zahlen 70, 80 (ἑβδομήκοντα, ὀγδοήκοντα) vom Stamme der Ordinalia gebildet wurden, ohne daß bis jetzt eine zwingende Erklärung gefunden wäre. Das Nebeneinander von ai. *śatám*: gr. ἑκατόν und ai. *sahásra-* : gr. χήλιοι hat jetzt Wackernagel (Sprachl.

Unters. zu Homer 8 f. = Glotta VII, 168 f.) recht einleuchtend so gedeutet, daß in dem einen Fall die unursprüngliche längere, im anderen die unursprüngliche kürzere Form gesiegt habe.

Eine Crux der vergleichenden Grammatik sind die Pronomina; wir müssen von zahlreichen, verschiedenen Stämmen ausgehen, um den Erscheinungen in den Einzelsprachen gerecht zu werden. Zusammensetzung und Schwächung haben aber gerade hier so viel Neues geschaffen, daß man bis jetzt noch kein klares Bild von der Geschichte dieser Wortgattung entwerfen kann, wenn auch Brugmanns eingehende Untersuchung über die Demonstrativa in den idg. Sprachen (Leipzig 1894) manche Unklarheiten beseitigt hat. Merkwürdig ist insbesondere die Entstehung der Pronominalflexion, die auf die Deklination der Nomina in allen Sprachen einen großen Einfluß ausgeübt hat. Welchen Veränderungen gerade die Pronomina unterworfen sind, beweist ein Vergleich mit dem Neugriechischen; die neue Flexion der Personalia (ἐγώ, ἐμένα, ἐμένα; ἐμεῖς, ἐμᾶς, ἐμᾶς), die zahlreichen Neubildungen wie τοῦ λόγου σου, ὁ δικός μου, αὐτόνος. καθείς, κάμποσος, insbesondere die weite Verbreitung von ὁ δεῖνα(ς) und ὁ τάδε(ς) können uns einen Einblick in ein gut Stück Sprachgeschichte gewähren. Aber leider fehlt es hier an tiefer schürfenden, sprachhistorischen Untersuchungen, wie überhaupt zu wünschen ist, daß das Neu- und Mittelgriechische mehr und mehr in den Kreis der sprachwissenschaftlichen Forschung einbezogen werden möchte.

Gegenüber dem Kasussystem des Indogermanischen weist das Griechische gleichfalls große Änderungen auf: Instrumental, Lokativ und Ablativ haben sich nur in Adverbia gehalten oder sind mit anderen Kasus zusammengefallen. Einzelheiten bei Brugmann-Thumb (S. 255 ff.). Die Kasusendungen selbst dagegen sind im allgemeinen gut erhalten. Bekannte Dinge, wie der Dativ auf -ει, den Solmsen, KZ. 44, 161, aus kypr. Διϝείφιλος erschlossen hat, die Pluralbildung der Neutra, wofür Joh. Schmidts Untersuchungen grundlegend waren, darf ich hier übergehen. Die Schwierigkeit, die die Länge des α in θεάς (Akk. Pl.) verursachte, darf jetzt gleichfalls als beseitigt gelten. Ebenso ist auch die Verschiedenheit des Genitivs Sg. der *o*-Stämme jetzt aufgeklärt, indem man von einer grundsprachlichen Doppelheit *-sio* und *-so* ausgeht. Daß hierher auch die thessalischen Genitive auf -οι als ursprünglich antevokalische Formen zu rechnen sind, unterliegt gleichfalls keinem Zweifel mehr. Dagegen bilden die kypr. Genitive Sg. auf -ων noch eine Aporie der griechischen Grammatik, wie Bechtel (Griech. Dialekte I, 426) meint,

wenn auch zuzugeben ist, daß Hermanns Annahme (IF. 20, 354) eines Einflusses des Genitivs Pluralis immerhin zum mindesten möglich ist. Wie die Analogie überhaupt auf das Kasussystem gewirkt hat, brauche ich hier nicht weiter auszuführen. Darf man auf sie auch die — noch unklaren — Dualendungen -ε und -οιν zurückführen? Allerdings ist das lückenhafte Material kaum geeignet, uns zu endgültigen Ergebnissen kommen zu lassen. — Ein Wort möchte ich noch über die Dative Pluralis auf -σι sagen. Die Vergleichung dieser Formen mit den arischen und slavischen Lokativen auf *-su* scheint mir durchaus nicht zwingend. Dieses Element möchte ich vielmehr in den wirklichen Lokativen αὖτοῦ, ποῦ, ὁμοῦ, ἀτχοῦ, πανταχοῦ, ὑψοῦ, τηλοῦ sehen. Daß das keine Genitive sind, wie man gemeinhin annimmt, scheint schon daraus hervorzugehen, daß wir bei Homer nirgends unkontrahierte Formen finden, wie sie doch sonst bei allen Genitiven der *o*-Deklination vorliegen, und eine Zurückführung auf **autosu* macht auch nicht die geringsten Schwierigkeiten, während bei der seitherigen Annahme immer noch der Bedeutungsübergang von der genitivischen zur lokativischen Funktion zu erklären gewesen wäre. — Wie allerdings dieses griechische -σι zustande gekommen ist, vermag ich nicht zu sagen, wir müssen uns aber damit abfinden, daß wir von diesem Element als der Formans des Dativ Pluralis ausgehen müssen. Osthoff (M. U. 2, 1 ff. bes. 74) hat nun das Nebeneinander von λύκοισι und λύκοις unter Zustimmung Brugmanns dadurch erklärt, daß er letzteres aus dem alten Instrumentalis ai. *vṛkaiḥ* herleitet. Joh. Schmidt (KZ. 38, 3 ff.) hat wieder die alte Ansicht einer Verstümmelung zu Ehren bringen wollen. Für Osthoff scheint zu sprechen, daß Dative auf -οισι nicht in allen Dialekten belegt sind — aber ein Schluß e silentio ist niemals zwingend —, doch gegen ihn spricht die Tatsache, daß sich im Sg. aber auch nirgends die Spur von einem Instrumentalis findet. Und schließlich läßt sich die Richtigkeit der alten Anschauungen wohl beweisen: 1. ι schwindet zunächst nur vor Vokalen, wie aus den Ausführungen Gerlands (KZ. 9, 36) hervorgeht. 2. Das Schwinden des ι im Artikel und in den beigeordneten Adjektiven ist sicher nicht die Folge einer Apokope, wie Joh. Schmidt meint, sondern Kretschmer (Glotta 1, 56 f.) hat hier das Richtige erkannt: τοῖσι θεοῖσι, ταῖσι τιμαῖσι wurde durch eine Art Haplologie zu τοῖς θεοῖσι, ταῖς τιμαῖσι. Damit waren ι-lose Formen geschaffen, die das zugehörige Substantiv nach sich ziehen konnten. Das geschah aber nur, wenn das ι bedeutungslos, oder — um einen modernen Ausdruck

zu wählen — funktionslos geworden war. Und das war der Fall bei den *a*- und *o*-Stämmen, wo der Dativ als solcher hinreichend charakterisiert und ein Anlaß zur Erhaltung des ι nicht gegeben war. In Fällen wie πᾶσι, νησί, νέκυσι, βασιλεῦσι, ταχέεσσι, ἀνδράσι konnte das ι deshalb nicht schwinden, weil, wie Joh. Schmidt richtig erkannte, so eine «unerträgliche Verwirrung» angerichtet worden wäre. Meine Vermutung wird durchaus durch das Lesbische bestätigt. Hier konnte ι nicht schwinden, weil sonst eine Verwechslung mit dem Akkusativ Pluralis möglich gewesen wäre. Und tatsächlich finden sich hier nur ι-lose Formen, wenn der Dativ als solcher genügend charakterisiert war, also bei dem Artikel und dem zum Substantiv gehörigen Adjektiv. Wird der Artikel aber demonstrativ gebraucht, so steht unserer Erwartung gemäß die volle Form ταῖσι (Sappho 16, 1), was um so merkwürdiger ist, weil Sappho sonst nur die Form ταῖς kennt. Gerade wegen seiner Singularität scheint mir der Beleg ausschlaggebend. Vokalausfall konnte nur eintreten vor Vokalen und am Versende. Zwei diesen Tatsachen widersprechende Stellen hat bereits Ahrens (Dial. I, 112) für verderbt erklärt «quum levi auctoritate nitantur». — Daran, daß die Anwendung des Prinzipes der Funktionslosigkeit berechtigt ist, sollte nach den Ausführungen W. Horns (Sprachkörper und Sprachfunktion[2], 1923) nicht mehr gezweifelt werden, und auch Hermann hat nach anfänglichem Widerspruch (G. G. A. 1922, 289 ff.) jetzt die Möglichkeit ins Auge gefaßt, einen Fall so zu erklären (Silbenbildung S. 35). Grundsätzliches über Horns Theorie zu sagen, ist hier nicht der Ort, aber ich bin der Ansicht, daß wir auf diesem Weg noch manche Schwierigkeiten beseitigen könnten. Vielleicht auch bei den Pronomina?[1] — Während also für den Dat. Plur. nicht vom Instrumental auszugehen ist, liegt wohl ein altes Instrumentalsuffix in gr. -φι vor, das mit den zahlreichen indischen *bh*-Suffixen zu vergleichen ist (*-bhis, -bhyas, -bhyam*), die wiederum identisch sind mit unserer Präposition *bei*. Wenn Meister (Homerische Kunstsprache 135 ff.) pluralische Funktion für dieses Suffix in Anspruch nimmt, so erhebt das Griechische und das Altindische — wie Hirt (Idg. Gramm. IV) zeigen wird — Einspruch.[2] Wir dürfen also zur Ansicht Brugmanns zurückkehren, ja diese so-

[1] Weitere Beispiele für Schwächung und Verstümmelung infolge von Funktionslosigkeit im Griechischen jetzt bei Ernst Fraenkel, IF. 41, 393 ff.; dort auch Literatur.

[2] Hermann (G. G. A. 1922, S. 132) macht noch darauf aufmerksam, daß das Armenische über Gebühr beiseite geschoben ist.

gar dahin erweitern, daß das Suffix *-bhi* auch in indogermanischer Zeit gegen den Numerus ebenso indifferent war wie andere Adverbia (Grdr.[2] II, 2, 150).

Die neugriechische Flexion ist noch nicht zum Gegenstand einer zusammenfassenden Untersuchung gemacht worden. Nachdem der alte Dativ völlig aus der Volkssprache verschwunden ist, sind auch in mehreren Deklinationsklassen andere Kasus zusammengefallen, so daß wir von einem Untergang der Deklination sprechen können. Diesen Vorgang zu verfolgen, wäre eine reizvolle Aufgabe.

Für die nominalen Komposita müssen wir auf eine sprachgeschichtliche Einordnung verzichten, weil zu verschiedenartige Gesichtspunkte mitsprechen. Brugmann nimmt für das Griechische vier Typen an, mit denen wir recht gut auskommen: 1. Typus ἐπίθετος; 2. Typus μονογενής ἑπτάπους; 3. Typus ἀρχέκακος; 4. Typus Διόσκουροι. Doch sind die Bildungsweisen im einzelnen nicht ganz einwandfrei dargelegt, insbesondere ist noch die Frage, welche Form eigentlich im ersten Glied der Komposita steckt, noch zu beantworten. Für die altererbten Komposita, auch für die mit scheinbar verbalem Glied[1] haben wir es — soweit es sich nicht um klare Zusammenrückung handelt — wohl mit einem Kasus indefinitus zu tun, der auch sonst in der Flexion eine große Rolle spielt.

Vom Verbum.

Die Stammbildungslehre des Verbums stellt uns vor größere Rätsel. Zwar gebührt dem Griechischen der Ruhm, die grundsprachlichen Verhältnisse nächst dem Altindischen am besten bewahrt zu haben, aber die Schwierigkeit besteht darin, daß es kein Tempus gibt, das bei allen Verben die vorauszusetzende, gleiche Stammabstufung zeigt. Während z. B. λείπω im Präsens mit der erwarteten Vollstufe gebildet ist, zeigt γίγνομαι im Präsens Schwundstufe, im Aorist Vollstufe. Dieses Durcheinander ist bisher noch nicht einwandfrei entwirrt, und so empfinden wir den Mangel einer eingehenden Gesamtdarstellung des griechischen Verbums besonders stark. Curtius' Darstellung (Das griechische Verbum[2], 1877—1880) erschien zu einer Zeit der Gärung, zu einer Zeit, wo die neuen Anschauungen, denen es ja selbst heftig widerstrebte, noch nicht so gefestigt waren, daß man sagen könnte, das Buch sei schon bei seinem Erscheinen ver-

[1] Osthoff (Das Verbum in der Nominalkomposition, 1878) hat schon darauf hingewiesen, daß das erste Glied dieser Komposita ursprünglich nominal war, dann aber ins Verbale umempfunden wurde.

altet gewesen. Heute ist es sicherlich überholt, wäre es aber auch, wenn Curtius von den neuen Ideen «angekränkelt» gewesen wäre. Die Voraussetzungen für ein derartiges Werk fehlten eben damals, und zurückschauend dürfen wir sagen, daß der Versuch einer Darstellung des griechischen Verbums nicht zu spät, sondern eher ein Menschenalter zu früh unternommen wurde. — Wenn man die Verschiedenheit in der Stammbildung des griechischen Verbums erklären will, so kann man natürlich — das ist das Einfachste — von ursprünglichen Verschiedenheiten ausgehen, das tut Brugmann und im Anschluß an ihn Thumb. Wenn dieser die in den früheren Auflagen der griechischen Grammatik angenommenen 23 Präsensklassen auf 16 vermindert, so ist das gewiß ein Fortschritt, aber doch noch dasselbe Prinzip, und jedenfalls keine entwicklungs-geschichtliche Darstellung, ebensowenig wie die rein äußerliche Einteilung nach thematisch und athematisch, die vollkommen dem Standpunkt des Dionysius Thrax entspricht, der auch zwei Arten der συζυγία kennt, die der Verba auf -ω und auf -μι. Dieser Standpunkt mag praktisch sein, wissenschaftlich ist er nicht. Den richtigen Weg zeigt uns Hirts Darstellung, der von zwei Gruppen ausgeht, dem Aorist-Präsenstypus und den charakterisierten Präsentien.

Wir kommen aber erst weiter, wenn wir klar erkennen, daß gar nicht jedes Verbum alle Tempora gehabt hat. Diese Erkenntnis hat schon Curtius (Gr. Verb.[2] I, S. V) klar ausgesprochen: «Nichts verdunkelt den Blick in das Wesen des griechischen Verbalbaus so sehr wie die immer noch weit verbreitete Meinung, jedes Verbum müsse sich 'durchkonjugieren' lassen, während in Wirklichkeit nicht bloß jede einzelne Gruppe von Formen ein kleines Ganzes bildet, sondern auch sehr häufig die eine Gruppe aus einem und demselben Stamm viele Jahrhunderte früher gebildet wird als die andere und — von der spätesten Schicht der abgeleiteten Verba abgesehen — fast jedes Verbum sozusagen eine Familie vorstellt, die ihr besonderes Schicksal hat und ein ganz individuelles Gepräge trägt.» Trotz ihrer unbestrittenen Berechtigung hat diese Erkenntnis den Schematismus unserer Handbücher nicht zu überwinden vermocht. Wir dürfen heute noch über Curtius hinaus von einem anderen Ausgangspunkt ausgehen, von den Aktionsarten. Eigentlich kommt doch jedem Verbum nur eine Aktionsart zu, und es gibt nur wenig Verbalstämme, die in dieser Beziehung doppeldeutig sind. Es gibt keine Wortart, bei der die Analogie so schöpferisch gewirkt hat, wie beim Verbum. Das Griechische liefert für diese Behauptungen den schönsten Beweis.

Wir brauchen nur an die analogische Schaffung ganzer Tempora zu denken, — einzelnes darüber weiter unten, — ich erinnere daran, daß Wackernagel (Stud. zum griech. Perf.) darauf aufmerksam machte, daß es von δίδωμι, ἵημι, τίθημι kein Perfekt gegeben hat und nicht geben konnte, ich selbst (Grundbed. d. Konj.) habe gezeigt, daß zahlreiche perfektive Verba kein Futurum bilden. Ich weise weiter darauf hin, daß im Griechischen selbst zahlreiche Präsensneubildungen vom Aorist aus vorkommen.[1] Bekannt sind die großen Umwälzungen, welche die Analogie im neugriechischen Verbalsystem verursacht hat.

Wir haben sicher alte Verba, die zwei Stämme nebeneinander haben; der Ablaut in Fällen wie λείπω : ἔλιπον, πεύθομαι : ἐπυθόμην beweist das sicher. Aber daß der vollstufige Stamm von Haus aus durative, der schwundstufige perfektive Bedeutung gehabt habe, ist damit nicht gesagt. Es ist eine durch nichts bewiesene, und auch nicht zu beweisende Anschauung, daß die Endbetonung perfektivierende Kraft habe. Denn wo ist der Ablaut in λάζομαι : ἔλαβον?[2] Und wiederum zeigt der Aorist Vollstufe etwa in ἐγενόμην, ἐτέκον. lesb. dor. ἔπετον. Auffällig ist es, daß es sich hier um perfektive Verba handelt, man ist versucht, die merkwürdigen schwundstufigen Präsensbildungen mit *i*-Reduplikation als eine griechische Neuerung aufzufassen, wenn wir nicht in lat. *gigno* die gleiche Bildung fänden. Gleichwohl kann diese Präsensbildung nicht alt sein. Von der Basis **genē-* mußte ganz regelrecht ein Indikativ ἐγένετο mit Stammbetonung, also Vollstufe I gebildet werden, dagegen ein Konjunktiv (vgl. S. 356) **gnētai* mit Vollstufe II, genau wie neben ἔβαλον ein Aoristus sec. ἔβλην steht. Sollte also der Stamm λειπ- nicht gerade so gut aoristische Bedeutung gehabt haben wie der Stamm λιπ-? Doch es handelt sich bei all diesen Fragen um Dinge, die letzten Endes der Grammatik der Grundsprache zuzuschreiben sind, und die ich nur angeschnitten habe, um zu zeigen, wie wenig sicher die Grundlage ist, auf der wir seither aufgebaut haben. Aber diese Fragestellung ergibt sich aus dem Griechischen ganz von selbst. Wir müssen theoretisch fordern, daß perfektive Verba kein Präsens, durative — wenigstens teilweise — keinen Aorist bilden. Einen Beleg glaube ich noch beibringen zu können: Von εὗρον als einem perfektiven Verbum konnte es kein Präsens geben, und die einzige Sprache, die

[1] Neues Material bei Meister, Hom. Kunstspr., S. 93 ff.; vgl. auch W. Schulze, KZ. 43, 185 ff.

[2] λαμβάνω, das schön in das Ablautsystem paßt, muß als analogische Neubildung aufgefaßt werden (vgl. Boisacq s. v.).

eine Entsprechung zu diesem Wort hat, kennt es nur in aoristischer Funktion: ir. *-fuar* «ich fand» bildet suppletivisch das Präteritum zum Präsens *fo-gabim* «finde». Das griechische εὑρίσκω ist also Neubildung; ist es Zufall, daß wir es im ganzen Homer nur einmal, und ausgerechnet in dem aus philologischen Gründen angefochtenen τ finden?

Ich fasse kurz zusammen: Das Nebeneinander von Vollstufe und Schwundstufe darf nicht als Nebeneinander von Aorist- und Präsenstypus aufgefaßt werden. Von einem Verbalstamm *leiqᵘe* muß mit Stammbbetonung *leiqᵘṃ*, mit Endbetonung *liqᵘom* (vielleicht auch mit sekundärer Dehnung *liqᵘōm*) gebildet werden.[1] Von hier aus lassen sich durch die verschiedenen Ausgleichungen die griechischen Formen λείπω, λίπω, ἔλιπον leicht erklären. Bei der Basis **genē-* ging die Ausgleichung in anderer Richtung: Die Schwundstufe setzte sich im Präsens, die Vollstufe im Aorist fest. Sowohl der vollstufige wie der schwundstufige Stamm waren ursprünglich perfektiv und haben mit dem Unterschied von Präsens und Aorist gar nichts zu tun. Das geht auch aus dem Litauischen hervor, wo der Infinitiv Präsentis die Ablautstufe des Präteritums zeigt, z. B.: *lëkù likaũ lìkti* «zurücklassen», *vélkù vilkaũ vìlkti* «ziehen». Das Verbalsystem aber, das uns jetzt vorliegt, beruht durchaus auf sekundärer Entwicklung. Nur diese Anschauung entspricht auch den Gesetzen des Ablauts: Wir wissen, daß der Aorist im Mittelpunkt des Verbalsystems gestanden hat[2], daß von hier aus sich die zahlreichen Neubildungen vollzogen haben. Wir müßten also, wenn das Verhältnis Aor. ἔλιπον : Präs. λείπω ursprünglich wäre, zur alten Guṇa-Theorie der Inder zurückkehren. Da aber das nicht angängig ist, bleibt nur die Möglichkeit, die beiden Stammformen als gleichwertig, als ursprünglich zu einem Tempus gehörig anzusehen. Es wäre mit dieser Theorie allerdings trotz allem schlecht bestellt, wenn sich nicht in den einzelnen indogermanischen Sprachen Reste dieser Altertümlichkeit erhalten hätten. Und das ist tatsächlich der Fall. Zum Beweis dienen zwei Verba, an deren Altertümlichkeit nie gezweifelt wurde, das Verbum substantivum und das indogermanische Verbum für «tragen».

---

[1] Es kommt mir hier nur auf die Stammabstufung an, auf die Personalendungen lege ich keinen Wert. Daß die Formen nie so ausgesehen haben, weiß ich selbst sehr wohl.

[2] Vgl. auch Hirt, Gesch. der deutschen Sprache, 55.

	Gr.	Ai.	Lat.	Abulg.	Lit.
Dur.	εἰμί	*ásti*	*sum*	*jesmь*	*ẽsti*
Perf.	ἔφυν	*ábhūt*	*fui*	*bych*	*bìt.*[1]

Nicht ganz so klar liegen die Dinge bei dem anderen Verbum, bei idg. **bher-*. Griechisch und Lateinisch haben mit Wechsel φέρω : ἤνεικα, *fero* : *tuli* sicher etwas Altertümliches erhalten. Phryg. ἄββερετ darf wohl als Imperfektum bezeichnet werden, und im Rigveda finden sich bei zahlreichen Belegen für das ganze Verbum nur fünf Aoristformen. Auch hier könnte also der Aorist ursprünglich suppletivisch gebildet worden sein.[2]

Diese grundsprachlichen Verhältnisse mußten hier erörtert werden, weil wir nur so einen Ausgangspunkt für das Griechische gewinnen. Genauere Untersuchungen müssen hier weitere Klarheit schaffen, insbesondere auch über die Einordnung des griechischen Verbalsystems. Für die primären Verba scheint mir folgende Einteilung gegeben zu sein:

1. Perfektive Verba. Das Präsens konnte auf verschiedene Art gebildet werden: a) dadurch, daß eine Aoristform Präsensfunktion erhielt (s. o.); b) durch Neubildung mit allen möglichen Suffixen, vgl. λάζομαι neben λαμβάνω, εὑρίσκω.

2. Durative Verba: a) Reine Durativa (εἰμί, φέρω); b) Perfektivierbare Durative mit *s*-Aorist (μένω : ἔμεινα, lat. *maneo* : *mansi*).[3]

Als zweite Hauptgruppe stehen diesen Verben die Verba derivata gegenüber, insbesondere die denominativa. Innerhalb dieser Klassen und Gruppen haben sich große Ausgleichungen vollzogen, so daß wir schließlich zu der Buntheit des Verbalsystems kommen, die im Griechischen vorliegt. Daß es ganz in der Richtung der heutigen

[1] Das Perfektivum zeigt ganz klar, daß hier Ausgleichungen vorgenommen wurden. Das Ursprüngliche hat das Lateinische bewahrt, wo der Stamm *bhū* nur als Perfektivum vorkommt, Griechisch und Indisch haben ein vollkommenes Verbalsystem aufgebaut, zu ἔφυν ein φύω, dann sogar ἔφυσα, zu *ábhut* ein *bhavati* geschaffen. Die verschiedenen Ablautstufen beweisen, daß hier Neubildungen vorliegen. Im Abulg. ist der alte Perfektivstamm nur bis ins Imperfektum und den Infinitiv vorgedrungen, ebenso im Litauischen.

[2] Etwa durch das Verbum *ānayati* (*ā* + $\sqrt{\ }$ *nī*)? Ai. Aor. 3. sg. *ānāit* könnte sich dann zu griech. ἤνεικα verhalten, wie *adhāt* : ἔθηκε. Daß man *ānāit* gewöhnlich als zu einem *s*-Aorist gehörig auffaßt, weiß ich wohl. Doch ist wegen Aor. 3. dual. *anītām* (bildungsgleich mit *adhītām*) (Rg. 121, 5) ein Wurzelaorist zu erwarten, der in *anāit* : *nayati* = *adhāt* : *dadhāti* regelrecht vorliegen könnte.

[3] Den *s*-Aorist entwicklungsgeschichtlich in das Verbalsystem einzuordnen, ist kaum möglich. Das letzte, was wir hier annehmen können, ist eine Zusammensetzung. Das deutet schon auf sekundäre Entstehung hin.

Forschung liegt, auch die primären Verba als ursprünglich abgeleitet anzusehen, gehört nicht hierher, zeigt aber doch, daß nicht Buntheit, sondern Einfachheit das Ursprüngliche war.[1]

Was ich hier ausgeführt habe, kann nicht als endgültiges Urteil und als Lösung der Probleme aufgefaßt werden, es soll vielmehr mir einen Weg zeigen, der vielleicht zum Ziel führen könnte. Ich hoffe, meine Hypothese — mehr ist es vorläufig nicht — demnächst in ausführlichen Darlegungen beweisen zu können. Im Griechischen selbst hat die Analogie, die in der Grundsprache schon schaffend am Werk war, schöpferisch weiter gewirkt und zahlreiche Neubildungen hervorgerufen. Beachtenswert ist da vor allem die Entstehung des Passivaorists auf -θην. Zunächst nahm man Zusammensetzung an, dann analogische Angleichung nach dem Muster ἔγραφον ἐγράφην = ἔσχεθον : ἐσχέθην, bis Wackernagel (KZ. 30, 302 ff.) diese Ansicht zu Fall brachte und den Ausgangspunkt bei der 2. Pers. Sing. suchte (ai. *-thās* = gr. -θης). Die Bedenken, die Collitz (Das schwache Präteritum, S. 705 ff.) dagegen geltend machte, scheinen mir so schwerwiegend, daß auch diese Ansicht nicht als begründet gelten darf. Collitz selbst hat eine neue Vermutung aufgestellt, die manches für sich hatte: Er geht aus von der alten athematischen Flexion der Medialaoriste. Neben ἐλέγμην stand ganz regelmäßig 2. Plur. *ἔλεχθε, 3. Plur. *ἐλέχατο. Zahlreiche Neubildungen haben folgendes Paradigma hervorgerufen, das in seinen Formen — mit zwei Ausnahmen — bei Homer belegt ist:

Ind. Sg.	1. ἐλέγμην	Imp. Sg.	2. λέξο	Inf.	λέχθαι
	2. ἔλεξο		3. λεχθήτω	Part.	λέγμενος.
	3. ἔλεκτο	Pl.	2. λέχθητε		
Dual	2. *ἐλέχθητον		3. *λεχθήτων		
	3. ἐλεχθήτην				
Plural	1. ἐλέγμεθα				
	2. ἐλέχθητε				
	3. ἔλεχθεν				

Die η-Formen in diesem Paradigma leitet er aus dem intransitiven -ην-Aorist ab. So erklärt sich die Entstehung dieses Tempus ohne Mühe, und die Theorie ist um so einleuchtender, weil durch sie auch der Verbleib der vorhistorischen mit -σθ-

[1] Eine Untersuchung über die denom. Verba primären Charakters in den idg. Sprachen hat Fr. Stammler (Münst. Diss. 1918) angestellt. Für das Griechische vgl. E. Fraenkel, Griech. Denominative, 1906.

anzusetzenden Formen des athematischen Medialaoristes aufgehellt wird. Meister (Hom. Kunstsprache, 110 ff.) lehnt diese Theorie ab, weil sie sich zu weit von dem überlieferten Formenbestand entferne. Das oben aufgeführte Paradigma beweist gerade das Gegenteil. Wenn er selbst die Boppsche Hypothese einer Zusammensetzung mit τίθημι wieder aufnimmt, so kann mich dieser Versuch nicht überzeugen. Denn wenn θωρηχθείς — von diesem Typus soll die ganze Bildung ausgehen — wirklich ein Kompositum wäre, so könnte es kaum erst in der Epoche des epischen Gesangs entstehendes sein, wie das tatsächlich beim Passivaorist der Fall ist. Bei einer konsequenten Verfolgung des Collitzschen Gedankens kann vielleicht noch manches gedeutet werden, was seither beim s-Aorist nicht ganz geklärt war, so die Entstehung des Charakteristikums α und die Frage, welche Stammabstufung wir eigentlich zu erwarten haben, vielleicht auch der Aoristtypus ἤδεα. Doch traue ich mir über diese Fragen noch kein sicheres Urteil zu. — Collitz macht also für die Entstehung der θην-Aoriste die 2. Person Pluralis verantwortlich. Und das ist nicht unwahrscheinlich, weil wir auch bei einem anderen Tempus denselben Vorgang finden, beim aspirierten Perfekt. Osthoff (Zur Geschichte d. Perf. 284 ff., 614 ff.) nimmt zwar an, daß wir es mit einer analogischen Ausdehnung zu tun haben, die ausgegangen sei von Fällen, wo die Aspirata berechtigt war, z. B. γέγραφα. Dieser Ansicht hat sich Meillet (MSL. 13, 50 ff.) angeschlossen. Aber hätten nicht die auf Muta ausgehenden, viel zahlreicheren Verba die mit aspiriertem Ausgang nach sich ziehen sollen? Das Richtige hat vielmehr Joh. Schmidt (KZ. 27, 309) erkannt, und ihm folgen Hirt (S. 577) und Wackernagel (Sprachl. Untersuchungen zu Homer 29 f.): Bei Homer finden wir die aspirierten Formen nur in der 3. Pers. Plur., δειδέχαται : δείκνυμαι, ὀρωρέχαται : ὀρέγω usw. Auch hier kann die Aspirata nicht ursprünglich sein, sondern muß von der 2. Plur., wo sie lautgesetzlich entstanden war, her übertragen sein. Nachdem sich aber die Aspirata in zwei Formen festgesetzt hatte, konnten leicht auch die übrigen Formen aspiriert werden. Besonders bemerkenswert ist die Tatsache, die Wackernagel (a. a. O.) feststellt, daß kein homerisches Perfekt mit Muta als Wurzelauslaut im Attischen aspiriert ist, mit Ausnahme von κέκοπα : κέκοφα, sondern daß das ganze aspirierte Perfekt eine völlige Neuschöpfung, keine Umbildung ist, was ebenfalls stark gegen die Osthoff-Meilletsche Formulierung ins Gewicht fällt. Andere Fragen, wie die Entstehung des Charaktervokals α, die dehnstufigen

Perfekta, sind noch nicht geklärt, dagegen wissen wir, daß das *k*-Perfektum eine rein griechische Neubildung war, daß *k* ein Element war, das mit dem Perfekt nichts zu tun hatte.[1] Mit unseren Mitteln läßt sich wohl kaum ausmachen, wo die Festsetzung des *k* im Perfektum begonnen hat, wenn auch die Meistersche Vermutung (ἔθεμεν : ἔθηκα = βέβαμεν : βέβηκα) manches für sich hat. Erstaunlich ist es, daß Thumb (S. 75) immer noch die alte Brugmannsche Ansicht KZ. 25, 212 ff.) verteidigt, wonach der Typus δέδωκα den Ausgangspunkt gebildet habe. Und doch ist diese Ansicht längst zurückgewiesen worden, zuletzt von Wackernagel (Stud. zum gr. Perf. 1904), der gezeigt hat, daß es die Perfektiva τέθηκα, εἶκα, δέδωκα bei Homer nicht gab und nicht geben konnte.

Über die Entstehung des Futurums glaube ich jetzt völlig im klaren zu sein: Die alte Buttmannsche Ansicht, daß das Futurum lediglich ein Konjunktiv des *-s-*Aoristes sei, ist von den Sprachvergleichern allgemein abgelehnt worden. Zwar, daß die Vergleichung mit den ai. *sya*-Futurum nicht möglich war, sah man bald, man glaubte aber, diese Bildungsweise wenigstens noch in dem Typus δείξω zu finden. Doch zwingt uns nichts, in diesen Fällen nicht gerade so gut wie sonst von einfachen *s*-Bildungen auszugehen. Und es ist immer mißlich, Doppelheiten anzunehmen, wo sie sich nicht beweisen lassen, und wo sie nicht unbedingt gefordert werden. Daher geht denn auch Magnien (Le futur grec, 1912) von einem einfachen *-s-*Desiderativum aus und neuerdings hat Thurneysen (IF. 38, 193 ff.) ein futurbildendes Element *se/so* verfochten. Aber dieses *se/so*-Element haben wir gerade so gut im Konjunktiv des *-s-*Aorists, und nachdem ich in meiner Dissertation (Die Grundbed. des Konj.) die futurische Grundbedeutung für diesen erwiesen habe, steht nichts mehr im Wege, das ganze Futurum als einen Konjunktivus Aoristi zu erklären. Schwierig scheint mir die Beantwortung der Frage: Wie kamen die Verba ohne *-s-*Aorist zu ihrem *-s-*Futurum? Doch auch hier liegt die Lösung außerordentlich nahe. Wir wissen, daß die *-s-*Bildungen im Griechischen eine große Ausdehnung angenommen haben, daß ein σ-Futurum von allen Temporibus gebildet werden kann, vom Präsens, vom Aorist, vom Perfekt und Passivaorist. Die Ausdehnung hat schon früh begonnen, schon bei Homer finden wir acht Fälle des Perfekt-Futurums. Sollte die *-s-*Bildung bei ihrer Expansionskraft nicht auch starke Aoriste ergriffen haben? In meiner

[1] Ausführliches Material bietet eine — noch nicht im Druck erschienene — Gießener Dissertation; F. Ewald, Die Partikel *k-* in den idg. Sprachen.

Dissertation (a. a. O., S. 95 f.) habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß zahlreiche perfektive Verba bei Homer kein Futurum bilden; ich führe das jetzt auf die Tatsache zurück, daß eben noch nicht alle Verba mit starkem Aorist von dieser Ausdehnung ergriffen worden waren. Daß wir es bei diesen Verben tatsächlich mit Neubildungen zu tun haben, beweist die Doppelheit ion. λάψεται neben att. λήψεται. Dann aber kann auch der Vokalismus in εὑρήσω, γενήσομαι unmöglich ursprünglich sein; denn Vollstufe I und II nebeneinander kann es nicht gegeben haben. Denselben merkwürdigen Vokalismus finden wir nur noch in einem Tempus, dem Perfekt. Sollte hier nicht der Ausgangspunkt für das Futurum der Verba mit starkem Aorist liegen? Zu γεγένημαι bildete man nach Analogie von πεπαίδευμαι : πεπαιδεύσομαι zunächst ein γεγενήσομαι, das dann seinerseits die Neubildung γενήσομαι hervorrief. So erklärt sich auch ohne Not die Tatsache, daß zahlreiche Futura nur im Medium vorkommen, wenn auch für diese Bildungsweise noch ein anderer Gesichtspunkt in Betracht kommt: Hirt hat IF. 16, 92 ff. das Altindische zur Erklärung herangezogen und auf das Verhältnis *adhukṣuta* : *áduhat* = τεύξομαι : ἔτυχον aufmerksam gemacht. Die Parallele beweist weiter, daß dem griechischen Futurum tatsächlich der Konjunktiv eines *-s-*Aorists zugrunde liegt. Die Entstehung des medialen Futurums wird durch diese beiden Faktoren viel einleuchtender erklärt als durch die Theorie Thurneysens (IF. 38, 143, bes. 146 ff.), der das Medium von einer Form ausgehen läßt, wo es ursprünglich berechtigt war, von βείομαι; aber gerade diese Form ist, wie Kretschmer (Glotta 12, 209 f.) mit Recht hervorhebt, durchaus ungeeignet, Analogiebildungen hervorzurufen, weil sie von ihrem Präsens ζώω lautlich doch zu stark differenziert war. Grundsätzlich dieselbe Lösung hatte schon Delbrück (Synt. Forsch. 4, 74) vorgeschlagen, nur daß er von βήσομαι ausgeht, was an sich durchaus möglich wäre. Aber wie kommt es, daß gerade das Futurum zu starken Aoristen mediale Form hat? Diese Frage wird doch entschieden besser durch die obigen Ausführungen beantwortet. — Während also hier teils Grundsprachliches, teils rein Griechisches zur Erklärung beiträgt, ist ein anderes Problem nur vom Standpunkt der griechischen Grammatik aus zu lösen, das Futurum doricum. Bezzenbergers Anknüpfung (BB. 26, 169) an lit. *dúošu* < **duosejō* kann deshalb nicht befriedigen, weil die griechischen Verhältnisse, insbesondere das Nebeneinander von ἔσσονται : ἐσσεῖται, nicht genügend erklärt wird. Auch Osthoffs Annahme (Verbum in der Nom.-Komp. 333) einer Vermischung der Typen δείξω und τενέω schafft

hier keine Klarheit. Bleibt also die Wackernagel-Solmsensche Hypothese (KZ. 30, 313 ff. und KZ. 32, 545 ff.), die von der Form ἐσσεῖται ausgeht, in der sie eine Kompromißbildung von *εἶται < *ἔσεται und ἔσσεται sehen. Von hier aus hatte sich dann der ganze Typus analogisch weiter ausgedehnt. Man wird dieser Theorie um so eher zustimmen, als die Formen, die wir auf den Tafeln von Heraklea finden, so leicht zu erklären sind. Daß bei der weiteren Verbreitung auch der Typus τενέω mitgewirkt hat, ist durchaus möglich.

Was für die Geschichte der Tempora gilt, daß nämlich gar nicht jedes Verbum jedes Tempus gehabt hat, gilt in gleichem Maße auch für die Geschichte der Modi. Wackernagel (Vermischte Beitr. 44) hat darauf hingewiesen, daß grundsprachlich kein Optativ des *-s*-Aorists gebildet worden sei, und die statistischen Untersuchungen Schlachters (IF. 22, 202 ff.) legen den Gedanken nahe, daß es einen Konjunktiv ursprünglich nur zum Aorist gab.

Für die Bildung des Optativs gilt in wesentlichen heute noch die Lehre Joh. Schmidts (KZ. 24, 303 ff.). In letzter Zeit ist die Entstehung einer Optativform, die zu ausführlichen Erörterungen (vgl. Günther, IF. 33, 407) Anlaß gegeben hatte, des äolischen Optativs, wohl endgültig klargelegt worden. Hirt hat die schon von Wackernagel (Verm. Beitr. 42 ff.) behauptete Ursprünglichkeit dieser Bildung erneut verteidigt (IF. 35, 137 ff.). Seine Gleichsetzung mit dem lateinischen Konjunktivus Imperfekti ist lautlich und syntaktisch so einwandfrei, daß sie trotz dem Widerspruch F. Hartmanns (Glotta V, 256 f.) als gesichert gelten darf. Daß es sich um eine griechische Neubildung und höchstens zufällige Übereinstimmung handelt, bedürfte doch eines besonderen Beweises. Daß wir auch im Optativ zahlreiche Neubildungen und Ausgleichungen finden, braucht nicht besonders betont zu werden. Für Formen wie σχοίην, τιμῴμην, φιλείην haben Osthoff (M. N. II, 118) und Wackernagel (KZ. 33, 71) den richtigen Weg gewiesen (δοῖμεν : φιλοῖμεν = δοίην : φιλείην). Eine schöne Bestätigung einer sprachwissenschaftlichen Forderung brachte eine Inschrift (der Synoikie-Vertrag aus dem arkadischen Orchomenos). Brugmann (P. Br. B. 4, 371) hatte für den Optativ eine Grundform *φεροιμι angesetzt, die nun ans Tageslicht gekommen ist: ἐξελαύνοια. In der zweiten altertümlichen Form ἀψευδήων ἄν hat man einer Mahlowschen Hypothese folgend (Die langen Vokale 162) einen Konjunktiv sehen wollen, aber Meister (S.-B. d. s. Ak. 1910, 23 ff.) hat schon darauf aufmerksam gemacht, daß eigentlich ein Optativ zu erwarten sei, und trennt ἀψευδήων in ἀψευδήω ν', das er herleitet

aus *ἀψευδηο(ι̯)α. Aber warum ist ἐξελαύνοια nicht gerade so gut kontrahiert worden? Hirt hat jetzt gezeigt, daß ἀψευδήων die antevokalische, ἐξελαύνοια die antekonsonantische Form ist (Idg. Vok. 40), nachdem sich auch Danielson (IF. 35, 100) dafür eingesetzt hatte, daß hier eine Optativform vorliege, die er ähnlich wie Meister erklärt.[1]

Der griechische Konjunktiv hat eine Entsprechung, mit der er formal und syntaktisch genau übereinstimmt, eigentlich nur im Altindischen. Betreffs seiner Bildungsweise habe ich in meiner Dissertation die Hirtsche Hypothese (IF. 12, 212 ff., L. u. Fl.[2] 588 ff.) verteidigt. Mit dem von Brugmann angenommenen *e/o*-Suffix kommen wir nicht viel weiter. Die Annahme von Zusammensetzung mit sonst nicht vorhandenen oder in anderer Bedeutung vorkommenden Suffixen ist nur ein Ausweg, keine Lösung. Schon deswegen ist Hirts Vorschlag, der den Konjunktiv organisch einordnet und ihn ausgehen läßt von den endbetonten Formen zweisilbiger schwerer Basen, vorzuziehen.

Über den Charakter des Imperativs sind wir uns jetzt klar; wir wissen, daß wir es mit einem Mischmodus zu tun haben, an dessen Bildung der sogenannte Injunktiv wesentlichen Anteil hatte (Literatur bei Brugmann-Thumb, S. 390; vgl. Brugmann, M. U. 3, 1 ff.). Über die Endungen des Imperativs besteht allerdings noch keine Klarheit. Ob gr. φερόντων ai. *bharantām* entspricht (Hirt, S. 423) oder nach der Annahme Brugmanns (M. U. 1, 64 ff.) eine griechische Neubildung ist, vermögen wir mit unseren Mitteln nicht auszumachen. Ebenso unklar ist die Herkunft der Endung -σον, nachdem Kretschmer (Glotta X, 112) die Brugmannsche Ansicht (BB. 2, 250, Anm. 1), es handelte sich um alte Infinitive, durch die Feststellung widerlegt hat, daß diese Endung nicht zu thematischen, sondern zu *-s*-Aoristen gehört. Aber auch seine eigene Herleitung aus einem alten Gerundivum, gegen die vom Standpunkte der Bedeutung aus, zumal bei den beigebrachten Belegen nichts einzuwenden wäre, stößt doch auf formale Schwierigkeiten (vgl. Hermann, Silbenbildung 73). — Die attische Neubildung πίει hat Schulze durch Zusammensetzung mit der Interjektion εἰ, die er auch in εἰ δ' ἄγε sieht, zu erklären gesucht (Qu. ep. 360, 388). Doch ist εἰ in diesem Falle keine Interjektion, sondern doch wohl die alte Konditional-Konjunktion. Eher möglich ist die Annahme J. H. Wrights (Haward-Stud. 7, 35 ff.), der in der Erweiterung das deiktische *i* sieht. Aber ist es nicht noch einfacher, von Imperativen wie ποίει auszugehen, wo das ει morphologisch be-

[1] Auf das Unwahrscheinliche seiner Beweisführung hat Kretschmer (Glotta 9, 212) aufmerksam gemacht.

rechtigt war? Das böot. δίδοι dürfte dann vielleicht seine Entstehung der Proportion τίθημι : τίθει = δίδωμι : δίδοι verdanken.

Die meisten griechischen Verbalendungen erklären sich leicht aus der Grundsprache. Die Abweichungen sind nur geringfügig und z. T. als analogische Ausdehung zu betrachten (z. B. die Endung -σαν) oder als eine Entwicklung zu verstehen, die durch die innere Geschichte des Griechischen bedingt ist, so der Ausgang der 2. Pers. Sg. Akt. φέρεις statt des zu erwartenden *φέρει (= lit. *sukì* «du drehst»), das durch das *s* der sekundären Endungen erweitert wurde, weil sonst ein Zusammenfall mit der 3. P. Sg. φέρει (< *φέρεσι < *φέρετι = ai. *bharati*) eingetreten wäre. Schwierig zu beurteilen ist dann die Endung der 1. P. Plur. Akt. -μεν neben dor. -μες, das altererbt ist. Die darüber bestehenden Vermutungen habe ich selbst um eine vermehrt (a. a. O. S. 18), indem ich annahm, daß der adhortativ gebrauchte Infinitiv auf -μεν (ἴμεν) die Umbildung veranlaßt habe. Eine Umbildung nach der 1. P. Sg. der hist. Tempora nimmt R. Helm (bei Sommer, Sprachgesch. Erl. zur gr. Sch.-Gramm.[2] 65, Anm. 3) an. Da aber nur Imperfektum und der Aor. II als häufig gebrauchte historische Tempora mit der Endung -ον, -ην in der 1. Sg. in Betracht kommen, scheint mir die Basis doch etwas schmal. — Völlig unaufgeklärt ist auch die Herkunft der mit σ- anlautenden Medialendungen, insbesondere auch der Infinitiv mit -σθαι, während kürzlich die Infinitive auf -ναι sowie der kypr. Inf. δοϝέναι durch Bartholomae (S.-B. d. Hdlb. Ak. 1920, Heft 10) eine Aufklärung gefunden haben, indem er sie mit einem mittelpersischen Infinitiv auf *-išn* (*dārišn* «halten») vergleicht und in ihnen alte Dative sieht. Daß wir es überhaupt mit einer großen Zahl von Nominalbildungen sowohl beim finiten wie beim infiniten Verb zu tun haben, werden Hirts Ausführungen (Idg. Gramm. IV) demnächst zeigen.

* * *

Man wird es dem Verfasser verzeihen, wenn er seine Darstellung nicht auch auf die Syntax ausdehnt, und wird ihm das offene Geständnis, daß er sich diesen Problemen im ganzen noch nicht gewachsen fühle, nicht verübeln. Er hätte hier höchstens ein Referat aus Thumbs Darlegungen geben können, glaubt aber darauf verzichten zu dürfen, wenn er auch zu dem einen oder anderen Punkt Kleinigkeiten hätte beisteuern können. Stand und Aufgaben haben hier keine Veränderungen erfahren. Gewiß haben Einzeluntersuchungen, die sich gerade auf dem Gebiet der Syntax in letzter

Zeit erheblich mehren, unsere Erkenntnis fördern helfen, und Wackernagel hat in einem feinen Buch (Vorlesungen über Syntax mit besonderer Berücksichtigung des Griechischen, Lateinischen und Deutschen, 1920) nicht nur eine Zusammenfassung unseres Wissens gegeben, sondern darüber hinaus manche Erscheinung einleuchtend erklärt.

Wenn man also die Darstellung der syntaktischen Fragen hier wenig vermissen wird, so erscheint die Behandlung eines anderen Problems um so angebrachter, weil hier Thumb eine Lücke gelassen hat; das Problem nämlich, welches Volk die Griechen in der Balkanhalbinsel vorfanden. Zu unbedingt sicheren Beweisen werden wir mit unserem heutigen Material kaum kommen, und das rätselhafte Volk der Pelasger wird kaum mit einem der uns bekannten Stämme identifiziert werden dürfen. An Versuchen hat es auch in letzter Zeit nicht gefehlt. Wieweit die Forschung tatsächlich vorgeschritten ist, zeigt Debrunner (N. Jahrb. f. d. klass. Altert. 1918, 433 ff.). Alles, was darüber hinausgeht, kann nur den Charakter von Vermutungen tragen, wenn auch «die Beweise für den Zusammenhang der vorgriechischen Urbevölkerung mit den Etruskern vermehrt worden sind» (so Kretschmer, Glotta 11, 276). Kretschmer selbst trägt in diesem Aufsatz einiges Material zu dieser Hypothese bei, nachdem Kannegießer (Gelsenk. Progr. 1908), Herbig (Kleinasiatisch — etr. Namengleichung — S.-B. d. bayr. Ak. d. W. 1914, 2, S. 31) und dann Hammarström (Glotta XI, 211 ff.) die Grundlage für diese Annahme geschaffen haben. Daß man auch im Altertum an eine Abstammung von den Etruskern glaubte, zeigt ein Ilias-Scholium, das ich — der Kuriosität halber — der Vergessenheit entreißen möchte: Zu Π, 235 sagt der Scholiast: Ἀλέξανδρος δέ φησιν ὁ Πλευρώνιος ἔθνος εἶναι τοὺς Ἕλλοὺς ἀπόγονον Τυρρηνῶν, καὶ διὰ πατρῷον ἔθνος οὕτω τὸν Δία θρησκεύειν (Dindorf II, 105).[1] Doch all diesen Versuchen müssen wir mit einer gewissen Skepsis gegenübertreten. Mit formallogischen Erwägungen kommen wir nicht weiter, wir müssen auf den glücklichen Zufall warten, der uns in die Lage versetzt, die kretischen Inschriften zu entziffern, die Agramer Mumienbinde, den Text der Xanthosstele zu übersetzen. Und die Möglichkeit, daß aus den Ruinen der alten lydischen Königsstadt neues Leben ersteht, ist durchaus gegeben. Jedenfalls ist unser Material durch die Veröffentlichungen der American Society for the Excavation of Sardis nicht unerheblich vermehrt worden. Wir müssen hoffen, daß

[1] Über den Zusammenhang von Lydern und Etruskern vgl. jetzt Cuny (Rev. des ét. anc. 25, 97 ff.); dort auch Literatur.

von hier aus auch eines Tages die Grundlage geschaffen wird, die uns in die Lage versetzt, der kulturhistorischen Aufgabe der Sprachwissenschaft näher zu treten, die darin besteht, «die Sprache als ein Produkt menschlicher Kultur im Zusammenhang mit der ganzen Kulturgeschichte zu betrachten, die weltgeschichtliche Bedeutung der Sprache als eines mächtigen Kulturfaktors, als des verbindenden und herrschenden Elements im Leben der Völker aufzuzeigen» (Kretschmer, Einl. 4). Meillets Geschichte des Griechischen (dtsch. von H. Meltzer, Hdlbg. 1920), die im Original den bescheideneren Titel Aperçue d'une histoire de la langue grecque trägt, hat in dieser Beziehung enttäuscht, wenn man auch überhaupt begrüßen muß, daß endlich der Versuch gemacht wurde, eine Geschichte des Griechischen im Zusammenhang darzustellen. Auf alle diese Probleme kann ich hier nicht weiter eingehen, auch leider nicht auf die innere Geschichte des Griechischen, die Einteilung der Dialekte, die Entstehung der κοινή usw. Ich verweise dafür auf Thumb (S. 100 ff.).

Die Sprachwissenschaft ist — das glaube ich gezeigt zu haben — alles andere als eine deskriptive Wissenschaft. Die nächsten Jahre werden zeigen, ob sie der großen Aufgabe, die sie noch zu erfüllen hat, gewachsen ist, nämlich der, eine wahre Entwicklungsgeschichte der Sprache zu geben. Unsere historischen Grammatiken haben, das hat Paul (Prinz.[4], 23) deutlich ausgesprochen, nur eine Reihe deskriptiver Grammatiken aneinander gereiht. Daß sie so gerade auf dem Gebiet des Griechischen das Material geschaffen hat, das uns instand setzt, die neue Aufgabe in Angriff zu nehmen, muß dankbar anerkannt werden. Aber nun gilt es, aus der Wissenschaft über die Sprache eine Wissenschaft von der Sprache zu machen. Dazu gehört vor allem eine Erforschung der Chronologie der Lautgesetze, und als unmittelbare Folge davon die Schaffung einer Grammatik, von der aus sich die einzelnen griechischen Erscheinungen verstehen lassen, d. h. einer urgriechischen Grammatik. Daß diese Forderung mit einer Darstellung der homerischen Sprache, die noch Buttmann bedingungslos an den Anfang der Entwicklung stellte, nicht erfüllt ist, bedarf keiner Begründung. Und doch führen so scharfsinnige Untersuchungen wie die Wackernagels (Sprachl. Unters. zu Homer) und Meister (Hom. Kunstsprache) uns diesem Ziel erheblich näher. So sehr sich auch die Ergebnisse im einzelnen widersprechen mögen, beide Bücher haben denselben Zweck, den nämlich, das homerische Griechisch entwicklungsgeschichtlich zu erfassen. Dazu gehört aber auch die Be-

schäftigung mit den späteren Epochen der griechischen Sprache, auch des Mittelgriechischen, das für die Sprachwissenschaft bis jetzt kaum nutzbar gemacht wurde.

Von dem Endziel, die Sprache als Ganzes zu erfassen und ihre Entwicklungsgeschichte psychologisch zu verstehen, trennt uns allerdings die Tatsache, daß unsere herkömmlichen grammatischen Kategorien an sich ungenügende Mittel sind, die Sprachelemente zu veranschaulichen. Aber wer die antike Grammatik überwinden will, muß sie kennen, und hier ist ein Gebiet, auf dem sich klassische Philologie und Sprachwissenschaft zu gemeinsamer Arbeit vereinigen können. An der Frage: «Was und wie dachten die alten Griechen von ihrer Sprache?» sind beide Disziplinen in gleicher Weise interessiert. Insbesondere bedürfen noch die grammatischen Anschauungen der Scholiasten einer eingehenderen Berücksichtigung, als das seither der Fall war.

Und schließlich noch ein drittes, was zwar die Sprachwissenschaft als Ganzes angeht, woran aber doch das Griechische ein ganz besonderes Interesse hat: Das Verhältnis von Sprachwissenschaft und Schule. Mit dem Aussterben der Curtiusschen Generation hat auch die Schule begonnen, die Ergebnisse der Sprachwissenschaft außer acht zu lassen. Zwar in allen Lehrplänen wird auf die Notwendigkeit sprachgeschichtlicher Erörterungen aufmerksam gemacht, aber in der Praxis merkt man wenig davon. Da ist es denn außerordentlich begrüßenswert, daß in letzter Zeit auch den linguistisch nicht geschulten Lehrern Mittel an die Hand gegeben wurden, die es ihm ermöglichen, die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft für den Unterricht zu verwerten. Ich nenne hier in erster Linie Sommers Sprachgeschichtliche Erläuterungen für den griechischen Unterricht, dann seine vergleichende Syntax der Schulsprachen. Die beiden Büchlein bieten dem Lehrer viel Stoff und geben ihm die Möglichkeit, auch den trockenen Grammatikunterricht zu beleben. Daß die Schüler für derartige Anregungen dankbar sind, kann ich aus meiner eigenen — wenn auch kurzen — Erfahrung bestätigen. Daß wir jetzt eine systematische Darstellung besitzen, wie die Sprachwissenschaft in der Schule anzuwenden sei, muß als besonders erfreulich bezeichnet werden. Hermanns Buch, Die Sprachwissenschaft in der Schule (1923), sollte von jedem Lehrer gelesen werden. Möge das Entgegenkommen, das hier die Sprachwissenschaft der Praxis gegenüber gezeigt hat, von dieser recht gewürdigt werden. Dann braucht es uns um die Zukunft unserer Wissenschaft nicht bange zu sein.

Altitalische Dialekte.

Von

Joh. Bapt. Hofmann.

Der glänzende Aufschwung der altitalischen Studien, der um die Wende des Jahrhunderts, gestützt auf die großen Gesamtdarstellungen v. Plantas, Bucks und Conways, einsetzte, ist gegenwärtig einem gefährlichen Stillstand gewichen. Vor allem ist der lebenspendende Mittelpunkt dieser Forschungen, zu dessen Füßen sie alle gesessen sind, die im Ausland der Erforschung der altital. Dialekte obliegen, K. Brugmann, dahin, ein unersetzlicher Verlust, wenn man bedenkt, daß alle einschlägigen Fragen, die sich ihm bei der Abfassung der beiden Auflagen seines Lebenswerkes, des Grundrisses, im Rahmen der Gesamtdarstellung aufdrängten, jahraus, jahrein in zahllosen Einzelbeiträgen und Abhandlungen ihren Niederschlag fanden. Ein gleichwertiger Ersatz ist nicht zu sehen. Zwar erfreuen wir uns nach wie vor der tatkräftigen Mitarbeit von Sprachforschern wie Sommer, Walde, Wackernagel, Herbig, Kretschmer, Thurneysen und vieler anderer, soweit sie nicht die neuen kleinasiatischen Funde vor lohnendere Aufgaben stellen; aber die Philologie, deren Mitarbeit namentlich bei der Deutung der umbr. Religionsakten unerläßlich ist, fällt zur Zeit nach dem Weggang Büchelers und seines begabtesten Schülers Skutsch aus. Auch mit der Sammlung und Zusammenfassung der Kräfte in wissenschaftlichen Zeitschriften ist es schlimm bestellt: während in Italien F. Ribezzo mit dem Schwung vaterländischer Begeisterung alle Gebiete der italischen Stämme und Sprachen umfaßt und nach dem Eingehen der prächtigen Zeitschrift Neapolis in der Rivista indo-greco-italica ein neues, wenn auch bescheidener ausgestattetes Sprachrohr der idg. und ital. Forschung geschaffen hat, drohen unsere deutschen sprachwissenschaftlichen Veröffentlichungen in einer Zeit des tiefsten Niedergangs vorübergehend zu erliegen. Wieweit das vor dem Erscheinen

stehende Wörterbuch der altitalischen Dialekte von F. Muller nicht nur Büchelers Lexicon Italicum zu ersetzen geeignet ist, sondern darüber hinaus die Studien anregen und befruchten wird, ist abzuwarten. So sind die Aussichten für die nächste Zukunft trübe genug. Wenn ich es unternehme, in der folgenden Übersicht nicht nur die Erscheinungen der letzten Jahre, soweit sie mir erreichbar waren, eingehender zu besprechen, sondern auch die wichtigsten Punkte herauszugreifen, an denen m. E. die Arbeit der nächsten Zeit einzusetzen hat, so gibt mir nicht zuletzt den Mut dazu die unauslöschbare Erinnerung an die Stunden kurz vor dem Krieg und an die Manen des unvergeßlichen W. Schwering, mit dem zusammen mir in Ihren Seminarübungen, hochverehrter Herr Jubilar, an sprachwissenschaftlicher Schulung das anzueignen vergönnt war, was mich in den Stand setzt, ein bescheidenes Scherflein des Dankes in den folgenden Zeilen abzustatten. Ich knüpfe im allgemeinen an den lichtvollen Überblick der Jahrhunderterforschung der italischen Sprachen von Walde, Gesch. d. idg. Sprw. II, 1, 127 ff. an. Regelmäßige, durch ruhige Sachlichkeit ausgezeichnete Berichte über alle Neuerscheinungen liefert M. Bacherler in Bursians Jahresber. 176 (1918), 1 ff.; 184 (1920), 140 ff.[1]

Wenn wir nach den ältesten sprachlichen Beziehungen der Italiker Ausschau halten, so ist vor allem des groß angelegten Versuches von Walde zu gedenken, der in seiner gleichnamigen Innsbrucker Rektoratsschrift 1917 es unternimmt, den Begriff «uritalisch» bzw. «gemeinitalisch» einzuschränken auf jene ziemlich späte Periode des Zusammentreffens der «Sabeller» mit den vor ihnen aus dem Norden nach Mittelitalien gelangten Latinern (gemeinsame Entwicklung von *r̥ l̥* zu *or ol* gegenüber kelt. *ri li*, Abl. auf *-ād -īd -ūd* nach denen auf *-ōd* usw.); vor der Abwanderung aus dem Norden bildeten die Vorfahren der späteren Iren und Latiner zusammen eine engere gälolatinische (oder goidelolatin.) Einheit, während die Vorfahren der Sabeller und Britannier ihre Beziehungen nicht innerhalb eines derart engen Verbandes entwickelten. Walde kommt zu diesen umwälzenden Folgerungen aus dem nur im Irischen und Lateinischen gemeinsam entwickelten Deponens und *-b*-Futurum, aus der im Irischen und Lateinischen restlos durchgeführten Entwick-

[1] Einige wichtigere Abkürzungen: Pl. = v. Planta, Grammatik der o.-u. Dialekte; B. = Buck, Grammar; Sommer, Hb. = Sommer, Handbuch der lat. Laut- und Formenlehre; Kretschmer, Einl. = Kretschmer, Einleitung in die Altertumswissenschaft, herausgeg. von E. Norden, I, 6, 3. Aufl. 1923.

lung von vorkonsonantischem *ŋ* zu *en* sowie aus der Erhaltung von q^u im Lateinischen und Irischen gegenüber *p* der beiden anderen Zweige. Diese kühne Theorie enthält sicher einen wahren Kern; freilich scheint nicht alles auf gleich festem Grunde zu ruhen. Ich möchte hier schon deswegen nicht allzusehr in Einzelheiten verweilen, weil das vor der grammatischen Erschließung stehende Tocharische in den beiden wichtigsten Beweisstücken, der Deponensfrage und der Nasalis sonans, neues, vielleicht entscheidendes Material liefern wird, das man besser abwartet. Was die Leugnung eines *r*-Deponens im Sinne rein aktiver Bedeutung medialer Formen für das Sabellische und Britannische betrifft, so scheint W. trotz vieler glücklicher Beobachtungen im einzelnen etwas zu schematisch zu verfahren. Daß o. *karanter* B. 19, 9 nicht die Bedeutung «vescuntur», sondern «perduntur» hat und sich damit an l. *caries* und Verwandte anschließen läßt, ist sehr erwägenswert. Auch o. *upsatuh sent* B. 44 ist sicher passivisch zu fassen, da das Denominativum von **opesā* in den Dialekten sonst nur aktiv flektiert; im Lat. wird es sich an *fabricor*, *machinor* angeschlossen haben. Eine Sandhiform *upsatur* = «operatores» in *upsatuh* zu sehen, leuchtet freilich nicht ein (vgl. u. S. 377). Aber für u. *puntes terkantur* wird die von W. geforderte Bedeutung «purgentur, lustrentur» dem Zusammenhang schwerlich gerecht; man hat mit Herbig, KZ. 47, 218[2] ein Wort für «prüfen, bestätigen» zu erwarten. Die scharfe Scheidung zwischen reflexivem Medium und reinem Deponens scheint mir überhaupt nicht durchführbar, da auch das altlat. Deponens noch durchaus auf Trümmern der alten medialen Bedeutungsgruppen aufgebaut und analogisch erweitert ist; will W. für u. *persnimu* eine Bedeutung «für sich erbitten» ansetzen, wer hindert ihn bei l. *precor* daran? I[b] 16 *etuřstamu tuta Tařinate* echt medial zu fassen = «sich vom Leibe schaffen», spricht wenig an, da dieses Medium des Interesses an sich im Umbr. kaum mehr lebendig gewesen sein dürfte und bei diesem Wort doppelt auffiele, nachdem das synonyme und gleichgebildete l. *exterminō* innerhalb eines reich ausgebildeten Deponenssystems nur aktiv flektiert. Der Wert dieses Beweisstückes sinkt um so mehr, als Pokorny, IF. Anz. 38, 11 auch für das Britannische Spuren alter Deponentialflexion anerkennt. Dagegen sind hinsichtlich der Übereinstimmung im ir. und lat. *b*-Futur von keiner Seite Waldes klärende Ausführungen entkräftet, wonach beide nicht nur lautlich vereinbar sind (fürs Ir. vgl. jetzt Sommerfelt, MSL. 22, 230 ff.: **b(h)w-* : *-ww*, *-f(f)*), sondern auch bei den gleichen Verbalkategorien

auftreten; die Annahme, daß diese Bildung einmal auch bei den beiden andern Sprachzweigen zu Hause gewesen, aber verloren gegangen sein könnte (so E. Hermann, GGA. 1918, 353), ist gänzlich aus der Luft gegriffen. Wichtig wäre, wenn sich Waldes Schluß S. 37 bewahrheiten sollte, daß die Zusammenrückung des ital. Imperfekts auf *-bhu̯ām* (l. *amābam*, o. *fufans*) sowie des o.-u. Perfekts auf *-fed* aus **-bhu̯et* nach Ausweis des noch selbständigen altlat. *fuam*, *fuas*, *fuat* viel spätere Verbindungen als das ir.-lat. *b*-Futurum darstellen. Diese chronologische Frage hängt engstens zusammen mit der Deutung des ital. Imperfekts auch in seinem ersten Glied, die Güntert, Stzb. Heidelb. Ak. 1917 nicht restlos gelungen ist, noch weniger O. Hoffmann, Rh. Mus. 73, 222 ff. (s. Bacherler, Burs. Jhrb. 184, 157). M. E. hat nur eine Erklärung Aussicht auf Erfolg, die den Typus *calefacio -fio* gemeinsam mit dem Imperf. auf *-bam* befriedigend erklärt; hier bieten besonders Günterts Ausführungen eine Angriffsfläche (vgl. J. J. 7, IX n. 10). Die schwierigen Verhältnisse der Vertretung von *n̥* im O.-U. hat Walde 52 ff. einigermaßen entwirrt durch die Annahme einer Vertretung *en* im Inlaut vor Konsonanten und im Auslaut, dagegen *an-* im Anlaut gegenüber lat. *en-*, *in-*, vgl. die Negativpartikel o.-u. *an-*, o. *ant* «bis zu» = got. *und*, *anter* = ahd. *unter*, *Anafriss* = l. *imbribus*. Diese Lösung bedeutet einen wirklichen Fortschritt, wenngleich sie sich die nicht ganz unbedenkliche Auffassung v. Plantas, wonach *an-* in u. *antentu*, *ampentu*, *anovihimu* etc. nicht *in-*, sondern eine bedeutungsgleiche mit gr. ἀνά verwandte Präposition *an* enthalte, zu eigen machen muß. Die Geschichte der Labiovelare, die als vierter Punkt zur Sprache kommt, liefert keine Entscheidung und wird gelegentlich unten berührt werden. So sind immerhin einige Abstriche zu machen; man darf auch nicht vergessen, daß mehrere wichtige Formentypen wie die Bildung des Superlativs, die Nasalerweiterung des Suffixes *-ti-* in l. *natio*, u. *natine*, ir. *toimtiu* gemeinitalokeltisch sind (Meillet, Dial. i-e. 33 ff.). Dazu rechne ich auch die Bildung des Gen. der *o*-Stämme auf *-ī*, denn daß o. *-eís*, u. *-es -er* der *i*-Stämme ursprüngliches *-ī* verdrängt hat, ist von vornherein wahrscheinlich und ließe sich gewiß auch syntaktisch feststellen, wenn die Eigenart unserer Texte die ursprüngliche Funktion des *ī*-Gen., der Wertabstufung und der Rubrik, überhaupt vor Augen führte. Formell ist das Eindringen von *-eis* wohl dadurch zu erklären, daß sich der alte Gen. Sg. der *-ā*-Stämme im Gegensatz zum Lat. gehalten hat und damit die Gen. Sg. aller übrigen Deklinationen (wie der Gen. der 5. lautete,

wissen wir nicht) auf *-s* ausgingen; *-eis* drang ja auch im Gegensatz zum Lat. in den Gen. Sg. der konsonantischen Stämme ein, welche dann ihrerseits den Akk. Sg. nach der *o*-Deklination bildeten (*húrteis* : *húrtúm* = *tangineis* : *tanginom*). Von verschiedenen Seiten wurde betont, daß der Begriff der «Spracheinheit» nur eine Abstraktion ist; die Frage ist zu stellen, ob und bis zu welchem Grade Übereinstimmungen in der Sprache der goidelischen und lateinischen Völker nicht so zu deuten sind, daß bis zu ihnen, die die Ränder der italokeltischen Fläche einnahmen, nicht Neuerungen drangen, welche im Zentrum des Raumes, der von sabellisch-britannischen Völkern besetzt gehalten wurde, aufkamen (so Terracini, Riv. Fil. 49, 404, der aber damit das Verhältnis im Grunde umkehrt). Im übrigen hat Kretschmer neuerdings (Einl.[3] 78) gewisse Berührungspunkte zwischen dem Ital., Messap. und Achäischen im Sinne eines geographischen oder sonstigen Zusammenhanges zu deuten versucht, freilich ohne durchschlagenden Erfolg: die achäischen Patronymika auf -ιος waren nach Wackernagel, Mél. Sauss. 137 ff. ursprünglich allen Griechen eigen, die Konsonantenverdoppelung vor *i̯* im Achä. (κυρρον), Messap. und Osk. kann spontan sein; *-or-* im Achä., Makedon. und Lat. gegenüber ion. αρ in κόρζα, l. *cor* wird von Bechtel Dial. 1, 409 wohl mit Recht zum lesbischen Wandel von αρ, ρα zu ορ, ρο in Beziehung gesetzt. Da jedoch auch gewisse italogriechische Berührungen bestehen (Gen. Pl. der *ā*-Stämme auf *-āsom*, der kaum mit Walde als erst gemeinitalische Neubildung zu betrachten ist), andererseits auch ziemlich enge Beziehungen zum Germanischen (Hirt, Gesch. d. deutsch. Spr. 65 ff.), hat man den Eindruck, daß die Italiker vor ihrer Abwanderung nach dem Süden an einem Randgebiet gesessen haben müssen, in dem sich zahlreiche Isoglossen kreuzten.

Es ist klar, daß eine Lösung dieser Fragen von größtem Einfluß ist auf die wichtigere nach der ursprünglichen Schichtung der Italiker auf der Apenninenhalbinsel, die mit der Einwanderungsrichtung derselben (über die Alpen, von Illyrien aus oder von der Nordostecke Italiens längs dem Adriatischen Meer, s. Kretschmer, Einl. 106) und ihrem geographischen und kulturellen Verhältnis zu den Etruskern eng zusammenhängt. Auch hier tappen wir vorläufig noch ganz im Dunklen, wenn auch die neuen lydischen und hethitischen Funde baldige entscheidende Klärung zu bringen versprechen. Ribezzo, RJGJ. 4, 83 ff., 221 ff. verwertet zwar seine italisch-kleinasiatischen und italisch-illyrischen Gleichungen auf dem Gebiete der Orts- und Personennamen, die durch Übereinstimmungen der Stämme und Suffixe

(-θο, -αιθο, -νθο, *-s-*, *-i-*, *r-*, *n-*, *-mno*, *-mna*, *-to*, *-sto*, *-rno*, *-rna*, *-tro*, *-tra*) auch dort, wo Etrusker und Illyrier in geschichtlicher Zeit nie hingekommen waren, ein urmittelmeerländisches Substrat der großen Halbinseln zu erweisen scheinen, zur vollständigen Ablehnung der Herodoteischen Legende vom lydischen Ursprung der Etrusker: die Berichte von Tyrrhenus als Sohn des Herakles und der lydischen Königin Omphale deuten darauf, daß die Legende von dem östlichen Ursprung der Etrusker durch die Hände der Dorer ging, denen der Zyklus des Herakles angehört. Die Existenz eines *Tursa* und von *Tursani* auch in Lydien lieferte nach R. Material für die Kombinationsgabe der dorischen Kolonisten in Karien sowie in Sizilien und Italien, zwischen denen sicherlich vielfache kulturelle und Handelsbeziehungen geherrscht hätten. Für die Möglichkeit eines so allgemeinen Auszugs, wie ihn der Bericht voraussetzt, bot eine bequeme Grundlage die Legende von der Seeherrschaft der Lyder, welche die griechischen Chronographen (FHG.) als die älteste von allen ansetzten (1168 v. Chr.). Angesichts der Gleichheit der Rasse und Bräuche der urmittelländischen Bevölkerung sollen die äußeren Übereinstimmungen zwischen Lydern und Etruskern darin ihre Erklärung finden, daß beide manches ursprünglich gemeinsame Element sei es bewahrt, sei es in der gleichen Richtung, aber unabhängig, weiterentwickelt hätten. Dieser gründliche Skeptizismus steht im scharfen Gegensatz zu den Erwägungen, die Kretschmer, Einl.[3] 109 anstellt: er schließt auf eine doppelte Schicht der unidg. Bevölkerung Mittelitaliens erstens aus dem sprachlichen Charakter der Ortsnamen (Fehlen der Bildungen mit -νθ- und -σσος in Etrurien, wohl aber in Sizilien; aber einerseits weist Kretschmer selbst die verwandten Bildungen auf *-ntum* wie *Ferentum*, *Visentum* in Etrurien nach, anderseits zeigt Ribezzo a. O. 229 auch im brutt. Κόκυνθος, Τεμέσα, Οὐολσός diese Suffixe auf, so daß die Verbindung der entsprechenden sizilischen Ortsnamen mit den von den Alten aus der Troas abgeleiteten Elymern das Problem zu eng begrenzt), weiterhin aus der antiken Überlieferung: Herodots Lyder, die zur See zu den Umbrern gekommen sein sollen, deuten gegenüber den «Pelasgern» zu Cortona in Etrurien auf eine doppelte Einwanderung jener ägäischen Bevölkerung in Mittelitalien, wobei er die Sprache der ersteren in den etruskisierenden Novilarainschriften wiederfindet. Diese doppelte Besiedlung scheine auch allein die Durchschlagskraft und Ausdehnungsbreite der Etrusker über ganz Mittelitalien und nach Norden bis zur Poebene zu erklären. Es fällt schwer, hier eine Entscheidung zu

treffen, die sich auf zu viele noch unklare Faktoren stützt. Jedenfalls war der Einfluß der überlegenen etruskischen Kultur auf die Sprachen und Sitten der italischen Stämme ein ungeheurer; er wird auch von der Forschung in steigendem Maße in Rechnung gestellt. Seit Schulzes Eigennamen kennen wir die vollständige Durchdringung der italischen Namengebung mit etruskischen Elementen, und Etymologien der älteren Schule wie *Vestricius* «Schneider», *Tintirius* «Färber» (so noch Pl. und Buck) begegnen seitdem berechtigtem Bedenken. Vor allem waren die Etrusker dank ihrer hochstehenden, auf starker Anpassungsfähigkeit beruhenden Kultur die gegebenen Vermittler für Kulturworte, vor allem griechischen (l. *sporta gruma triumpus Catamitus Pollux*, dazu nach Schulze, KZ. 51, 242, *scaena* mit etr. Lautung aus dor. σκανά, vgl. etr. *calaina* = dor. Γαλάνα), aber auch keltischen Ursprungs (l. *cisium*, wie alle auf den Wagenbau bezüglichen Wörter, aus dem gall. *cissum*, bz. *cissio-*, vgl. gr. κίστη, mit etr. Lautgebung nach Vendryes, MSL. 19, 62, so vielleicht auch *mantisa*, s. Terracini, Riv. Fil. 49, 428). Der entsprechende Einfluß der Etrusker auf die Dialekte ist weniger greifbar, war aber gewiß nicht minder stark (vgl. das Auftauchen des etruskischen Zeichens ⋊ = *ś* auf der späten defixio von Cumä, Neap. 2, 296). Was hier interessiert, ist vor allem die Wichtigkeit einer Lösung der etruskischen Einwanderungsfrage für die ursprüngliche Schichtung der italischen Stämme. Das gilt nicht nur von den Umbrern und ihrer etwaigen teilweisen Verschmelzung mit den Etruskern im späteren Etrurien, sondern auch von der Einordnung der übrigen italischen Stämme, Fragen, die angesichts der spärlichen Überlieferung und der Notwendigkeit einer energischen Quellenkritik nur die vereinten Anstrengungen von Historikern und Philologen vorwärts zu bringen vermögen. Noch ist die Frage ungelöst, wie es kommt, daß der Zweig der Latiner in geschichtlicher Zeit nur zwei kleine Landschaften umfaßt; denn E. Meyers, Gesch. d. Alt. 2, 493 ff., Annahme, daß die alte Bevölkerung Unteritaliens, die in den griechischen Quellen fast unterschiedslos Oenotrer, Opiker, Ausoner heißt und die in historischer Zeit, seit dem Ende des 6. Jahrh., bis auf einige opische Kerne Kampaniens und der Aurunker verschwunden ist, den Latinern aufs nächste verwandt gewesen sei, findet an der Sprache wenig Anhalt: die Bruttier gehörten ebenso wie die Lukaner nach Ausweis der spezifischen Terramarekultur (ca. 1000 v. Chr.) jener ältesten Schicht von Ausonern oder Italikern an, von denen die Gegend in jener Zeit ihren Namen erhielt und welche in urgeschichtlicher Zeit die Japyger langsam über

den Bradanus zurückdrängten (Ribezzo, Neap. 1, 171 ff.; wichtig für die Bestimmung der Ausdehnung der Ausoner der Ortsname des äußersten Japygiens *Auzentum* aus **Ausentom*). Selbst in Sizilien dürften italische Elemente eingedrungen sein und Pindars Bezeichnung des sizilischen Meeres als Αὐσονίας ἁλός dürfte archaisch sein und aus jener Zeit der Besetzung stammen (Wilamowitz, Pindar 502). Nun ist die Sprache der Bruttier in geschichtlicher Zeit nach dem Zeugnis des Ennius und Festus neben dem Griechischen oskisch, auch die wohl noch aus dem 6. Jahrh. stammende o. Inschrift Ουλσοια Αλτιπιμες εστ (Neap. 1, 168) stimmt dazu. Wenn also in Samnium und Lukanien die Opiker von den Samniten nach Strabo 5, 12, p. 250 verjagt worden sein sollen, so wird das wohl nur bedeuten, daß sich dieselben einfach völkisch und politisch darüber geschoben haben, und zwar so, daß ihre Sprache, die von der der Besiegten nicht wesentlich abwich, weiter von den benachbarten Völkern und ihnen selbst «opica» oder «osca» genannt wurde (Ribezzo, a. O. 381). Auch die Frage, wer der völkische Träger des Namens Osker war, läßt sich vielleicht danach beantworten: gegenüber Sogliano, Rendic. Acc. Lincei 21, 4, der aus den archäologischen Tatsachen heraus die Osker für die nichtitalischen Urbewohner Kampaniens hält, welche in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. von den Samnitern unterjocht und unter Übernahme des aus dem Etruskischen entlehnten oskischen Alphabets durch die Eroberer zur Annahme der samnitischen Sprache gezwungen wurden, wird man vielmehr nächste Verwandtschaft der Sprache der Osker mit der der Samniten anzunehmen haben, und die geringe dialektische Ausgestaltung des Oskischen läßt sich vielleicht mit Buck, § 3 und Kretschmer, Einl. 103 als eine künstliche Regelung durch die in Kampanien entwickelte oskische Schriftsprache betrachten.

Angesichts der Dürftigkeit der Sprachreste und der antiken Überlieferung, die für viele kleinere Stämme wie Marser, Marruciner, Picener überhaupt nicht fließt, für andere zunächst nicht zu beurteilende Ursprungssagen bietet (so behauptet illyrischen Ursprung der Päligner Paul. Fest. 222, worin K. Meister, Eigenn. 35[1] angesichts des echt illyrischen Namens Volsimus einen Kern wahrer Tradition erblicken möchte), ist es doppelt zu begrüßen, daß J. Schrijnen den Versuch gemacht hat, in seinem Aufsatz «Italische Dialektgeographie» (Neophil. 7, 223 ff.) die Methoden der heutigen Mundartenforschung auf die altitalischen Dialekte zu übertragen. Zweck des Aufsatzes ist eine Klassifizierung der mittelitalischen Dialekte. Auf einer übersichtlichen Karte zeichnet er drei Isoglossen ein, die am weitesten

reichende *qu*/*p*-Linie (*quis* gemeinsam den Stämmen Latiums nebst den Marsern, Äquern, Hernikern, Sabinern, Faliskern, Pränestinern gegenüber *pis* der Volsker, Marrukiner, Vestiner, zweifelhaftes Gebiet die Picener), die *f*/*b*-Linie *Rufro—Rubro* (Erweichung zu *b* nur in Rom und dem nächsten Gebiet von Latium mit Lanuvium, dagegen nicht in Tusculum, bei den Fal., Präu., Sab.), die Aspiratenlinie *h* statt *f* aus idg. *bh—dh* in *haba* (Fal., Sab., vielleicht auch Präu. und Tusc.) und *f* statt *h* aus idg. *ĝh*, *gh* in *faedus* (Fal. und der westliche Teil des Sabinischen, ferner Präu. und Tusc.). Die *f—h-* und *h—f-*Linie stammt aus dem Etr., Vermittler waren dabei die Falisker; der etr. Laut mag in der Mitte zwischen lat. *f* und *h* gelegen sein, daher die Vertauschung. In diesen Ergebnissen berührt sich Schr. mit Ribezzo, der RIGI. 2, 245 ff. die Aspirierung ebenso wie den Rhotazismus auf Falerii zurückführt, letzteren wegen *carefo* CIE. 8179 *(castus)* aus dem 5. Jahrh. von chronologischer Bedeutung, weil die stadtrömische Reformschreibung 312 v. Chr. dabei eine sehr späte amtliche Fixierung bedeuten würde (vgl. Herbig, Gl. 12, 234 und unten S. 378). Die Arbeit von Schr. ist ein versprechender Anfang, nicht mehr; mißlich ist dabei, daß für viele der zu untersuchenden Dialekte das Material fast nur aus Eigennamen besteht, was zur größten Vorsicht mahnt. Wenn die Sabiner als ein den Latinern nächstverwandter Stamm betrachtet werden, die die alte *b*-Linie zugunsten der *f*-Linie *(Rufro)* durch Überflutung einer alten oskischen Sprachwelle von Samnium aus wieder aufgegeben hätten, so scheint das vorläufig in nichts begründet. — Schärfer betont das, was wir nicht wissen, E. Hermann in seiner Charakteristik des lat. Lautsystems, NGG. 1919, 229 ff., der hervorhebt, daß die Monophthongierungsbewegung im Vokalismus von außerhalb Roms ausgeht, da z. B. das Faliskische und Umbrische *(ote, toru)* die dem Stadtrömischen fremde Monophthongierung von *au* zu *ō* aufweist. Inwieweit bei dissimilatorischer Entrundung in Fällen wie l. *veicus* aus **voicos* die Dialekte mitgehen, wissen wir, abgesehen vom Fal. *(loferta)*, überhaupt nicht. So bleibt hier für die Zukunft noch fast alles zu tun. Am auffälligsten ist angesichts des Fehlens jeder auf etwaige Stammesverschiebung deutenden antiken Überlieferung die enge Übereinstimmung des Volskischen mit dem räumlich entfernten Umbrischen. Sieht man sich die Liste bei Pl. 1, 24 f. an, so beweisen die angeblichen Übereinstimmungen mit dem Osk. überhaupt nichts (das Unterbleiben der Synkope in *toticu* gegenüber nu. *todco* kann sich chronologisch oder durch eine osk. Welle wie in *medix* erklären,

anders Götze, IF. 41, 105), dagegen muten die sieben Zeilen der Bronzetafel von Velitrae geradezu wie die Sprache eines umbr. Dialektes an: Monophthongierung in *deve covehriu* (gleiche Ablautstufe sowie *-h* als Dehnungszeichen), Assibilation in *façia* = u. *façia*, Abfall von auslautendem *-d* in *vinu* usw. und *-t* in *atahus*, Stellung des Vaternamens vor dem Gentile, die sakrale Formel *vesclis vinu* = au. *veskles vinu* (noch dazu nach Thurneysens, IF. 21, 175 f., wahrscheinlicher Etymologie zu kelt. *lestro-* mit dem rein umbr. Wandel von *l-* zu *v-*), dazu noch *asif*, wenn = **assens* (Thurneysen, Gl. 11, 219, vgl. au. *kutef*), *bim* = bovem, au. *bum* (mit Thurneysen a. O. Umgestaltung nach *sim* anzunehmen, scheint nicht nötig, da die den Übergang in *i* aufhaltende Wirkung des Nasals in au. *bum* zur Zeit der volsk. Inschrift sich nicht mehr geltend gemacht haben braucht). Einzige Ausnahme ist *se* 'wenn', daneben nach Thurneysens, a. O. 218[1], allerdings durch den Satzparallelismus nicht empfohlener Deutung = «sic», so daß hier das Volsk. zu l. *seī* gegenüber o. *svaí* und umbr. *sue* stimmen würde.

Ein Mittel, die Stellung der Dialekte unter sich und zum Latein zu bestimmen, kann auch die planmäßige Erforschung der sprachlichen Wechselbeziehungen zwischen den italischen Stämmen werden. Bekannt ist, daß den Römern die erste Berührung mit der griechischen Kultur neben den Etruskern durch die Osker zukam, auf die in Kampanien beide überlegene Kulturen einwirkten. Beweis dafür sind die vielen griechischen Lehnwörter im Osk., die zuletzt Kretschmer, Gl. 10, 157 f. gesammelt hat (dazu noch ποτερεμ = ποτήρ Pl. 11, σοροϝωμ = σορός Pl. 16 [Ribbezzo, Neap. 1, 395], *biass* = βία auf der defixio von Cumä, Neap. 2, 300). Bei diesen Beziehungen waren natürlich die italischen Stämme nicht nur der empfangende Teil, vgl. die italischen Lehnwörter im sizilischen Griechisch (über γέλα, κότταβος, λάταξ usw. s. Sapienza, RIGI. 2, 143 ff., über dor. ἀλλᾶς Kretschmer, Gl. 1, 323) und im Messapischen (πανός = *panis*, καλατορας auf dem Merkurstab von Tarent, πενσκλεν 'Bethaus' = o.-u. *persclo-*, s. Ribezzo, Neap. 1, 77 A.). Diese regen Wechselwirkungen werden erst in helles Licht treten, wenn die griechischen Lehnwörter im Latein. einmal zeitgemäß nach Zeiten und Kulturgattungen gesammelt sind. Daß auch nach Ernout, Les élém. dial. noch viel zu tun ist, lehren schon flüchtige Stichproben. So ist z. B. *glaucuma* Plaut. Mil. 148 nach Ausweis des *ū* für *ō* wohl durch osk. Vermittlung nach Rom gekommen; ähnlich macht sabinische Vermittlung für *rosa* aus ῥοδέα Kretschmer, Einl. 115 wahr-

scheinlich. Aus dem Osk. rührt nach der feinen Beobachtung W. Schwerings, IF. 32, 220ff. die Flexion *Aiax Aiācis*, o. **Aias Aiakeis* unter Anschluß an die zahlreichen Gutturalstämme wie *meddís medíkeis* her. Diesen Weg ist für die Entlehnung oskischer Namenelemente durchs Lateinische weiter gegangen K. Meister in seinen durch philologische Quellenkritik wie sprachwissenschaftliche Schulung gleicherweise ausgezeichneten lat.-griech. Eigennamen, in denen er die Flexion *Anio Anienis* durch die gleichartige, aus dem Sabinischen oder einem verwandten Dialekt (Nom. *Nerio*, Vok. *Neria*) entlehnte *Nerio -enis*, weiterhin auch die auf sabellischem Sprachgebiet verbreiteten Flußnamen *Almo, Spino, Umbro, Minio, Safo* als o.-u. Nominativformen von *ā*-Stämmen verständlich macht. Ähnlich setzt *Luca bos* ein o. **Lúvkans* fort, ferner *Messāla* ein osk.-sizil. **Messānāns*; die bei Plaut. Trin. 545 stehende Form *Campans* hat inzwischen durch die Herstellung des Verses Truc. 952 *Campans dicit: abaavi* (Lindsay, Cl. Rev. 31, 132) eine Parallele gefunden, die bestätigt, daß diese halboskische Form tatsächlich zur Zeit des Plautus neben *Campanus* in Rom üblich gewesen sein muß. Anderes ist freilich weniger sicher, so die an sich bestechende Gleichung *Japudia* : *Apulia* unter Annahme sabinischer Vermittlung (Ribezzo, Neap. 1, 68ff., dagegen Herbig, BphW. 1915, 1033). Anderes ist grundsätzlich bedenklich, so wenn Cuny, Rev. ét. anc. 18 (1916), 248ff. den verderbten Vers Plaut. Trin. 888 *iuxillum* in *vesculum vinarium* verbessern und darin eine Umsetzung von u. *veskla* sehen will: nicht nur die Anaptyxe stört, es stimmt auch nicht zur Praxis des Plautus, der solche Dialektwörter in der Regel mit leicht spöttischer Absicht direkt einführt. Wenn J. Brüch, Gl. 8, 238ff. l. *farfarus farferus* aus dem Umbr. herleiten will (**farfesos* : ital. *farfa* «Bart», Benennung von der Behaarung der Unterseite der Blätter), so kann er die Bildung mit *-so-* oder *-ro-* weder als primäre noch als sekundäre Ableitung verständlich machen. F. Mullers Gl. 9, 183ff. Herleitung von *damnas* aus o.-u. **damnaz* «damnatus» verliert jeden stärkeren Halt, da *damnum* nicht aus gr. δαπάνη direkt entlehnt sein kann, sondern urverwandt ist, wie schon das Vorhandensein der Sippe in *daps* nahelegt. So müssen besonders günstige Umstände hinzukommen, sollen derartige Möglichkeiten zur Sicherheit erhoben werden. Deswegen braucht man nicht in das Gegenteil zu verfallen: wenn z. B. Sommer, Hb^2 336f. für *famul* (Enn. ann. 313: o.-päl. *famel*) sowie für spätlat. *mascel figel vernacel* wegen der geographischen Verteilung nicht mit Oskizismen rechnen will (so Solmsen, IFAnz.

19, 30), so schießt das wohl über das Ziel hinaus; für *figel* fällt noch ins Gewicht, daß die Töpferkunst doch in den ital. Dialektgebieten bodenständig ist, *vernacel* und *mascel* können sich an *famel* angeschlossen haben.

Gehen wir zu den eigentlichen Fragen der Lautlehre über, so ist von grundlegender Bedeutung die Stellungnahme zu den durchgehenden, die Lautveränderung beherrschenden Faktoren. Hier ist der Streit über die Betonungsverhältnisse neuerdings aufgelebt. Zwar über die Entstehung und Zeit der ital. Anfangsbetonung ist seit der großen etruskischen Hypothese von Skutsch, Gl. 4, 187 ff. keinerlei neues Material beigebracht worden; über die Möglichkeit einer derartigen gemeinwesteuropäischen Akzentregelung s. die feinabgewogenen Darlegungen Waldes, Gesch. Sprachw. 159 f. Skutschens Meinung, der lateinische Anfangsakzent stamme samt allen seinen Wirkungen, einschließlich der Vokalschwächungen, aus dem Etrusk., ebenso aus dem Etrusk. der o.-u. mit den gleichen Wirkungen, aber ohne Vokalschwächung, wäre nur verständlich, wenn wir für die Sabeller eine von der lateinischen wesentlich verschiedene Artikulationsbasis anzunehmen hätten. Gegen die etr. Hypothese sprechen sich Ribezzo, RIGI. 3, 338 f. und Lenchantin de Gubernatis 6, 85 ff. aus auf Grund von ital. *Vitelia* gegenüber späterem *Vitalia Italia* und homer. Σικελός gegenüber Σικανός, die aus dem Italoausonischen stammen sollen und die Folge eines Initialakzentes sind; ich weiß das nur mit der völkischen Zugehörigkeit dieser Italoausonier nicht recht in Einklang zu bringen. Hinsichtlich der Betonung der Dialekte in historischer Zeit nimmt F. Muller, IF. 37, 187 ff. im Gegensatz zu Thurneysen, Gl. 1, 240 ff. eine mit dem Lateinischen parallel gehende Entwicklung zum Dreisilbenakzent an, die sich für ihn durch Tatsachen der Anaptyxe, Konsonantenverdoppelungen und Konsonantenerleichterungen in unbetonter Silbe ergibt. Zugegeben, daß diese Entwicklung von vornherein nicht unwahrscheinlich ist (fürs Umbr. erschließt Walde das gleiche aus *purditom*, s. u. S. 380; auch Götze, IF. 41, 106 setzt die Synkope der Schlußsilben auf Rechnung einer neuen Druckverteilung unter der Wirkung des Dreisilbenakzents), so ist doch das Material Mullers ungleichmäßig und ohne rechte Beweiskraft. Daß sich die Anaptyxe (s. u.) ausschließlich in betonten Silben entwickelt habe, ist nicht richtig. Die Vermutungen über o. *valaemom* und seine späte Entlehnung ins Lateinische sind gegenstandslos, da sie die Entlehnung beider aus gall. *volema* (: kymr. *guell* «besser», Persson,

Beitr. 516) nicht berücksichtigen; ein Antritt des Superlativsuffixes *-mo-* an einen Lok.-Dativ auf *-ai* wäre ohne jede Analogie. Mullers Annahme S. 208[1] einer alten Silbenbildung *Japud(i)-sko-* ist widerlegt durch E. Hermann, Silbenbild. 253. Was Konsonantendoppelung anlangt, so ist richtig, daß sie sich besonders leicht unter dem Akzent einstellt, das Material ist jedoch bei der verschiedenen Praxis der Inschriften hinsichtlich der Geminataschreibung zu wenig eindeutig, auch an der Chronologie geht Verf. vorbei. Hat Hermann, Silbenbild. 249 recht, den Gegensatz von o.-bant. *allo* aus **alia* zu *famelo* aus **famelia* (vgl. *Fistelú* aus **Fistelia*) aus der Betonung zu deuten, so müßte hier der Anfangsakzent noch gewahrt sein gegenüber *Vítelliú*. Gar nichts ist trotz M. aus der Schreibung der Vokallängen in u. *e eh ehe aha* usw. herauszuholen, ebensowenig aus der Schreibung u. *pesnimu* neben *persnihmu*: diese von der Artikulationsschwäche des *r* vor *s* herrührende Schreibung hat mit dem Akzent nicht das mindeste zu tun, sie beruht nicht einmal auf einem zeitlichen Unterschied, wie man aus dem Nebeneinander von VI[b] 16 *pesclu semu* und 36 *persclu sehemu* ersehen kann. — Ist Mullers Theorie trotz schwacher Beweisführung richtig, so hat man immer noch im Sinne Thurneysens zu fragen, warum Vokalverdopplungen in der Schrift fast nur in erster Silbe begegnen. Berücksichtigt man, daß die osk. Nationalschrift weitaus stärker wie die umbrische auf phonetischen Grundsätzen aufgebaut ist (vgl. die regelmäßige Bezeichnung des Gleitlauts *i̯*, *u̯* in *iiuk*, *eitiuvam*, in Fällen wie *tiurri* usw.), so wird man das Aufkommen der Doppelschreibung *aa* als genaue Fixierung der zweigipfligen Aussprache unter dem Akzent zu fassen haben. Daß nichterste betonte Längen in Fällen wie *Núvlanú-*, *Úhtavis*, *Regaturei* niemals doppelt geschrieben werden, muß dann auf einer konventionellen Regelung beruhen. Jedenfalls ist diese Gepflogenheit nicht anders zu beurteilen als bei dem gleichfalls nur in Stammsilben auftretenden *íí*, für das die von Streitberg, PBB. 14, 198 gelieferte Lautbestimmung als «offenes und leicht diphthongisches *i*» immer noch als die zutreffendste gelten darf. Daß hier die Beschränkung auf die erste Silbe sekundär ist, scheint indirekt Αλτιπιμες auf der wohl ältesten osk. Inschrift (6. Jahrh., Neap. 1, 168) anzudeuten.

Die Anaptyxe ist gleichzeitig auch von anderer Seite eingehender untersucht worden. Von A. W. de Groots (Forsch. lat. Gr., hrsg. v. Kretschmer-Kroll 6) Feststellungen fürs Lateinische interessiert hier nur seine nicht sehr einleuchtende Annahme, daß das Auftreten der

Anaptyxe auf romanischem Gebiet — im wesentlichen nur in den süditalienischen und sizilianischen Mundarten — einer erhaltenden Tendenz durch das im übrigen die Anaptyxe unter anderen Bedingungen aufweisende Oskische zuzuschreiben sei. Da die Anaptyxe im Osk. nur bei Liquida oder Nasal begegnet (nicht bei *Luvikis*, wogegen auch Synkope in *Júvkiúú* spricht, vgl. Pl. 1, 259 f., unsicher auch bant. *comono comenei* wegen danebenstehendem *amnud.* vgl. Pl. 267), hat man in derselben die typische Entwicklung des Gleitlauts zu sehen, der bei zweigipfliger Aussprache der Silbe und Verlegung des Nebengipfels der Silbe in das Ende des Sonors entstand. Sievers Phon. [5] § 814 weist mit Recht darauf hin, daß die sog. «Nasalis oder Liquida sonans» eine im Grunde verwandte Erscheinung ist; vgl. auch den russischen «Vollaut» in *golova bereg* usw. Daß die so durch die Vokaldurchlässigkeit des Sonors entstandenen Sproßvokale stets die Färbung des Vokals zeigen, zu dem der Sonor gehört (wichtig *tefúrúm* für die Chronologie des Übergangs von *-om* zu *-um*), ist kaum auf nachträgliche Assimilation von zunächst entstandenen Minimalvokalen *ə* usw. zurückzuführen, sondern gegenüber im Vulgärlat. häufigerem *e* (d. h. *ə*), *i* als Sproßvokal ähnlich zu beurteilen wie ahd. *alah starab aram charal* gegenüber nhd. dial. *kirich ar²m*, elsäss. *furichbar* usw. Daß wir keinen Fall von Anaptyxe entsprechend lat. *Ocetavus* haben, die ebenso wie die Doppelung *Occtava* (z. B. Not. d. scavi 1919, 294 n. 10) nur bei kräftigem Verschluß möglich ist, liegt an der durch den Lautwandel *pt kt* zu o.-u. *ht ft* deutlich erwiesenen Lockerung des Verschlusses, die ihrerseits mit der Silbenbildung zusammenhängt. Diese Fragen hat namentlich vom Standpunkt des Phonetikers E. Hermann behandelt in seinem großangelegten Werk «Die Silbenbildung im Griechischen und in den anderen idg. Sprachen», Göttingen 1923. Leider steht das Griechische im Mittelpunkt seiner Interessen, so daß er dem an sich dürftigen italischen Material nicht alles abgefragt zu haben scheint. H. findet S. 251 den Unterschied zwischen o. *maatreis* und *patereí* im klaren Gegensatz zu Groots (p. 56) Auffassung fürs Lateinische darin, daß hinter dem langen Vokal *tr* schon vor der Zeit der Anaptyxe ganz zur folgenden Silbe übergetreten war, weswegen überhaupt kein Vokal eingeschoben wurde. Die verschiedene Behandlung von *patereí* gegenüber *alttram* erklärt sich ihm (S. 376 f.) gleichfalls aus einem zeitlichen Unterschied: *alttram* soll ursprünglich die Silbengrenze hinter dem *t* gehabt haben und erst nach dem Eintritt der Anaptyxe hinter den ersten Konsonanten verschoben haben. Der Gegensatz endlich von *Aadiriís* «Atrius» und

maatreís soll sich durch eine Schnellsprechform **ádri̯-* lösen, bei der *r* und *i̯* von jeher wegen der Schallfülle des *r* zur folgenden Silbe gehörten. Mir scheint der Gegensatz von *tadiriís* und *maatreís* derselbe zu sein wie zwischen *pústreí* und *pústiris*. Übrigens scheint päl. *sacaracirīx* mit seiner Anaptyxe hinter dem langen Vokal zu zeigen, daß man die ganze Erscheinung nur bedingt für die Silbenbildung verwenden darf. Vielleicht kommt man durch die Beobachtung der Chronologie im einzelnen noch etwas weiter. o. *Anagtiai* «Angitiae» erklärt sich durch Eintritt der Anaptyxe vor der Synkope (ähnlich Götze, IF. 41, 129), jedenfalls vor der Velarisierung des *n*. Wenn H. in o. *Helleviis* neben *Helevis* eine Kontamination zwischen der Allegroform mit *-ll-* und der Lentoform mit Anaptyxe sehen will, so ist zu bemerken, daß für eine solche Schnellsprechform **Helliis* nicht der mindeste Anhaltspunkt vorliegt, auch o. Ϝολλο|–ωμ Pl. 16, nach Ribezzos Neap. 1, 395 wahrscheinlicher Verbesserung = *vollovom* «volvom, concameratum» (vgl. lat. *vulva*) zeigt spontane Dopplung des *l*. Bedauerlich ist auch, daß H. von Haus nur die zwei-, nicht auch die dreiteiligen Konsonantengruppen planmäßig untersucht hat; der Gegensatz zwischen *alttram punttram* und *Entraí* bleibt unklar, will man nicht mit Brugmann, IF. 15, 75 die Silbengrenze hinter *n* infolge etymologischer Verknüpfung mit der Präpos. *en* verlegt denken. Ergänzungsbedürftig ist schließlich auch das, was H. von den Assimilationserscheinungen für die Silbenbildung abliest. Auch hier ist vielleicht durch zeitliche Scheidung etwas weiter zu kommen. Assimilationen in historischer Zeit sehen wir in durch Synkope zusammengetretenen Gruppen in u. *osatu*, o. *teremniss* gegenüber älterem *luisarifs*, ev. Nom. Pl. *meddíss* gegenüber älterem μεδδειξ (vgl. Schwering, IF. 32, 367). Wie ist in diesem Zusammenhang spätes *triaginss urinss fakinss* auf der neuen defixio von Cumä (ca. 100 v. Chr., vgl. Neap. 2, 294) zu beurteilen? Eine auffallende Verschiebung der Silbengrenze ist in o. ΔιουϜει auf der Bronzeplatte von Monteleone Pl. 4 zu beobachten; Ribezzo, Neap. 1, 402 schließt auf Grund seiner Sammlungen über den o. Vokalismus der Inschriften Lukaniens auf eine Lautgebung *Diouu̯ei* mit der Silbengrenze innerhalb des *u̯* (vgl. dazu u. *auuei* und ev. *aruvia*, Pl. 1, 184). *peessl[úm* auf einer jungen o. Inschrift B. 49 neben *pestlúm* spricht mit seiner Assimilation von *-st-* zu *ss* jedenfalls für die spätere Zeit gegen die von H. 376 vertretene Auffassung, daß bei Dreiteiligkeit der Konsonantengruppe nur der letzte zur folgenden Silbe gehöre.

Einen umfassenden Versuch, durch Gruppierung lautlicher Er-

scheinungen um die Synkope und Beachtung der bezüglichen zeitlichen Abfolgen in das Wesen und die Entwicklung der weittragenden Synkopeerscheinungen einzudringen, hat Götze, IF. 41, 78 ff. unternommen. Leider türmt die Arbeit nicht selten auf unsicherem Grund Kartenhäuser auf und kommt dadurch zu haltlosen Ergebnissen. Nach G. ist die Synkope der 3. Silbe in viersilbigen Wörtern älter als die der 2. Silbe (S. 85); sie ist gemeinitalisch, obwohl sie im Latein. erst nach dem Rhotazismus fällt. Die Synkope in Mittelsilben dreisilbiger Wörter ist älter als die in Schlußsilben (ausgenommen die Schlußsynkope hinter *s* in *ferest fakust* usw., die auch älter als der Rhotazismus ist); sie ist ferner älter als die Entrundung der Labiovelare, welche ihrerseits jünger ist als die Palatalisierung von *kt* zu *it*, diese wieder jünger als die u. Monophthongierung der Diphthonge. Damit ist der Lautwandel $k^{u}t$ zu *kt* als der jüngste von allen angesetzt, ein von vornherein ganz unwahrscheinliches Ergebnis (s. dagegen Walde, Innsbrucker Festgruß 93 ff., Gesch. d. Sprachw. 180). Anderseits erhellt aus u. *Çerfe*, u. *osatu* usw., daß der Rhotazismus im Umbr. jünger ist als Synkope in Mittelsilben, obwohl er im Lat. älter sein soll als jede Synkope. Dieses Ergebnis ist widerspruchsvoll und kann so schwerlich richtig sein; es ist auch allein aufgebaut auf lat. *Falernus*, o. *Falenias* (letzteres ist angesichts *Faler.* auf der Parallelinschrift B. 32 sicher nur mit Buck § 103, 2 a als Schreibfehler zu betrachten); da der Rhotazismus aus Falerii stammt (s. o. S. 369), ist die Synkope in diesem Wort zunächst überhaupt nur für den Dialekt der Falisker selbst beweisend. Für mißglückt halte ich auch den Versuch 136 ff., hinter dem *-f* von o. *úittiuf*, *fruktatiuf*, *tribarakkiuf* Instrumentale auf *-b-* zu sehen, ein morphologisch und syntaktisch ganz aussichtsloser Versuch, die Nominativformen zu beseitigen, nur weil der Lautwandel o. *-ns* zu *-f* (neben *-ns* zu *-ss*) in das von ihm aufgestellte System der zeitlichen Abfolgen nicht passen will.

Es wird sich empfehlen, auch bei der Lautlehre zunächst nur kleinere Aufgaben anzugreifen, die sich auch wirklich bewältigen lassen. Bartholomae, WklPh. 1916, 1023 ff. gewinnt das Gesetz: im Umbr. wird *ū* einsilbiger Wörter, idg. wie jüngeres, zu *ī*; die Ausnahmen au. *tuf* und *bum* erklären sich durch zeitliche Verschiedenheit in der Entwicklung von *ō* zu *ū*. Die Schreibung *Jiuvinas Jovina* neben *Ikuvins* ist nicht mit Buck § 148 a durch eine pia hieratica fraus als Anknüpfung an *Jovio-* zu erklären, sondern gibt die jüngere Lautentwicklung wieder, während *Jg-* eine überholte archaische, sei

es sakrale oder amtliche, Schreibung ist (Ribezzo, Neap. 2, 109; über das Nebeneinander von au. *usaçe* und *usaie* handelt R. G. Kent in einem mir nicht zugänglichen Aufsatz Cl. Phil. 15, 353 ff.). Hinsichtlich der Mouillierung des *l* zeigt Herbig, Gl. 5, 249 ff. in einem wohl abgewogenen Aufsatz, daß die Entwicklung und Verstärkung des Gleitlauts bei *l* zu *i* in Fällen wie l. *clarus* zu it. *chiaro* anscheinend zu verschiedenen Zeiten und Orten und in verschiedener Lautumgebung eingesetzt hat; die Einwirkung des Etrusk. ist auch im Falle des u. *voisiener* : etr. *vuisinei* nicht über allen Zweifel erhaben. Die o. Schreibung *iu* in Fällen wie *Diumpais tiurri Niumsieis Siuttiis* soll nach Grienberger, Gl. 2, 261 die lautliche Mischung *ü* bedeuten, wobei zu Unrecht *ültiumam* (vgl. die Verteilung von l. *-tumus* u. *-timus*) damit zusammengeworfen wird; in den o. Fällen handelt es sich tatsächlich nur um die genaue schriftliche Bezeichnung des Gleitlauts, der sich zwischen dem schwierigen Übergang vom Dental zum Lippenlaut einstellt, vgl. lakon. ιου nach Dentalen für υ wie noch heute im Tsakonischen (ähnlich Sommer, KE. 17 durch Hinweis auf das Boiotische). Auch in der Bestimmung des Lautwerts von o. *-h* im Auslaut ist noch keine Einigung erzielt. Grienberger, Gl. 11, 205 ff. möchte in allen Fällen in dem *h* lediglich ein graphisches Zeichen für die Länge sehen, obwohl die osk. Schrift Längenbezeichnung außerhalb der ersten Silbe im allgemeinen überhaupt nicht kennt (s. o. S. 373). *upsatuh sent* B. 44 faßt Gr. dementsprechend als Neutr. Pl. sc. «vasa», man kann aber ebensogut mit Weege ein maskul. Subst. ergänzen; *púiieh sum* B. 39 muß nach Gr. ein possessiver Dat. = **púiei* sein, was syntaktisch nicht anspricht; *suluh* und *svai puh* im Fluch der Vibia sollen *-d*-lose Ablative enthalten, fürs Osk. mit seiner Erhaltung des *-d* offenbar unmöglich, an Instrumentale auf *-ō* ist nicht zu denken. Es ist zu beachten, daß die ganze Erscheinung nur auf kampanischen, vom Etruskischen beeinflußten Inschriften aus Capua, Suessula, Teanum usw. zu Hause ist (vgl. auch die Schreibung *púiieh* = **púiieis* mit den Gen. *Luvcies* usw. auf den gleichen Inschr., Pl. 1, 145. 172); man wird also diese Verhauchung von auslautendem *-s* und *-d* aus dieser örtlichen Umgebung zu erklären haben. — Daß das aus *-ā* verdumpfte *-ŏ* im Ausgang der *ā*-Stämme den Römern kurz klang, schließt K. Meister, Eigenn. 36 aus Lucil. 1318 *sollŏ, dupundi.* Ich zweifle, ob dieser Schluß stichhält; bestenfalls könnte man darin eine Kontamination von echt o. **sollō *súllú* mit osk.-lat. *sollă* sehen. — Den letzten Versuch, das verzweifelte *íív* auf dem Schleuderstein von Saepinum B. 55 in der sachlich als Antwort

auf *pis tiú* am meisten ansprechenden Weise = «ego» zu deuten, ersieht man bei Sommer, IF. 38, 171 ff., der folgende Entwicklungsreihe ansetzt: **eĭō *eĭu íĭv* (*íĭ* = *ē* wie in bant. *ceus* aus **ceiu̯is*). Dagegen macht Ribezzo, der selber Neap. 2, 109 eine schon durch die falsche Auffassung von *esuf* = **ipsō -ōnis* nicht gestützte Entwicklung aus **e(g)ōns* zu **euf *íuf *íĭuf *íif* vermutet hatte, nunmehr RIGI. 5, 125 [3] mit Recht geltend, daß, selbst Palatalisierung durch den vorausgehenden Laut *e* zugegeben, o. bant. *ceus* keine genaue Entsprechung ist, da hier das *e* angesichts bant. *ligud* «lēge» wohl nur den Lautwert *ĕ* haben kann (so viell. auch l. *ceu seu*, Pl. 1, 145), ferner der Übergang von *-ū* aus Schluß-*ō* zu *-u̯* ohne Parallelen ist. Der Sommersche Ansatz ist also, wenn überhaupt, nur durch den besonders gelagerten Fall der Tonlosigkeit und seine geminderte Funktion im Sinne Horns zu retten, eine für diese alte Zeit etwas mißliche Annahme. Da man anderseits mit Ribezzos neuer Deutung Riv. Fil. 44, 545 als «proprio, come»: hom. ἠύ-τε, idg. **ē-u̯(e)* kaum etwas anfangen kann, wird man vorläufig ein non liquet aussprechen müssen. — Die umbr. Ausnahmen von dem Rhotazismus behandelt E. Hermann, Silbenbildung 210 ff. im Zusammenhang mit der *quosi̯o-*, l. *quoius*-Theorie und dem von ihm aufgestellten Lautwandel *si̯* zu ital. *zi̯*. Da u. *esono* und Eigennamen wie *Tesenakes* aus dem Etrusk. stammen, bleiben nur die *-āsio*-Fälle, für die H. Prohibitivdissimilation infolge des auslautenden *-z* (im O.-U. hinter Vokal aus *-s* entstanden) annimmt, so in u. *plenasier urnasier* usw.; hier hat also inlautendes *-s-* seine Stimmlosigkeit wieder zurückbekommen, wenn es überhaupt bereits in *z* verwandelt worden war. Dann erfolgte Ausgleichung des Paradigmas, was dann *kurçlasiu* auf der einen, *ezariaf* auf der anderen Seite erklären soll. Damit ist eine bessere Plattform für die Erklärung gefunden als bei der bisherigen Verbindung mit einer Suffixdoppelheit *-i̯o/-io-*. Solange man indes nur das vereinzelte *ezariaf* auf der anderen Seite hat, wird man hier lieber gegenüber sonst regelmäßig ausgeglichenem *-asio-* eine okkasionelle Dissimilation des *s* zu *r* für **ezasiaf* infolge der vorausgehenden Affrikata *z* annehmen. Will man überhaupt mit Dissimilation im Hermannschen Sinne operieren, so kann man daneben ebensogut mit Prohibitivwirkung eines vorausgehenden *r* in Fällen wie o. *purasiaí* und nachfolgenden Verallgemeinerungen rechnen (Fälle wie o. *Fluusasiaís* dann undissimiliert nach den vielen Festnamen auf *-asiú*); doch ist eine klare Entscheidung so lange nicht möglich, als die Entstehung des Konglutinats *-āsio-* nicht befriedigend erklärt ist. Bucks § 254 Annahme

einer *i̯o*-Weiterbildung des Gen. Sg. von *-ā*-Stämmen ist so gut wie ausgeschlossen.

Wenden wir uns Fragen der Formenlehre zu, so sind die noch ungeklärten Verhältnisse beim italischen Imperfekt schon oben S. 364 besprochen. Auch sonst gibt die italische Verbalflexion uns noch viele Rätsel auf, die, zum Teil wenigstens, durch stete und planmäßige Heranziehung der lateinischen Entwicklung gelöst werden können. So dürfte z. B. die von Sommer, Hb.[2] 567 trotz Brugmann, IF. 31, 102 f. gegebene Herleitung von l. *iī* aus **ei̯ai* an der Parallele von u. *iust* «ierit», *ier* «itum sit» scheitern, die vielmehr für die Herleitung aus *ii̯-ai*, vgl. ai. *iy-āya* (Brgn. a. O. 102) sprechen; Brgns. andere Möglichkeit, daß in u. *iust* die schwache Stammform von l. *ierant*, ai. *īyúḥ* stecke, scheidet aus, da nach Sommers richtiger Darstellung (a. O. 567) *ī(v)ero ī(v)erant* der Handschriften vielmehr Formen des sekundär entstandenen *īvī* enthalten. Die Herleitung des *-tt*-Perfekts des Osk. und der kleineren Dialekte wird auf dem von Brugmann, IF. 15, 76 ff. vorgezeichneten Wege der Miterklärung der lat. *-sso-*, *-ssim*-Formen erfolgen müssen, wenn auch Brugmanns Basis zu schmal erscheint, um beide Entwicklungen tragen zu können. Das umbr. *-nki̯*-Perfekt (*purdinsust* usw.) läßt Buck § 229 aus einem Adjektivstamm **purdinkio-* mit *-inko-* basiert auf o.-u. *-īn-* (*legīnum* usw.) wie lat. *-iunco-* auf *-iōn-* entstehen; doch kann er hierbei die *i̯o*-Erweiterung so wenig erklären wie Ehrlich, IF. 11, 305, der nach einem **versenkos est* neben **verset* «verrit» durch falsche Abteilung ein **purdi-nkios* sich ergeben läßt. Wie ist ferner der Tempusablaut in o. *upsed : úpsannam* bei einem Denominativum der 1. zu erklären? Bucks Annahme § 225 b, daß derselbe nach den Verben des Typus l. *ēmī ōdi* erfolgt sei, befriedigt deswegen nicht recht, weil gerade diese Verben in den Dialekten z. T. eine andere Perfektbildung haben. Die auf der neuen defixio von Cumä zum Vorschein gekommenen Formen *triaginss urinss fakinss* möchte Ribezzo, Neap. 2, 298 unter Fernhaltung von den osk. *ē*-Konjunktiven von *s*-Aoristen *h]errins patensins* als Optative des Präsensstamms fassen, die nach Ausweis von altlat. *temperint verberit* ursprünglich auch im Lat. eine weitere Ausdehnung gehabt haben müssen. Das ist möglich, auch die Schreibung mit *-i-* statt *ii* läßt sich dabei füglich erklären; aber auffällig ist doch, daß dieser hier so spät belegte Typus im Hinblick auf *tríbarakattins*, das doch trotz Pl. 2, 370 als *ē*-Konjunktiv gegenüber l. *fecerim faxim* zu fassen ist, im Osk. so isoliert dasteht. Weiterreichend ist die Frage nach der Verteilung der Verba des Typus

l. *capio venio* nach der 3. bzw. 4. Konjugation. Den neuesten Stand dieser Frage findet man bei E. Hermann, Silbenbild. 220 ff. verzeichnet, der ebenso wie Walde, Gesch. d. Sprachw. 214 nach der negativen Seite glücklicher ist als nach der positiven, wo er mit seiner Annahme der Vermischung der beiden Klassen der *i̯/ī* und *i̯o/iii̯o*-Verba allein nicht durchkommt. Ohne planmäßige Sammlung und chronologisch-genetische Anordnung des gesamten italischen Materials ist keine Lösung möglich. Daß o. *factud fakiiad* athematisch flektiert (*faci-o faci-s faci-t*, ähnlich für l. *iacio* Sommer, Hb.[2] 506, A. 2), schließt neuerdings Ribezzo, Neap. 1, 400 f. aus αϝακειτ der Altarinschrift von Civita, nach ihm = **anfacīt*, und man muß zugeben, daß die Wiedergabe der osk. Laute in der griechischen Schrift Lukaniens diesen Ansatz kräftiger stützt als Herbigs, Philol. 73, 455, Ansatz **anfacīt*. U. *purditom* «porrectum», *purtiius* «porrexeris», *purtifele* «porricibilem» vermittelt Walde, IF. 39, 216 f. mit dem bedeutungsgleichen *purdovitu purtuvitu* «porricito», *purtuvies* «porricies» durch Annahme eines vortonigen Wandels von *-d(o)u̯-* zu *-d-* (*purditom* aus **pur-dovītom* usw.). Diese Erklärung läßt in wohl befriedigender Weise Zusammengehöriges beisammen. Ich möchte so auch au. *statita* «statuta» (davon abgeleitet *statitatu*) aus **statu̯i̯ta* erklären, vgl. l. *statuo* aus **statui̯ō*. Für einen nicht weitergebildeten *-ti*-Stamm **statis* = gr. στάσις fehlt sonst in dieser Bedeutung jeder Anhalt; wir gewinnen so einen gemeinital. *ŭ*-Stamm, von dem diese Bildung sich analogisch ausbreiten konnte: o. *sakruvit sakrvist*. Der Wandel Präs. *sakruvit* usw., aber **sakrīto-* könnte gemeindialektisch sein. Jedenfalls müssen wir in den Dialekten mit weitergehenden Ausgleichungen innerhalb der Konjugationsklassen rechnen als im Lat. Wenn freilich Götze, IF. 41, 92 ff. in au. *maletom* «molitum» wegen des *a*-Vokalismus ein **malēto-* einer Basis *malē*, ferner in IV, 28 *arkani kanetu* ein Kausativum **kanētō* «soll singen lassen» sehen will, so ist das vorerst unbegründet, im zweiten Fall auch sachlich nicht wahrscheinlich. Etwas mehr geklärt sind dank den Bemühungen Sommers, Gl. 5, 254 ff. und Meillets, MSL. 19, 49 ff. die Umbildungen idg. Verhältnisse bei den Demonstrativpronomina: die Beschränkung des Stammes *ei̯o—ei̯ā* auf den Akk. und Nomin. im O.-U. ist gegenüber der weiteren Verbreitung dieser Formen im Latein. das Ältere. Nur in der Analyse von **ei̯om* gehen beide Forscher auseinander: während Sommer in dem *-om* letzten Endes Übertragung der Endung von idg. **eg(h)om* sieht, löst Meillet l. *eum*, o. *ion(c)* in *ei̯-om* auf, worin er eine Partikel **ei* erblickt, die ebenso an alle einsilbigen Formen des Demonstrativs präfigiert wurde wie

im Indoir. *im*, das gleichfalls Partikel sein soll, im Akk. *imam* = *im* + *a* + *m*, Nomin. *ayam* = *ay* + *am*, *idam* = *id* (lat. *id*) + *am*. Auf dem Gebiete der Nominalflexion ist des großzügigen Versuches von Terracini zu gedenken, der Riv. Fil. 48, 1 ff. die Geschichte des Neutr. Plur. im Ital. entwirft und so, als Romanist vor allem von den späteren Schicksalen des Neutr. im Romanischen gereizt, endlich das in Joh. Schmidts Pluralbildungen aufgespeicherte Kapital anzulegen beginnt. T. stellt auf Grund seiner Sammlungen, die leider durch die häufige Weglassung von auslautendem *-f* und *-m* in der umbr. Schrift im einzelnen oft unsicher zu beurteilen sind, fest, daß der Typus *menda -ae* (o. *kaíla fíisnu* usw.) und *mendae -arum* (o. *kerssnasias*) im O.-U. stark verbreitet war und ausgeprägte kollektive Bedeutung zeigt. Der Typus *mendae -arum*, der in republikanischer Zeit in Rom langsam zurückgeht und nicht mit dem Neutr. Sing. zu einem Paradigma zusammengeschlossen ist (kein *epulum : epulae*; wo beide überliefert, verteilen sie sich auf verschiedene Schriftsteller), soll aus den Dialekten ins Latein gelangt sein, einmal weil die älteste Schicht viele offenbar durchs Oskische vermittelte griechische Lehnwörter enthalte (*balineae ostreae phalerae gerrae*), dann weil auch für die häufigen derartigen Formen auf Fluchtafeln (*intestinas bracias labias nervias*) bei dem engen Zusammenhang dieser lat. Bleitafeln mit den osk. auch im Formelschatz Dialektizismus naheliege. Eine dritte Quelle für Entlehnungen seien endlich die religiösen Ausdrücke; auf diesem Wege könne *prosiciae*, *dirae* «unheilvolle Voraussagungen» u. a. aus den Dialekten ins Lat. gelangt sein. Fälle wie *dirae*, die substantivierte Adjektive sind, besagen überhaupt nichts, ebensowenig o. *kerssnasias*, u. *sestentasiaru* usw., bei denen wohl ein l. *feriae* entsprechendes Wort zu ergänzen ist, oder bei u. *arçlataf* etwa *fiklaf*, wie denn eine scharfe Grenze zwischen substantiviertem Adjektiv und wirklichem Substantiv (Neutrum oder kollektives Fem.) überhaupt nicht zu ziehen ist. Außerdem gibt es im Lat. so alte Plur. tantum wie *insidiae suppetiae exequiae infitiae* usw. Was endlich den Zusammenschluß von *mendum* und *menda -orum* betrifft, so soll derselbe am frühesten im Lat., zunächst unter dem Einfluß der substantivierten Adjektiva erfolgt sein, die ursprünglich im Sing. zu Hause waren, dann auch in historischer Zeit in den Plural traten. Im Umbr. dagegen gibt es noch keinen Zusammenschluß von Neutr. Sg. und Plur. (außer dem einen halb adjektivischen *pihaclu* sind die Formen zeitlich verschieden); auch daß hier der Nomin. Plur. Ntr. fehlt, sei kein Zufall, dieses Widerstreben vor dem Nomin. komme

von der noch lebendigen Funktion des Kollektivums her. Der umbr. Nomin. Pl. Ntr. auf *-ōr* (*o* + *r* der Mask.) ist eine jüngere analogische Bildung. Der Zusammenschluß von Neutr. Sg. und Plur. mag zum Teil lateinischem Einfluß zu verdanken sein. Das letzte Wort über diese Dinge wie über die italischen Genusverhältnisse im allgemeinen (vgl. z. B. die femininen *o*-Stämme o. *triibúm*, l. *domus*; für beide ist das Genus noch unerklärt, ebenso für bant. *zicolom* gegenüber l. *diēcula dies*, usw.) kann erst gesprochen werden, wenn auch das lat. Material vollständig, kritisch zuverlässig und übersichtlich vorgelegt ist; ein sapere ex Neue-Wagener kann das nicht ersetzen.

Auf dem Gebiete der Wortbildung liegen keinerlei Arbeiten vor; kein Wunder, denn die Anregungen, die von einer historischen lateinischen Wortbildungslehre ausgehen würden, fehlen. Gerade hier aber ist bei dem hohen Alter vieler Suffixe ein Zusammenarbeiten nötiger denn anderwärts. Von *-āsio-* war schon S. 378 die Rede, von *Vestricius Tintirius* S. 367; wenn ferner z. B. Götze, IF. 41, 105 wegen des Unterbleibens der Synkope in o. *múiníkú* als Vorform nicht **moiniko-*, sondern **moiniọko-* oder **moinīko-* ansetzt, so wären diese trotz u. *muneklu* aus **moinī-klo-* ganz haltlosen Vermutungen ad hoc unmöglich, wenn eine wirkliche Geschichte des Suffixes *-iko-* im Ital. vorläge. Auch u. *esono-* führt Götze a. O. noch mit Buck § 255, 6 auf **ais(e)sōno-* zurück, obwohl es ein Adjektivsuffix *-ōno-* im Ital. nicht gibt; dem haben jetzt zum Glück Kretschmer, Gl. 11, 279 und Thurneysen, Gl. 11, 218 den Boden entzogen durch den Nachweis, daß die Bildung ebenso wie volsk. *esaristrom* in Wurzel und Suffix dem Etrusk. entstammt (zu etr. *aisuna* «divinus» neben *aisna* viell. «res divina» vgl. noch Vetter, Gl. 13, 140 f.). Das Suffix *-āko-* in u. *Tesenakes*, der einzige Beleg bei Buck § 256, 7, ist keltisch, s. Schulze, EN. 98, das Suffix *-ovio-* in u. *Grabovio-* illyrisch (s. u. S. 383). Erst wenn diese fremden Bildungen ausgeschieden und die echt idg. Suffixe in ihrer Entstehung und Entwicklungsgeschichte klargelegt sind, lassen sich im einzelnen Entscheidungen treffen, so ob z. B. o. *Regaturei* ein **regaum* voraussetzt oder bloße Analogiebildung nach *embratur* ist, ähnlich bei u. *kumnakle* u. a. — Wichtig wäre es, wenn das von Wackernagel, Sitz. Berl. Ak. 1918, 384 ff. ermittelte Bildungsgesetz über die Verteilung der *-tu-* und *-ti-*Stämme im Idg. auch fürs Italische gelten würde. Dann müßte u. *antervakaz* nicht einen *-ti-*Stamm, sondern mit Bréal einen *-tu-*Stamm enthalten. Das ist lautlich möglich, aber nicht zu bestätigen, da Belege für umbr. Synkope von idg. *u* in Schlußsilben fehlen. Ich erwähne

noch den grundsätzlich wichtigen (vgl. IF. Anz. 40, 24) Versuch M. Leumanns, Adj. auf *-lis* 97, in den beiden umbr. Verbaladjektiven auf *-fele* die auch für l. *-bilis* vorausgesetzte ursprüngliche instrumentale Bedeutung zu erkennen: II^{b}, 9 *eu naratu puze façefele sevakne* «als Weihegabe, mit der er opfert» und 25 *purtifele trïuper teitu, trïuper vufru naratu* «Darreichungsgebet», wobei ein Subst. entsprechend l. *carmen* zu ergänzen wäre. Dagegen spricht jedoch das parallele *vufru* (sc. *vitlu*) und das darauf bezügliche *ape purtuvies* 28: vor der Opferhandlung ist das Tier durch dreimalige Kundgebung als nach den bestehenden Vorschriften «opferfähig» (*façefele* bzw. *purtifele*) feierlich festzustellen.

Auf dem Gebiete des Wortschatzes und der Etymologie bleibt noch viel zu tun, namentlich für die umbr. Tafeln III und IV. Soweit Eigennamen in Frage kommen, kann nur ein Weiterbauen auf dem Grunde vorwärts führen, den W. Schulze in seinem Werk, von dem Generationen zehren, gelegt hat. Das gilt z. B. von der Beschreibung der Stadtgrenzen VI^{a}, 12 ff., von der kaum eine einzige Örtlichkeit sicher gedeutet ist. Mit welchen Möglichkeiten hier zu rechnen ist, zeigt der schöne Aufsatz von Kretschmer, Festschr. Bezzenberger 89 ff. über den Götterbeinamen *Grabovius*, der samt dem Suffix (vgl. dak. *Bersovia* «Birkenort») aus dem Illyrischen (von da auch ins Makedonische und Griechische) entlehnt ist und «zur Eiche gehörig, Eichengott» bedeutet; vgl. den illyr. König Γρᾶβος und den Personennamen Γράβων. Auch sog. «Bedeutungslehnwörter» kommen als Quelle von Neubildungen in Betracht. Kretschmer hat fürs Oskische diesen naturgemäß etwas schlüpfrigen Weg beschritten in seinem Aufsatz Gl. 10, 157 ff., wo er so o. *egmo* «Angelegenheit, Sache» als Neubildung gegenüber l. *res* u. *re-* von einem **egĕre* «bedürftig machen» nach dem Muster von gr. χρῆμα : χρή herleitet. Auch *amvianud* soll in Bildung und Bedeutung von gr. ἄμφοδον «Straßenviertel, Straße» beeinflußt sein; die Weiterbildung *-ānō-* vielleicht deswegen, weil die lat. *ambivium* entsprechende Form die Bedeutung «Kreuzweg» gehabt habe. Schwierigkeit macht dabei nur das doppelte *-nn-*, das aus der Betonung allein kaum zu rechtfertigen ist; freilich spricht das gewöhnlich angesetzte **amviandum* noch weniger an. Eine weitere Möglichkeit, solche etwaigen Bedeutungslehnwörter festzustellen, eröffnet sich, wenn der Osten neues Licht spendet. Nachdem Sommer, Z. Assyr. 33, 85 ff. auf Grund einer Analyse von KBo. II, 9 die begründete Vermutung ausgesprochen hat, daß die römische evocatio (Einladung an die Gottheit, vom feindlichen Ort ins eigene Land überzusiedeln) vielleicht von den Etruskern

übernommen wurde, kann z. B. auch die exterminatio der peregrini bei den Umbrern und Römern eben daher stammen, was wieder zu einer Aufklärung der verwirrenden Dunkelheiten der Austreibungsformel VI b, 60 verhelfen könnte. Durch alle diese Feststellungen fremden Gutes im Wortschatz ist aber noch nicht die auffällige Tatsache erklärt, die Kretschmer, Einl. 104 hervorhebt, daß unter 100 Wörtern der iguvinischen Tafeln 60—70 vom Lateinischen abweichen, während auf 100 Wörter des Gesetzes von Gortyn nur etwa 10—15 vom Attischen verschiedene kommen. Diese Tatsache verliert indes einen großen Teil ihres Verwunderlichen, wenn wir nicht nur die Unbeständigkeit des Wortschatzes im System der Sprachen überhaupt ins Auge fassen, sondern die Gesetze und Kräfte ausfindig machen, welche diese Veränderungen beherrschen. Bei den Naturvölkern fällt in weitestem Umfange Religion mit Aberglauben zusammen. Auf Personen und Dingen, an die sich gewisse abergläubische Vorstellungen heften, liegt Tabu, d. h. sie werden entweder durch Epitheta oder Umschreibungen ersetzt oder doch durch lautliche Entstellungen irgendwelcher Art unkenntlich gemacht (vgl. *parbleu, potzblitz* usw.). Namentlich für Tiernamen wie «Bär, Schlange, Maus» läßt sich dies beobachten. In anderen Fällen kommen lautliche Veränderungen mannigfachster Art (Dissimilationen, Metathesen, Volksetymologien) daher, daß die betreffenden Wörter dem vulgären und umgangssprachlichen Kreis entstammen, was ein Maximum von Veränderungen mit sich bringt im Gegensatz zu den Wörtern der Gemeinsprache und gehobenen Charakters (l. *pūlex* vielleicht aus *pusl-* gegenüber *plus- psul-* der übrigen idg. Wörter, s. Meillet, MSL. 22, 142f.). Weiterhin sind nach den Feststellungen Sperbers häufigem Wechsel unterworfen Wörter für Personen oder Dinge, die einen besonderen Wert besitzen, wie z. B. die Nachkommenschaft in patriarchalischen Staatsordnungen, infolge affektischer Attraktion (Synonymenbildung, die dort alle möglichen Wörter in den Stromkreis des Affektes zieht, wo sich derselbe durch die gewöhnliche Benennung nicht genügend ausleben kann). Während z. B. der idg. Name für «Tochter» in vielen Einzelsprachen erhalten ist, findet sich der alte Name für «Sohn» nur noch in einigen (Meillet, MSL. 21, 45ff.): l. *fīlius* «Säugling», danach *fīlia* (vgl. *fē-* in *fēmina, fēcundus*) enthält dieselbe Wurzel wie sl. *děva* «Mädchen», lett. *dēls* «Sohn»; das Oskische und, aus der noch erhaltenen adjektivischen Bedeutung von *feliuf* «lactentes» zu schließen, auch das Umbrische zeigt in *puklo-* «Sohn» eine mit aw. *puθrō*, aps. *puθra-* parallel gehende Entwicklung

von «Knabe» zu «Sohn». Auf affektischer Attraktion beruht ferner die Erneuerung des Wortes für «links» in den idg. Sprachen gegenüber gleichbleibendem Wort für «rechts»: bei der Opferhandlung war die linke (bei dem nach Osten gerichteten Betenden die nördliche) Seite die bedeutungsvolle, daher die lat. Neubildung *sinister* «gewinnbringend» gegenüber der nach Ausweis von u. *nertru*, o. *nertrak* auf der neuen eituns-Inschrift gemeindialektischen, zu gr. νέρτερος, aisl. *norðr* gehörigen Bezeichnung. Sehr lehrreich ist weiter die Verteilung der beiden idg. Wörter für «Wasser» und «Feuer» innerhalb des Italischen (Meillet, MSL. 21, 249 ff.): das Neutr. entspricht dem profanen Typus und drückt den rein materiellen Begriff aus, das Mask.-Fem. ist Vertreter des religiösen Typus und bezeichnet belebte Wesen oder Dinge, die als handelnde Wesen gedacht sind. Hier zeigt nun das Lat. die Verallgemeinerung des religiösen, die Dialekte des profanen Typus: l. *ignis* wie ved. *agníḥ*, slav. *ognь* und *aqua*, *unda*, das durch den eingeschobenen Nasal (vgl. apr. *wundan* etc.) ein dem ved. *unátti* «benetzt» entsprechendes Verbum voraussetzt, also personifiziert gedacht ist, gegenüber den Neutra u. *pir* und *utur*. Daß gerade das Latein eine der Sprachen ist, in denen sich der altidg. religiöse Wortschatz am besten erhalten hat, zeigen die Zusammenstellungen von Vendryes, MSL. 20, 265 ff., der die ursprünglich sakrale Bedeutung von *crēdo iūs lēx rītus rēs pūrus castus censeo voveo* u. *vufetes medeor medicus sepelio vacca cicur ensis* (urspr. «Opfermesser»?) *caesaries lien* und vieler anderer nachweist. Weniger Ausbeute gewährt hierbei das Umbr., doch vgl. u. *arfertur* : ai. *prábharta*. Wackernagels KZ. 43, 295 Vergleich von u. *veiro pequo* mit. aw. *pasu-vira* als einer in die u. Sakralsprache hinübergeretteten alten Formel bleibt bestehen, auch wenn die formale Gleichsetzung als Dualdvandva nicht stichhält; vgl. ferner u. *dupursus peturpursus* mit ved. *dvipádas cátuṣpādaḥ*. Daß o.-u. **op(e)säum* in *úpsannam*, *osatu* die allgemeine Bedeutung «facere, construere» angenommen hat, während l. *operari* neben der ursprünglichen sakralen Verwendung von der heiligen Handlung (vgl. ai. *ápaḥ* ahd. *uoba*) den speziellen Sinn «beschäftigt sein» zeigt, könnte mit daran liegen, daß im O.-U. die Wz. **fak- *fēk-* infolge ihrer häufigen sakralen Verwendung aus ihren profanen Gebrauchsweisen mehr und mehr verdrängt wurde (vgl. Bücheler, Umbr. 76). Umgekehrt mag im Lateinischen *caro* aus seiner ursprünglichen allgemeinen Bed. «Stück, Teil, Abschnitt» (erhalten noch in *carnifex*) durch *pars* herausgedrängt worden sein, weil die häufige religiöse Verwendung als «Fleischstück zum Opfern» eine Bedeutungsverengerung herbeiführte;

diese Verdrängung scheint in den Dialekten durch das danebenstehende Verbum (u. *kartu* «distribuito») verzögert worden zu sein. Trotzdem hielt sich **karō-* wohl nur noch in archaischen Formeln, wie u. *mestru karu fratru*, o.-bant. *maimas carneis senateis* neben bant. *minstreis aeteis eituvas* lehren können. In anderen Fällen mag unsere Ratlosigkeit gegenüber manchen umbr. Ausdrücken daher rühren, daß die entsprechenden Termini auch in der lateinischen Sakralsprache vorhanden waren, uns aber nicht überliefert sind; die Aufhellung von u. *arçlataf* durch Paul. Fest. 16 *arculata dicebantur circuli qui ex farina in sacrificiis fiebant* ist ein besonderer Glücksfall. Gelegentlich mag auch das Latein. den gemeinitalischen Ausdruck durch einen verwandten ersetzt haben, wie das Schulze, Sitz. Berl. Ak. 1918, 482 für l. *manum inicere* statt älteren *m. adserere* = o. *manim aserum* erschließt. Wenn das Lat. allein von den Italikern das der ganzen idg. Nordwestgruppe gemeinsame Wort für «Volk, Volksverband, Gemeinde» (o. *touto*, sab. *touta*, u. *totam*, air. *tuath*, got. *þiuda*, vgl. Feist s. v., lit. *tautà* usw.) aufgegeben hat und dafür *populus* «Haufe», «Kriegshaufe» : «staatlich organisiertes Volk» gebraucht, so könnte das mit der überragenden Stellung des Heeres im Aufbau des alten Römerstaates, des Volkes in Waffen, zusammenhängen; entscheidend ist hierbei, inwieweit das alte Wort der Familien- und Sippengliederung l. *cīvis*, o. *ceus* bzw. *cīvitās* noch in den Dialekten vorkommt und wie das Nebeneinander von u. *tota* und *poplu* zu beurteilen ist (keine Förderung dieser Fragen bei S. P. Thomas und Skutsch, Gl. 3, 196 ff.; etr. Ursprung von *poplo-* erwägt Kretschmer, Einl. 113). Sichere Ergebnisse lassen sich vorläufig nur selten erzielen. u. *mefa spefa* erklärt Kretschmer, Gl. 8, 79 ff. sachlich und sprachlich an sich sehr ansprechend als «mensa pensa», «abgemessen und zugewogen»; es handelt sich um ein altes Kultwort, das die aus Speltmehl gebackene Unterlage für Opfergaben bezeichnete und später auf deren Ersatz, die hölzerne Tischplatte, überging. Zur Gewißheit würde das alles aber erst, wenn die gemeinital. Ellipse des Substantivs (kaum *struicula* u. *struçla*) zu ermitteln und für den Anlautswechsel u. *spefa* gegenüber *ampentu* eine Parallele aus dem Umbr. selbst zu erbringen wäre.

War hier eine gewisse Ausführlichkeit durch die Aussicht gerechtfertigt, bei Anwendung dieser Gesichtspunkte schon in der nächsten Zukunft haltbare Ergebnisse zu erzielen, so ist die Syntax kürzer abzutun. Seit den Gesamtdarstellungen v. Plantas, Bucks und Conways liegt sie so gut wie brach, nicht nur wegen des dürf-

tigen Materials der Texte, sondern vor allem wegen des ungenügenden Zusammenarbeitens zwischen den Latinisten auf der einen und den Dialektforschern auf der anderen Seite. Wenn z. B. Buck § 298 die Ablativform *Búvaianúd* B. 46 als Lokativ «zu B.» erklärt, so widerspricht dem, daß im Lateinischen hierfür den frühesten Beleg bei den *o*-Stämmen erst Vitruv bietet (Schmalz[4] 387); wieviel weniger ist ein Synkretismus zu erwarten bei den Dialekten, die den Lokativ als lebendigen Kasus bewahrt haben. Auch die Annahme Bucks § 302, in u. *su maronato* «unter der Amtierung des Maro» gegenüber dem Lokativ *maronatei* einen Ablativ zu sehen trotz der widersprechenden Schreibung *-o* statt *-u* (Pl. 2, 160[1]), findet keinerlei Stütze an dem Nebeneinander von o. *meddikiaí* und *meddixud*, da letzterer Ablativ des begleitenden Umstands wie l. *auspicio ductu* aus instrumentaler Grundlage erwachsen ist, während die lokale Präposition *sub* genau wie *-en* in u. *manuve habetu* (gegenüber *mani tenitu*, vgl. Plaut. Men. 138 *teneo dexterā*), *super* in *super kumne*, *traf* in *trahaf Sahate* den Lokativ fordert. Wenn ferner Buck § 273 zum Dativ VI[a], 2 *arsferture ehveltu* «flamini imperato» den Dativ nach *iubeo* bei Tac. und Stat. vergleicht, so ist das sehr äußerlich, da *iubeo* infolge seiner Grundbedeutung «in Bewegung setzen» sehr spät der Analogie von *impero* verfallen ist, während *ehveltu ehvelklu*, ursprünglich = «einem gegenüber auswählen, ausbedingen», ein Äquivalent von l. *ēdīco ēdictum* geworden ist und so naturgemäß den Dativ der Person nach sich hat. Wenn die lateinischen Wörterbücher *curare* mit Akkusativ an die Spitze stellen, so belehrt der Vergleich von u. *ere ri esune kuraia* mit den die alten Amtsformeln nachahmenden Plautusstellen wie Trin. 1057 *qui rebus curem publicis*, daß der Dativ das Ursprüngliche, der lateinische Akkusativ nach *administrare* geneuert ist. Wollen wir uns klar machen, wie l. *et* (= gr. ἔτι «ferner», ai. *áti* «darüber hinaus») im Lateinischen zu seiner satz- und wortverbindenden Funktion gelangt ist, dann leistet uns das Nebeneinander von au. I[b] 37 *kumate persnimu enu kapi sakra aitu* gegenüber nu. VII[a] 44 *comatir persnimu et capif sacra aitu* gute Dienste. In anderen Fällen kann mangelnde Berücksichtigung des Alters einer Erscheinung zu falschen Schlüssen verleiten. Wenn Havers, Gl. 5, 5 in B. 45 *statús pús set húrtín* (die Nachstellung des Relativs ist in den Dialekten geradezu regelmäßig) noch das alte Indefinitum sieht und danach übersetzt «im Cereshain gibt es eine Reihe von Statuen», ebenso in der schon nach Ausweis der Schrift jungen pompeianischen Bautafel B. 4 *V. Aadirans V. eítiuvam paam vereiiaí Púmpaiianaí tristaamentud deded, eísak*

ettiuvad V. Vitnikits . . . úpsannam dedet «Adiranus hat eine Geldsumme vermacht; von dieser Geldsumme hat V. erbauen lassen», so übersieht er das urital. Alter des Relativsatzes, das nicht mit der zweifelhaften Herleitung aus dem Indefinitum verquickt werden darf. In Wirklichkeit zeigt der Vergleich mit Plaut. Mil. 140 *unum conclave concubinae quod dedit . . . in eo conclavi ego perfodi parietem* oder mit entsprechend gebauten Sätzen der lateinischen Gesetzessprache (z. B. Sententia Minuc. 43), daß die Attraktion des Relativs in der altitalischen Umgangssprache in weitestem Umfange durchgeführt wurde und hier, wie in anderen Sprachen, ein Zeichen der volkstümlichen Grundlage dieser Sprachperiode ist. Damit kommen wir zum wichtigsten Punkt in der Beurteilung der altitalischen Syntax: wir dürfen nur unmittelbar Vergleichbares vergleichen. Was wir von o.-u. Texten haben, ist im allgemeinen sakrale und Amtssprache und kann nur mit den entsprechenden altlateinischen Schriftgattungen unmittelbar zusammengehalten werden, wobei sich noch frägt, inwieweit gegenseitige Beeinflussung im einzelnen stattgefunden haben kann. Dagegen von der Umgangssprache und den sie beherrschenden sprachlichen Triebkräften, wie wir sie fürs Lateinische aus Plautus wiederherstellen können, ist aus den Dialekten kein Bild zu gewinnen. Die paar Texttrümmer auf Fluchtafeln, die in Betracht kommen, bieten trotz der Gebundenheit ihrer Formelsprache sofort Entsprechendes, so die abundante Wiederaufnahme im Fluch der Vibia *Keri Arent[ikai man]afum . . . idik tfei manafum*: wie volkstümlich solche Wiederholungen jeder Art sind, dafür bietet Plautus auf jeder Seite Belege. Für die in der Sakralsprache entstandene Auslassung des Verbums in Fällen wie u. *tiu puni tiu vinu* (II^a, 25) hat man längst die entsprechende Gebetsformel bei Cato agr. 141, 4 *Mars pater, quod tibi illuc porco neque satisfactum est, te hoc porco piaculo* verglichen; die bei Plautus vorliegende lateinische Umgangssprache kennt derartige «Ellipsen» in viel ausgedehnterem Maße, und es ist kein Zweifel, daß die o.-u. Umgangssprache, wie sie literarisch etwa in der oskischen Atellana ausgestaltet war, die gleichen Erscheinungen aufwies, vgl. *pis tiú* auf dem Schleuderstein von Saepinum: der Nominalsatz war bei der 2. Person nicht indogermanisch. Wenn wir auf den iguvinischen Tafeln nur noch einmal (II^a, 16f. *heriiei façiu arfertur, . . . façia tiçit*) den urspr. Fragesatz vorliegen sehen, der nach Aufgabe des Fragetons als Bedingungsvordersatz fungiert (vgl. Plaut. Bacch. 502 *illum exoptavit potius? habeat.* 783 *men criminatust? optumest* usw.), so zeigt diese Beschränkung die Gebundenheit des

Stils dieser gemessenen Ritualsprache. Gleichwohl bleiben viele Erscheinungen auf der gemeinsamen Linie hoher Altertümlichkeit, so z. B. in den häufigen Konjunktivsätzen ohne *ut* oder in der unbeholfenen Periodenbildung. Mit Plaut. Men. 256 f. *opinor, nisi domum revorteris, ubi nihil habebis, geminum dum quaeres, gemes* kann man vergleichen u. VII^{b}, 2 *sevacne . . . pifi . . . parsest erom ehiato, ponne iuengar tursiandu hertei, appei arfertur Atiersir poplom andersafust*; oder mit der Schachtelung der Relativsätze Plaut. Men. 1041 *vel ille, qui se petere argentum modo, qui servom se meum esse aiebat . . ., quem ego modo emisi manu*, osk. B. 1, 12 *teerúm púd úp eísúd sakaraklúd íst, púd anter teremníss ehtrúís íst, paí teremenniú múíníkad tanginúd prúftúset.*

Zum Schluß möchte ich noch einige neue Inschriftenfunde besprechen, obwohl mir die Originalveröffentlichungen z. T. nicht zugänglich sind. Anlaß dazu gibt mir bei der immer noch schwer zu beschaffenden Auslandsliteratur die Hoffnung, durch solche Hinweise Veröffentlichungen zu vermeiden, die bereits bei ihrem Erscheinen überholt sind, wie die neue Deutung des Steines von Anzi durch Th. Grienberger, Gl. 13, 65 ff. Gr. hat ganz übersehen, daß Ribezzo schon vor zehn Jahren die verschollene Inschrift Pl. 16 im Hof des alten Museums von Potenza wiedergefunden und Neap. 1, 386 mit guter photographischer Wiedergabe neu veröffentlicht hat. Ribezzos Deutung hat selbst mehrere wunde Punkte (dahin rechne ich vor allem die unerklärliche verbale Stammbildung von λιοκακειτ = **lucacīt* oder *-ēt*), aber Grienbergers Erklärung ist nicht nur sachlich unwahrscheinlich, sie ist auch durch den epigraphischen Befund (σϝα⟨α⟩μ angeblich = «sic» genügt dem Raum nicht) und aus orthographischen Gründen (χ ist nicht Wiedergabe von *c*, ηι steht nur für den Diphthongen *ei*, nicht für *ī*, daher κω⟨μ⟩αχερηιλιο nicht = **comacrīlia*) unmöglich. — Ribezzo, RIGJ. 6, 311 veröffentlicht eine neue mir nur aus Phil. Woch. 1923, 809 bekannte oskische Weihinschrift auf einer Statuenbasis:

l . . . . u . . . . . q⟨ ⟩v . i/ / / ; mr
ekík . s⟨ . . .⟩únúm : iúvei fragiúi
pr: vereiiad : duneis : dedens
«*N. N. hoc* (*signum?*) *Jovi Fulguratori pro vereia doni dederunt.*»

Bemerkenswert ist der neue Beleg für Juppiter Fragius (: *frango, fragor*), eine Reimwortbildung zum J. Flagius in B. 25 *ekas iúvilas Iúvei Flagiúi stahínt*, sowie der auffällige Gen. part. *duneis* (im Lateinischen gibt es keine Wendung *statuam doni dare*).

Eine Not. d. scavi 1921, p. 286 veröffentlichte lat.-päl. Inschrift

aus Superaequum lautet: *Sa. Seio L(oucii) p(uer) Herclei donom ded(it) brat. datas.* Von anderer Hand: *Seio Sa. p(uer) Herclei Victurei.* Sie ist nahe verwandt mit der Inschr. aus Navelli CIL. I², 394: *T. Vetio duno didet Herclo Jovio brat. data.* Der Schluß *brat. datas* ist wohl in *brat(od) data s(unt)* aufzulösen; der Herausgeber Bendinelli will darin ein *bra(c)teas datas* sehen, ein Zeichen, daß er von diesem gemeindialektischen Wort, von Walde, Innsbrucker Festgruß, 89 ff. unwiderleglich als «gratum, munus» erwiesen, nichts weiß.

Der wichtigste Fund des letzten Jahrzehnts ist jedoch die neue pompejanische eituns-Inschrift, die als umfangreichste zu den bisherigen fünf hinzutritt und vielleicht das Rätsel dieser Inschriften endgültig lösen hilft. Ich kenne sie aus der Erstveröffentlichung von M. della Corte, Not. d. scavi 1916, p. 156, Ribezzos in mehreren Punkten verbesserte Lesung und Ergänzung lediglich aus J. J. 8, IX n. 19. Die Inschrift ist ebenso wie die 1897 gefundene (B. 18) erst hinter einer leicht entfernbaren Kalkschicht zum Vorschein gekommen. Leider ist durch den späteren Durchbruch eines Fensters, das zur Erleuchtung einer dahinterliegenden Werkstatt diente, gut ein Drittel der Inschrift verloren gegangen. Die Ergänzungen Ribezzos scheinen aber im großen ganzen ziemlich sicher und werden den Raumverhältnissen gerecht. Sie lautet mit der Übersetzung Ribezzos:

eksuk amvi[anud eituns]
set puz haf[iar trib. t]uv.
ini viu mef[iu ini tiurr]is
nertrak ve[ru urublan]u
piis sent. ei[sai viai nert]rak
veru urubla[nu ini tiu]rri
mefira faammant
L. Pupid. L. Mr. Puril. Mr

«ab hoc ambivio ituri sunt ut teneatur aedes publica et via media et turres ad sinistram portae Urbulanae quae sunt. In ea via ad sinistram portae Urbulanae et turris Mefirae ⟨iussa⟩ edicunt L. Popidius L. f. Mr. Purellius Mr. f.»

Sachlich wird durch die neue Inschrift mit ihrer eingehenden Wegbeschreibung der geistreichen Deutung von Skutsch, G. 1, 104 ff. als Ankündigung von Versteigerungen endgültig der Boden entzogen; della Corte a. O. 157 macht darauf aufmerksam, daß bei der stets lebendigen Einrichtung der auctio in Pompeji das Fehlen entsprechender lateinischer Inschriften gänzlich unerklärbar bliebe. Die *veru Urublanu* gehört zu dem inzwischen auf lat. Inschriften Pompejis aufgetauchten

pagus Urbulanus -ensis (s. M. della Corte, RIGI. 5, 87 f.). In *faam-mant* ist das erste *m* z. T. durch eine beträchtliche rote Masse beseitigt, der Schreiber wollte offenbar einen Irrtum ausmerzen. Was bisher über die Form *eítuns* hin und her geraten worden ist, ist jetzt durch das Auftauchen von *set* zugunsten einer verbalen Partizipialform erledigt. Damit fallen auch die bestechenden Vermutungen Ehrlichs, IF. 11, 303 ff., wonach das endgültige Wegbleiben der Kopula der entscheidende Schritt für die Beschränkung des *-ns*-Suffixes auf die 3. P. Plur. Perf. und seine darauffolgende Verdrängung des Sekundärsuffixes *-nt* in allen Tempora und Modi gewesen sein soll. Möglich wäre an sich noch eine Analyse von *eítuns* als «**ītōnes*, *itinera*», sie wird aber durch *deivatuns* der tab. Bant. widerraten. Mit dem Nebeneinander von *eítuns* und *eítuns set* = «ituri sunt» kann man das ständige Fehlen von *esse* in l. *futurum esse*, *videor habiturus* etc. (Lease, AmJPhil. 40, 262 ff.) vergleichen. Zu *nertrak* ist auf *eísak ekak*, l. *hāc illāc* (urspr. sc. via oder parte) zu verweisen, zur Verwendung als Präposition auf o. *ehtrad feíhúss*, u. *hondra furo*. In *tiurrís nertrak veru urublanu píis sent* findet sich derselbe auffällige Gebrauch des Indefinitstamms *qui-* nach einem bestimmten Antecedens wie auch in u. VII b, 2 *sevacne . . . pifi . . . parsest erom ehiato* gegenüber VII a, 52 *pafe trif promom haburent*, *eaf Acersoniem fetu*. Diese Regelung war also wohl gemeinitalisch. Daß im Lat. *quī* vielfach sein Gebiet auf Kosten von *quis* erweitert hat, ist bekannt (vgl. z. B. *quīcumque* gegenüber u. *pisipumpe*, *quīlibet* gegenüber u. *pisher*); es fragt sich nur, ob man dieses *quī* mit Sommer, Hb.[2] 435 als eine aus *quis* vor Sonoren entstandene und dann verallgemeinerte Satzdoppelform betrachten oder den allerdings lautlich nicht unbedenklichen Erwägungen Meillets, MSL. 22, 201 folgen soll, der einen *s*-losen Nom. **qui* (vgl. **i* in *ipse*, ferner *hi-c*, *i-ste*, *quo-i*) ansetzt, der dann durch Längung des weder enklitisch noch proklitisch gebrauchten Einsilbers zu *quī* als Nominativ des Interrogativums in *qui vocat?* usw. vorliegen soll.

Altgermanische Dialekte.

Von

Carl Karstien.

I. Allgemeiner Teil.[1]

§ 1. Einleitung. Als mir vor einigen Monaten der Auftrag wurde, auf wenigen Seiten den Stand und die Aufgaben der altgermanischen Dialektforschung zu beschreiben, mußte ich mir zuerst die Frage vorlegen, wie sich am zweckmäßigsten der Rahmen für diese Darstellung schaffen ließe. In jedem Falle wäre bei größerem Raume ein Abriß der altgermanischen Dialektgrammatiken, welcher dem augenblicklichen Stande der Forschung gerecht zu werden sucht, dabei die Vulgatansichten im Text enthält und entgegenstehende Meinungen in den Fußnoten aufweist, zuletzt überall dort, wo wir nichts wissen bzw. wo das Material noch ungenügend ausgebeutet ist, wie auf weiten Strecken der Wortforschung und der Syntax, ein Fragezeichen bietet, dem Thema am ehesten gerecht geworden. Da dies aber nicht die Meinung sein konnte, so mußte ich den Begriff «Stand» — mathematisch betrachtet gewissermaßen einen «Punkt» — in eine «Linie» verändern, d. h. ich mußte den Stand im zeitlichen Werden zu erfassen suchen, anders ausgedrückt: Welche Förderung hat unser Gebiet in einem näher zu bestimmenden Zeitraum erfahren und welche wesentlichen Aufgaben sind geblieben? Der Zeitpunkt, bei dem ich einzusetzen hatte, schien

[1] Dieser allgemeine Teil war ursprünglich nur als kurze Einleitung zum systematischen Teil gedacht. Besonders dieser ist bei dem weitschichtigen Material so stark angeschwollen, daß er den zur Verfügung stehenden Raum überschritten hätte. Da eine starke Komprimierung aber zu einer toten Titelaufzählung mit kurzen Randglossen führen würde, so ziehe ich es vor, diesen an anderer Stelle anschließend zu veröffentlichen. — Um in dem systematischen Teil unnötige Wiederholungen zu vermeiden, habe ich in dem allgemeinen Teil, der vor allem einigen mir wesentlich erscheinenden 'Aufgaben' gewidmet ist, fast völlig auf Literaturangaben verzichtet und den zusammenfassenden Überblick über die Arbeit in der Berichtszeit auf das allernötigste beschränkt.

mir um die Wende des Jahrhunderts zu liegen, da dort die letzte Zusammenfassung, welche wir besitzen, aufhört. Als Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Jahresberichtes über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie und auf der Grundlage dieses Jahresberichtes erschienen damals die Ergebnisse und Fortschritte der germanistischen Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert, 1902, herausgeg. von R. Bethge. Dieses Buch, dessen Inhalt, wie schon der Titel besagt, das Gesamtgebiet der germanischen Philologie umfaßt, enthält besonders auf den Seiten 3 ff., 74 f., 89 ff., (110 ff.) und 139 ff. die Fortschritte auf dem Gebiete der altgermanischen Grammatik.[1] Während aber die Verfasser der einzelnen Darstellungen alles im Laufe der damals verflossenen 25 Jahre Erschienene bringen mußten und dadurch oft nicht viel mehr als einen Generalindex zum Germ. Jb. schufen, ist es meine Absicht gewesen, eine zusammenhängende Darstellung zu geben. Dabei mußte allerdings weniger Wichtiges, im wesentlichen Material bringendes beiseite gelassen werden. Natürlich ist das subjektive Urteil, das subjektive Interesse des Verfassers bei der Scheidung von «Wichtig» und «Entbehrlich» nicht zu umgehen.

Modernere Darstellungen in ähnlicher Form, wie sie hier angestrebt wird, besitzen wir bereits für verschiedene andere idg. Sprachen im «Grundriß der idg. Sprach- und Altertumskunde».[2] Diese unterscheiden sich jedoch schon ihrem inneren Umfang nach von unserm Bericht, da sie die wissenschaftliche Erforschung der behandelten Sprachen von den ersten Keimen bis heute schildern, sich also nicht auf die letzten Jahre beschränken. In diesem Sammelwerk wird als 2. Band die Geschichte der germanischen Sprachforschung aus der Feder des hochverehrten Jubilars erscheinen; mögen ihm deswegen diese Seiten nicht als allzu überflüssig erscheinen. — Weiter besitzen wir für die Kriegsjahre für Teile unseres Gebietes

[1] H. Hirt, Allgemeine Sprachwissenschaft a. a. O. S. 3 ff.; R. Loewe, Gotisch 26 ff.; G. Holz, Althochdeutsch 37 ff.; W. Seelmann, Altsächsisch 74 f.; F. Dieter, Altenglisch 89 ff.; (F. Dieter, Historische engl. Gramm., Sprachgeschichte 110 ff.); A. Gebhardt, Skandinavische Sprachen 139 ff. — Eine zusammenhängende Übersicht über die in den vorgenannten Arbeiten systematisch dargestellten Fortschritte auf den Sondergebieten gibt die Einleitung von Theodor Siebs, Die Entwicklung der germanistischen Wissenschaft im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts, a. a. O. S. III—L (einer der besten Teile).

[2] Davon die uns angehende Abteilung unter dem Titel: Die Erforschung der idg. Sprachen, hsg. von W. Streitberg. Erschienen sind Bd. 1: Griech. Ital. Vulgärlat. Kelt. 1916. Bd. 3: Slav.-Lith. u. Alb. 1917.

Zusammenfassungen von G. Baesecke und J. Hoops[1], die in anschaulicher Darstellung dem aus dem Felde Heimgekehrten die Verbindung mit dem Stand der Forschung in der Vorkriegszeit vermitteln sollten.[2]

Es wäre eine Forderung historischer Gerechtigkeit, daß der Berichterstatter bei den einzelnen im systematischen Teile zu behandelnden Arbeiten jedesmal mit sicherer Kritik das Neue von bereits Vorhandenem schiede, daß er bei jeder Arbeit anzugeben vermöchte, was der Autor den Vorgängern verdankt und was wir ihm selbst zuzuschreiben haben. Dies würde jedoch voraussetzen, daß ich in allen Einzelheiten über den Stand der Forschung um die Jahrhundertwende unterrichtet wäre. Diese Aufgabe aber ist von einem der Jüngeren, der dem Gange der Forschung nur in den allerletzten Jahren miterlebend gefolgt ist, in einer kurzen Zeitspanne kaum zu lösen, und es mag deswegen oft genug vorgekommen sein, daß ich einem Autor Ergebnisse unterschiebe, die sich bereits in der älteren Literatur finden. Immerhin hoffe ich, daß dadurch das Bild von dem Stande der Forschung in der Berichtszeit keine wesentliche Entstellung erleidet; denn für diesen Stand ist es letztlich belanglos, von wem die Ergebnisse gezeitigt sind. Zudem ist eine solche Forschungsskizze ja nur von Nutzen für diejenigen, die auf verwandten Gebieten arbeiten und nun im raschen Fluge sich einen Überblick verschaffen möchten, was und wie bei den Nachbarn gearbeitet worden ist; bei diesen aber pflegt das Interesse weniger am Namen zu haften. Dem direkten Fachgenossen kann sie nur in letzter Linie etwas geben, insofern jede Zusammenfassung klärend wirkt, weil sie mit dem Geleisteten abrechnet und dadurch schon indirekt Wege weist, in welcher Richtung sich die weitere Forschung mit Vorteil bewegt.

Die Abgrenzung unseres Gebietes stößt auf keine Schwierigkeiten, da der Begriff der Sprachwissenschaft ein feststehender ist, nicht wie derjenige der (deutschen) Philologie jedesmal in einem Glaubensbekenntnis neu formuliert werden muß. Unangenehmer ist dagegen die zeitliche Beschränkung, die eine Schilderung der altgermanischen Sprachforschung mit sich bringt. Wir kennen germanische Sprache

[1] G. Baesecke, Deutsche Philologie 1914—17, Gotha 1919. Darin S. 9—28 Darstellungen der Forschungsergebnisse auf urgerm., got., ahd. u. gesamtdeutschem Gebiet. — J. Hoops, Englische Sprachkunde (Wissenschaftl. Forschungsberichte 1915—20), Gotha 1923.

[2] Zusammenfassungen der Forschungen auf einzelnen Teilgebieten der altgerm. Dialekte siehe im systematischen Teil an den in Frage stehenden Stellen.

von dem Augenblick an, wo die idg. Sprachwissenschaft uns den Schleier von der Rede unserer Altvordersten hebt bis zu den heutigen Dorfmundarten der Gesamtgermania. Die Sprache des entrücktesten Heidebauern ist in ununterbrochener lebendiger Folge verknüpft mit der Sprache derjenigen Indogermanen, die einst erobernd in sein Gebiet einzogen und weiter mit derjenigen ihrer Väter und Urväter, die noch in der gemeinsamen idg. Urheimat saßen. Es ist stets zu bedenken, daß es sich nur um eine Frage der Namengebung handelt, wenn wir das eine Mal von indogermanisch, das andere von germanisch und westgermanisch und zuletzt von deutsch reden. Diese Erkenntnis, die übrigens in ihrer praktischen Konsequenz noch gar nicht so alt ist — man lese nur, was noch in den siebziger, achtziger Jahren über die Lautverschiebung gefabelt worden ist —, hat ihren ersten Niederschlag in der historischen Sprachbetrachtung eines Jakob Grimm gefunden und ist recht eigentlich in die wissenschaftliche Tat durch die moderne Dialektforschung umgesetzt worden, die sich besonders an den Sprachatlas des Deutschen Reiches und die Namen Wrede und Frings knüpft.[1] Die Tatsache aber, daß erstarrte Erscheinungen der modernen Rede ihre Erklärung auch in längstvergangenen Zeiten finden können, daß andere der vorherhistorischen oder der beginnenden historischen Periode bei der Dürftigkeit unserer Schlußmöglichkeit für jene oder der Lückenhaftigkeit der Quellen in dieser wegen der ununterbrochenen Fortpflanzung der Sprache von Geschlecht zu Geschlecht auch durch die Erforschung unserer Sprache beleuchtet werden können, läßt eine auf das altgermanische eingeschränkte Darstellung leicht als ein willkürlich aus einem lebendigen Organismus herausgetrenntes Glied erscheinen. Ich mußte mich trotzdem im allgemeinen auf das vorgezeichnete Gebiet beschränken, um nicht in den Bericht über das idg., besonders aber nicht in denjenigen über die deutsche Sprachwissenschaft überzugreifen. Aus diesem Grunde werden wir die einzelnen altgermanischen Dialekte wesentlich im Hinblick auf das gemeinsame im Urgermanischen zu betrachten haben, weniger in ihren großenteils historischen Sonderentwicklungen, die wir heute als deutsch, friesisch, englisch und skandinavisch bezeichnen.

§ 2. Verknüpfung der altgerm. Dialekte mit den heutigen Mundarten. Überblicken wir nun die germanistische

[1] Vgl. die schöne Darstellung der Geschichte der dt. Dialektforschung von F. Wrede, Zs. f. d. Maa. 1919, S. 3—18 'Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mundartenforschung' (nach einem am 20. 4. 17 in Düsseldorf gehaltenen Vortrag).

Sprachforschung der letzten 20 Jahre, so drängt sich uns die Erkenntnis auf, daß die sprachwissenschaftlich neuen Ergebnisse nicht an den altgerm. Dialekten gewonnen sind, vielmehr an der lebendigen Sprache. — Wer einmal in Marburg Gelegenheit gehabt hat, in die Kartenblätter unseres Sprachatlas[1] — leider für die meisten von uns ein schwer zu erreichendes Geheimbuch[2] — Einblick zu nehmen, der wird überrascht gewesen sein über die Menge der Aufschlüsse, die bereits eine kurze Betrachtung vermittelt. In der Wortgeographie und weiter in der Sprachgeographie überhaupt hat sich ein völlig neuer Zweig der Sprachforschung entwickelt.[3] Erscheinungen der Laut-, Flexions- und Wortlehre zeigen uns alte sprachliche Zusammenhänge von isolierten Restgebieten mit denjenigen, in welchen heute noch die fraglichen Erscheinungen in größerer geographischer Ausdehnung auftreten. Und in Verbindung damit ergibt sich, daß in den Zwischengebieten auf Kosten dieser Erscheinungen andere Nachbargebieten eigene vorgedrungen sind; wir sehen, daß Laute, Flexionen und Wörter wandern. Diese Wanderung von einem Gebiet in das andere kann allmählich zur völligen Überschiebung einer Mundart durch eine andere führen, wie es z. B. Wrede und Behaghel jetzt für das Mittelfränkische (hochdeutsches Überschiebungsgebiet) annehmen[4], für uns von besonderem Belang, da diese Überschiebung,

[1] Ich behandle Fragen allgemein sprachwissenschaftlicher Natur in dieser Einleitung nur, soweit sie für die altgermanische Dialektforschung von Bedeutung geworden sind bzw. von Bedeutung werden können.

[2] Die älteren Berichte im Anz. f. d. A. sind nur Notbehelf und vermitteln ein unvollständiges Bild: Anz. 18 (1892)—29 (1904); vgl. bes. das Register zu den in den älteren Berichten bereits behandelten Wörtern Anz. 25 (1899), S. 390ff. — An ihre Stelle sind seit 1908 systematische Darstellungen unter Zusammenfassung der Ergebnisse mehrerer Sprachatlasblätter getreten: Deutsche Dialektgeographie, Berichte u. Studien über G. Wenkers Sprachatlas, hsg. v. F. Wrede, Marburg (Elwert). Wenn auch dadurch die selbständige Benützung des Sprachatlas nicht ersetzt werden kann, so gewähren sie doch zum Teil einen ausgezeichneten Einblick in die Möglichkeiten sprachgeographischer Betrachtung und in die dabei zur Anwendung kommenden Methoden. — Für die Diskussion, die sich um Anlage und methodischen Wert des Sprachatlas erhoben hat, vgl. die Literatur bei O. Behaghel, Gesch. d. dt. Spr.[4], S. 44. Die genannten Arbeiten, ebenso diejenigen von Th. Frings (s. S. 397 Anm. 4) dürften beweisen, zu wessen Gunsten der Kampf entschieden ist.

[3] Vgl. zu diesen Ausführungen E. Tappolet, Über die Bedeutung der Sprachgeographie mit bes. Berücksichtigung franz. Mundaa., Festschrift für H. Morf 1905; H. Morf, Archiv 115, 460ff.; ferner C. Haag, Mundartengrenzen, Arch. 115, 182ff.

[4] Vgl. O. Behaghel, Gesch. d. dt. Spr.[4], S. V.

jedenfalls soweit sie den Stand der Lautverschiebung angeht, schon in der vorgeschichtlichen Zeit liegt.[1]

Im Zusammenhang damit ist die Frage nach den Mundartengrenzen[2] in neues Licht gerückt worden. Es hat sich einmal ergeben, daß fast alle lautlichen (ebenso flexivischen usw.) Verschiedenheiten, die wir gemeiniglich als Kriterien für Mundartenabgrenzung benutzen, keine scharfe Abgrenzung gegeneinander zulassen, daß vielmehr zwischen zwei Mundartgebieten oft eine breite Ausstrahlungszone mit schwankender Lautung[3] liegt — das andere Mal, daß verschiedene Dialektkriterien sich in ihren Grenzen kaum jemals decken, kartographisch gesehen nicht in einer Linie zusammenfallen, sondern einen breiten Grenzgürtel ausmachen. Ebenso ist die alte Annahme, daß unsere heutigen Mundartengrenzen mit alten germanischen Stammesgrenzen zusammenfallen, von der Sprachgeographie zerstört worden. Vor allem für das niederrheinische Gebiet liegen bahnbrechende Arbeiten von Frings vor, die uns gezeigt haben, daß junge politische Grenzen (kaum über das 13. Jahrh. hinausgehend) die heutigen Mundartengrenzen bedingt haben.[4] Unter diesen Bedingungen wird es nichts Auffälliges mehr haben, wenn der ahd. in Fulda geschriebene Tatian nicht, wie man nach heutigem Lautstand erwartet, rheinfränkischen, sondern ostfränkischen Charakter zeigt.[5] — Eine andere, die Mundartengrenzen angehende Frage ist es, wieweit überhaupt einzelne Verschiedenheiten der Laute, der Flexionen, der Wortbildung geeignet sind, als wesentlichstes Charakteristikum für Mundartenabgrenzung zu gelten, ob nicht vielmehr akzentuelle Unterschiede — Akzent im weitesten Sinne des Wortes genommen —, an denen jeder ohne Schwierigkeit den Angehörigen eines andern Dialektgebietes erkennt, eine viel tiefere, wenn auch wissenschaftlich viel schwerer faßliche Kluft darstellen. Es wäre eine lohnende Aufgabe, auf einer Wanderung, einfach auf Grund des Gehörs, festzustellen, ob z. B. der eigenartige niederrheinische Akzent eine scharfe Scheide

[1] Durch diese Annahme wird eine neue Erklärung der früher so viel umstrittenen Formen *dat, wat, allet* ermöglicht.

[2] Vgl. dazu aus der Berichtszeit z. B. K. Bohnenberger, Über Mundartengrenzen. Verh. der germ. Sektion der 49. Vers. dt. Phil., Basel, S. 102—104. Bericht: Zs. f. d. Ph. 40, 97 (1908).

[3] Siehe darüber weiteres gleich unten bei der Lautgesetzfrage.

[4] Vgl. dazu auch die ältere Arbeit von Jak. Ramisch, Studien zur niederrheinischen Dialektgeographie, Marburg 1906; bes. Th. Frings, Das Alter der Benrather Linie, PBB. 39, 362 ff.; ferner Mittelfränkisch-niederfränkische Studien I, PBB. 41, 193 ff.; II. PBB. 42, 177 ff.; Rheinische Sprachgeschichte 1924 (K. N.).

[5] Doch vgl. F. Wrede, Fuld. u. Hfrk. Z. f. d. A. 36, 135 ff.

gegen das Westfälische zuläßt, und weiter, wo diese Scheide verläuft, mit welchen politischen oder natürlichen Grenzen sie zusammenfällt.[1]

Weiter erweisen die Sprachatlaskarten, daß die auch früher schon gelegentlich angenommenen Mischungen aus verschiedenen Formen zweier Nachbarmundarten häufig auftretende Wirklichkeiten sind. Und zuletzt — ich hebe nur das Wesentliche hervor — ist die berühmte Behauptung der junggrammatischen Schule, die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze, erneut zur Diskussion gestellt worden. Es muß erwähnt werden, daß die geographische Sprachbetrachtung in manchem ein Vorbild in der Forschung auf Grund des (zwar zeitlich jüngeren) französischen Sprachatlas hatte, daß besonders die romanistische wortgeographische Forschung uns bis heute weit voraus ist. Das liegt erstens an der allgemeinen Zugänglichkeit des französischen Sprachatlas, die es ermöglicht, viele Kräfte in den gleichen Dienst zu stellen, und weiter an der andersartigen Beschaffenheit dieses Atlas, in den ein unvergleichlich größeres Wortmaterial verarbeitet wurde. Übrigens ist auch im romanistischen Lager zuerst die Frage nach der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze erneut erörtert worden, ich erinnere an die beiden Arbeiten von Wechßler und Herzog.[2] Ich muß gestehen, daß ich trotz aller Einwände von der theoretischen Ausnahmslosigkeit überzeugt bin. Nach meiner Ansicht besagt die Erscheinung, daß zwischen den einzelnen Dialekten keine scharfen Grenzen vorhanden sind, vielmehr oft breite Grenzgürtel, in denen z. B. in manchen Wörtern unverschobenes *t*, in andern aber *ss* bzw. *tz* sich findet, durchaus nichts gegen diese Ausnahmslosigkeit. Wir haben uns in einem solchen Falle zu fragen, ob das fragliche Gebiet in älterer Zeit hochdeutsch oder niederdeutsch war. Sprach man dort früher reines Ndd., so haben wir in allen den Wörtern, die *ss* bzw. *tz* zeigen, Eindringlinge aus der hd. Nachbarmundart vor uns; sie sind, historisch betrachtet, in der ursprünglich ndd. Mua. nichts anderes als Fremdwörter mit

[1] H. Hirt hat m. W. zuerst wieder diesen Gedanken nachdrücklich betont Gesch. d. dt. Sprache, S. 125; vgl. aber die Rezension von Th. Frings, Zs. f. d. Maa. 1921, S. 89f. Die Wichtigkeit dieses Gedankens hebt hervor G. Roethe in seiner Rektoratsrede 1923 'Wege der deutschen Philologie', S. 7: « . . . eher von dem mundartlichen Sprachgesang, der sich so gut hören und so schlecht fixieren läßt, erhoffen wir jetzt entscheidende Bestimmungen der Ma.» Vgl. schon früher F. Kaufmann, Dialektforschung, S. 388; Gesch. d. schwäb. Maa. (1890), 33; Wechßler a. a. O. (s. Anm. 2), 524. Skeptisch ist H. Fischer in seiner Rez. Germ. 36, 412f.

[2] E. Wechßler, Gibt es Lautgesetze? 1900; E. Herzog, Die Lautgesetzfrage, 1904 (Streitfragen der rom. Phil. I); für die daran sich anschließende polemische Literatur siehe die Jahresber. (Jb.).

fremdem Lautkörper. Widerlegt wäre die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze erst dann, wenn in derjenigen Mua., die zuerst einen Wandel von $x > y$ (z. B. $t > ss$) vornahm, x (t) unter den gleichen Bedingungen in einer Anzahl von Wörtern bewahrt geblieben wäre.

Es scheint mir nun eine der wichtigen Aufgaben zu sein, die Ergebnisse, die die moderne Dialektforschung gezeitigt hat, auf die älteren Sprachperioden systematisch zu übertragen, die Erkenntnis, daß oft genug ein Dial. Formen und Wörter aus Nachbardial. übernommen hat, für die Rekonstruktion der alten Dkm. und damit für die altgerm. Dial.-Gram. zu verwerten[1], weiter endlich die modernen Dialekte mit den Muadkm. der alten Zeit in Beziehung zu setzen. Es gälte vor allem, durchgehends festzustellen, wieweit die sprachlichen Verschiedenheiten, die die althd. Dkm. scheiden, sich noch in den Unterschieden der heutigen dt. Dialekte widerspiegeln. Wir würden dadurch über das Alter mancher unserer muartl. Verschiedenheiten neue Auskunft erhalten; die Frage nach dem Alter der heutigen Grenzen bleibt davon natürlich unberührt. Ansätze zu dieser Verbindung von alt und neu sind überall vorhanden, allerdings ist dabei bis jetzt das Alte fast immer das Gebende; die Befruchtung der altgerm. durch die moderne Dialektforschung ist im wesentlichen eine ideale Forderung geblieben. Am besten sind wir unterrichtet über den ahd. Konsonantenstand im Vergleich zum nhd.; aber eine zusammenfassende Darstellung, die den Stand der Lautverschiebung in den wichtigsten Denkmälern mit dem entsprechenden in den heutigen Mua. vergliche, besitzen wir noch nicht.[2]

§ 3. Begriff der Funktion. Ebensowenig wie die Sprachatlasforschung an der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze nach meiner Ansicht Zweifel aufbringen kann, tut es die Wirkung der sog. 'Funktion'[3] in ihrem Einfluß auf sprachliche Veränderungen. Es war eine der älteren Sprachforschung durchaus geläufige Vorstellung, daß funktionell wichtige Bestandteile eines Wortes auch gegen die Lautgesetze erhalten bleiben (übrigens wußte ich nichts davon, als ich in meinem dritten Semester den Grundstein zu meiner Schrift über die

[1] Vgl. Wagner, Zs. f. d. Maa. 1921, 135 ff.; F. Wrede, a. gl. O. 1924, 274.

[2] Fürs Mhd. hat V. Michels in seinem Elementarbuch den oft recht gelungenen Versuch gemacht, die heutigen Mundarten weitgehend zur Aufhellung älterer Verhältnisse heranzuziehen. Vgl. ferner Pestalozzi, Urdeutsch *k* bei Notker, PBB. 41, 329; auch F. Wrede, zuletzt: Zu den Merseburger Zaubersprüchen, Sitzungsber. Pr. Akad. 1923, XIV, 85—90. Näheres im systematischen Teil.

[3] Ich behandle den Begriff der Funktion an dieser Stelle, weil sowohl Behaghel wie Horn und ich ihn an altgerman. Beispielen entwickelt haben, er also gerade für die Erklärung altgerm. Erscheinungen fruchtbar gemacht ist.

redupl. Perfekta legte). So erklärte man z. B. die Erhaltung des σ in den Aoristen ἔστησα, ἐβούλευσα, in denen es in seiner Stellung zwischen Vokalen hätte schwinden müssen, aus seiner funktionellen Bedeutung.[1] Die Herrschaft der junggrammatischen Schule brachte diese Auffassung in Verruf und in Vergessenheit, weil sie der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze zu widersprechen schien. Behaghel, Horn und ich[2] haben dann versucht, der 'Funktion' im Rahmen der modernen Sprachforschung einen Platz zu erobern[3] als einem Faktor, der für die Methodik unserer Wissenschaft von erheblicher Bedeutung ist. Es ist vor allem Horns Verdienst, die ganze Frage in einem großen Zusammenhang behandelt zu haben. Wieweit unsere Theorie tragfähig ist, müssen erst weitere Untersuchungen, die unter diesem Gesichtspunkt etwa die Entwicklung des englischen Formenbaus[4] — wir haben hier die lückenloseste Überlieferung und heute fast völlige Vernichtung des altgerm. Formensystems — behandeln, auch Untersuchungen auf andern Sprachgebieten erweisen. Die Rezensenten der Hornschen Schrift haben meines Wissens, abgesehen von K. Luick, dem Grundgedanken zugestimmt. — Das Wort 'Funktion' ist ein mißliches schillerndes Fremdwort; ich möchte deswegen seiner Klarstellung einige Worte widmen. Was heißt: ein Glied der Rede (Laut, Silbe, Wort) hat diese oder jene Funktion? Ich verstehe nichts anderes darunter, als: es hat einen bestimmten Grad von Bedeutungserfülltheit. Das eine Extrem ist 'bedeutungsstark', das andere 'bedeutungsleer'. Zwischen diesen Extremen liegen Zwischenstufen, die man als 'bedeutungsarm' bezeichnen könnte. Nach dem Maße der Bedeutungserfülltheit regelt sich die Schwächung, der ein Glied im Laufe der Sprachentwicklung ausgesetzt sein kann, nicht ausgesetzt sein m u ß. Die Sprache schleppt, als rein mechanisches Verständigungsmittel betrachtet, sehr viel Überflüssiges traditionell mit sich; man denke nur an unser Depeschendeutsch, das immer noch eine Verständigung ermöglicht. B e d e u t u n g s s t a r k

[1] Vgl. darüber H. Hirt, Hdb. d. gr. L. u. Fl.², S. 71f. In dieser Form halte ich allerdings in dem vorliegenden Falle eine solche Erklärung auch nicht für möglich.

[2] O. Behaghel, Von dt. Bindewörtern, Beih. ZADSV., 5. Reihe, Heft 36, S. 165ff. (1913) und Gesch. d. dt. Spr.⁴, S. 190ff. (1916); W. Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion (Pal. 135, 1921); C. Karstien, Die red. Perf. des Nord- u. Westgerm., bes. S. 10ff., 156f. u. IX Anm. (1921). Jetzt auch O. Behaghel, Deutsche Syntax II, S. 3f., auch sonst beide Bände passim.

[3] Einzelheiten, die Erscheinungen in den altgerman. Dialekten angehen, siehe im systematischen Teile der Darstellung.

[4] Einen ersten Nachweis in dieser Richtung hat H. Düringer erbracht: Die Analyse im Formenbau des engl. Nomens. Gießen 1922.

sind an erster Stelle die Wortstämme; sie sind Träger einer sinnlichen Eigenbedeutung. Als bedeutungsarm könnte man z. B. die Beziehungselemente (flexivischen El.) in den flektierenden Sprachen betrachten, soweit nicht schon andere anschauliche Elemente (Pronomina beim Verbum; Artikel, Präpositionen beim Nomen) daneben getreten sind. Diese Beziehungselemente, im allgemeinen Endungen, sind nicht mehr Träger einer sinnlichen Eigenbedeutung — ursprünglich werden sie es ebenfalls gewesen sein —, sie dienen nur noch dazu, die grammatischen Beziehungen der einzelnen Glieder des Satzes zueinander zu regeln, sie werden im eigentlichen Sinne funktionell gebraucht.[1] Diese Elemente werden als bedeutungsarm leichter Schwächungen ausgesetzt sein, als diejenigen der ersten Kategorie. Wir sehen z. B., daß im Russischen, wo die Nominalendungen fast durchgängig allein die Beziehungen im Satze regeln, sie trotzdem starke Reduktion im Vergleich zum Idg. erlitten haben. Und dabei sind sie vielfach Träger des dynamischen Akzents![2] Bedeutungsleer werden diese Beziehungselemente, wenn ihnen um der Anschaulichkeit willen andere Elemente mit sinnlicher Eigenbedeutung zur Seite gerückt sind (s. o.); ebenso kann eine geregelte Wortstellung die Beziehungsfunktionen der Endungen übernehmen. Unter solcher Bedingung können sie völliger Vernichtung anheimfallen. Auch andere Glieder der Rede können durch bestimmte Faktoren, die beim Sprechen eine Rolle spielen, bedeutungsleer werden; ich verweise auf die Höflichkeitsformeln[3]: *bitte*, *danke*, *Morgen*, bei denen die Situation das *ich* bzw. *guten* ersetzt, ferner auf die echten Ellipsen, die mannigfach in der Literatur behandelt sind.[4]

Und damit komme ich zu einem weiteren Gesichtspunkt für die Einteilung von bedeutungsarmen bzw. bedeutungsleeren Gliedern der Sprache. Hatten wir eben den Grad der Bedeutungsfülle zum Einteilungsprinzip erhoben, so werden wir nun die Art der Bedeutung unserer Elemente in Augenschein nehmen. Horns Buch vereinigt die verschiedensten Fälle von Bedeutungsentleerung ohne grundsätzliche Scheidung[5]; ich wähle einige typische Fälle aus:

[1] Es wäre vielleicht nicht ungünstig, den Begriff der Funktion auf diese Beziehungselemente einzuschränken oder man könnte von gramm. (Beziehungs-) Funktion und sinnlicher Bedeutungsfunktion reden.

[2] Natürlich ist für diese Fälle auch analogische Erklärung möglich.

[3] Horn a. a. O. § 15.

[4] Vgl. H. Paul, Prinz. [5], S. 313ff.

[5] Horn betont allerdings a. a. O. S. 21 selbst, daß er 'die Erscheinungen in bewußt äußerlicher Weise nach den Redeteilen' gruppiere.

1. engl. *exam* < *examination*; 2. dt. *Arie* < *Artillerie*; 3. ae. *ræps* < *responsorium*; 4. ae. *láréow* < *lár* + *péow*; 5. *bitte* < *ich bitte*; 6. ae. *ic bind-e* < *ic bind-u* (neben festem *u* in *ġifu, sunu*). Die Fälle 1, 2 und 3 unterscheiden sich von den übrigen schon dadurch, daß wir es hier offenbar mit willkürlichen Kürzungen zu tun haben, zum großen Teil wohl in beschränktem Kreise, in welchem sie häufig gebraucht wurden (Schüler-, Soldaten- und Priestersprache), vorgenommen, um langatmige, fremdartige Wörter bequemer sprechbar zu machen. Der Wesensunterschied zu 4—6 liegt aber darin, daß 1—3 von Haus aus eingliedrig waren, daß keinem ihrer Elemente ursprünglich eine gesonderte Bedeutung zukam. So konnte man bei dieser Art der Kürzung willkürlich beliebige Teile des Ganzen unterdrücken. Endlich ist der Vorstellungsinhalt der gekürzten Formen gegen den der ungekürzten unverändert bewahrt. Anders bei 4—6. Bei 4 und 5 ist die ursprüngliche Zweigliedrigkeit noch deutlich feststellbar, bei 6 zu vermuten. Beide Glieder hatten von Haus aus sinnliche Eigenbedeutung. Als die gegliederte Vorstellung später zu einer einfachen wurde, wuchsen die entsprechenden Lautgruppen grammatisch gesprochen zu einem Kompositum zusammen.[1] Dabei verloren die einzelnen Glieder an sinnlicher Eigenbedeutung, wurden bedeutungsarm, in der Folge akzentgeschwächt und dadurch Kürzungen unterworfen. 4, 5 und 6 sind aber auch unter sich verschieden. In Fällen wie 4 kann es nie zur völligen Bedeutungsleere eines der Glieder kommen, da der neue einheitliche Vorstellunginhalt an der Gruppe **lárþéow* haftet; es kann also niemals eines der Glieder völlig aufgegeben werden. — Ähnlich liegen die Verhältnisse in Fällen wie 5; auch hier ist der Vorstellungsinhalt der Begrüßungsformel *guten Morgen* ein anderer als der des urspr. Gefüges: *ich wünsche einen guten Morgen. Guten Morgen* steht etwa auf gleicher Stufe mit der Geste des Hutabnehmens oder besser noch mit einem Begrüßungsanruf, wie ihn manche indianischen Sprachen besitzen (Dakota *hou*); wir haben also eine bloße Höflichkeitsfloskel vor uns, die keinen anschaulichen Bedeutungsinhalt mehr besitzt. Ähnliches würde für verwandte, häufig wiederholte Wortkomplexe gelten. Die starke Bedeutungsverarmung beider Glieder wird noch unterstützt durch die Möglichkeit, derartige Äußerungen ohne weiteres aus der Situation zu erfassen. So können hier besonders

[1] Vgl. darüber H. Paul, Prinz.[5], S. 330; Horn a. a. O. S. 3f.; meine kurze Notiz a. a. O. S. 15.

starke Schwächungen eintreten. — Anders zu beurteilen sind die Fälle unter 6, die das Endungssystem betreffen. Das 2. Glied, die Endung, hat ursprünglich zweierlei Inhalt gehabt: 1. war dieses Träger einer sinnlichen Eigenbedeutung; 2. war es Träger einer grammatischen Funktion. Das Zusammenwachsen mit dem Wortstamm nahm ihm die erste, ließ ihm aber die zweite, die Beziehungen der Glieder im Satze zu regeln. Traten dann andere Redeteile — in unserem Falle *ic* — als Ersatz für die bei synthetischer Ausdrucksweise geminderte Anschaulichkeit auf, so geht, da diese gleichzeitig die syntaktischen Verhältnisse klarstellen, auch ihre letzte Funktion, ihre grammatische Bedeutung im Satzzusammenhang verloren. Damit kann das Ergebnis ihrer sprachlichen Entwicklung dem von 5 an die Seite rücken — völlige Vernichtung des bedeutungslosen Gliedes. Ein Unterschied zu 5 liegt allerdings darin, daß dort alle Glieder gleichmäßig bedeutungsentleert sein können, hier jedoch nur eines, die Endung. Der Stamm bewahrt stets eine sinnliche Eigenbedeutung. Das Englische zeigt die weit vorgeschrittenen Folgen dieser totalen Bedeutungsleere am besten: von dem germanischen Flexionssystem ist fast nichts geblieben.[1] Das Pidgin-Englisch hat auch noch die letzte Verbalendung, das *s* der 3. Sg. Präs., vernichtet: *he give* statt *he gives*. *he* charakterisiert zur Genüge die grammatische Bedeutungsbeziehung der Verbalform; so konnte[2] auch die Endung *s* untergehen. — Ich fasse das Gesagte in ein Schema zusammen:

I. Grad der Bedeutungsfülle (Quantität).
   a) Bedeutungsstark [alle Träger einer sinnlichen Eigenbedeutung].
   b) Bedeutungsarm [z. B. Träger der grammatischen Funktionen: Endungen (soweit nicht schon Umschreibungen daneben), Präpositionen, die Kasus umschreiben (haben ihre urspr. anschauliche Bedeutung aufgegeben) usw.].
   c) Bedeutungsleer [z. B. Träger der grammatischen Funktionen, Endungen, sobald andere anschaulichere Elemente ihre Beziehungsfunktion gleichzeitig zum Ausdruck bringen; stehende Wendungen, deren Bedeutung sich aus der Situation ergibt usw.].

II. Art der Bedeutung der gekürzten Elemente (Qualität).
   a) Teile eines einheitlichen Vorstellungsinhaltes [*exam(ination)* etc.].

[1] Über das Verhältnis der Bedeutung zum Akzent verweise ich auf meine Ausführungen a. a. O. S. 14. — [2] Mußte nicht!

b) Teile eines ursprünglich zusammengesetzten Vorstellungsinhaltes.

1. Die Teile sind urspr. Träger einer sinnlichen Eigenbedeutung.
   α) **lār + þēow* : ae. *láréow*[1]
   β) *guten Morgen* > *Morgen.*
2. Der eine Teil hat nur grammatische Bezeichnungsfunktion.
   α) vorgerm. **bhéndhō* > wg. **bíndu* (gegen *ō* im gr. πλωτός : ags. *flód*).
   β) ags. *ic bindu* > ags. *ic binde* (gegen *u* in ags. *ʒifu*).

Den Hauptwert der Funktionstheorie sehe ich in ihrer Anwendung auf die Geschichte der grammatischen Formantien (auf Fall II b, 2, α, β). Manche Schwierigkeiten bei den Auslautgesetzen möchten sich ohne weiteres beheben, wenn man für die vorhistorische Zeit feststellen könnte, inwieweit diese Formantien damals allein die grammatischen Beziehungen regelten und inwieweit schon andere deutlichere Elemente neben ihnen standen. Ist es aber einmal gelungen, die Richtigkeit der obigen Behauptungen an Sprachperioden zu erweisen, die im Lichte der Geschichte liegen, so werden analoge Rückschlüsse für ältere Zeitspannen möglich sein. Ich habe mit Interesse festgestellt, daß K. H. Meyer[2] völlig unabhängig von den oben zitierten Schriften über Funktionelles im Sprachleben es unternommen hat, den Untergang der Deklination im Bulgarischen von ganz ähnlichen Gesichtspunkten aus zu erklären. Die älteren Erklärungen des dem Kasusersatz im Germanischen verwandten Problems blieben ungenügend und führten zu keiner Einigung.[3] Meyer sagt nun S. 27: *Während aber urspr. die Präpositionen zur Verdeutlichung*[4] *der Kasusfunktion dienen, werden sie, sobald sie gewohnheitsmäßig hinzutreten, selbst die Träger der Kasusbedeutung, und die Flexion wird überflüssig.* Die folgenden Ausführungen Meyers dienen dem

[1] Ich gebe hier nur Beispiele für die Unterschiede. Für diese selbst verweise ich auf das eben Gesagte.

[2] K. H. Meyer, Der Untergang der Deklination im Bulgarischen. Slavica III, hsg. v. M. Murko, Heidelberg 1920.

[3] A. a. O. S. 8ff.

[4] Von mir gesperrt, weil mir darin der hervorragende Grund für das Hinzutreten der Präp. liegt. Besser wäre gesagt: Zur sinnlichen Veranschaulichung der abstrakten Kasusfunktion. Ich wiederhole hier noch einmal: Unanschaulich waren die Endungen wohl, nicht erst unverständlich oder mißverständlich geworden, so daß Präp. hinzutreten mußten. Hierin liegt der Hauptunterschied zur älteren Auffassung über den Ersatz der Kasusendungen. Siehe auch meine Perfekta.

Beweise seiner Behauptung, bieten also eine Bestätigung unserer Darlegungen. — Bei Besprechung der pompeianischen Inschrift[1]: *Saturninus cum suos discentes* (*cum* + Akk.) bemerkt Meyer-Lübke sehr fein[2]: *Da in dieser Zeit formell die beiden Kasus* (Akk. u. Abl.) *noch scharf geschieden waren, so ergibt sich gerade aus diesem Beispiel, daß die ganze Entwicklung* (Kasusverlust im Rom.) *eine syntaktische ist.* Diesen Satz zu Ende gedacht, führt m. E. notwendig zu unserer Funktionstheorie. Es bedarf nur noch des Zusatzes, daß die syntaktische Umbildung ihren Ursprung in dem Streben nach Veranschaulichung findet, ihre letzte Quelle also in der Psychologie des Sprechenden hat.

Ein Einwand gegen unsere Theorie wird am ehesten darin gesehen werden, daß alle bis jetzt beigebrachten Beispiele Sprachen mit starken dynamischen Akzentunterschieden entnommen sind. Da ist es nun von Bedeutung, daß Fraenkel[3] den üblichen Lautgesetzen widersprechende Kürzungserscheinungen im Litauischen im Anschluß an die Hornsche Schrift erklärt hat. Seine Beispiele betreffen durchgängig Adverbien und adverbielle Ausdrücke, entsprechen also, da es sich um Komposita oder mehrgliedrige Ausdrücke handelt, den Fällen II, b 1, α und β unserer schematischen Darstellung. Ich stelle nun einige Beispiele aus dem lit. Flexionssystem zur Erwägung, die ich schon längere Zeit unter diesem Gesichtspunkt veröffentlichen wollte.[4] *i* vor *s* schwindet vielfach in 3. Silbe (nach Mittelsilbe, auch unter dem Ton) im Instr. Pl. *mergomìs* > *mergomš*, *aszakomìs* > *aszakomš*, *szirdiñmìs* > *szirdiñmš*, *sūnumìs* > *sūnumš*, niemals aber im Akk. Pl. der *n*-Stämme: *ākmenis* Akk. Pl.: *akmẽ*. Eine gekürzte Form **ākmens* wäre mit dem N. V. Pl. zusammengefallen, das Lit. aber hält in allen Nominalklassen den N. und Akk. Plur. grundsätzlich auseinander, so daß es scheint, als ob die funktionelle Bedeutung der beiden in Frage stehenden Endungen im Sprachgefühl noch durchaus lebendig ist. Ähnlich geht das ausl. *je* des Lok. Sg. im nördl. Litauen in allen Klassen, wo es auftritt, verloren, außer in der *ŭ*-Dekl.: *žaltyjè* > *žaltỹ*, *rañkoje* > *rañko*, *akyjè* > *akỹ*, aber

[1] Corp. inscript. lat. IV, 275.

[2] W. Meyer-Lübke, Gramm. der rom. Spr. II, 26 (1893).

[3] E. Fraenkel, Zur Verstümmelung bzw. Unterdrückung funktionsschwacher Elemente in den balto-slav. Sprachen, IF. XLI (1923), 393 ff.

[4] Ich kann an dieser Stelle nur einige Beispiele geben; sie ließen sich leicht vermehren. Die Beispiele entnehme ich aus O. Wiedemann, Hdb. der litauischen Spr. 1897, bes. S. 43; F. Kurschat, Gramm. der lit. Spr. 1876, §§ 164 ff., 503 ff., 584 f., 596, 659, 695, 730, 801 f. usw.

danyūjè niemals zu **danyū*. Hier hatte die Endung Funktion; der Gen. Pl. lautet ebenfalls *danyū*. Falls Kürzung auftritt, so bleibt das *j* erhalten: *danguĩ*.[1] Ferner wird *a* vor *s* im Nom. Sg. der *o*-Stämme ausgestoßen: *põns* < *põnas*, *Diẽws* < *Diẽwas*, niemals im Akk. Pl. Fem. *bóbas*, *dū́nas*, *mergàs*.[2] Die Endung des N. S. ist also wohl bedeutungsärmer als diejenige des Akk. Pl.[3]; die Wortstellung charakterisiert den Nom. Sg. bereits gegenüber den andern Kasus; seine Endung ist also funktionsärmer als andere. So konnte dort eher gekürzt werden als hier. Ein paar weitere Beispiele ohne weitere Erläuterung: *pàts*, *kõks*, *tõks*, *kuĩs*; nirgends mehr *patìs*, *kokìs*, *tokìs*, *kurìs*; aber stets *akìs*, *naktìs*, *smertìs*. Hier muß auch Funktionelles hineinspielen; mit den üblichen Lautgesetzen wird man nicht zu einer Erklärung kommen. Weiter gehören hierher einige adverbiell gebrauchte Ausdrücke: *vẽną kartĩ*, *vẽną sỹk* «einmal»; sonst ist niemals im Akk. Sing. die Endung *-a* bzw. *-i* abgeworfen. Ebenso *kàs dẽn* neben *kàs dẽną* «täglich», *sziañdẽn* «heute»; *dẽszimt* neben *dẽszimtis* (ferner *dvìdeszimt*, *trìdeszimt* usw.)[4] und viele andere Beispiele.[5]

[1] Man könnte diesen Fall allerdings auch so auslegen, daß man sagt, es sei hier für das *j* die Möglichkeit gewesen, sich mit dem vorhergehenden Vokal zum Diphth. zu verbinden, deswegen sei es nicht abgefallen. Dieser Annahme steht aber entgegen, daß eine unmittelbare Verbindung hier ebensowenig möglich war als in den vorgenannten Fällen, da das vorhergehende lange *ū* vorher gekürzt werden mußte.

[2] Es könnte eingewendet werden, daß bei einem Teil der Akk. Pl. Fem. die Endung *-as* betont war. Nach Analogie sei sie auch unbetont erhalten. Dagegen spricht, daß z. B. das *i* im Instr. Pl. auf *mis*, im Instr. Sg. auf *mi* auch unter dem Ton gefallen ist. Man könnte wieder entgegnen, *i* sei hier unter dem Einfluß der Nomina mit unbetontem *-mis*, *-mi* erhalten geblieben. Mir scheint eine solche Annahme nicht gerade glücklich, weil sie gerade die umgekehrte analogische Beeinflussung wie bei Akk. Pl. *dū́nas* voraussetzt. Thumb hat einmal darauf hingewiesen, daß bei jeder Annahme analogischer Beeinflussung darauf zu achten sei, ob sie in der gleichen Richtung läge wie andere gleichzeitig vorgenommene. Das sei von Wichtigkeit für das Wesen der Analogie überhaupt. Diesem Prinzip würde letztere Annahme durchaus widersprechen.

[3] Siehe das oben über Akk. Plur. *ākmenis* Gesagte.

[4] Hier ist es nicht einmal möglich, analogische Beeinflussung durch die Endungslosigkeit der übrigen Zahlen anzunehmen. Alle Zahlen von 4 bis 9 gehen auf *-i* aus.

[5] Es ist mindestens auffällig, daß Wiedemann (in seiner Gramm.) und andere, die sich mit den lit. Auslautgesetzen beschäftigen, den Auslaut nur so weit berücksichtigen, als seine heutige Form auf vorhistorischen Veränderungen beruht. Die oben charakterisierten Reduktionen werden ohne ein Wort der Erklärung mit dem Schlagwort 'Elision' abgetan. Als ob die heutige Form der auslautenden Silben nicht auf einer Linie mit der durch die Schrift festgehaltenen stände

Zuletzt noch ein Wort über das Verhältnis funktionell bedingter Kürzungen zur Lautgesetzfrage.[1] Unsere Beispiele haben gezeigt, daß bestimmte Elemente der Rede unter anscheinend gleichen Bedingungen verschiedenen Schicksalen unterworfen sind. Es wäre voreilig, daraus den Schluß ziehen zu wollen, daß hierin ein Widerspruch zu den Lautgesetzen läge. Mit nichten — ein Lautgesetz besagt nicht mehr, als daß ein Laut x regelmäßig in y übergeht, wenn die Bedingungen dieselben sind. In unseren Fällen sind nun die Bedingungen verschieden, ein Teil der fraglichen Elemente ist bedeutungsärmer als der andere. Infolgedessen kann der auf dem einen Teil ruhende Akzent ein schwächerer sein als derjenige auf dem andern. Schwächerer Akzent aber bedeutet weniger deutliche Artikulation, mit andern Worten Veränderung (Kürzung). Dadurch wird der mechanische Akzent zu einer psychologisch bedingten Größe. Methodisch betrachtet haben wir es mit einer Erweiterung der Faktoren zu tun, die auf die Sprache differenzierend einwirken. Es ist zuzugeben, daß unsere Methode, unkritisch angewandt, der Willkür Tür und Tor öffnet. Es wird die Aufgabe der philologischen Einzelforschung sein, den Nachweis zu erbringen, daß bei verschiedener Entwicklung aus einer vorausgesetzten (vorhistor. Zeit) bzw. bekannten gleichen Einheit tatsächlich verschiedene Stufen der Bedeutungsfülle vorliegen. Ebendieselben praktischen Bedenken sind gegen die weitgehende Annahme analogischer Beeinflussung auch für die ältere Zeit, die von Scherer und seiner Schule, den Junggrammatikern, andererseits verfochten wurde, laut geworden. Der Erfolg war nur, daß man bei angenommener Analogiewirkung kritisch erwägen mußte, welche Form bzw. welches sprachliche Gebilde das Vorbild abgegeben hatte und ob dieses wirklich geeignet war, für ein solches zu gelten, d. h. man stellte Richtlinien für die analogische Beeinflussungsmöglichkeit auf. Ähnliche Richtlinien gilt es, wie schon angedeutet, für unsere Theorie aufzustellen, nach der das Maß der Bedeutungsfülle als erhaltender und zerstörender Faktor sprachlicher Gebilde angesprochen wird. Meine Schematisierung möchte ich als einen Schritt auf diesem Wege betrachten. Wir haben hiermit zugleich einen neuen Beweis für den in jüngster Zeit oft ausgesprochenen Satz, daß jedes Wort seine eigene Geschichte hat, die sich jedoch immer wieder aus einer — nur verfeinert erkannten — Gesetzmäßigkeit ergibt.

[1] Vgl. auch meine Schrift über die red. Perf., S. X u. 14.

§ 4. Die psychologische Arbeitsmethode. Wie es eines der Verdienste der modernen Mundartenforschung gewesen ist, der Wissenschaft neue Wege zu weisen, indem sie die Buchstabenlehre älterer Sprachen zur Lautlehre erhob, wie wir von der Berücksichtigung funktioneller Unterschiede bei den einzelnen Elementen der Rede eine weitere Verfeinerung der Lautlehre erwarten, so erhebt die psychologische Sprachbetrachtung den Anspruch, besonders auf dem syntaktischen Gebiete unserer Sprachwissenschaft wirkliche Erklärung an Stelle des toten Schematismus der Grammatik historisch-vergleichender Richtung setzen zu können. Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen darüber zu rechten, welche Bedingungen eine Erklärung zu erfüllen hat. Ich gebe wohl gern zu, daß durch die Zurückführung einer sprachlichen Erscheinung, deren Bedeutung in der fraglichen Zeit der Eigenbedeutung der einzelnen Elemente bzw. analogen Erscheinungen nicht entspricht, dadurch also vom grammatischen Standpunkte aus unverständlich ist, auf durchsichtigere vorhergehende Perioden nicht immer der Weisheit letzter Schluß ist; daß man an eine so gewonnene empirische Erklärung ein weiteres «warum?» und «woher?» anknüpfen kann. Ich bestreite aber, daß die psychologische Methode auch nur irgend befähigt sei, uns zu letzten Erklärungen zu führen.[1] Es ist zweifelsohne recht wertvoll, in einer Syntax zu erfahren, welche Vorstellung der Sprechende irgendeiner Zeit mit einer Konstruktion *a* und einer verwandten *b* verbindet — ich sehe dabei ganz von den nicht auszuschaltenden subjektiven Interpretationsfehlern ab — eine Erklärung gewinnen wir dadurch nie. In Frage steht vielmehr, wie eine in ihren Elementen nicht mehr durchsichtige Konstruktion *a*, ein rein sprachliches Gebilde, dazu kommt, einer bestimmten Vorstellung adäquat zu sein. Die Antwort aber kann nur auf historischer Grundlage gegeben werden, indem man ihre Herkunft aus einer älteren anschaulichen nachweist. Darüber hinaus gibt es keine weitere Erklärungsmöglichkeit. Ein Beispiel aus der Kasussyntax möge als Erklärung dienen. In ahd. *hungire forwërdan* «vor Hunger sterben», Tat. 97, 3, finden wir einen Dativ zur Angabe des Grundes, aus dem etwas geschieht. Aus der lebendigen Bedeutung des Kasus — derjenige Nominalbegriff, welchem die Handlung gilt — läßt sich diese Verwendung nicht

[1] Vgl. hierzu auch die lapidaren Worte von O. Behaghel, Deutsche Syntax II, V, 1924. Ferner aus den überreichlichen Debatten W. Meyer-Lübke, Lbl. 1917, 166ff. (Rez. von J. Haas, Franz. Syntax, 1916); s. auch die Entgegnung von J. Haas, Über sprachwissenschaftliche Erklärung, ein method. Beitrag, 1922.

erklären. Stellen wir nun aber fest, daß ahd. der Instrumental in gleicher Bedeutung auftritt (vgl. O. II, 22, 22 *er giduit, thaz . . . thu hungiru nirstirbist*) und ist uns ferner bekannt, daß im Germ. weitgehend Dat. und Instr. zusammengefallen sind, so sind wir der Lösung schon näher. Die vorliegende Bedeutung ist allerdings nicht instrumental, sondern ablativisch. Wenn uns die Sprachgeschichte nun ferner lehrt, daß der idg. Ablativ im Germanischen zum Teil im Instrumental aufgegangen ist, wobei Grenzfälle, in denen sowohl instrumentale wie ablativische Auffassung möglich ist, vermittelt haben mögen (vgl. O. I, 20, 15 f. *nist wîb, thaz . . . mêrân grunni mit kindu io giwunni* (abl. «von einem Kinde her, an einem Kinde», bzw. instr. «mit einem Kinde»), so ist der ahd. unverständliche Dativ durch die Zurückführung auf einen vorgerm. Ablativ durchsichtig geworden. Der Ablativ aber ist in dieser Verwendung durchaus anschaulich, bedarf also einer weiteren psychologischen Erklärung nicht mehr. M. E. ist damit diese Frage der Kasussyntax erledigt.[1] — Wir haben allerdings den unklaren Dativ *(hungire)* einer anderen grammatischen Kategorie zugeschrieben, damit er einer anschaulichen Bedeutung untergeordnet werden könne, aber wir haben damit gleichzeitig eine wirkliche Erklärung, und zwar auf rein historisch-vergleichender Grundlage gewonnen, nicht nur «die Aufhellung der Herkunft einer Konstruktion».[2] Was es noch weiter zu erklären gelte, ist mir unerfindlich, wie im gegebenen Falle die psychologische Sprachbetrachtung eine Erklärung bringen wollte, ebenfalls! Als Ergebnis können wir hinstellen, daß ein Gefüge jedesmal dann erklärt ist, wenn seine Elemente auf solche zurückgeführt sind, welche formal durchsichtig und semasiologisch anschaulich sind. Daß für die sichere historische Aufhellung einer sprachlichen Erscheinung das Alter unserer Überlieferung oft nicht ausreicht, um bis zu dem anschaulichen Ausgangspunkt vorzudringen, versteht sich von selbst. In diesem Falle hilft nichts als sich mit einem «nescimus» zu bescheiden. — Die psychologische Forschungsmethode will eben nicht Wort haben, daß die Sprache etwas durchaus durch Tradition Fortgepflanztes, jedes Sprechen eine Reproduktion von im Bewußtsein bereits vorhandenen Erinne-

---

[1] Ob diese Erklärung richtig oder falsch ist, ist eine andere Frage, die für die Art und den Wert einer historischen Erklärung nichts ausmacht.

[2] Die Worte wie auch schon einige vorhergehende (nur mit Anpassung an unser Beispiel) sind J. Haas a. a. O. S. 15 entnommen, wo dieser Toblers (Meyer-Lübkes) Erklärung von *il fist que traître* 'er handelte als Verräter' bespricht.

rungsbildern erlernter Lautgebärden ist.[1] Auch jede anscheinend neue Konstruktion ist nur scheinbar neu; die Elemente, die für sie den Ausgangspunkt bilden, ruhen ebenfalls als fertige Erinnerungsbilder im Bewußtsein und sind somit etwas Traditionelles, in älterer Sprache schon Vorhandenes. Der Grundunterschied beider Anschauungen liegt eben darin, daß ein Kreis von Gelehrten heute die Sprache als fortwährende «Schöpfung» ansieht — bei dieser Annahme wäre die sog. psychologische Erklärung wirklich eine solche —, die andern aber in ihr die Reproduktion eines Erinnerungsbildes sehen. Jedenfalls ist es eine Anmaßung, wenn vor etwa zwei Jahren im Lbl. geschrieben stand, die «Spatzen pfiffen es bereits von den Dächern, daß die Herrschaft des Positivismus in der Sprachwissenschaft gebrochen sei»[2], vorausgesetzt, daß, was der Autor dieser Worte doch wohl tut, man das Bestreben, sprachliche Tatsachen rein geschichtlich zu erklären, als Positivismus auslegt.

Eine andere, heute viel debattierte Frage ist es, warum in einer bestimmten Zeit eine einer Konstruktion *a* verwandte Konstruktion *b*, die in abgegrenzterer Verwendung üblich ist, auf Kosten von *a* an Raum gewinnt, meistens unter Vollzug eines Bedeutungswandels, warum die Konstruktion *b* — mut. mut. gilt das gleiche für die Laut-, Flexions- und Bedeutungslehre — die andere aus dem lebendigen Gebrauche verdrängt. Hier zu gesicherten Ergebnissen zu gelangen, ist der zukünftigen Sprachforschung vorbehalten. Hand in Hand damit geht das weitere Problem, ob nicht in der Mannigfaltigkeit der Veränderungen einer Sprache, die anscheinend auf den verschiedenen Gebieten der Grammatik ohne Plan und Regel nebeneinander stehen, eine Einheit zu finden sei: eine Fragestellung, die übrigens bis auf Herder und W. von Humboldt zurückgeht.[3] Arbeiten in dieser Richtung sind auf romanistischem Gebiete, wenn auch mit nicht ausreichenden Mitteln, bereits gemacht worden; sie haften vor allem an dem Namen K. Voßlers. Voßler aber hat den Fehler gemacht, auf völligem Neuland nicht erst die Geschichte eines Einzelproblems, sondern mit einem Wurfe die gesamte französische

[1] Daß mit diesen psychologische Vorstellungsmassen verknüpft sind, bedarf keiner Erörterung; ihre jeweilige Identifizierung mit jenen, soweit sie nicht formal durchsichtig sind, kann zu einer Erklärung nichts beitragen.

[2] Vgl. E. Lerch: Rezension von M. Deutschbein, Sprachpsychologische Studien (1918), Lbl. XLIII (1922), S. 1(ff.).

[3] Vgl. jetzt Walter Portzig, Der Begriff der inneren Sprechform, IF. XLI, S. 150ff. und die dort besprochene Literatur.

Sprachgeschichte[1] in Parallele zur französischen Kulturentwicklung setzen zu wollen. Auf germanistischem Gebiet hat sich neuerlich H. Naumann bestrebt, ähnliche Gedanken fruchtbar zu machen[2]; seine Darlegungen enthalten jedoch soviel des Schwanken und Unbewiesenen — man denke nur an seine Erklärung des Wandels von mhd. *î, û, iu* > *ei, au, eu* —, daß man sich des Vergleichs mit einer Brücke, die aller Pfeiler entbehrt, nicht erwehren kann. Neu sind solche Gedanken übrigens nicht, hat es doch schon W. Scherer in seiner Gesch. d. dt. Sprache unternommen, die Herausbildung des Germ. aus dem Idg. aus der geistigen Struktur unserer Altvordern zu erklären. Sie wurden nur zurückgedrängt durch die höheren Anforderungen, die die wissenschaftliche Kritik auf allen Gebieten stellte, besonders aber auf diesem, wo die Früchte wahrlich nicht leicht zu erringen sind. Trotzdem ist hier wieder einmal ein Gebiet gefunden, dem der wissenschaftliche Dilettantismus sich mit besonderer Freude zuwendet, getreu seiner Eigenart, stets mit der Beantwortung der letzten Fragen zu beginnen. Ebenso sind hier den 'Geistigen' schöne Perspektiven eröffnet, da derartige Fragestellungen sich für eine Erhebung zu 'Zentralproblemen' der 'Gesamtkultur' eignen und ihrem Verlangen nach 'Totalität' entgegenkommen.[3] — In die altgermanische Dialektforschung hat die psychologische Sprachbetrachtung noch kaum Eingang gefunden, nicht zum Unglück, eher die kulturhistorische im weitesten Sinne des Wortes — ich erinnere an Kauffmanns Erklärung der hochdt. Lautverschiebungen[4], an die Wörter- und Sachforschung, die letztlich auch hierher zu zählen sein dürfte.[5]

[1] K. Voßler, Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung. Geschichte der französischen Schriftsprache von den Anfängen bis zur klassischen Zeit. 1913.

[2] H. Naumann, Versuch einer Geschichte d. dt. Spr. als Gesch. d. dt. Geistes. Dt. Vierteljahrsschrift f. Literaturwissenschaft u. Geistesgeschichte I, 139 ff. (1923).

[3] Ich hätte diesen Satz noch mit weiteren 'gemskletterigen' (Fischart) Schlagworten ausstatten können. Sie dringen nicht allein in die Literaturwissenschaft, sondern auch in unsere Forschung ein.

[4] Vgl. Fr. Kauffmann, Zs. f. d. Ph. 46, 362. 365. 381; Ders., Deutsche Altertumskunde II (1923), 243 f. und passim.

[5] An dieser Stelle wäre eine Diskussion über eine neue Arbeitsmethode anzuschließen, die, wenn sie sich bewährt, von gewaltiger Tragweite werden kann: die auf rhythmisch-melodischen Verhältnissen unseres Sprechens beruhenden Forschungen von E. Sievers und seinen Anhängern. Die gewonnenen Ergebnisse beruhen auf der Voraussetzung, daß die Melodiekurve der Sprache eines Menschen, und damit auch unserer alten Schriftsteller, in gleichmäßiger Form, bzw. unter bestimmbaren Varianten verläuft. Diese Theorie ist auch für die altgerm. Dialektforschung fruchtbar gemacht worden, sowohl für philologische wie für gramma-

Das bisher Dargelegte erhebt nicht den Anspruch, alle neuen oder wieder neuen Betrachtungsarten, die auf unserm Forschungsgebiet zur Diskussion gestellt worden sind, zu erschöpfen. Manche fruchtbaren Gedanken, die Einzelheiten angehen, werden im systematischen Teil zu ihrem Rechte kommen. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß auch die oben erörterten methodischen Gesichtspunkte in ihrer Anwendung auf die altgermanische Dialektforschung erst im Anfange stehen, also einen Teil der noch zu lösenden Aufgaben ausmachen. Ihrer geschieht denn auch in Pauls Prinzipien, unserm unschätzbaren standard work, nur gelegentlich Erwähnung. Es ist selbstverständlich, daß methodisch Neues am besten zuerst an heutigem Sprachstoff auf seine Tragfähigkeit geprüft wird, nicht an den nur lückenhaft überlieferten altgermanischen Dialekten. So läßt sich denn auch unsere systematische Darstellung nicht um hervorragende Zentren ordnen, die im Augenblick das Interesse der Forscher in Anspruch nehmen und von denen alle geringeren Untersuchungen sozusagen als Ausstrahlungen ausgehen. Wenn L. Spitzer mir sagte, auf romanischem Gebiete lasse sich beinahe alles Neue um die Namen Gilliéron, Voßler und De Saussure gruppieren, so wüßte ich schwerlich etwas dem Analoges auf dem meinigen an die Seite zu stellen.

§ 5. Zusammenfassende Skizze der Forschung in den letzten 20 Jahren. Schon mit den 90er Jahren begann eine Zeit des Ausbaues eines im wesentlichen fertigen und gut fundierten Gebäudes. Im letzten Fünftel des Jahrhunderts ist die Hauptarbeit auf die Fortführung dieses Ausbaues verwendet worden. Die Methode, nach der gearbeitet wurde, ist die bis heute vornehmlich material gerichtete, historisch-vergleichende geblieben, die ihre Zusammenfassung in den verschiedenen Auflagen von H. Pauls Prinzipien gefunden hat und die in K. Brugmanns Grundriß der vergl. Gram. der

tische Zwecke (Ulfilas, Edda, Otfrid usw.). Vgl. bes. W. Streitberg in seinem Got. Elementarbuch[5-6], der sich völlig zu Sievers bekennt (z. B. § 49 *ai* in *waila*, *baitrs*, *aiþþau* = *æ*; § 133 Anm. werden die Singularformen von *guþ*: *gþs*, *gþa* als *guþs*, *guþa* auf Grund der Intonationsforschung angesetzt; und vieles andere passim. Vgl. ferner E. Sievers, Steigton und Fallton im Ahd. mit besonderer Berücksichtigung von Otfr., Evh. Aufsätze, W. Braune dargebracht (1920), S. 148 ff. Ich kann zu den Ergebnissen keine Stellung nehmen, da ein Vertrautwerden mit dieser Forschungsmethode nur auf Grund schriftlicher Übermittlung nicht möglich ist. Als leicht zugängliche Einführung in die Sieversschen wie die damit im Zusammenhang stehenden Rutzschen Lehren siehe W. Streitberg, GRM. II (1910), S. 588 ff.; K. Luick, Über Sprachmelodisches in deutscher und englischer Dichtung, a. gl. O. S. 14 ff.; R. Blümel, Die Rutzsche Lehre vom Zusammenhang der Sprache und des Gesangs mit der Körperhaltung GRM. IV (1912), S. 389 ff.

idg. Sprachen zur typischsten praktischen Anwendung gekommen ist. Sprachliche Einzelerscheinungen sind durch die Denkmäler verfolgt worden; sie sind nach rückwärts an das Idg. angeschlossen worden, in ihrer weiteren Entwicklung in die mittleren und neueren Zeiten untersucht worden, oft unter Verfeinerung, ja Überfeinerung der hergebrachten Methoden. Der Anschluß, den die Altgermanistik durch Scherer an die andern idg. Sprachen wiedergefunden hatte, ist nicht wieder aufgegeben worden. Trotzdem ist nicht zu verkennen, daß man unter dem Einfluß der Philologie, die allen Konstruktionen abhold ist, und wohl ebenso als Reaktion gegen allzu gewagte Spekulationen, wieder eine Lockerung des gemeinsamen Bandes anstrebt und geneigt ist, sich wesentlich den historischen Perioden zuzuwenden, d. h. die Sprache der ältesten germ. Denkmäler als Ausgangspunkt der Forschung zu betrachten — sicherlich nicht zu ihrem Nutzen; denn die Forschung macht dadurch ein paar Jahrtausende früher bei der deskriptiven Grammatik halt, als sie ohnehin schon genötigt ist. Allzu früh ist ja auch der idg. Sprachvergleichung die Tür verschlossen; die Hauptprobleme der germanischen Kasussyntax würden mit einem Schlage gelöst sein, wenn es der Sprachwissenschaft gelänge, etwa die gleiche Zeitspanne, die zwischen jüngstem Urgerm. und erreichbarem Idg. liegt, nach rückwärts noch einmal aufzuhellen, mit andern Worten, wenn wir die ursprüngliche Bedeutung der Endungen erkennen könnten. Eine methodisch richtige Forderung ist es allerdings auf jeden Fall, Germanisches aus Germanischem zu erklären, solange irgendeine Möglichkeit dazu vorhanden ist, und nicht Gebilde mit gleicher Bedeutung in den verschiedenen altgermanischen Dialekten voneinander zu trennen, weil sie unserer derzeitigen Kenntnis der Lautgesetze widersprechen; vielleicht auch, und das ist besonders häufig geschehen, weil sich für eines von ihnen eine anscheinend einfachere Anknüpfung an eine Erscheinung in einer andern idg. Sprache ergibt als an solche der verwandten germanischen Dialekte. Ich denke dabei vor allem an Fragen der Formen- und Wortbildungslehre, die hierzu immer wieder Gelegenheit geboten haben.[1] — Also weitere Sammlung und Sichtung des Materials in Einzeluntersuchungen machen einen Teil der Forschungen in den letzten 20 Jahren aus. Ebenso hat man auf allen Dialektgebieten die Einzelfortschritte in die Neuauflagen der

[1] Vgl. dazu bes. Brückners Ausführungen in seiner Darstellung des Baltisch-Slavischen im Grundr. der idg. Sprach- u. Altertumskunde; auch sonst passim.

älteren Grammatiken verarbeitet, neue Zusammenfassungen daneben gestellt.[1]

Zu den einzelnen Disziplinen der Grammatik. — Was die sprachlichen Beziehungen der Germanen, soweit sie auf Urverwandtschaft beruhen, zu den übrigen Indogermanen — also die äußeren Beziehungen — angeht, so ist verschiedentlich wieder nähere Verwandtschaft zu den Slaven erörtert worden, gelegentlich auch, namentlich bei der Frage nach der Herkunft der Lautverschiebung, solche zu den Kelten. Ist doch S. Feist so weit gegangen, die Germanen für keltisierte Autochthone zu erklären; er hat zwar diese Meinung später widerrufen.[2] Aber alles Vorgebrachte kommt nach wie vor nicht über mehr oder minder wahrscheinliche Vermutungen hinaus, so daß von einer Förderung der Frage über Lottner und Joh. Schmidt hinaus kaum die Rede sein kann. Ein auf breiter Grundlage beruhender Vergleich des germanischen Wortschatzes mit dem der beiden Nachbarsprachgebiete fehlt bis heute noch, wobei aber nicht zu verhehlen ist, daß die für die Schlußfolgerungen aus solchem Material verwendete statistische Methode überall den historischen Zufälligkeiten ausgesetzt ist; ein aus dem Wortschatz gewonnenes Ergebnis würde also auch nur zu relativer Sicherheit führen. — Eine zweite Frage ist die nach der inneren Gliederung des Germanischen. Das wechselseitige Verhältnis von Ost-, Nord- und Westgerm. ist in den letzten Jahren kaum erörtert worden; es dürfte hier ja wohl eine allgemeine Einigung für eine engere Zusammengehörigkeit der gotischen Völkerfamilie mit den Skandinaviern erzielt sein. Viel problematischer ist die Frage nach der ursprünglichen sprachlichen Gliederung der Westgermanen. Die auffällige Tatsache, daß ein Teil der den Namen «Sachsen» tragenden Germanen zu den Anglofriesen, der andere zu den deutschen Stämmen gehört haben soll, hat von jeher zu Erklärungsversuchen aufgefordert; dieser gibt es denn auch manche, ohne daß allerdings bei dieser Frage heute schon von einer Vulgatansicht die Rede sein kann.[3] Wie sehr die Meinungen auseinander-

[1] Einzelheiten hierfür und für das folgende bringt der II. Teil unserer Darstellung. Hier wäre vor allem zu nennen A. Noreen, Altnordische Grammatik II, Altschwedische Grammatik mit Einschluß des Altgutnischen, 1904.

[2] Die Behauptung findet sich bei S. Feist, Kultur der Indogermanen, 1913. — Widerrufen, Indogermanen und Germanen. Ein Beitrag zur europäischen Urgeschichtsforschung. Halle 1914.

[3] Die ausführlichste Erörterung hat wohl in neuerer Zeit H. M. Chadwick dieser Frage gewidmet, ohne daß man bei seinen in diesem Punkte oft verschwommenen und über manche Teile seines Buches verstreuten Ausführungen zu einer klaren Auffassung kommen könnte (The Origin of the English Nation 1907).

gehen, möge man daraus ersehen, daß F. Wrede neuerdings mit Nachdruck die alte Ingwäonentheorie vertritt[1], von anderer, hier auch kompetenter Seite[2] kürzlich geäußert worden ist, daß 'die sprachlichen Tatsachen uns nicht berechtigten, eine ingwäonische Sprachgemeinschaft zu konstruieren'.

Die germ. Lautlehre, soweit sie gemeingermanische Probleme behandelt, war schon geraume Zeit vor der Jahrhundertwende ein Gebiet, auf dem in den meisten Fragen Einhelligkeit herrschte. So haben denn auch nur einzelne, meist umstrittenere Restgebiete eingehende neue Behandlung erfahren, Gebiete allerdings, auf denen alles Bemühen nach Lage des Materials wohl niemals mit den Methoden unserer Wissenschaft völlige Klarheit schaffen wird. Obenan stehen die germ. Auslautgesetze, zwar in der Berichtszeit nicht mehr zusammenhängend untersucht — Waldes Schrift[3] liegt eben vor dieser —, aber in Teilen wieder oft genug debattiert. Nicht müde ist man ferner geworden, wieder und wieder den Gründen der Lautverschiebung nachzuspüren. Das Vorgebrachte bleibt, wie bis jetzt bei fast allen Problemen nach den Gründen sprachlicher Veränderung, nichts als bare Vermutung, die jeweils auf der Stellungnahme des einzelnen Forschers zu der in Rede stehenden allgemein-sprachwissenschaftlichen Frage aufgebaut ist. Ich möchte übrigens betonen, daß gewisse Theorien dadurch nicht glaubhafter werden, wenn sie immer von neuem mit beredten Worten vorgetragen werden. — Vielseitige Förderung dagegen hat die Erkenntnis der absoluten wie der relativen Chronologie der germ. Sprachveränderungen erfahren; das meiste verdanken wir hier zwei übersichtlichen Sammlungen der altgerm. Namen[4], eines vordem arg disparaten Materials. — Die Lautlehre der einzelnen Dialekte betreffend war für das Ags. und das Altnord.

[1] Äußerungen in dieser Richtung finden sich bis jetzt nur gelegentlich, z. B. Zs. f. dt. Maa. 1919, 14 ff. und in Arbeiten der Wredeschule; so erklärt ein Schüler Wredes im Anschluß an ihn jetzt mnd. nnd. *wi nêmen*, *wi gêven* als restliche Ingwäonismen. Wir erwarten mit Spannung Wredes zusammenfassende Darstellung dieser Frage. — Korr.-N. Soeben ist diese erschienen: Ingwäonisch u. Westgerm., Zs. f. dt. Maa. 1924, 270 ff. — Eine glänzende Verbindung von Sprachgeographie und Sprachgeschichte, die völlig neue Perspektiven eröffnet.

[2] A. Lasch in ihrer Rezension von F. Holthausen, Altsächsisches Elementarbuch², 1921, Anz. zu IF. 41, 31. Lasch sagt hier, daß sie ihre Überzeugung an anderer Stelle begründen werde. — Näheres im systematischen Teil.

[3] A. Walde, Die germ. Auslautgesetze, 1900.

[4] H. Werle, Die ältesten germanischen Personennamen, 1910 (Beih. zur Zs. f. d. Wf. 12); M. Schönfeld, Wörterbuch der altgermanischen Personen- u. Völkernamen nach der Überlieferung des klass. Altertums bearbeitet (Germ. Bibl. I, 4. 2), 1911.

noch vielerlei zu tun, für das Gotische und Deutsche hatten Braune und seine Altersgenossen die eigentliche Arbeit geleistet — allerdings ist das gewaltige Corpus der ahd. Glossen bis heute nur teilweise ausgenutzt. Einen bemerkenswerten und höchst interessanten Versuch, die ahd. Sprachveränderungen als Ausfluß eines einzigen waltenden Prinzips zu sehen, nämlich als Folge des stark ausgeprägten Anfangsakzents, machte G. Baesecke.[1] Seine Ausführungen behalten ihren methodischen Wert, mag man auch im einzelnen, wie bei manchen Teilen des Umlauts, anderer Meinung sein. — Die Geschichte der verwickelten Umlauts- und Brechungserscheinungen im Ags. und Anord. darf jetzt als in vielem Wesentlichen geklärt gelten. Dem Anord. wurde weiteres Material erschlossen durch neue Lesungen schon bekannter Runeninschriften oder durch Neuauffindung von Runensteinen. Die sich daran anknüpfende Literatur ist für den der Runenforschung ferner Stehenden ins kaum Übersehbare gewachsen, hat allerdings, soweit sie die Deutung des Inhalts angeht, für den Linguisten nur in ihren Ergebnissen Interesse, insofern sie die Feststellung sonst nicht überlieferter, vor allem älterer Formen ermöglichen.

Ganz zurück an Zahl treten Schriften zur Flexionslehre der altgerm. Dialekte[2], was seinen Grund darin hat, daß wir uns hier schon lange auf wohlbekanntem Boden befinden. Anders steht es allerdings dort, wo wir uns auf dem Grenzgebiet zur Lautlehre, bzw. zur Wortbildungslehre befinden, d. h. wo es sich um die Herleitung und Zurückführung der überlieferten auf urgermanische und vorgermanische Formen handelt. Der Stand unserer Forschung ist hier abhängig von unserer Auffassung der germ. Auslautgesetze. Andererseits beschäftigen sich verschiedene umfängliche Untersuchungen mit der umstrittenen Frage nach der Herkunft des schwachen Präteritums[3] und der sogenannten reduplizierenden Perfekta[4] des Nord- und Westgermanischen, ohne daß dadurch jedoch eine Einigung unter den Fachgenossen erzielt wäre.

Einen weit größeren Raum nehmen die mannigfaltigen Arbeiten

---

[1] G. Baesecke, Einführung in das Ahd., München 1918. — Von einer 'Einführung' kann allerdings keine Rede sein, da eine förderliche Benutzung völlige Vertrautheit mit dem Stoff voraussetzt.

[2] Gute Leistungen stellen einige Arbeiten zur ae. Flexionslehre dar (Uno Lindelöf, Die südnorthumbr. Mua. des 10. Jhd. (Glosse Rushworth [2]). Flexion S. 98 ff. 1901; H. C. A. Carpenter, Dekl. in der North. Evangelienübersetzung der Lindisf. Hds. 1910; Th. Kolbe, Konjug. der Lindisf. Ev. 1912).

[3] Collitz, Brugmann, Loewe. — [4] O. Hoffmann, Janko, Loewe, Feist, Karstien.

zur Wortforschung ein. Bedauerlicherweise hat die germ. Wortbildungslehre noch immer nicht die nötige Berücksichtigung gefunden, die etymologische Forschung beherrscht das Feld. Neben vielem Guten steht hier wie immer die gewaltige Masse von Etymologien, die das Ergebnis zufälliger Einfälle sind und meist nichts als Wurzelvergleichung darstellen; die Autoren meinen genug des Guten getan zu haben, wenn sie einige lautliche Schwierigkeiten, die ihren Vergleichen entgegenstehen, durch Parallelen beheben. Sie bedenken nicht, daß damit nur die Vorarbeit geleistet ist und die eigentliche Wortforschung erst beginnt. Die Fragen der Wortbildungslehre und des Bedeutungswandels, die sich fast stets anschließen und die durch eingehende Vergleiche aus historischen Zeitläuften zu belegen wären, bleiben fast immer unberücksichtigt.[1] Viele schöne Erfolge hat dagegen die etwa zu Beginn unseres Jahrhunderts einsetzende Erforschung der Sachbegriffe zu verzeichnen. Meringers Etymologien zum geflochtenen Haus dürften als Auftakt dazu angesehen werden.[2] Dann sind die ältesten altgermanischen Namen gesammelt, gesichtet und dadurch für die eigentliche Grammatik fruchtbarer gemacht worden. Endlich hat die Bearbeitung der Lehnwörter, sowohl derjenigen, welche germanische Stämme von den Nachbarn entlehnt haben, als solche, die sie an diese abgegeben haben, weitgehende Förderung erfahren, vor allem zum Nutzen der Chronologie unserer germanischen Lautveränderungen, für die sie die wesentliche Quelle darstellen. Besonders das germ. Sprachgut in den finnischen Sprachen liegt jetzt in umfänglichen Sammlungen und Einzeluntersuchungen vor; die Fortschritte auf diesem Gebiete knüpfen sich vorzüglich an die Namen einiger nordischer und finnischer Gelehrter. Jedoch ist meines Erachtens eine Klärung darüber, ob auch das Gotische an den älteren Lehnwörtern im Finnischen Anteil hat, bis heute nicht eingetreten.

Zuletzt die Syntax. Sie war, ähnlich der eigentlichen Wortforschung, das begreiflicherweise in den ersten Jahrzehnten der aufblühenden Sprachwissenschaft arg vernachlässigste Gebiet des Altgermanischen. Wie schon früher, so ist auch in unserem Zeitraum der Entwicklung der Bedeutung der Wortformen, die sich besser den Gesichtspunkten der historisch-vergleichenden Methode einordnet, mehr Aufmerksamkeit zugewandt worden als den Problemen des

[1] Vgl. dazu R. Meringer, Wörter und Sachen, GRM. I, 593ff. (1909) und H. Sperber, Einführung in die Bedeutungslehre, 1923, S. 79ff.

[2] R. Meringer, Etymologien zum geflochtenen Haus. Festschrift für Heinzel, 1898, S. 173ff., bes. S. 177ff.

Wort- und Satzgefüges, was wohl damit zusammenhängt, daß der hergebrachten Methode auf diesem Gebiete erhebliche Hindernisse im Wege stehen, da eine Entscheidung, wieweit bei gleichem Gefüge in verschiedenen Dialekten genetischer Zusammenhang, wieweit einzeldialektische Neubildung auf gleicher sprachlicher und psychologischer Grundlage vorliegt, hier schwieriger als auf irgendeinem anderen Gebiete der Grammatik ist. Man denke nur an die Umschreibung des Perfekts mit *haben*, die in allen germanischen Sprachen vorliegt und die zweifellos — in diesem Falle entscheiden unsere Denkmäler — nicht urgermanisch ist. Die gleiche sprachliche urgermanische Grundlage liegt in noch durchaus anschaulichen Zustandsbezeichnungen vor, für die etwa ahd. *sie habênt inan ginomanan*[1] 'sie haben, besitzen ihn als einen genommenen' als Beispiel dienen möge. Die gemeinsame psychologische Grundlage liegt in der naheliegenden Umempfindung des durch einen Vorgang erreichten Zustandes auf den vor diesem Zustande liegenden Vorgang selbst.[2] Neben solchen Arbeiten, die allen germ. Dialekten gemeinsame Probleme angehen, sind in der Berichtszeit mancherlei Abhandlungen mehr deskriptiver Art über Einzelfragen erschienen, andere umfängliche, die die Syntax größerer Denkmäler beschreiben (z. B. A. Wülfing, Syntax in den Werken Alfreds I. (1894), II[1] (1897), II[2] (1901); M. Nygaard, Norrøn Syntax 1906; Syntax des Ulfilas in Streitbergs Got. El.-Buch). Eine germanische Syntax besitzen wir bis heute nicht. Einen gewissen Ersatz bietet jetzt die auf drei Bände berechnete monumentale, Seite für Seite auch Einzelfragen lösende, deutsche Syntax von O. Behaghel[3], der im allgemeinen sämtliche altgermanischen Dialekte berücksichtigt, soweit — und da liegt die Lücke — die betreffenden Erscheinungen auch im Deutschen anzutreffen sind. Der Verfasser hat es dem Leser nicht immer leicht gemacht, da nicht selten die Erklärung und Verknüpfung der geschilderten Tatsachen im Material selbst bzw. in seiner Anordnung steckt.

---

[1] Umgebildet aus O. V, 7, 29 *sie eigun mir ginomanan liebon druhtin minan.*

[2] Beachte, daß die gleiche Entwicklung aus den germ bedeutungsgleichen Elementen sich auch in der Romania vollzogen hat: frz. *j'ai pris*, span. *hé prendido* usw.

[3] O. Behaghel, Deutsche Syntax, eine geschichtliche Darstellung. I (1923) Nomen und Pronomen, II (1924) Adverbium, Verbum.

Bedeutungsgeschichte, Linguistik und Philologie.

Geschichte des ahd. Wortes *euua*.

Von

Josef Weisweiler.

„Geschrieben steht: Im Anfang war der Sinn."

«Dieser Teil der allgemeinen Sprachwissenschaft» — der Bedeutungswandel — «gehört noch zu den wenigst gepflegten» (v. d. Gabelentz, Die Sprachwissensch.[2], S. 227). «Unter allen Einzelfächern der indogermanischen Sprachwissenschaft ist die Bedeutungslehre bis jetzt am meisten vernachlässigt» (H. Güntert, Kalypso S. VII) . . . Solcherlei Klagen tönen uns aus semasiologischen Abhandlungen und größeren Werken immer noch entgegen; und wirklich ist die Sprachwissenschaft über die Einordnung der verschiedenen Fälle von Bedeutungswandel eigentlich noch nicht hinausgekommen im Gegensatz zu den Erfolgen in den rein linguistischen Fächern. Aber diese Trennung zwischen Laut-, Flexions- und Wortbildungslehre auf der einen, Syntax und Bedeutungslehre auf der anderen Seite hat ihre besonderen Gründe. Die in stetigem und raschem Fortschritt begriffene Linguistik hatte sich ein straffes, fast mathematisch sicheres System erarbeitet, in dem jedoch der Syntax nur ein kleiner, der Bedeutungslehre kein Platz angewiesen war; und so ließen vor allem die Indogermanisten, aber auch die ihnen am nächsten stehenden Erforscher indogermanischer Einzelsprachen diese Gebiete, auf denen mit den sonst erprobten Gesetzen wenig anzufangen war, ziemlich außer acht. Neuerdings scheint sich nun hier ein Wechsel vollzogen zu haben: Fragen der Syntax und Bedeutungsentwicklung rücken mehr in den Mittelpunkt des Interesses, und bei manchen ist die einstige Skepsis einer u. E. zu großen Zuversicht gewichen. So stellt man die Forderung auf, «die Bedeutungswandlungen in den indogermanischen Sprachen um ihrer selbst willen zu sichten» (Güntert, a. a. O.). Aber eine «historische Bedeutungslehre der indogermanischen

Sprachen» ist doch wenig angebracht zu einer Zeit, wo zu einer historischen Bedeutungslehre des Griechischen, Lateinischen, Germanischen usw. noch kaum Ansätze vorhanden sind. Um Mißverständnissen vorzubeugen, muß auch betont werden, daß es eine indogermanische Bedeutungsgeschichte nicht gibt, sondern nur eine indogermanische Etymologie und indogermanische Bedeutungsparallelen, was gerade Günterts Untersuchungen am besten zeigen. Die Grenzen zwischen Bedeutungsgeschichte und Etymologie, m. a. W. zwischen philologischer und linguistischer Methode, dürfen nicht verwischt werden, obschon beide Forschungsarten einander ergänzen sollen. Es muß scharf geschieden werden zwischen dem, was sicher, was wahrscheinlich und was möglich ist. Frage der Etymologie ist: wie lautet dies oder jenes Wort auf der ältesten uns erreichbaren Sprachstufe, und nach welchen Sprachgesetzen hat es sich bis in seine jetzige Gestalt gewandelt? Dabei ist es an sich gleichgültig, ob die Bedeutung bleibt (wie bei idg. **pətḗ(r)* > urgerm. **faþḗr* > **fáðar* > wgerm. **fadar* > ahd. *fatar* > mhd. *vater* > nhd. *Väter*) oder sich ändert (wie in nhd. *gerben* < mhd. *gerwen* < ahd. *garauuen* < **garawjan* «bereiten»). Nur muß bei jedem Bedeutungswechsel die Semasiologie zu Rate gezogen werden; d. h. also hier: falls nicht aus den älteren Texten mit Sicherheit hervorgeht, daß die Bedeutung des Bereitens allmählich auf die des Lederbereitens eingeschränkt worden ist, gehört ahd. *garauuen* zu einer anderen Wortsippe als nhd. *gerben*. In älteren Sprachepochen, wo die Überlieferung spärlicher und ungleichmäßiger ist, wird natürlich auch die Auskunft der Semasiologie unsicherer; und wo gar Sprünge über mehrere Jahrtausende und über mehrere Erdteile gefordert werden wie vom Veda zur Edda, von Indien nach Island, da kann man nicht mehr von einer Bedeutungsgeschichte im Sinne einer ununterbrochenen Entwicklung sprechen. Das einzige, aber leider recht schwache sprachwissenschaftliche Hilfsmittel der indogermanischen Etymologie ist die Heranziehung paralleler semantischer Vorgänge aus derselben oder der nächstbenachbarten Sprache. Während nun die Etymologie günstigstenfalls nebenher die Tatsache eines Bedeutungswandels feststellen kann, hat die Semasiologie die Aufgabe, zu erklären, warum und auf welchem Wege die Änderung vor sich gegangen ist. Die Etymologie zerlegt ein Wort in seine Bestandteile; die Semasiologie fragt nach dem Zusammenhang, in dem es vorkommt oder vorkam, kann also der Texte nie entraten. Als Hilfswissenschaft ergänzt, prüft oder verbessert die etymologische Forschung die Ergebnisse der

Semantik, wie ja auch umgekehrt. Die Früchte dieser Zusammenarbeit sollen in den Wörterbüchern gesammelt werden. Gerade hier macht sich die bisherige Zurückdrängung der Bedeutungslehre am unangenehmsten bemerkbar. Daß in den sogen. etymologischen Wörterbüchern die Bedeutungsentwicklung kaum berücksichtigt wird, ist nach dem oben Gesagten weiter nicht zu verwundern. Aber selbst in dem etwas weitergehenden Fragen zugänglichen «Deutschen Wörterbuch» von Weigand (5. Aufl., hg. v. H. Hirt, S. IX) steht der grundverkehrte Satz: «Da aber die meisten heutigen Bedeutungen . . ., außerdem die mittel- und althochdeutschen genau angeführt sind, so wird man sich bei einigem Nachdenken die Bedeutungsentwicklung leicht klar machen können.» Das ist eben der Fehler so vieler Etymologen, die Bedeutungsgeschichte durch «Nachdenken» zu ersetzen. Am brauchbarsten sind die großen Wörterbücher und Thesauri, die eine möglichst erreichbare Vollständigkeit der Belege erstreben. Da aber die Vollzähligkeit dort wegen des großen Umfangs der Literatur immer nur eine relative sein kann, sind solche Werke stets mit Kritik zu benutzen. Auch ist es ja kaum möglich, in einem knappen Wörterbuchartikel alle die Fragen aufzurollen, die sich an das betreffende Wort knüpfen, und dieses Wort von allen Seiten so zu beleuchten, wie es Sache der Bedeutungsgeschichte wäre. Ferner findet sich semasiologisches Material in den Anmerkungen und Glossaren von Textausgaben gesammelt und im kritischen Apparat verwertet. Denn Interpretation im weitesten Sinne des Wortes ist ja gemeinsame Aufgabe der Philologie und Semantik, nur daß diese hauptsächlich die Entwicklung, jene mehr den jeweils herrschenden Zustand im Auge hat. Da aber das eine ohne das andere nicht zu verstehen ist, sind Bedeutungsforschung und Textwissenschaft aufeinander angewiesen. Wie die historisch-phonetische Forschung den Klang toter Sprachen, so kann uns historisch-psychologische Interpretation das Denken vergangener Zeiten wieder lebendig machen. Anderseits ist ein einzelnes Wort, eine aus dem Zusammenhang gerissene Redewendung, und wenn auch noch so genau umschrieben oder übersetzt, starr und stumm. Eine möglichst genaue Beantwortung des «quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quo modo? quando?» ist für die Lösung jeder semasiologischen Einzelfrage Vorbedingung. Bei der Beurteilung eines Bedeutungswandels in einer älteren Sprachepoche sind u. a. literarhistorische, textkritische, stilistische oder wortgeographische Fragen kaum zu umgehen.

Doch anstatt allgemeine Erörterungen fortzuspinnen oder eine

kritische Übersicht über die neueren Erscheinungen auf dem Gebiet der Bedeutungsgeschichte zu geben, möchten wir hier lieber die oben entwickelten Grundsätze an einem praktischen Beispiel erproben. Besonders wegen seiner mannigfaltigen Bedeutungen, aber auch aus noch anderen Gründen dürfte das althochdeutsche Wort *euua* als dazu wohl geeignet erscheinen; wir verfolgen seine Bedeutungsentwicklung von seinem ersten Auftreten im germanischen Schrifttum bis ins XIII. Jahrhundert. Wenn nun im Folgenden von Bedeutungsfärbungen die Rede ist, so berühren sich die darunter zu verstehenden Eigenschaften zum Teil mit dem, was H. Sperber (Z. f. d. A. 59, 55 ff.) als Zugehörigkeit zu bestimmten Vorstellungskreisen bezeichnet. Die von ihm (a. a. O.) geforderten «Expansionsparallelen», bei *euua* also für die Ausstrahlungskraft des juristischen und religiösen Vorstellungskreises im germanischen Frühmittelalter, ließen sich leicht beischaffen. Doch kam es uns hier weniger darauf an, ein allgemein gültiges Gesetz des Bedeutungswandels zu stützen, als vielmehr besondere germanische Verhältnisse, nämlich die Beziehungen zwischen Rechts- und Kirchensprache, zu beleuchten. Wenn die folgende Untersuchung zeigen sollte, daß eine erfolgreiche Bedeutungsforschung nur auf philologischer Grundlage und nur mit Hilfe der Linguistik möglich ist, und wenn sie dadurch ein wenig beitrüge zur Überbrückung der oft unnötig erweiterten Kluft zwischen Textforschung und Sprachforschung, so hätte sie ihren Zweck erreicht, auch im Sinne unseres hochverehrten Lehrers, des Verfassers der «Urgermanischen Grammatik» und Herausgebers der «Gotischen Bibel».

Geschichte des Wortes *euua*.

1. Die Variationen für *eo* im Heliand. — 2. «Sitte». — 3. «Gesetz, Recht». 4. «Zeremonie», «Religion». — 5. Die christlich-kirchlichen Bedeutungen «Gottes Gesetz», «altes und neues Testament», «heilige Schrift». — 6. «Ehe» im Angelsächsischen. — 7. «Ehe» im Altdeutschen. — 8. *euuart* und *eosago*. — 9. Verbreitung und Aussterben der Bedeutungen und des Wortes *euua* selbst. — 10. Got. *witoþ* und ahd. *uuizzod* neben *euua*. — 11. Etymologie der Wörter *euua* und *uuizzod*. — 12. Germanische und indogermanische Rechtssprache. — 13. Glaube, Recht und Sitte. —

1. Um den ursprünglichen Sinn der wgerm. Wortsippe **aiwi-*, **aiwja-*, **aiwa-* zu erforschen, gehen wir am besten von einigen Heliandbelegen für *eo* aus, wo die durch die Variation bedingte Synonymenhäufung nützliche Dienste leistet. Hel. 4553 heißt es, daß Christus und die Apostel zur Osterfeier im Saal versammelt sind:

uuarth thie godes suno,
helag drohtin an that hus cuman
thar sia thia landuuisa lestian scoldun,
fulgangan godes gibode, all so Judeono uuas
eu endi aldsido an erdagon.

Auch Hel. 795 werden *eo* und *landuuisa* zusammen genannt:

thuo sia that geld habdun
erlos an them alaha, so it an iro euua gibod,
gilestid te iro landuuisun, thuo fuorun im eft thie liudi thanan.

An zwei anderen Stellen wird *eo* durch *liudio landreht* wieder aufgenommen. Pilatus sagt zu den Juden, nachdem Herodes ihm Christus zurückgeschickt hat (Hel. 5320):

Erodes mohta, thie iuuuan eo bican,
iuuuaro liudo landreht, hie ni mahta is libes gifreson,
that hie hier thuru eniga sundia te dage sueltan scoldi,
lif farlatan.

Würde Christus die Ehebrecherin freisprechen (Hel. 3859, vgl. 307. 3845),

than uueldi that folc Judeono
queden, that he iro aldiron eo uuiðersagdi,
thero liudio landreht.

Eine andere Richtung weisen die Synonyma zu *eo* Hel. 529

thät geld habda thuo gilestid
thiu idis (= Maria) *an them alaha, al so it im an iro euue gibod*
endi an thero berehtun burg buoki giuuisdun,
helagero handgiuuerc.

Schließlich noch Hel. 3396, wo Abraham dem Prasser antwortet,

that sia thar eu godes
an them landscipe liudi habdin
Moyseses gebod.

Durch die Synonyma *aldsido, landuuisa, liudio landreht, godes gibod, Moyseses gibod, buoki, helagero handgiuuerc* sind die verschiedenen Bedeutungsschattierungen von as. *eo* hinreichend gekennzeichnet. Im Folgenden ist nun zu untersuchen, wie weit der Gebrauch des Heliand mit dem der anderen wgerm. Dialekte übereinstimmt; etwaige Unterschiede heischen Erklärung. Gleichzeitig ist zu ermitteln, wie die verschiedenen Bedeutungen sich entwickelt haben.

2. Der as. Variation *eo* — *aldsido* — *landuuisa* entspricht es, wenn ags. *æ* als Synonym zu *þeaw, wis, gewuna* o. ä., ahd. *euua* öfter

für *situ* o. ä. steht. So heißt es im Vorwort zu Hloðhæres und Eadrics Gesetzen (Liebermann, Ges. d. Ags. I 9 [Prol.]): *Hloðhære and Eadric Cantwara cyningas ecton þa æ, þa þe heora aldoras ær geworhton, þyssum domum* — aber im Vorwort zu Wihtræds Gesetzen (L. I 12 [Prol. 3]): *þær* (d. h. in Berstead) *þa eadigan fundon mid ealra gemedum þas domas and Cantwara rihtum þeawum æcton.* In der Homilie über Esther (Bibl. d. ags. Pr. III : VIII 83) berichtet Ælfric von Mardocheus, der *gelyfde soðlice on þone lifigendan god æfter Moyses æ*, daß er seine Brudertochter Esther *geforðode on fægerum þeawum æfter godes æ*; ebd. 151 klagt Aman dem König, die Juden seien *an manncynn . . ., þe næfð ure* (d. h. der Perser) *þeawas, ne ure laga ne hylt* = Esth. 3, 8 . . . *populus . . . novis utens legibus et ceremoniis, insuper et regis scita contemnens.* Eine ahd. Glosse (I 494, 1) gibt das Wort *scita* dieser Stelle mit *euua* wieder. Vergleiche ferner Ælfrics Heiligenl. II 10, 149 *þa witodlice Zosimus mid þære gewunelican æ þæs mynstres Jordane þæt wæter oferfor*; ebd. 8, 107 *on þas wisan wæs se regol fram ealdum tidum gehealden*; 40, 614 *swa swa gewuna synt, of eowrum mynstrum to farenne*; 42, 643 *eastergewuna.*[1] Als Beispiel für mhd. *ê* — *site* — *gewonheit*[2] sei angeführt 'Christus und Pilatus' 63 (C. Kraus, Dt. Ged. d. XII. Jhdts.):

> *«ich ne weiz nicht, waz nu sprechen me:*
> *accipite eum vos, et secundum legem vestram iudicate!»*
> *— daz spricht: nemt in, und richtet na uwer wonheit! —*
> *«ez wirt her na uns allen leit.»*
> *si sprachen: «wi haven einen site,*
> *des muoz tu nu uns volgen mite.*
> *her sal sterven na unser e,*
> *iz tu im wol oder we!»*

Ferner Exod. Fgr. II 86, 20 sagt der ägyptische Pharao von den Juden:

[1] Vgl. Beda 98, 2208 ff. (= I 27) *ic geseo oðre æ on minum leomum, wiðfeohtende þære æ mines modes, ond gehæftendne me is lædende on synne æ, seo is on minum limum* mit Ælfreds 'Cura' 423, 17 ff. (= Patrol. Lat. 77, 111) *sanctus Paulus cwæð, þæt he gesawe oðerne gewunan and oðerne willan on his limum, ond se wære feohtende wið þæm willan his modes, vnd hine gehæftne lædde on synne gewunan,* beide Stellen nach Röm. 7, 23 *(alia lex, lex mentis, lex peccati).*

[2] Fürs Ahd. sieh Notker, Bo. 114, 8 *táz misselichero líuto site únde êa missehellent éinánderên: quod discordant inter se mores atque instituta diversarum gentium.* Vgl. auch Mcp. 845, 26.

solich ewe si begant,
die unsere site niene hant: . . .

Von Christus heißt es Gen. Fgr. II 78, 23, daß

er die alten e
vili follichlichen bigie,

indem er sich beschneiden ließ

unt al daz tet,
daz unter Juden was site;

vgl. ebd. 50, 15. 24 *iudiske* bzw. *hebreiskeme site* von der Beschneidung und Kaiserchr. (E. Schröder) 9341. 9353, wo *e* — *site* in ähnlichem Zusammenhang gebraucht sind. Schließlich sei noch eine Predigtstelle angeführt (Wackernagel, Adt. Lb.[5] 378, 1): *do satzte im* (= Abraham) *got eine e, daz er sich hiezze besnidin an siner geschaft unde die gewonheit liezze sinen aftirchomin.* Ein erst im XVI. Jahrhundert belegtes Sprichwort (Wander, Dt. Sprichwlex. I 728, 61) lautet: *Von Ehe und Gewohnheit kommen alle Rechte.* Natürlich gehören auch die bei anderer Gelegenheit noch zu nennenden Fälle hierhin, wo *æ* oder *euua* ein lat. *ceremonia* übersetzen, oder wo *on þa ealdan wisan* soviel wie *on þære ealdan æ* besagt. In afries. Gesetzen wird (Fries. RQ. 248 b 2. 7) der *ewe* einerseits *diu nature* und auf der anderen Seite *syd and plega* gegenübergestellt; ebd. 435 a 9 ist *koninges setma* = *scrioun riucht* = *ewe* das Gegenteil zu *lyoda pliga.*

3. Von der Bedeutung «*landuuisa*» zu «*liudio landreht*» ist es nur ein kleiner Schritt. Daß die Ehebrecherin des Todes schuldig war, das gebot (Hel. 3859) *thero aldiron eo, thero liudio landreht*; laut Hel. 307

so uuas than thero liudeo thau
thuru then aldon eu, Ebreo folces,
so huilic so thar an unreht idis gihiuuada,
that siu simla thena bedscepi buggean scolda
fri mid iru ferahu;

denn (Hel. 3845) *so uuas an iro euue giscriban.* Ælfric sagt (Heiligenl. I 274, 186), daß es zu St. Hieronymus' Zeiten *wæs gewunelic to witnigenne forligr.* Vgl. Ælfric, Hom. I 40, 35 *hit wæs swa gewunelic on iudeiscre þeode æfter Moyses æ* (ebd. 196, 9 *godes æ*), *þæt gif ænig wimman cild hæfde butan be rihtre æwe, þæt hi man sceolde mid stanum oftorfian.* Auch nach dem 'Rheinauer Paulus' (C. Kraus, Dt. Ged. d. XII. Jhdts.) 87, nach dem 'Leben Jesu' (Diemer, Dt. Ged. d. XI./XII. Jhdts.) 251, 13 und nach Wernhers 'Maria' Fgr. II 190, 1

befiehlt die *ewe* bzw. *e* Steinigung der Ehebrecherinnen; alles im Anschluß an J. 8, 4. 5 *haec mulier modo deprehensa est in adulterio, in lege autem Moyses mandavit nobis huiusmodi lapidare.*[1] Was also durchweg *æ, eo, euua* heißt, wird einmal als *liudio landreht* und ein andermal als *liudeo thau* oder *gewunelic* bezeichnet. Ähnlich verhält es sich mit der oben angeführten Stelle aus 'Christus und Pilatus', wo das dreimalige *lex* der Vorlage (J. 18, 31. 19, 7) durch die verschiedenen Wörter *wonheit, site* und *e* wiedergegeben ist. In beiden Fällen — Steinigung der Ehebrecherinnen, Kreuzigung der Gotteslästerer — aber handelt es sich nicht um irgendeinen *aldsido* oder *thau*, eine beliebige *landuuisa*, sondern um einen bestimmten Rechtsbrauch, eben einen Bestandteil des *liudio landreht*. So ist auch der Gebrauch von *euua* in den lateinisch niedergeschriebenen deutschen Gesetzen zu verstehen. Zwar bleiben die von J. Grimm (Gesch. d. dt. Spr.[1] 557 f. und ausführlicher in der Ausgabe der Lex Salica von J. Merkel, Vorrede LVII ff.) als **Seolando euua, *Discolandeuua, *Shaldeuua*, d. h. *euua* der Seeländer, Texanderländer und Scheldeanwohner gedeuteten malbergischen Glossen *seolandoefa, [fa]disco landefa, [seolando et ua]s haldem pa* ihrer Unsicherheit halber besser unerwähnt; immerhin wäre das nach den malbergischen Glossen zu vermutende und durch die Heliandvariationen gestützte afrk. **landeuua* und **leodeuua* (vgl. Graff, Ahd. Sprsch. I 512) schon des hohen Alters wegen bemerkenswert. Festen Boden betreten wir aber erst bei der Untersuchung der Belege für *euua* in der Gesetzschreibung der karolingischen Zeit. Auch da findet sich das Wort als terminus technicus in den lateinischen Texten, zuweilen neben *lex*.[2] Die Überschrift der Lex Chamavorum (MGH. Leg. V, 271) lautet: *notitia vel commemoratio de illa euua, quae se ad Amorem habet.* Die Lex Alamannorum Karolina (MGH. Leg. III 131, 42) spricht *de iuratoribus, quales vel quantos secundum evva homo habere debet.* Wenn die Sachsen den königlichen Sendboten oder deren Leuten Schaden zufügen (MGH. Leg. V 91), so *omnia tripliciter faciant restaurare et se-*

[1] Vgl. Leifar 83, 27 *í lǫgom var boðit at banna þeim, er stórsyndir gerði.*

[2] Im Capitulare Saxononicum steht *secundum legem* (c. 3) in ähnlichem Sinne wie *iuxta consuetudinem eorum* (c. 4), in den Capitulis de partibus Saxoniae *secundum legem Saxonorum* (c. 33) neben *secundum morem paganorum* (c. 6), *secundum ritum paganorum* (c. 7), *more paganorum* (c. 9), *more gentilium* (c. 21). Eine Keure der Stadt Brügge (v. J. 1304) erinnert in ihrer Ausdrucksweise an jene Stellen: *na der wet en der costume van der poort* (Warnkönig, Flandr. Staats- u. Rechtsgesch. II, Nr. 66, 1. 6); zugleich zeigt sie die später zu besprechende Bedeutungsverwandtschaft von *uuizzod* (= mnl. *wet*) und *euua*.

cundum eorum euua componere. MGH. Leg. I 169 bestimmt, daß der Einbrecher *totum secundum legem et euuam illi, cuius domus fuerit fracta et exspoliata, in triplo componat*; dasselbe gilt für andere Gewalttäter (MGH. Leg. I 324): . . . *tripla compositione secundum legem et secundum euuam contra eum* (d. h. den Geschädigten) *emendare studeat* . . ., und auch ein Sklave *secundam suam legem omnia in triplum restituat.* Wie die Buße, so wird auch die Strafe mit Rücksicht auf die *euua* festgesetzt. MGH. Leg. V 92 ist die Rede *de malefactoribus, qui vitae periculum secundum euua Saxonum incurrere debent.* Ein hartnäckiger Empörer soll (MGH. Leg. V 91) *secundum eorum* (d. h. *Saxonum*) *euua* von seinen Nachbarn in seinem eignen Gehöft verbrannt werden. Ferner heißt es MGH. Leg. III 479, 2 *ut latrones vel homicidae seu adulteri vel incestuosi sub magna districtione et correctione sint correpti secundum eoa Baiuvariorum vel lege.* Die meisten dieser Stellen, besonders die Ausdrücke *secundum euuam componere* oder *emendare* erinnern an das malbergische *seolandefa*, das ja immer einen bestimmten Bußsatz, nämlich $62^1/_2$ sol. = 2500 den., bezeichnet. Ferner fällt auf, daß die *euua* durch einen Stammesnamen (*Amores, Saxones, Baiuvarii*) oder ein dementsprechendes Pronomen näher erklärt wird, wie ja übrigens auch nach J. Grimms Vermutungen in den malbergischen Glossen. Also sind unter *euua* die Stammesgewohnheiten, das Volksrecht zu verstehen, wie es etwa in den jüngeren Leges Barbarorum seinen Niederschlag gefunden hat, im Gegensatz zu dem vom König gesetzten Recht der Capitula und Capitularia. Ähnlich ist wohl auch die oben angeführte Stelle der ags. Gesetze (Liebermann I 9 [Prol.]) zu beurteilen; nur müßte dann mit *heora aldoras* nicht allein die kentische Dynastie, sondern zum mindesten die gesamte Aristokratie, vielleicht überhaupt das ganze freie Volk gemeint sein. Was bei den Franken (Alemannen, Bayern und Sachsen) *leges* und *capitula*, das waren bei den Angelsachsen *æ* und *domas.* Außer der Stelle bei Hloðhære und Eadric findet sich dies Wortpaar bei Ine (Liebermann I 88 [Prol.]): *þætte ryht æw and ryhte cynedomas þurh ure folc gefæstnode and getrymede wæron* und (ebd. 88 [1, 1]) *we bebeodað, þætte ealles folces æw and domas þus sien gehealdene.* Diese ursprüngliche Anwendungsweise im Sinne von «Gewohnheitsrecht», wie sie in den ältesten wgerm. Rechtsquellen begegnet, erweiterte sich allmählich, je mehr einst gesetztes Recht durch langen Gebrauch zur Gewohnheit wurde. Immerhin läßt sich der alte Unterschied z. T. noch in den viel jüngeren afries. Gesetzen beobachten; z. B.: Fries. RQ. 432 b 1 *alle da riucht ende alle wil*

karen, deer iwe land nette sint, so fyr sose wit da ewa naet na ne seth u. ä. ebd. 432a 27 *wilkaren . . . with da ewa ende with da alda riucht ende with godes hulde.* Ferner ebd. 224 b 16 *koninges setma dat is riucht, also fyr so hit naet ne se seth toienst da ewa ende toienst dat riucht* u. ä. ebd. 425 a 20 *setma . . . ne . . . with da ewa, ner with dae alda riucht, ner toienst godes hulde.* Schließlich ebd. 435 a 21 *horso dat riucht is natural iefta taulic, ende ayder mit scrift iefta mit ewa; schelmet sceda, soe haetma dat een setma ende dat oer wenheed.* Der hier so deutliche Unterschied zwischen *ewa* = *wenheed* = *natural riucht* und dem geschriebenen *taulic riucht* = *setma* wird ebd. 435 a 9 etwas verwischt, als ob die *ewa* erst auf Grund ihrer schriftlichen Fixierung bindende Kraft erhielte: *koninges setma haetma scrioun riucht, ende als et riucht srioun is, so haetmet een ewa; wer da ewa ne mei nen wilker gaen, deer dae ewa tobreekt. taulic pliga fan langher wennicheed is also gued so scrioun riucht, ieftse naet ne swiwet.* Vollends hat sich in der nichtjuristischen Prosa und in der Dichtung die allgemeinere Bedeutung «Recht (im objektiven Sinne)», «Rechtsordnung», «Gesetz» bereits früh durchgesetzt, und zahlenmäßig überwiegen sogar die Belege, wo *euua* Satzungsrecht bezeichnet. Als ags. Beispiele seien genannt Ælfred, Or. 88, 19 *Romane gesettan him tyn consulas, þær hie ær twegen hæfdon, to þon þæt hie hiera æ bewisten* = II 13 *potestas consulum decemviris tradita constituendarum legum Atticarum gratia*; ebd. 106, 24 *æfter þæm þe Perse frið genamon wið Romanum, siððan gelicade eallum folcum, þæt hie Romanum underþieded wæren ond hiora æ to behealdenne, ond swa swiðe þone frið lufedon, þæt him leofre was, þæt hie Romanisce cyningas hæfden þonne of heora agnum cynne* = III 8 *constat sub Augusto primum Caesare post Parthicum pacem universarum terrarum orbem generali pace compositum Romanis paruisse legibus, Romana iura quam propria arma maluisse*; in ähnlichem Zusammenhang ebd. 250, 19 = VI 22. Ferner Ælfric, Heiligenl. I 292, 27 *unfremful bið, þæt folc beo butan steora oðde butan æ him eallum to hearme*; vgl. Ælfric, Gramm. 70, 6 *exlex: utlaga oðde butan æ* und ebd. 276, 6 *exlex: butan æ oðde utlaga.* — Ahd. *euua* ist als Glosse zu *ius* (IV 221, 47; II, 341, 16; vgl. *iuris: æwe* Wright-Wülcker I, 421, 25) und *lex* (I 84/85, 20 *potestas sive lex inposita: maht edo aeuua ungasaztiu*; I 541, 41 *kiuuissero ęo* zu Proverb. 8, 27: vgl. Isid. 1, 4 *mit ęrcna euua*) belegt. Drei bezeichnende Stellen aus Notkers Boethiusübersetzung seien angeführt, die unabhängig von der lateinischen Vorlage sind: von dem Freien heißt es 103, 18, daß *ér âne gemeine êa nehéinen geduuíng nehábet*;

der Diktator war (150, 13) *áfter dero rûmiskûn êo* die höchste Berufungsinstanz (vgl. oben *secundum euua Saxonum* u. ä.); *tîe fone ánderên búrgen dárachómenc uuâren, tîe hábetôn dîa sélbûn* (d. h. *rûmiskûn*) *êa, âne dáz sie nieht nemáhtôn ferre suffragia* (152, 5). Der Glossierung des Wortes *ius* durch *euua* entspricht später im Mhd. Greg. 1197

dar nach las er von legibus,
und daz kint wart alsus
in dem selben liste
ein edel legiste:
diu kunst sprichet von der e.

Von den unedlen Emporkömmlingen, die durch ihre Unerfahrenheit Reich und Kirche zugrunde richten, sagt Walther (L. 83, 25):

die selben brechent uns diu reht und stœrent unser e;

allerdings kann *reht und e* hier ebenso gut und vielleicht eher weltliches und geistliches Recht (vgl. im nächsten Vers *diu krone und diu kirche*[1], und sieh die folgenden Ausführungen über «Gottes Recht» und «Religion») als Satzung und Sitte bezeichnen. Schließlich sei noch ihrer Altertümlichkeit wegen die im 'Schwäbischen Verlöbnis' (MSD. XCIX 4ff.) mehrmals wiederkehrende Formel *nah Swabe e nah Swabe rehte* erwähnt, die wieder an die Ausdrücke *secundum euua Saxonum, Baiuvariorum* usw. erinnert.

4. Wenn der Helianddichter die Feier der jüdischen Ostern (4553) einen *eo* = *aldsido* = *landuuisa*[2] nennt, und das *geld lestian an them alaha* durch den *eo* (795 und vorher 529 nach L. 2, 39 *secundum legem domini*) geboten ist, so deutet das auf eine andere Entwicklungsmöglichkeit. Klarer zeigt sich diese an einer vereinzelten ags. Dichterstelle: Dan. 751 (vgl. Vulg. Dan. 5, 2—4. 1, 2) werden die *huslfatu halegu* erwähnt,

þa ær Israela in æ hæfdon
æt godes earce.

Damit vergleichen Grein-Köhler-Holthausen (Sprachsch. d. ags. Dichter 3a 46) Ælfric, Deut. 11, 1 *wircað his* (d. h. *godes*) *bebodu and his æ*

---

[1] Vgl. ferner Swsp. (Gengler[2]) Kap. 39, 6 *swer umbe den rehten strazroup in die æhte kumpt, und er dar inne ist vierzehen naht, so sol in geistlich geriht ze banne tun. und als er sehs wochen in den beiden bannen ist, so ist er elos und rehtlos;* auch die Lesart *dio heyliga tzierka* statt *ewa* Fries. RQ. 485 b 13.

[2] Vgl. 5257 *uuisa* = *thia helagun tid, pascha Judeono haldan.*

and his domas on ælcne timan: *observa praecepta eius* (d. h. *dei*) *et ceremonias, iudicia atque mandata omni tempore*! Ganz ähnlich lauten die beiden Bibelstellen (Gen. 26, 5. I [III] Reg. 8, 58), wo ahd. *euua* lat. *ceremonias* glossiert (Gl. I 313, 11. 447, 44). Somit wäre also die Bedeutung «Kultgebrauch», «Zeremonie», «Gottesdienst» u. ä. erwiesen, was sonst auch *site* (Gl. I 337, 19 *ritu*), *gotekelt* (Gl. I 337, 20 *ceremonias*) *opher* (Gl. I 328, 16 *ceremonias*) u. a. genannt wird. Entsprechend der Entwicklung «Rechtsbrauch» zu «Rechtsordnung» erweitert sich auch der Sinn «Kultgebrauch» zu «Religion». Ein Beispiel hierfür ist die ahd. Glosse (I 494, 7) *euua* : *secta* zu Esth. 8, 17 *ut plures alterius gentis et sectae eorum* (d. h. *Judaeorum*) *religioni et ceremoniis iungerentur* = Sept. καὶ πολλοὶ τῶν ἐθνῶν περιετέμνοντο καὶ ἰουδάιζον διὰ τὸν φόβον τῶν Ἰουδαίων. Dagegen wird *religio* durch Zusammensetzungen mit *euua*, im Ags. durch *æfæstnes*[1], im Ahd. durch *ehalti* (auch = *ceremonia* = *gotesgelt* Gl. I 651, 66), *ehaltida* (auch = *secta* Gl. I 493, 45 ebenfalls zu Esth. 8, 17), *ehaltigi* = *ehaltigheit* (Wessobr. u. Bamb. Beichte ö.), *eolihhi* (Gl. I 241, 2. II 92, 53), **eolihnessi* (Gl. I 249, 14), *eohafti* (Gl. I 96/97, 29. 66/67, 34), *ehaftida* (Gl. I 241, 2) wiedergegeben (vgl. auch Ahd. Gl. IV 17, 71 *relegio* : *uuihin* . *ei* nach Graff, Ahd. Sprsch. I 724 für *uuihi ea*?). An vielen Stellen, wo von der *euua* der Christen, Juden oder Heiden, von der alten und der neuen *euua* die Rede ist, läßt sich der ursprüngliche Sinn «Zeremonie», «Kult», «Religion» noch erkennen. Anderseits zeigen aber ahd. und mhd. Belege in ununterbrochener Folge bis ins XIII. Jahrhundert hinein, daß die Bedeutung «religiöser Brauch» sicher aus vorchristlicher Zeit stammt, und daß die Entwicklung zu «Religion» durchaus nicht durch das Christentum bedingt, sondern im günstigsten Fall nur gefördert worden ist. So berichtet das Nibelungenlied (1335) vom König Etzel:

[1] Die regelmäßige ags. Übersetzung für *religiosus* ist *æfæst* (*æwfæst*, *eawfæst*, *-fest* = ahd. *ehaltig* Gl. I 587, 25. IV 172, 21 oder *eohaftlih* Gl. I 244, 22; nicht zu verwechseln mit *æfest*, *efest* = **æf-ēst* = ahd. *abunst*) wie für *pius*: *arfæst* (= ahd. *erhaft*; Ggs. *impius* : *arleas*). Am häufigsten kommt *æfæst* in der Bedaübersetzung, in Wærferðs Übersetzung der Dialoge Gregors und in Ælfrics Heiligenleben vor und wird mit Vorliebe als Tugend der Mönche, Einsiedler und Geistlichen erwähnt. Ælfric, Heill. II, 4, 46 wirft etwas Licht auf diese Anwendungsweise: *sæde Zosimus, þæt he sylf wære fram þam modorlicum beorðrum on þæt mynster befæst, and oð þæt þreoandfiftigðe he wæs þær on þam regole drohtnigende.*

bi im was zallen ziten, daz wætlich mer erge,
kristenlicher orden unt ouch der heiden e.
in swie getanem lebene sich ietslicher truoc,
daz schuof des kûniges milte, daz man in allen gap genuoc.

Der selbe Geist Heiden und Christen umspannender Humanität spricht aus der Grabschrift, die der Baruc von Baldac, der *babest* der heidnischen Sarazenen (vgl. Parz. 13, 26), seinem Freunde Gahmuret setzen läßt (Parz. 108, 21):

er truoc den touf und kristen e:
sin tot tet Sarrazinen we.

Diese beiden Stellen, die zwar in keiner Weise gegen den Glaubenssatz *extra ecclesiam nulla salus* verstoßen — Etzel und der Baruc sind ja Heiden —, rücken *der heiden e* in ein so günstiges Licht, daß man sie von einem Kleriker oder Mönch gesprochen sich nicht vorstellen könnte. Waren doch damals kaum anderthalb Menschenalter verflossen, seitdem der geistliche Verfasser des 'Königs Rother' ganz im Sinne seiner Wissenschaft (vgl. z. B. Röm. 2, 14 *gentes, quae legem non habent* u. ä. 2, 12. 5, 13. I Kor. 7. 21 u. a., auch Bedas Hom. z. 2. Sonnt. n. Epiph.: Patr. Lat. 94, 69) von den Heiden sagte, daß sie (481) *sunder ewe leveten.* Im Gegensatz zu *euua* (= aisl. *siðr*) verdankt natürlich ags. *geleafa*, as. *gilôbo*, ahd. *gilouba* (= aisl. *trú*) seine religiöse Färbung zum großen Teil dem lateinisch-christlichen '*fides*'.

5. Die bisher angeführten Belege, die zwar aus inneren Gründen und meist auch vom Standpunkt der Chronologie aus als die ältesten zu gelten haben, geben, für sich betrachtet, ein schiefes Bild von der Anwendungsweise des Wortes *euua* in den westgermanischen Quellen. So sind die obigen Beispiele für die rechtsterminologische Verwendung von *æ* wohl die einzigen aus der ags. Literatur. Vielmehr überwiegen, wenigstens zahlenmäßig, von christlich-theologischer Seite stammende Bedeutungsfärbungen. In der ags. Dichtung und Prosa begegnen fast nur Ausdrücke wie *godes, meotudes, dryhtnes, Cristes, hælendes, Moyses, seo Ebreisce, seo godcunde, seo halige, seo ealde, seo niwe æ* und statt der Substantiva entsprechende Pronomina; auch steht *seo æ* ohne nähere Bestimmung häufig für *godes, Moyses, seo halige* oder *seo ealde æ* usw. Die lateinischen Vorbilder sind *lex dei, domini, Christi, Moysi*; *divina, sacra lex*; *lex*; *vetus, novum testamentum.* Das sind auch die Begriffe, die dem Heliandichter vorschweben, wenn er *godes* bzw. *Moyses gibod, buoki* und *helagero handgiuuerc* als Synonyma zu *eo* gebraucht; daneben fehlen die den ags. entsprechen-

den Ausdrücke *godes eo* und *the aldo eo* nicht. Ähnlich verhält es sich mit ahd. *euua*; daß es als Glosse zu *lex, pactum, instrumentum = testamentum, conditio*[1] vorkommt, besagt wenig, da die glossierten Stellen sämtlich in der Bibel stehen und dem Sinne nach mit den oben aufgezählten Gebrauchsweisen von ags. *æ* zusammenfallen. Erst in Notkers Übersetzungen des Boethius und Martianus Capella ist der Sinn von *êa* weniger geistlich gefärbt. Aber in der vorwiegend kirchlichen Literatur, der poetischen und prosaischen, der folgenden anderthalb Jahrhunderte steht wieder *diu gotes, Moyses, Cristes, diu alte = ebreische* und *diu niuwe = kristenliche e, diu e* κατ' ἐξοχήν im Vordergrund. Die Frage nach der Entstehung und Einbürgerung der neuen Bedeutung «altes-» und «neues Testament», «Bibel» ist nun noch nicht durch einen bloßen Hinweis auf die lateinischen Vorbilder beantwortet. Wir müssen versuchen zu erklären, wie diese neue Anwendung sich aus der älteren ursprünglichen entwickeln konnte. Der vorchristliche Gebrauch von *euua* deutet zwei Hauptmöglichkeiten an: man konnte anknüpfen an die Bedeutungen 1. «Rechtsbrauch», «Recht», «Gesetz» und 2. «Kultbrauch», «Zeremonie», «Religion»; dabei schließt der eine Weg den anderen nicht aus, zumal beide einen gemeinsamen Anfangspunkt (*'aldsido'*) haben.

a) Die ags. Dichtung scheint im Anschluß an alttestamentliche Vorstellungen vorzugsweise von der juristischen Bedeutung auszugehen; dafür spricht das nicht seltene *æ deman* und *æ reccan*, vielleicht auch *æ leornian* (El. 397).[2] Bezeichnenderweise kommt das Wort hier am häufigsten in der Psalmenumdichtung und in der 'Elene' vor, wo die jüdischen Gesetzesgelehrten, die *eorlas ægleawe* (321), eine so wichtige Rolle spielen. Dann verstand man unter Gott, Moses und Christus Gesetzgeber, Gesetzmehrer (vgl. ags. *ecton þa æ*) oder Gesetzbesserer (vgl. anorw. *lagabótir* als Beiname des Königs Magnus), eine Ansicht, die sich in etwas veränderter Form noch bei Eike und seinen Nachtretern findet: Ssp. Text. Prol. *nu aver we bekart sin unde uns got weder geladet hevet, nu halde we sine e unde sin gebot, dat sine wiessagen uns geleret hebbet unde geistlike gude lûde, unde ok kerstene koninge gesat hebbet: Constantin unde Karl, an den Sassen land noch sines rechten tiût.*[3] Dem rechtsterminologischen Gebrauch der ags. Gesetze entsprechen besser *godes, Moyses* oder *Cristes domas*, da es sich ja um gesetztes Recht handelt; und so heißt es u. a. zu Anfang der 'Exodus':

[1] Dagegen zu Lev. 25, 24 *sub redemptionis conditione vendetur* die Glosse I 352, 40 *site*.

[2] Ferner z. B. Ælfric, Hom. I 358, 27 *þæt seo ealde æ wæs eaðelicre, þonne Cristes gesetnys sy . . .* denn *oðer is seo gesetnys, þe se cyning bytt þurh his ealdormenn oðde gerefan, oder bið his agen gebann on his andweardnysse.*

[3] Vgl. auch Flies. RQ. 409 a 9 *hweerso een man godes riucht brect ende Octavianus ende Moyses ewa ende al der wrald . . .*

hwæt! we feor ond neah gefrigen habaþ
ofer middangeard Moyses domas
. . . . . .
hæleþum secgan; gehyre se þe wille!

Im allgemeinen jedoch erscheint Moses (vgl. u. a. Ælfric, Hom. I 190, 4 *þa gesette god æ þurh Moysen* u. ö.) weniger als selbständiger Gesetzgeber denn als Justizbeamter Gottes. Noch in der spätags. Literatur hat er den wohl aus der älteren Dichtung (vgl. Exod. 17. 102. *55 *mære magoræswa*, ebd. 14 *freom folctoga*, ebd. 12 *leoda aldor*, ebd. 13 *heryes wisa*) stammenden Beinamen *se mæra heretoga* (Ælfric, Hirtenbr. II 10. 119. Bibl. d. ags. Pr. III : VIII 319. Ebd. IX 347) und *se heretoga* (Ælfric, Hom. I 134. 13. I 186, 14. II 100, 4 = I 178, 12 = Wulfstan 285, 18), der richterliche Befugnisse anzudeuten scheint; im Heliand werden die Statthalter Pilatus und Herodes, deren Haupttätigkeit ja in der Rechtspflege besteht, *heritogo* und *folktogo* genannt, und Pilatus von Otfrid *herizoho*. Wie Pilatus, Herodes und Holofernes (Jud. 47 *folctoga*), so sind auch die *folctogan* im 'Beowulf' (839) königliche Beamte. Zu alledem paßt es, wenn *se mæra æsyllend Moyses* (Bibl. d. ags. Pr. III: III 13), der *gotes drut* und *uuizodspentari* (O. V 8, 35/36) in Ezzos Gesang (326) *der vrone bote guot*, 'Christi Geburt' 10 (C. Kraus, Dt. Ged. d. XII. Jhdts.) *der vrone bode* und Kaiserchr. 9346 *der frone bot* heißt. In einer anonymen Strophe des XIV. Jahrhunderts (Finnur Jónsson, Skjaldedigtn. B 2 : 496, 3) wird Moses, den man schon Jahrhunderte früher in der Dichtung *lagavíss* (ebd., B 1 : 626. 18, 2) nannte, als Vorbild eines nordischen *lǫgmaðr* vorgeführt:

lǫgmaðr skyldi rǫskr ok réttr,
réttligr er þat lǫgmanns stéttr,
sá mun þykkja lýðnum léttr,
er lǫgin segir, þá er hann er fréttr;
Móyses kunni lǫgmáls list,
lengi talaði hann við Krist;
trautt fær laganna mannfólk mist;
minn guð fái oss himna vist.

Wahrscheinlich geht also der Ausdruck Moses' — und wohl auch Gottes und Christi — *euua* unmittelbar auf den rechtsterminologischen Gebrauch zurück.

b) Bei den Ausdrücken alte und neue, jüdische und christliche *euua* waren dagegen wohl eher die ursprünglichen Bedeutungen «(kultische) Sitte» und «Religion» ausschlaggebend. Vor allem werden die Beschneidung[1] und im Gegensatz dazu die Taufe häufig in solchem Zusammenhang erwähnt. Damit vergleiche man die früheren Beispiele für den *ebreiscen* oder *alten site* der Beschneidung, die sich um ein Beträchtliches vermehren ließen. Wenn Kaiser Karl dem Marsilie sagen läßt, er solle *thie kristenlichen e untphan* (Rol. 2032), und Etzel überlegt, *ób er wolde enpfan kristen leben unt die rehten e* (Klage 1091), so meinen beide die Taufe wie auch Wigalois, der dem heidnischen Grafen Adan rät (Wigal. 8218):

ir sult in Kristes orden
den touf enphahen und kristen e.

[1] Die Beschneidung als die wichtigste rituelle Vorschrift des mosaischen Gesetzes steht geradezu für dieses: Isidor, Contra Jud. IX 9 *vitulus de circumcisione* = ahd. Is. 51, 8 *chalp fona dheru iudæischun euu.*

Auch An. 1644 ist *fulwiht hæfen* gleichbedeutend mit *æ godes aræred*; und die Verwandtschaft von *æ* mit *þeaw* zeigt sich wieder Met. 1, 33, wo es von Theoderich heißt:

wæs se heretema
Criste gecnoden: cyning selfa onfeng
fulluhtþeawum.

Die Beziehung zwischen Beschneidung und Taufe war die, daß (Wackernagel, Adt. Lb.[5] 377, 24) *diu alti e brahti die selben gnade den kinden, die besnitin wurdin, daz si ledich warn der sunte, die si von Adame hetin, also diu here toufe nu vrumit den, die getoufet werdent* ...; vgl. Exod. Fgr. II 86, 20 von den Juden:

solich ewe si begant,
die unsere (d. h. ägyptische) *site niene hant:*
. . . . . .
ir chint si besnident
an dem ahttoden tage;
ze touffe wellent si daz haben.

Der Gegensatz zwischen alter und neuer *euua*, Beschneidung und Taufe, ist an die Namen Moses, Johannes und Christus gebunden. Moses wird immer als der Verfasser des Pentateuchs und insbesondere als der Verkünder des Dekalogs erwähnt; von Christi Lehren werden besonders die der Bergpredigt betont mit ihrem markanten *audistis quia dictum est antiquis: — ego autem dico vobis:* ... In der Beurteilung Johannes des Täufers schloß man sich an Mt. 11, 13 und die Erläuterungen der Kirchenväter zu dieser Stelle an: Ælfric, Hom. I 354, 14 *Johannes is geendung þære ealdan æ and anginn þære niwan, swa swa se hælend be him cwæð: 'seo ealde æ and witegan wæron oð Johannes tocyme'. siððan ongan godspellbodung* und (Heiligenl. I 344, 101) *he wæs æyðer ge ælic ge godspellic swa swa gemæru betwux Moysen and us.* Als Vorläufer Christi wird er verglichen mit dem (Ælfric, Hom. I 354) *bydel ætforan deman*, und in Ezzos Gesang (139) heißt es von ihm — ähnlich wie von Moses —:

der was der vrone vorbote
von dem geweltigen gote.

Im Baumgartenberger 'Johannes Baptista' (C. Kraus a. a. O.) 25—38 wird dem, was Moses *gehiez, gebot* und *riet*, Punkt für Punkt die Lehre des Johannes gegenübergestellt:

... Moyses der riet in, daz si sich besniten
nach ebreischem site:
Johannes der riet in, daz sich touften ...

Außer Beschneidung und Taufe spielen eine Anzahl anderer ritueller Vorschriften in der ags. und ahd.-mhd. Erbauungsliteratur[1] eine Rolle, die im Anschluß an lateinische Bibelerklärer allegorisch (lat. *mystice, spiritualiter*; ags. *gastlice, getacenlice*; ahd. *geistlicho, bizeichantlicho*) gedeutet wurden. Ferner wird in dem Sinne Heidentum—Judentum—Christentum der alten *euua* noch ein drittes Zeitalter, in

[1] Vgl. bei Ælfric ð. *on þa ealdan wisan offrian, bebyrigan, bewepan* u. ä. Bei Luther (Bonner Ausg. I 299, 33) heißt es: . . . *biß auff Mosen, durch wilchen gott dem volck Israel mancherley gesetz, weyß vnd vbungen gab.*

der Reihenfolge also das erste, vorangestellt nach Beda, Hom. in Domin. sec. post Epiph. (Patr. Lat. 94, 69); z. B. Ælfric, Hom. II 190 *þry timan sind on þyssere worulde: ante legem, sub lege, sub gratia; þæt is: ær æ, under æ, under godes gife. se tima is 'ær æ' geweden, þe wæs fram Adam buton æ oð Moysen, þa gesette god æ þurh Moysen; and se tima wæs geweden 'under æ' oð Cristes tocyme on menniscnysse, þa awende Crist þa ealdan æ to gastlicere getacnunge. nu is se tima fram Cristes þrowunge gehaten 'under godes gife', forðan þe his gifu gewissað þa gecorenan symle to soðfæstnysse and to lifes bebodum, þæt hi þa þing gastlice gehealden, þe seo ealde æ lichamlice bebead* u. ä. bei Ælfric ö. — Die Einteilung in eine alte und eine neue *euua*, d. h. in zwei verschiedene Religionszeitalter, hat in einem aisl., vom Lateinischen unbeeinflußten Sprachgebrauch eine auffallende Parallele. Die Zeit bis zum Allding des Jahres 1000, d. h. das Heidentum, hieß bei den Isländern *enn forni siðr*, die Zeit nach der Bekehrung zum Christentum *enn nýi siðr*; und heute ist (nach Möbius, Anord. Gl. 369) *forn siðr* die katholische, *nýr siðr* die nachreformatorische Epoche. Für die Verwandtschaft zwischen *forn siðr* und *altiu e* vgl. z. B. Hónsn. (Heusler) 1,21 *Blundketill var manna auðgastr ok bezt at sér í fornum sið*[1] mit Wernhers 'Maria' Fgr. II 162, 18

David und Abraham
daz waren fursten,
[so] Ysaak und Josue
und Jacob in der alten e ...

und ebd. 179, 32, wo Isaias, David, Aaron und Gedeon *die herren der alten e* heißen. Der Bischof Friedrich und der Isländer Þorvaldr víðförli, die das Christentum auf Island verkünden (Vd. Kap. 46, 2), *fóru með nýjan sið at bjóða mǫnnum aðra trú, en sú er hér var áðr*; und dem bekehrungseifrigen Norwegerkönig Olaf zürnen die Heiden, die den Zorn der Götter fürchten (Ld. Kap. 40, 42): *'geldr at nýbreytni konungs ok þessa ens nýja siðar, er goðin hafa reiðz!'* Unter dem *siðaskipti* verstehen die Altisländer die Bekehrung vom Heidentum zum Christentum, die heutigen hingegen die Reformation. Da also *siðfornir* (Finnur Jónsson, Skjaldedigtn. B 2:2, 7, 6) Heiden waren, ließ sich der Ausdruck *forn siðr* nicht so leicht auf das Judentum übertragen wie *diu alte euua*, zumal dem *siðr* die mit *euua* von jeher verbundene Bedeutung 'lex' fehlte. Vgl. z. B. Ælfric, Hom. I 522, 9ff. (II 216, 11ff.) und Leifar (Þorvaldur Bjarnarson) 78, 30ff. *heahfæderas þære ealdan æ = feðr ens forna lǫgmáls, be leafe þære ealdan æ = í enom fornom lǫgom var mælt, fæderas þære ealdan æ = feðr ena forno laga, þa halgan lareowas þære niwan gecyðnysse = ⟨feðr⟩ ena nýio laga.* Doch allzuweit liegen auch *siðr* und *lǫgmál* nicht auseinander, wenn es SnE. I 20, 15 heißt, *at þá er Róma var alglǫr, at Rómverjar vendudu sínum siðum* (vgl. ebd. 28, 7.8) *ok lǫgmáli, sem næst máttu þeir komask, eptir því, sem Trójumenn hǫfðu haft, forfeðr þeirra.*

c) Wie die Beispiele zeigen, waren *gotes, Moyses, Kristes, diu alte* und *diu niuwe euua* in vielen Fällen recht treffende Übersetzungen für die entsprechenden lateinischen Ausdrücke und auch insofern gelungen, als sie dem lateinunkundigen Germanen beim Nachdenken auf die richtige Fährte verhalfen. Wie schwer aber

[1] Ferner Völs. Kap. 10 (Fas. I 143, 2) *Sigmundr konungr ... þykkir verit hafa enn mesti kappi ok konungr í fornum sið.*

gerade die Wiedergabe des biblischen *testamentum* (διαθήκη) fiel, zeigen die zahlreichen Versuche, diesen Ausdruck zu übersetzen; z. B. ags. außer *æ*: *gesetnes, gecyðnes, þeodscype* (z. B. Beda 84, 1886/88 = I 27 gegenüber sonst häufigem *disciplina*), ahd. außer *euua*: *uuizzod, geuuiznessi, beneimeda* und *urchundi* (sieh Raumer, Einwirk. d. Christent. a. d. ahd. Spr. 321), got. *triggwa* (z. B. I Kor. 11, 25 *so niujo triggwa* : ἡ καινὴ διαθήκη), in etwas anderem Sinne *trausti* (διαθήκη Eph. 2, 12). Da die Urkunde, also auch das Testament, «etwas von Haus aus Ungermanisches» (v. Amira, Germ. Recht § 4) ist, fehlt ursprünglich auch das Wort[1] dafür. Wie sehr man sich übrigens auch später noch der fremden Herkunft bewußt blieb, zeigt Notkers Erklärung zu Ps. 24, 10 *ze Rômo uuás síto, dáz die fórderen hîezen in tabulis [uuáhstáblon] ál gescríben, dáz sie benéimdon íro áfterchómon; únde uuánda íro testes [úrchúndin] dârána gescríben uuâren, be díu hîez díu scrîft testamentum [úrchúnde]. ze déro similitudine [glîchnisso] héizet díu lex [êa], dîa got dien álten benéimda, vetus testamentum [ált êa], únde dîa ér úns benéimda novum testamentum [níuuue êa].* Was sonst noch über den Gebrauch des Wortes *euua* im Sinne «göttliches-» oder «mosaisches Gesetz», «Thora», «hl. Buch, hl. Schrift, Bibel» usw., über das häufigere Vorkommen der alten als der neuen *euua*, über das nicht seltene ags. Oppositum *gifu*[2] u. a. m. zu sagen wäre, würde hier zu weit führen, zumal die lateinischen Quellen dafür eingehend herangezogen werden müßten.

6. «Landessitte», «Gesetz», «Religion» und «Bibel» waren die Hauptbedeutungen, die sich aus den Variationen und dem sonstigen Wortgebrauch des Heliand für as. *eo* ergaben und sich weiterhin auch in den anderen wgerm. Dialekten als die ursprünglichen feststellen ließen. Es bleibt uns noch übrig, die Wurzeln der jüngeren, heute allein noch üblichen Anwendung des Wortes Ehe aufzudecken. Der älteste Beleg dafür findet sich bei Cynewulf: Jul. 297

þa gen ic (d. h. *deofol*) *Herode*
in hyge bispeon, þæt he Johannes bibead
heafde biheawan, þa se halga wer
þære wiflufan wordum styrde
unryhtre æ[3]

(vgl. Mk. 6, 18 *dicebat enim Johannes Herodi: 'non licet tibi habere uxorem fratris tui'*). Häufig ist der Ausdruck *riht æ*, z. B.: Beda 379, 1061 *wif . . ., þæt him mid rihtre æ forgyfen sy ond geþeoded*

[1] Nach *festi* und *handfesti* bildete ein Glossator (Ahd. Gl. II 341, 17) die gelungene Zusammensetzung *diu eafesti* zu Isidor, De off. I 11 (Patrol. Lat. 83, 745) *testamentum autem dicitur* (sc. *vetus lex*) *quia idoneis testibus, utique a prophetis, scriptum est atque signatum.*

[2] Ähnlich heißt es im Sachsenspiegel (III 42, 4): *als he* (d. h. *got*) *den Joden die e gaf unde uns den hilgen geist.*

[3] Vgl. Ælfric, Hom. I 478, 28 unter den Beispielen für das Adjektiv *æwe* angeführt.

wæs = IV 5 *coniugem legitimo sibi matrimonio coniunctam*; ferner *on rihtre æwe gewifian* als Gegensatz zu *þurhwunian on cuihthade* (Wulfstan 304, 21), *rihtæwe healdan* (ebd. 304, 18), *butan rihtre æwe beon* (Ælfric, Hom. I 148, 30), *butan rihtre æwe hæman* (Ælfric, Hom. II 208, 16, Hirtenbr. III 135), *cild habban butan rihtre æwe* (Ælfric, Hom. I 196, 10), *cild habban be rihtre æwe* (ebd. 42, 1), *yrfenuman habban be rihtre æwe* (AS. Chr. 1101 = Thorpe 365, 39 = Plummer 237, 21) *forðferan butan sunu be rihtre æwe* (ebd. 1091 = Th. 359, 1 = P. 226, 15), *æfter rihtre æwe* (= *rihtum sinscipe*) *on clænnysse* (d. h. *wydewanhade*) *wunian* (Ælfric, Hom. II 70, 21). In ähnlichen Zusammenhängen und in derselben Bedeutung steht auch *æ* allein: *his* (bzw. *hyre*, *hyra*) *æwe healdan* (Ælfric, Hom. I 148, 21. 378, 25. II 322, 27. 94, 1. 20. 222, 18. Bibl. d. ags. Pr. III : II 178. III 376), wo *healdan* zuweilen durch *rihtlice*, *æfter boclicum gesetnyssum*, *buton æwbryce*, *wið unhlisan* o. ä. näher bestimmt, der ganze Ausdruck öfter durch *on sinscipe wunian* oder *on rihtum sinscipe lybban* vorweggenommen wird; ferner *his æwe ne brecan* = *on rihtum sinscipe his lif lybban* (Bibl. d. ags. Pr. III : I 156), *ofer his æwe hæman* (Ælfric, Hom. II 208, 17); vgl. schließlich Ælfric, Hom. II 322, 26 *lufiað, ge weras, eowere wif on æwe!* Bei dieser Phraseologie fällt sofort einige Ähnlichkeit mit dem sonstigen Gebrauch von ags. *æ* auf. Wie hier unter *riht æ* soviel wie *riht sinscype* zu verstehen ist, so können damit anderswo *rihte þeawas*, *rihte domas* oder *riht geleafa* gemeint sein. Ebensowenig ist *æ healdan* (und *æ brecan*) auf die hier erwähnten Fälle beschränkt, sondern bezieht sich auch auf das Beobachten (und Übertreten) von Bräuchen, göttlichen und menschlichen, geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen. Jedenfalls gehören also *æ* «Gesetz» und *æ*, *æw* «Ehe» aufs engste zusammen. Hinzu kommen noch *æwbryce* '*adulterium*' (Lieberm. I 184 [4]. 242 [25] = 254 [28, 3]. 304 [24]. 356 [50. 50, 1]. Ælfric, Hom. II 208, 17. Bibl. d. ags. Pr. III : II 140. Wulfstan 40, 12. 70, 1. 130, 4 = 164, 5. 308, 4), *æwbreca* «Ehebrecher» (Lieberm. I 312 [6]. Wulfstan 26, 15 = 114, 13 = 203, 22. 236, 12. 266, 27. 298. 15. 310, 2), *æwbræce* «ehebrecherisch» (Ælfric, Hom. I 378, 26. 27. II 322, 28. 29. 34. 324, 2; als Glosse zu *adulter* = *forliger* Wright-Wülcker I 553, 21), *æwfæst* «verheiratet» (Lieberm. I 346 [50, 1] *eawfæst man* = *sponsus*. Ælfric, Hom. I 378, 27. II 322, 25 *æwfæst wif* bzw. *wer*), in derselben Bedeutung *gæwnod* (Ælfric, Heiligenl. I 234, 19 *wif*. Bibl. d. ags. Pr. III : II 139 *gesinhiwan*; als Glosse zu *neque nubentur*: *ne hi ne beoð ham gebrohte*, *gæwnede* und zu *coniugatorum*, *i. mulierum*:

geæwnedra Napier, An. Ox. I 1265. 1006) und *beæwnod* (AS. Chr. 1052 = Thorpe 314, 38 *his dohtor þæm cynge bewedded and beæwnod*), schließlich noch *ungeæwed* ‘*innuptis*’ (Napier, An. Ox. I 5248) und *æwnung* ‘*connubium*’, ‘*iugalitas*’ (Napier, An. Ox. I 416 = *hæmæd*, 339 = *synscipe*. 1168. 1370. 440). Von diesen Ausdrücken beziehen sich ebenfalls zwei, *æwfæst* und *æwbræce*, nicht allein auf die Ehe; *æfæst* ist sonst die übliche Übersetzung des lat. *religiosus*, und für *æwbræce* vgl. Ælfric, Hom. I 426, 20 *Decius þa gehathyrt clypode: ‘Romanisce weras, gehyrde ge þæra deofla frofor on þisum eawbrǽcum* (d. h. dem Märtyrer Laurentius), *þe ure godas geyrsode ne ondræt ne þa asmeadan tintregan?* Wichtiger für die Bedeutungsentwicklung sind die von *æ* gebildeten Adjektiva *æwe* und *ælic*, die auch den älteren neben dem jüngeren Sprachgebrauch erhalten haben. In Ælfreds Gesetzen (Lieberm. I 76 [42, 7]) heißt es: *mon mot feohtan orwige, gif he gemeteð oðerne æt his æwum wife* (*cum sponsa sua*) *. . . oððe æt his medder. þe wære to æwum wife forgifen his fæder*[1] (*quae patri suo fuerit desponsata*). Beda I 27 *duo germani fratres* wird 68, 1508 mit *twegen æwe gebroðor* übersetzt (vgl. Wright-Wülcker I 413, 29 *germanus* : *æwenbroðor*). Das substantivierte *æwe* steht für *æwe wer, wif* oder *sinhiwan* etwa wie mhd. *daz liep* und *die gelieben* für *geselle* mit dem Adjektivum; z. B.: Lieberm. I 346 [50, 1] *yfel æwbryce byð, þæt eawfæst man mid æmtige forlicge and mycele wyrse wið oðres æwe oððe wið gehadode* : *malum adulterium est, si sponsus cum vacua fornicetur et multo peius cum sponsa alterius vel cum ordinata*; ebd. 384 [64] *gif hwa his rihtæwe lifigende forlæte*[2] *and on oðran wife on unriht gewifige*[3]; Ælfric, Hom. II 150, 3 *sum wif, anes ealdormannes æwe*; ebd. II 322, 33 *ure drihten forbead . . . þa yfelan twæmincga betwux twam æwum þus*: ‘*swa hwa swa his æwe forlæt and oðer genimð, he bið þonne eawbræce and eac forligr*; ebd. I 478, 28 *Herodes þa awearp his riht æwe and forligerlice manfulles sinscipes breac.* In adverbialer Verwendung steht *æwum* Lieberm. I 76 [42, 7] *æt his dehter æwumborenre*: *cum filia sua de sponsa* (sc. *nata*). Das Wort *ælic* endlich gebraucht Ælfric nur in denselben Zusammenhängen wie *æ* = ‘*lex*’, ‘*testamentum*’ : Hom. II 196, 33 *tyn ælice beboda* (vgl. Napier, An. Ox. I 1017 *praeceptorum legalium, i. mandatorum: ælicere beboda; æbebod, þinre æ bebod, þinre æ geban* öfter in den Ps.; sieh auch z. B. ahd. Gl. II 343, 34); Hirtenbr. III 120 *þa tyn ælican* (v. l. *ænlican*)

[1] Vgl. oben *him mid rihtre æ forgyfen.*

[2] Vgl. oben *rihtæwe healdan* und gleich im folgenden *his riht æwe aweorpan.*

[3] Vgl. oben *on rihtre æwe gewifian.*

word, þe god tæhte Moysen (vgl. ahd. Gl. I 102/03, 35 und Swsp. [Gengler²], Kap. 1, 2 *do unser herre got hie uf erderiche gie, so was daz ie sin elich wort*: *'pax vobis!', daz sprichet*: *'der fride si mit iu!'*), Hom. I 98, 33 *se heretoga Moyses on þam ælicum bocum awrat*, ebd. I 188, 20 *sealmsang and witegung . . . to þam fif ælicum bocum*, ebd. II 198, 15 *Moyses . . . awrat þa fif ælican bec* (vgl. Wright-Wülcker I 439, 15 *libri iuris*: *æbec*; ferner Notker, Bo. 268, 22. 362, 14 *êobûoh* = *lex* bzw. *leges*; afries. *asebok, asekbok* Fries. RQ. 540 b 21. 542 a 21); Hom. II 68, 33 *mid ælicum lacum to godes temple geferod*, ebd. II 470, 24 *wuldrodon on heora ælicum offrungum*; ebd. II 74, 24 *drihten . . . asende ærest heahfæderas . . . and siððan ælice larcowas and witegan, and æt nextan apostolas* (vgl. Lind. Rush. *ælarwas*: *pharisaei*, El. 506 *ælærend* von Paulus; Gl. Lips. [M. Heyne, Kl. and. Sprd. II] 222 *ebvenlari* für **euuenlerari*: *legislatorem*; Tat. 128, 1 *euua lerari*: Mt. 22, 35 *legis doctor*); Heiligenl. I 344, 101 *se halga Johannes . . . wæs ægðer ge ælic ge godspellic swa swa gemæru betwux Moysen and us.* Ganz anders in der Bedaübersetzung; da heißt es 88, 1970 *ne wæs acenned of unrihthæmde ne þurh dyrne forligenesse, ac acenned wæs of ælicum gesinscipe* = I 27 *non enim de adulterio vel fornicatione, sed de legitimo coniugio natus fuerat*; 379, 1054 *þæt nænigum alyfed sy nemne ælicne gesynscype habban* = IV 5 *ut nulli liceat nisi legitimum habere conubium*; 88, 1987 *forðon gedafenað, þæt seo ælice gegaderuncg lichoman sie for intingan tuddres, nales þæs willan* = I 27 *oportet itaque legitimam carnis copulam, ut causa prolis sit, non voluntatis.* Schließlich seien noch drei Belege für *ælic* aus der Übersetzung des pseudomatthäischen Marienlebens angeführt: Bibl. d. ags. Pr. III : X 439. 441 a *hwæt, ge witon, þæt Salomon þis tempel getimbrode and her wæron syððan inne cynega bearn and witegena and heahsacerda, oð þæt hi beeomon to ælicre yldo. and hi gelimplice heora yldran wæron gehyrsume to ælicum gyftum* (v. l. 435 b *and heo ilimplice heora yldran wæron eawfestæ and heora bearn eft gode lac brohton*) = Tischendorf, Ev. Apocr. p. 66 *tamen venientes ad legitimam aetatem viros in coniugio sunt adeptae et secutae sunt priorum suorum ordinem et deo placuerunt*; ebd. 536 a *ac syle þam clænan fæmnan fultum, þæt heo wunigen mid hig oð þæt ælice yldo* (v. l. 523 b *ac ic onfo þare clænen femnæn, þæt heo wunie mid me, oð þæt heo hæbbe ælycre ylde*) = Tischendorf 69 *dentur aliquae ex sodalibus eius virgines, cum quibus interim degat.* Nun fragt es sich endlich, welche Folgerungen aus den obigen Belegen für die Bedeutungsentwicklung von *æ*, insbesondere die Herkunft des Sinnes «Ehe», zu ziehen sind. Da zeigt sich zunächst, daß die Formen *æ*

(f. *i*-St. **aiwi*-), *æw* (dasselbe mit analogischem *w* nach dem Gen. Dat. *æwe*), *æwe* (regelmäßiger Gen. Dat. zu *æ*; *i*- bzw. *ja*-stämmiges Adjektivum), *eaw*- (in *eawfæst* neben *æwfæst* und *æfæst*, AS. Chr. 1138 sogar *æuez*) semasiologisch zusammengehören, zumal da die Doppelformen z. T. nur auf handschriftlichen Besonderheiten beruhen; z. B.: Ine, Prol. *E æw*, *H áw* geändert in *æwe*, *B áwe*; Beda 379, 1061 a *æ*, 1062 b *âwe* (*æ*); Wærferð 97, 13 a *æfesta*, *b eawfæsta* u. a. m. Immerhin mag H. Sweet Recht behalten, wenn er sagt: «In late West-Saxon there is a tendency to restrict the form *ǣw* to the meaning 'marriage'»; aber die Trennung zwischen *æ* und *æw* läßt sich für das gesamte ags. Schrifttum nicht konsequent durchführen. Von den beiden Bedeutungen ist jedenfalls «Gesetz» die ursprüngliche. Für *æ*, *æw* in dem jüngeren Sinne hatte man vor und neben *æ* Ausdrücke wie *sinscype*, *gegaderung*, *hæmed* u. a. Wollte man nun die Rechtswirkungen des Verhältnisses besonders betonen, d. h. die Ehe vom Konkubinat unterscheiden, so nannte man jene *riht sinscype*, *riht gegaderung*, *riht hæmed* (Gegensatz *unriht hæmed*) oder *ælic sinscype* (Beda 88, 1970. 379, 1054), *seo ælice gegaderung* (ebd. 88, 1987) *'legitimum coniugium'*, *'legitimum conubium'*, *'legitima carnis copula'*.[1] Dabei bot das Wort *ælic* noch den Vorteil, daß es besonders auch die kirchenrechtliche Seite mit einbezog, wo *seo godcunde æ*, verkörpert durch die *ælican bec* und *ælican lareowas* der alten und neuen[2] *æ*, Richtschnur war. Weiterhin könnte nun *seo æwe* als elliptische Ausdrucksweise für ein allerdings nicht belegtes *seo æwe gegaderung* = *seo ælice gegaderung* zu erklären sein. Doch ist die Annahme einer Ellipse nicht notwendig. Statt *ælic sinscipe* 'legitimum conjugium' konnte man (*þæt æwe* =) *þæt ælice* «das Gesetzliche» schlechthin sagen, und das ist ja nichts anderes als das Gesetz, eben die *æ*.[3] Jedenfalls scheint das Adjektivum *æwe* hier eine wichtige Rolle gespielt zu haben. Überhaupt kann ja in vielen der oben angeführten

[1] Aldhelm, De laud. virginit. Patrol. Lat. 89, 108 *legitimum legalis thori connubium* wird durch *ælic hæmæd*, *æwnung* (Napier, An. Ox. I 415 f.), ebd. 89, 110 *legitimae iugalitatis* durch *æwlices gegæderscipes* (I 582 f.) glossiert.

[2] Sieh z. B. Ælfric, Hom. II 94 *Augustinus Magnus sic docet: geleaffulle læwede menn, þe on rihtum sinscipe lybbað, agifað þritigfealdne wæstm godra weorca, gif hi heora æwe æfter boclicum gesetnyssum healdað, þæt is, þæt hi for bearnes gestreone on alyfedum timan hæmed began and bearneacnigende wif and monaðseoc forbugan; and þonne heo leng tyman ne mæg, geswican hi hæmedes.*

[3] Vgl. Verwijs en Verdam, Mnl. Wb. I 511 *die ghene die lichaemlic oncuusch sijn ende doch niet en sijn in der heiliger wit, in der heiligher echten.*

Beispiele *æwe* so gut das Substantivum ‘lex’, ‘matrimonium’ wie das substantivierte Adjektivum ‘legitima’ (sc. conjunx) sein[1]; z. B.: *be rihtre æwe cild habban* «Kinder aus rechtmäßiger Ehe oder von seiner rechtmäßigen Ehefrau haben», *ofer his æwe hæman* ‘plus quam in conjugio suo vel quam cum conjuge sua coire’ u. a. m. Der Sinn des ganzen Ausdrucks bleibt in jedem der beiden Fälle der selbe. Schließlich war durch den alltäglichen Gebrauch von *æ*, *æw* «Ehe» und das Aussterben von *æ* «Gesetz» die Herkunft der Bedeutung «Ehe» soweit in Vergessenheit geraten, daß die Neubildung sich in nichts mehr von den älteren Wörtern *sinscipe*, *gegaderung*, *hæmed* u. ä. unterschied; *riht æ* nannte man jetzt die rechtsgültige Ehe, indem man unbewußt an die Stelle einer abgeblaßten Ausdrucksweise etwas wie eine Tautologie setzte («rechtmäßige Ehe» = «rechtmäßiges Gesetz» = «das rechtmäßige Gesetzliche»).

7. Die ahd., and. und afries. Entwicklung scheint der ags., streckenweise wenigstens, parallel verlaufen zu sein. Den Adjektiven *æwe* und *ælic* entsprechen ahd. *eohaft* (mhd. *ehaft*, and. *ehaft*, mnd. *echt*, afries. *aft*) und *eolich* (mhd. *elich*, mnd. *elik*). Die älteste ahd. Belegstelle für die Bedeutung «Ehe» stammt erst aus dem XI. Jahrhundert; sie findet sich in der Glosse zu Notkers Psalmen (Ps. 146, 8): *dér sih ferbéren nemúge, dér chóme zer ê* über *qui se non continet, nubat* (vgl. Wi. No. *der sih nieht niuuelle bihaben, der gihiuue*; Beda 90, 2019 = I 27 *se þe hine ahabban ne mæge, hæbbe his wiif*; Wulfila I Kor. 7, 9 *iþ jabai ni gahabaina sik, liugandau*). Später, d. h. eigentlich erst um die Mitte des XII. Jahrhunderts, werden die Belege häufiger. Es begegnen Wendungen wie *ze e, zer e, ze siner e, ze rehter e, ze siner rehten e nemen* (Wernhers Maria Fgr. II 151, 18. 166, 33. Trist. 1627. 1638. 4190. Wigal. 964. Helmbr. 1357. Swsp. [Gengler²] Kap. 101, 2. 163. 173, 9. 238. Ebd. [Laßberg] Kap. 377. Dsp. Kap. 41), *ze siner e enphahen* (Wernhers Maria Fgr. II 151, Bildunterschrift), *zer e komen* (Boner 58, 19. 52. 83. Swsp. [Gengler²] Kap. 6, 1), *ze rehter e geben* (Athis [Kraus, Mhd. Üb. Nr. 5]' C* 109. Parz. 729, 28), *ze rehter e han* (Swsp. [Gengler²] Kap. 173, 14), *ze rehter siner e minnen* (Kudr. 6, 3), *ze siner e bestatet werden* (Trist. 12 573), *ze der e sich haben* (Wigal. 9368), *an rehter e erfunden werden* (Parz. 468, 5; vgl. 495, 10 *ze rehte ein konen haben*), *an der e sizen* (Swsp. [Gengler²] Überschr. zu Kap. 24

[1] Auch aus *æwumboren, æwenbroðor, gewæwnod wif, ælic yldo* u. ä. ließ sich leicht ein *æ(w)* «Ehe» abstrahieren, sobald die Bedeutung «Gesetz» nicht mehr recht lebendig war.

und 238; vgl. ebd. *bi einander sizen*, so auch Dsp. Kap. 24, Z. 21), *konlicher e gepflegen* (Wigal. 11 315), *in* (d. h. ihnen, den Verlobten) *die e tuon* (Iw. 2419), *einer* (d. h. einem Mädchen) *der e jehen* (Trist. 1631), *die e zebrechen* = *an der e missetuon* (Wernhers Maria Fgr. II 188, 10. 14), *ez gat im an sin e und an sin ere* (Trist. 13 652, vgl. 15 290 *siner e und siner ere*: erg. *vorhte kûnec Marke* und 15 298 *sine behabete wider in ir unschulde unde ir e*), *mit chuske ir e haben* (Diemer, Dt. Ged. d. XI./XII. Jhdts. 288, 14), *ein kint von rehter e* (Swsp. [Gengler²] Kap. 71, 2 = Dsp. Kap. 77, Z. 6 *ein echint*), *der rehten e geleite* = *vingerlin* = *mâhelschaz* (Parz. 440, 13). Ahd. *ehaftaz* glossiert (Ahd. Gl. I 283, 13) *legitimum* (: *verbum* Exod. 12, 24) dem ags. *ælic word* und mhd. *elich wort* entsprechend, und Notker erwähnt (Bo. 29, 3) *êhafte léidara* = *iustos accusatores*.[1] Ferner heißt es ebd. 125, 21 von der Minne: *sî féstenôt óuh ten êoháften gehîleih mít réinên minnôn* = *hic* (sc. *amor*) *nectit et sacrum coniugii castis amoribus* (vgl. Mcp. 693, 1 *héilige gehîleiche* = *sacra coniugia*; 691, 1 *dero góto gehîleih* = *conubium divum*; 689, 17 *mít cótelichemo gehîleiche* = *sacro complexu*). Mhd. *ehaft* hat — im Gegensatz zu mnd. *echt*, afries. *aft* — keine Beziehung zur Bedeutung «Ehe»; es kommt meist in Verbindungen wie *ehaftiu not*, *ehaft dinc*, *ehaft teidinc* u. ä. vor. Anders das mit *ehaft* sonst nahe verwandte *elich*. Schon ahd. *eliih* (Ahd. Gl. I 202, 32 R.) glossiert *legale*, *eulih toam etho pipot* (ebd. 203, 4 GlK. Ra.) *legitima iudicia*, *eliher man* (ebd. IV 244, 5; vgl. *eman* im Swsp.) *legalis*. Später finden sich die Ausdrücke *der* bzw. *diu eliche hirat* (Heinrichs Litanei [Kraus, Mhd. Üb. Nr. 3] 1271. Greg. 2222 gegenüber *riche hirat* 1661 «prächtige Ausstattung». Arm. Heinr. 1453. Swsp. [Gengler²] Kap. 38), *von elichem bande vri* (Wernhers Maria Fgr. II 168, 10), *elich dinc* (Hdschr. H *alle wereltliche thing*) *verkiesen* (Mfrk. Legend. [Kraus, Mhd. Üb. Nr. 1] 439 D), *zuo einer elichen chonen nemen* (Exod. Fgr. II 87, 39; vgl. Pred. Fgr. I 110, 20 *sin echonne han*, auch Roth. 4692. Kaiserchron. [Schröder] 3872), *ein elichez wip nemen* (Helmbr. 360. Swsp. [Gengler²] Kap. 48, 1 = Dsp. Kap. 50, Z. 2), *ein elich wip han* (Trist. 8193; vgl. Swsp. [Gengler²] Kap. 16 *ein ewip han* = Dsp. Kap. 20, Z. 3 *ein wip han*), *eine ze einem elichen wibe haben* (Swsp. [Gengler²] Kap. 173, 13), *eliches wibes ane sin* (Trist. 5158. 5792. 10566), *eine maget einem manne ze einem elichen wibe bevestenen* (Kudr. 1043, 3) u. a. seltenere Wendungen mit *elich wip* (z. B. Alex. 3864.

[1] Gegenteil zu *êhaft* ist *êolôs*: Bo. 39, 12 *nehéin díng neíst êolos* = *nihil solutum antiqua lege*.

Trist. 5445. Swsp. [Gengler [2]] Kap. 130), *bi einem wibe elich chint gewinnen* (Dsp. Kap. 127, Z. 4; vgl. *echint gewinnen* Dsp. Kap. 45, Z. 8 = Swsp. [Gengler [2]] Kap. 42), *unelichiu kint* oder *einen unelichen sun elich machen* (Swsp. [Gengler [2]] Kap. 42 = Dsp. Kap. 45, Z. 3 *uz einem unelichen sun ein echint*[1] *machen*), *ein wip ze elichen dingen han* (Swsp. [Gengler [2]] Kap. 28, 1 = Dsp. Kap. 30, Z. 1 u. ä. Wernhers Maria Fgr. II 166, 14), *eliche gehit* (Iw. 2809), *Gotelinde elichen nemen* (Helmbr. 1513), *eliche(n) geborn* (Trist. 5413, vgl. 5406/07 *friuntschaft*, 5432/33 *min muoter trůege mich kebesliche*, 5442 ff., Swsp. [Gengler [2]] Kap. 6. 1. 61), *unelich(en) geborn* (Swsp. [Gengler [2]] Kap. 38 = Dsp. Kap. 41 [b] *ungelich geporn*. Swsp. Kap. 239 = Dsp. 242. Swsp. 258, 5), *kint gewinnen elichen* (Swsp. [Gengler [2]] Kap. 6, 1). Ferner kommt außer dem bereits erwähnten *elich wort* «Gottes-, Bibelwort» im Schwabenspiegel *eliche sache* (Gengler [2] Kap. 14) in der Bedeutung «Eheangelegenheit» wie ebd. Kap. 173, 13 *ein e* vor; und neben das *ehaft dinc* der Weistümer tritt das *elich dinc* (ebd. Kap. 76, 1). Dem ags. *æwnian* «ehelichen» (d. h. eigentl. 'legitimare'), «heiraten» entspricht ein mhd. *ewen*; z. B. MSD. XCIX 1 *da ein fri Swebenne ewet ain Swab*. Den obigen Beispielen zufolge wird sich die Bedeutung «Ehe» für *e* ähnlich wie bei ags. *æ* entwickelt haben. Statt der genaueren Ausdrücke *eohafter gehileich, elicher hirat, elichiu dinc* u. ä. brauchte man *diu e* in dem Sinne *daz ehafte* (vgl. mnd. *echte*, afries. *afte*), *daz eliche*, ferner statt *eine maget ze einer (siner) elichen konen* oder *ze einer (siner rehten) ekonen nemen (enphahen, han, einem geben)*: *eine maget ze (der, siner, rehter, siner rehten) e nemen (enphahen, han, einem geben)*, statt *bi sinem elichen wibe (ewibe)* oder *manne (emanne) sitzen*: *an der e sitzen*, statt *ein wip ze elichen dingen han*: *ein wip ze e* oder *ein ewip han*, statt *elichen nemen*: *ze e nemen* usw. Schon früh begegnen Zusammensetzungen wie *echamer* (jüng. Physiol. Fgr. I 24, 6 *min chunig leite mich in sine echamere* = Cant. Cant. *introduxit me rex in cellaria sua* = Willir. 6, 1 *der kúning lêitota míh in sîne gegádeme*), *echone* (s. o.), *ewip, ekint, eman* (Swsp.), deren erster Bestandteil zwar ursprünglich mit *elich* 'legitimus' gleichbedeutend war. Je mehr aber *e* im Sinne von «Recht, Gesetz» aus der Rechtssprache schwand, um so eher war es möglich, unter dem ersten Glied solcher Komposita *diu e* 'matrimonium' zu verstehen. Wie schließlich im Ags. *riht æ* zu *æ* = *ælic sinscype* = *riht sinscype*, so verhält sich mhd. *rehtiu e* zu *ehafter gehileich, elicher hirat, elichiu dinc*, d. h. wie die jüngere Schicht zur älteren.

[1] Wie *rehtiu e* kommt auch *rehtiu ekint* vor, z. B. Swsp. (Gengler [2]) Kap. 238.

Die für die Entwicklung im Ags. und Ahd. vermutete Zwischenstufe *þæt æwe, ælice* und *daz eohafta, eolicha* wird durch mnd. *echte*, afries. *afte* «das Gesetzliche», «die Ehe» stark gestützt. Das Afries. unterscheidet sich dadurch von den anderen germ. Sprachen, daß es *afte* «das Gesetzliche», «die Ehe» von *ewe* «Gesetz» scharf trennt und zwar nicht nur im Sprachgebrauch der Simplizia (sieh v. Richthofen, Afries. Wb.). Im Mnd. wird die Ehe vorzugsweise durch *echte, echtschop*, aber auch durch *e(we)* bezeichnet; *elik* ist durch *echt* stark in den Hintergrund gedrängt. Von diesem Zustand gibt der Sachsenspiegel ein getreues Abbild im kleinen. Für den Bedeutungsübergang sind einige den ags. und mhd. ziemlich entsprechende Wendungen besonders wichtig: *echt wif nemen* (Ssp. II 23) = *elik wif nemen* (Ssp. I 51, 1. II 33) neben *wif to echte nemen* (Ssp. I 37. III 27), *echten man nemen* (Ssp. I 51, 2; vgl. Ahd. Gl. IV 301, 47 *tunc legitimus ehafto eius vir venit*: es ist von der Samaritanerin J. 4, 25 die Rede), *sin echte wif laten* (Ssp. III 57, 1), *elike unde echtlike to samene komen* (Ssp. I 3, 3 = Dsp. Kap. 6, Z. 3 *elich und reht zesamen chomen* = Swsp. [Gengler²] Kap. 6, 1 *reht und redelichen zer e komen*), *echt* oder *unecht geboren* (Ssp. I 6, 2. III 54, 3. — I 38, 1. 48, 1. 50, 2. III 45, 9. Ssp. Lhr. 2, 1 = Dsp. Lhr. Kap. 2 *unrecht geporn*) u. ä. Vgl. auch mhd. *zer e komen* mit *in de echte komen* (: *man unde wyf* Schachb. 5406). Für die entsprechenden afries. Ausdrücke bietet v. Richthofens Wörterbuch unter *aft* und *afte* reichhaltige Belege, aus denen die Bedeutungsentwicklung von «Gesetzliches» zu «Ehe» im Sinne der obigen ags., ahd.-mhd. und mnd. Beispiele leicht zu erkennen ist. Fürs Mittelniederländische sieh Verwijs en Verdam II 511. 523. 757 ff.

8. Neue, von den bisher aufgezeigten wesentlich verschiedene Bedeutungsschattierungen für *euua* sind aus den Zusammensetzungen, für die ja die Anwendungsweisen des Simplex maßgebend waren, nicht zu erschließen. Gleichwohl sei zum Schluß noch auf ein wichtiges älteres Kompositum hingewiesen, das im Ahd. und Frühmhd. recht häufig vorkommt. Ahd. *euuart(o)*, mhd. *ewart(e)* dient als Übersetzung des lat. *sacerdos* (Ahd. Gl. I 244, 6. 7. III 132, 60. 61. 256, 46. 308, 7. Ben. R. Steinmeyer 200, 31. 268, 16. 271, 4. 272, 13. Mons. Mt. 12, 4. 5. Gl. zu Notkers Ps. 50, 19. 21 [= Wi. No.]. 72, 1. 77, 60. 64. 98, 6. 106, 24 [= Wi. No.]. Pred. Wackernagel, Adt. Lb.⁵ 499, 38 = L. 17, 14) und *flamen* (Ahd. Gl. II 527, 48). Zu II Mach. 1, 15 *cumque proposuissent eas* (sc. *pecunias*) *sacerdotes Naneae* (Sept. καὶ προθέντων αὐτὰ [sc. χρήματα] τῶν ἱερέων τῆς Ναναίας) ist die Glosse (I 698, 20. 21) *euvartinna* überliefert. Ferner wird *sacerdotium* durch *euuarttuam* (Ben. R. Steinmeyer 269, 13, 271, 21. 27. Gl. zu Notkers Ps. 88, 40), *ephod* durch *euuarttuamlihhaz kiuuati* (Ahd. Gl. I 336, 9. 411, 69. 409, 19 zu Exod. 25, 7. I Sam. 23, 9. 2, 18; hebr. אֵפוֹד «(hohe)priesterliches Gewand») wiedergegeben. Otfrid nennt die jüdischen *sacerdotes*, *principes sacerdotum* und *pontifices* stets *euuarta* oder *euuarton*. Einmal begegnet auch ags. *æweweard:* Blickl. Hom. 161, 27 *on Herodes dagum þæs cyninges wæs swiðe mycel æweweard*,

þæs noma wæs Zacharias nach L. 1, 5 *fuit in diebus Herodis regis Judaeae sacerdos quidam nomine Zacharias*; vgl. O. I 4, 2

in dagon eines kuninges, ioh harto firdanes,
uuas ein euuarto; zi guate si er ginanto!

Ungewiß dagegen scheint as. Gen. 180 (nach Gen. 18, 20)

nu hruopat the æuuardas te mi
dages endi nahtes, the the iro (d. h. *Sodomaliudeo*) *dadi telleat,*
seggiat hiro sundeon;

denn das vorgeschlagene *thæ uuardas* ist wohl schon mit Rücksicht auf den Stabreim *(uueros, foruuerkot)* dem handschriftlichen *the æuuardas* vorzuziehen. Gleichbedeutend mit *euuarto* ist *ehalto* (Ahd. Gl. IV 13, 65 *pontifex [sacerdos maior] : he halto*).[1] Den *euuarton* Otfrids entsprechen im Heliand die *eusagon*; z. B. Hel. 4466

uurđun eusagon alla cumana
an huarf uueros, thia sia thuo uuisostun
under thero menigi mannо gitaldun,
craftig cunniburd

wie O. IV 8, 3 nach Mt. 26, 3; vgl. auch Hel. 5058 mit O. IV 19, 23. In ahd. und and. Glossen gibt *esago, eusago, euuisago, esagare* lat. *iuridicus* (Ahd. Gl. III 137, 17 ff. 247, 43 f. IV 116, 23. 147, 62 *t schepho.* 203, 26. 236, 45 *i. legis peritus*), *curialis* (Ahd. Gl. III 296, 42. II 245, 8. 246, 19 zu Gregors Dial. II 11 *cuiusdam curialis filium* = Wærferð 125, 7 *sumes gerefan sunu*), *legislator* (Ahd. Gl. I 787, 45. II 136, 62. 63; vgl. Carmen ad deum 2 *legum lator : eono sprehho*; Notkers Ps. 9, 21 *legislatorem : êosкéfel*, Gl. zu *legislatorem : êobríngen* = Wi. No. *eleitari*), *lelex* (Ahd. Gl. IV 204, 18) wieder. Hierzu stellt sich das afries. *asega*, das in den älteren und jüngeren Gesetzen aller friesischen Stämme häufig vorkommt (sieh v. Richthofen, Afries. Wb. S. 609—612); von ihm heißt es z. B. in einer gemeinfries. Küre (um 1200): *ille asega ... significat sacerdotem, et ipsi sunt oculi ecclesiae et debent iuvare et viam ostendere, qui se ipsos non possunt iuvare* (Fries. RQ. 6, 11 u. ä. in den fries. Texten). Vor ahd. *euuart(o)*, ags. *æweard* und ahd. and. *eosago*, afries. *asega* wird es also zwei entsprechende gemeinwgerm. Wörter gegeben haben, von denen das erste einen Priester bezeichnete, das andere einen Beamten wie der aschwed. *laghmaþer*, anorw. *lǫgmaðr*, aisl. *lǫgsǫgumaðr*. Das Wort *euuart* kommt nur in der Bedeutung «Priester» vor und bezieht sich ebenso auf die Geistlichen der Kirche wie auf die jüdischen *sacerdotes* und

[1] Dagegen bedeutet *ehalte* im Mhd. und noch heute in oberdt. Mundarten (sieh z. B. Fischer, Schwäb. Wb.) «Dienstbote».

pontifices; sogar von *der haiden ewarten* (Kaiserchron. 13135/37/42 u. a.) ist die Rede. Man hat also wohl an *euua* «Kultgebrauch, Zeremonie» angeknüpft und unter *euuart* ursprünglich den Kultwart, Zeremonienmeister und Tempelhüter verstanden. Gerade diese letzte Eigenschaft wird im Heliand hervorgehoben, wenn (4941/42) *iro biscop* durch *iro uuihes uuard* variiert und als Pflicht des *biscop* Kaiphas betont wird (4149/50 u. ä. 4161/63):

that hie thes godes huses gomian scolda,
uuardon thes uuihes;

auch die *doctores*, mit denen der Knabe Jesus im Tempel spricht, gehören zu denen (814),

thia thes uuihes thar uuardon scoldun.[1]

Demgegenüber scheint der Gebrauch des Wortes *ewart* in der jüngeren 'Judith' (Diemer, Dt. Ged. d. XI./XII. Jhdts.) eher auf einem Mißverständnis des Dichters als auf einer älteren Mannigfaltigkeit der Bedeutung zu beruhen. Ganz der sonstigen Anwendung gemäß steht *ewart* dort 142, 12 (Jud. 4, 5. 7. 11 *sacerdos domini*), 143, 2 (Jud. 4, 9 *sacerdotes*), 157, 9 neben *briester* (Jud. 8, 9 *presbyteros*), 162, 5 (Jud. 10, 6 *presbyteros civitatis*), 171, 20 (Jud. 13, 14 *presbyteros civitatis*) und 165, 26 (vgl. Jud. 11, 12). Aber auch der *oberiste* (150, 12. 159, 23) und *der Juden vurste* (160, 18. 172, 18) Ozias (Jud. 6, 11 *princeps* = Sept. 6, 14 ἄρχων τῆς πόλεως; vgl. Bibl. d. ags. Pr. III: IX 168 *Ozias heora heafodmann* und ebd. 332 *Ozias heora ealdor*) heißt öfter (150, 11. 153, 20. 155, 11) *ewart*, einmal (177, 22) sogar *der Juden biscolf*, ohne daß die lateinische Vorlage (vgl. Jud. 6, 19. 7, 12. 23. 15, 5) dazu Anlaß gäbe. Da nun *Ozias et presbyteri* (Jud. 8, 28. 10, 6) schon im Bibeltext zusammengenannt werden, mochte der Dichter glauben, daß *der guote Ozias* zu den *ewarten* (162, 5), m. a. W. zu *der Juden phafheit* (159, 23) gehörte. Natürlich blieb das in heidnischer Zeit vom Christentum übernommene Kompositum auf die Dauer nicht unbeeinflußt von den anderen Bedeutungen des Simplex. Wie Moses und Johannes der Täufer gelten die Priester schon in der lateinischen und dann auch in der germanischen theologischen Literatur als die Verkünder des göttlichen Gesetzes: *bisceopas syndan bydelas and godes lage lareowas* (Liebermann, Ges. d. Ags. I 304 [26]. Wulfstan 176, 23); vgl. Hochzeit (Adt. Textbibl. X) 508 (u. ä. 367) man soll

[1] An der entsprechenden Stelle bei Otfrid II 3, 30 *euuarton* = I 22, 33 *bredigarin*.

den ewarten eren,
der uns diu gotes wart sol leren.

Als Rechtsprecher und Richter zeigen den Priester recht deutlich die folgenden beiden Stellen: Vom Rechte (Adt. Textbibl. X) 418 ff.

wer ist der zweier (nl. der Eheleute) *meister?*
daz sol sin der briestir,
der sol sin zware
ir vorlerare.
der meister sol wol gezogen sin, . . .
. . . . . .
wer ist des rehtes meister?
daz sol sin der briestir.

Entecrist Fgr. II 131, 24 ff. (im Anschluß an die Apokalypse)

daz sint die gotis botin werliche
unde alle ir gelihin,
den hie bevolhin ist diu cristinhait
und swer die stole mit ir rehte dreit:
die suln uf den dincstul sizzin,
wan sie mit gutin wizzin
ir lebin hi hant behaltin,
des gerihtes suln sie da waltin.

Von besonderer Wichtigkeit ist die apostolische Binde- und Lösegewalt, die dem *euuart* gegenüber Sündern und Ketzern zustand: *als ene* (d. h. *die miselsuchtigen*) *uuurden gesunderot mit der euuarton urteilde* (vgl. L. 17, 14), *also sullen och dise* (d. h. *die irrerra*) *uuerden gesunderot mit der euuarton und mit der pfafheit urteilde und verstozen von der heiligen cristenheit*; . . . die reuigen Ketzer *nesullen doch under die heiligen cristenheit niemer chomen, e daz si ir rechtun glouba gougent vor dien euaarton und vor der pfafheit . . . suuenne die irrerra sich ir unglouba uuoltin erlouben, daz si sich denne dien euuarton und dien meistern der heiligun cristenheite soltin ougen* (Wackernagel, Adt. Lb.[5] 501, 5—502, 10; vgl. Swsp. [Gengler[2]] Kap. 261, 6 *swer von der kezzerie komen wil, den sol man enpfahen. ez sol der bischof sinen eit offenlich nemen, also daz er von der kezzerie kere, und nimer mer dar zu kome. im sol ouch der bischof buze geben nach rehte*). Der christliche *euuart* wird in den älteren Denkmälern am häufigsten in Verbindung mit der Beichte erwähnt: Steinmeyer, Die kl. ahd. Sprd. 314, 3. 339, 24. 358, 49. 360, 115 361, 136. 131, 129; Windberger Ps. 94 (Wackernagel, Adt. Lb.[5] 481, 25 = Diut. III 480, 23); Hochzeit (Adt. Textbibl. X) 638. 641. 666. 675. 694; Wahrheit (ebd.)

105; Vorauer Sündenklage (ebd.) 525; Upsalaer Sündenkl. (ebd.) 52. Da die Beichtterminologie sich naturgemäß eng an die germ. Rechtssprache anschloß (vgl. *be-, verjehen, jehen* ‘*confiteri*’, *buoze* ‘*satisfactio*’, ‘*poenitentia*’ [aber *wandel* ‘*conversatio*’], *schult* ‘*culpa*’, *sûnde* ‘*peccatum*’, *ablaz, antlaz* ‘*indulgentia*’ u. a. m.), verstand man unter dem *euuart* leicht den Hüter — und Vollstrecker — des Gesetzes. Ganz anders steht's mit dem *eosago*, bei dessen Namenbildung man nur an die Bedeutung «Recht, Gesetz» dachte. Die Verwandtschaft der Otfridischen *euuarton* mit den *eusagon* des Heliand hat ihre besonderen Gründe. Von den drei Heliandbelegen fällt der ohne weiteres weg, wo die Pharisäer Christus als den *eusago* (3801), der so viel Wahrheit weise (3802) und immer nur spreche, was Recht sei (3804), fragen, ob man dem Kaiser Zins zahlen müsse.[1] Für die beiden anderen Stellen (4466. 5058) bot die Vorlage (Mt. 26, 3; L. 22, 66) zwar *principes sacerdotum*; da diese aber zu den *scribis, pharisaeis, legis peritis* und *legis doctoribus* in enger Beziehung stehen und beidesmal von einer — dem gebotenen Ding ähnlichen — Ratsversammlung die Rede ist, werden auch hier mit den *eusagon* eher die Gesetzsprecher, *thia sia thuo uuisostun under thero menigi manno gitaldun* (4467/68), als die Priester gemeint sein. Wenn der afries. *asega* mit dem Priester einiges gemeinsam hat, so erlauben doch hier die verhältnismäßig spät aufgezeichneten afries. Gesetze keine Rückschlüsse auf Zustände in vorchristlicher Zeit; auch der *goði*, anfangs Tempelbesitzer und später Bezirksvorsteher, bleibt als isländisches Sondergewächs besser aus dem Spiel. Jedenfalls sind im ältesten Sprachgebrauch *euuart(o)*, der Kultwart, und *eosago*, der Gesetzsprecher, dem J. Grimm (Dt. RA.[4] II 399 f.) außer dem fries. *asega* den fränk. *sachibaro* = *sagibaro* = anord. *sǫgumaðr* und den bayr. *iudex* gleichsetzt, scharf voneinander getrennt, und die Geschichte der beiden Wörter sagt uns nichts über das Verhältnis des heidnischen germ. Priesters zur Rechtspflege.[2]

---

[1] Die Bergpredigt mochte der Altsachse sich als eine Art *lǫgsaga* oder vielmehr *eusaga* vorstellen (vgl. Hel. 1381 ff.).

[2] Zu beachten ist, daß man dem *euuart* Macht, Ansehen und Tüchtigkeit (*micel, furist, oberist, guot* u. ä.), dem *eosago* hingegen Weisheit nachrühmt.

Schließlich sei auf ags. *æwda* (Hlodhære u. Eadric 2. 4. Wihtræd 23), *æwdaman* (Hl. u. E. 5) = langob. (Ed. Roth. 359) *aido* «Eideshelfer» hingewiesen, wenn es wirklich mit *æ* verwandt sein sollte (vgl. J. Grimm, Dt. RA. [4] II 541 *aiþs* <**aiwþs* <**aiwaþs?*); jedenfalls gehört es dem sakralrechtlichen Vorstellungskreis an. Auch in urnord. (Tune) *witaðahalaiban* (= got. **witodagahlaiban?*) und aisl. *lagsmaðr* = *félagi* «Genosse» stecken Wörter, die sonst Gesetz bedeuten (vgl. got. *witoþ*, aisl. *lǫg*).

9. Es ist schon öfter darauf hingewiesen, daß bei *euua* ältere und jüngere Anwendungsarten voneinander zu unterscheiden sind. Älter sind die individualisierenden («einzelner Rechtsbrauch», «Opferzeremonie»), jünger die Kollektivbedeutungen («Rechtsordnung», «Religion», die «Bibel» für das Mittelalter das Corpus Juris Divini und Inbegriff aller Weisheit). Der Gegensatz hat sich erhalten in dem as. Maskulinum *eo* gegenüber dem sonstigen Gebrauch von *euua, ewe, æ* als Femininum; der vom semasiologischen Standpunkt aus sprachwidrige Plural des ursprünglich kollektiven Femininums kommt im unabhängigen Sprachgebrauch nur selten vor, zumal ags. *æ* fast und mhd. *e* ganz flexionslos ist. Wie so oft im Sprachleben hat auch hier, und zwar bereits früh, die jüngere mehr abstrakte Bedeutung die ältere mehr konkrete verdrängt. — Weiter ist wichtig, daß *euua* sowohl der Rechts- wie der Kirchensprache angehört, obschon die beiden nicht immer scharf voneinander zu trennen sind, weil diese viel aus jener geschöpft hat. Dabei ist natürlich im allgemeinen die theologisch-christliche Färbung jünger als die rechtssprachliche. Man kann fast sagen, daß von den drei Hauptbedeutungen «Gesetz» — «Bibel» — «Ehe» immer die folgende die vorhergehende abgelöst hat. Geradezu bezeichnend ist der Gebrauch in den ags. Gesetzen: bei den zwei Kenterkönigen (685/86) und bei Ine (688/95) bedeutet *æ* das Recht der Voreltern, das Volks- und Gewohnheitsrecht, Ælfred (871—901) spricht nur einmal von *Cristes æ læran* ‘*evangelizare*’, aber auch von dem *æwum wife* und der *dehter æwumborenre*; in Eadmunds (942/46), Æðelreds (1008. 1008/11), Cnuts (1027/34) u. a. jüngeren Gesetzen kommen bloß Ableitungen von *æ* im Sinne «Ehe» vor, und die ursprüngliche Bedeutung war so in Vergessenheit geraten, daß der Verfasser des Quadripartitus das *æw* Ines mit *coniugium* übersetzte. In demselben Maß, wie die jüngere Anwendung sich festsetzte, schwand die ältere: dieser Vorgang spielte sich zweimal ab: beim Aussterben der Bedeutungen «Gesetz» und «Bibel». Alle die Entwicklungsstadien, die der deutsche Sprachgebrauch von heute hinter sich hat, scheint das Ags. bereits um 1066 durchgemacht zu haben. Zunächst wurde *æ* aus seiner rechtssprachlichen, bald aber auch aus seiner kirchensprachlichen Anwendung durch das von den nordischen Wikingern übernommene *lagu* verdrängt; daher ist *lagu* früher und häufiger in den ags. Gesetzen als in den Homilien belegt, in der christlichen Stabreimdichtung hingegen noch gar nicht. Während Ælfric in seinen ‘Sermonibus Catholicis’ (990/91. 994) das Wort *lagu* keinmal, in den ‘Heiligenleben’ (996/97) nur einmal (I 134, 283),

und zwar in juristischem Sinne gebraucht, kommt umgekehrt in Wulfstans Predigten (um 1014?) *æ* nur dreimal (254, 10. 283, 24. 285, 18) vor; andere, jüngere Werke Ælfrics nehmen einen mittleren Standpunkt ein, jedoch so, daß *æ* stets überwiegt. Obwohl bei Wulfstan *seo ealde* oder *seo niwe lagu* neben einmaligem *seo ealde æ* (283, 24) gänzlich fehlt, ist ein eigentlicher Bedeutungsunterschied zwischen den beiden Wörtern im spätags. Schrifttum nicht festzustellen. Vgl. z. B. aus dem Hatton-Johannesevangelium die Stellen 1, 45. 7, 19. 23. 49. 51 *(êæ)* mit 1, 17. 8, 17. 10, 34. 12, 34. 15, 25. 18, 31. 19, 7 *(lage)*. Ganz mechanisch und je später um so gründlicher ersetzen die Abschreiber der Handschriften das ihnen ungewöhnliche und vielleicht schon unverständliche *æ* durch das gebräuchlichere *lagu*; als typisches Beispiel diene die handschriftliche Überlieferung von Ælfrics Hirtenbrief (hg. v. Fehr) II 8 a:

O (um 1050)	*D* (1050/80)	*Oz* (1154/89)
ær godes æ	*ær godes æ*	*ær godes lagæ*
under godes æ	*under godes lage*	*under godes lage*

Mag sein, daß die Dialektgeographie hier genauere Auskunft geben könnte; ganz ohne Einfluß wird die Nähe der Denalagu wohl kaum gewesen sein. Schon früh scheint ags. *æ* zum Aussterben bestimmt gewesen zu sein, und es sieht fast so aus, als ob die christlichen Dichter und Gelehrten das veraltete Wort zu neuer, wenn auch nur kurzdauernder Blüte gebracht hätten. — Viel langsamer ging die Entwicklung in den anderen germ. Sprachen. In den afries. Gesetzen ist noch die juristische Färbung stärker als die kirchliche. Die Bedeutung «Ehe» kommt im Heliand und in der ahd. Literatur bis zum XI. Jahrhundert nicht vor. Die deutschen Weistümer, und selbst die recht spät niedergeschriebenen, enthalten eine beträchtliche Anzahl von Zusammensetzungen mit *e-* im Sinne «gesetzlich gestattet», «rechtmäßig» (*ehofstat*, *ebach*, *ezun*, *etaverne*, *emûl*, *etcidinc*, *egerihte* u. a. m.; sieh Lexer, Mhd. Wb. nebst den Nachträgen und Grimm, Dt. Wb. 3, 41 ff.). Anderseits ist dem Sachsenspiegel und Schwabenspiegel die ursprüngliche Anwendung des Simplex ohne kirchlichen Beigeschmack bereits fremd. Völlig geschwunden sind die Bedeutungen «Gesetz» und «Bibel» erst im Nhd.; die Gründe hierfür zu ermitteln, liegt also außerhalb des Rahmens dieser Untersuchung, die sich auf die Zeit bis zum XIII. Jahrhundert beschränkt. Die alleinige Bedeutung «Ehe» ist heute auch in Wörtern wie *Ehemann*, *Ehefrau*, *Ehegatten*, *ehelich* usw. die usuelle, wo sie es zu Zeiten des Schwabenspiegels und auch jüngerer Weistümer vielleicht noch nicht war.

Für die juristische und kirchliche Färbung von *e* «Ehe» vgl. z. B. *ze rehter e nemen* mit Swsp. (Gengler [2]) Kap. 6, 1 *diu heilige e ist der siben heilicheit einiu der hosten, die got hat*[1]; schon Ælfric spricht immer wieder davon, daß *þry hadas sindon, þe cyðdon gecyðnesse be Criste*: *þæt is mæigðhad and wudewanhad and riht sinscype* (Hom. I 148; = *ælic sincype* = *æ* = *riht æ*).[2] Da einerseits die Rechtswirkungen der Ehe zum Teil an kirchliche Formen gebunden waren, anderseits aber auch die kirchlichen Zeremonien großenteils rechtssymbolische Bedeutung hatten, versteht sich der beiderseitige Einfluß auf die Anwendung des Wortes.[3] — Mit dem Amt des oberdt. *eosago* schwand auch sein Name bereits früh im Gegensatz zum fries. *asega*. Länger scheint sich *ewart* gehalten zu haben, das im XII. Jahrhundert häufig mit *phaffe* und *priester* wechselt und später nur noch selten vorkommt. Zu der selben Zeit also, da die Geistlichkeit ihre Vormacht auf kulturellem Gebiet an das frisch aufstrebende Rittertum abtreten mußte, vertauschte sie ihren altehrwürdigen deutschen Namen mit aus der Fremde entlehnten Titeln; da *welsch* und *franzois* damals sowieso in der Mode waren, wurde der *ewart* um so schneller durch den *phaffe*, *priester* und *kapellan* verdrängt.

[1] Vgl. Trist. 8191:

nemet in iuwer sinne,
wie ez umb die gotes e
und umbe herzeliebe ste.
ich han da heime ein elich wip,
die minne ich als min selbes lip.

[2] Ähnlich Wernhers Maria Fgr. II 166, 28:

diu e ist got liep unt genæme

und Freidank 75, 19:

der rehten leben ist niht me
wan driu: ich mein die rehten e,
magetuom unde kiuscheheit —

dagegen Aldhelm, De laud. virginit. c. 19 *virginitas aurum, castitas argentum, iugalitas aeramentum*. Die Bezeichnung der Ehe als *had, leben* o. ä. berührt sich z. T. mit früheren Anwendungsweisen (vgl. besonders die Beispiele für *euua* «Religion», ferner Ahd. Gl. II 144, 12 *religio* : *heites* und Tat. *sacerdotes* : *heithafte* [wie ags. *gehadod*] den Otfridischen *euuarton* entsprechend); doch diesen Beziehungen nachzuspüren, würde zu weit führen. Vgl. auch den Gebrauch von aisl. *lǫg* und schließlich schwed. *hjonelag*.

[3] Besonders wichtig für die Beziehungen zwischen *lex* und *matrimonium* sind die Bibelstellen I. Kor. 7, 39 und Galat. 6, 2 (vgl. Gregor, Cura past.: Patrol. Lat. 77, 102).

10. Es würde zu weit führen, auf das Verhältnis von *euua* zu Wörtern wie ags. *gesetnes*, *gerædnes*, *regol*, *friđ* u. a. (vgl. auch Liebermann, Ges. d. Ags. II 2, 466ff. «Gesetz»), ahd. *kisezzida* (vgl. Ahd. Gl. I 274, 35. IV 5, 39 *condicio*: *ea kisezzida. euua kisezit*), *kizumft* (vgl. MGH. Leg. V 271 *euua — gezunfti*; Ahd. Gl. IV 313, 19 *iura*: *gezumfti*), mhd. *phaht(e)* u. a. (vgl. v. Amira, Germ. Recht § 4) genauer einzugehen, obschon dadurch in der Bedeutungsentwicklung unserer Wortsippe manches noch klarer werden würde. Aber eine wichtige ahd. Bezeichnung für «Gesetz» darf schon deshalb nicht unbeachtet bleiben, weil ihre got. Entsprechung ausschließlich griech. νόμος wiedergibt: ahd. *uuizzod*, got. *witoþ*. Wo in den ags. Evangelien *æ*, in der ahd. Tatianübersetzung *euua*, da steht bei Wulfila *witoþ* und bei Otfrid *uuizzod*; z. B. Mt. 5, 17 καταλῦσαι τὸν νόμον = Vulg. *solvere legem* = Wulfila *gatairan witoþ* = Otfrid II 18, 2 (*thaz ih*) *then uuizzod firbrachi* = ags. Mt. 5, 17 *to slitenne ł to undoenne* bzw. *to breccanne* bzw. *towurpan þa æ* (Hatt. *læge*) = Hel. 1421 *thena aldon euu irrean* = Tat. 25, 4 *euua zi losenne* = Glosse zu Notkers Ps. 18, 8 *êa zintuuérinne* = Wi. No. *zelosenne die e* usw. Dem *euua lerari* (*legis doctor* Tat. 128, 1) entspricht ein *witodalaisareis* (νομοδιδάσκαλος), dem *euua* oder *euuu gilerter* (*legis peritus* Ahd. Gl. I 253, 26/27. Tat. 110, 1. 141, 11. 24. 25) ein *witodafasteis* (νομικός), das wieder an ags. *æfæst* ‘*religiosus*’ erinnert. Besonders häufig ist *witoþ* = νόμος natürlich in den Paulusbriefen; die Ableitungen *witodeigo* = νομίως = *legitime*, *witodalaus* = ἄνομος = *sine lege* (I Kor. 9, 21), *iniustus* (I Tim. 1, 9) und *inwitoþs* = ἔννομος = *in lege* kommen überhaupt nur in ihnen vor, wie schließlich auch der Ausdruck (I Tim. 1, 18) *driugan þata godo drauhtiwitoþ* = στρατεύεσθαι τὴν καλὴν στρατείαν = *militare bonam militiam*. Daß Wulfilas *witoþ* und Otfrids *uuizzod* vorzugsweise das mosaische Gesetz[1] bezeichnen, daran ist allein die griech. bzw. lat. Vorlage schuld. Ähnlich steht es mit Gl. Lips. (M. Heyne, Kl. and. Sprd. II) 1055 *vuitut* zu Ps. 36, 31 *lex dei*; ebd. 1056 *vitute*: *lege*; anfrk. Ps. 70, 4 *fan hendi uuither uuitat uuirkindes*: *de manu contra legem agentis*, alem. Ps. (Steinmeyer, Die kl. ahd. Sprd. 297, 14)

[1] Doch vgl. J. 7, 51 = Skeireins 8, 21 *ibai witoþ unsar stojiþ mannan, nibai faurþis hauseiþ fram imma jah ufkunnaiþ ƕa taujai* (= Tat. 129, 10 *unsar euuua tuomit . . . man* = ags. J. 7, 51 *demð ure æ ær ine man*) mit Swsp. (Gengler [2]) Kap. 83, 2 *wir haben in unser e, daz man nieman verdampnen noch urteile über in sprechen sol, man sol in e hoeren und sin red ouch vernemen.* Wenn wir auch keine Rechtsbücher in gotischer Sprache zum Vergleich heranziehen können, so dürfen wir auf Grund dieser u. a. Stellen *witoþ* doch als einen gotischen Rechtsterminus ansehen.

129, 4 *duruh uuizzud tinan fardolata dih truhtin*: *propter legem tuam sustinui te domine*; Isid. 13, 8 *araugit ist in dhes aldin uuizssodes boohhum, dazs fater endi sunu endi heilac gheist got sii*: Contra Jud. IV 1 *patet veteris testamenti apicibus patrem esse deum*; Ahd. Gl. I 259, 15 *tora*: GlK. *uuizohd*, Ra. *uuizod*, R. *torum testamentum*; wohl auch Ahd. Gl. I 256, 18 *testamentum*: *euui uuizzod* (näher erklärt durch *pactum*: *mahal*; vgl. Ahd. Gl. IV 221, 47 *ius*: *euua uuizzod*) und Ahd. Gl. I 470, 4 *sententiae*: *vuizzod*. Von Kompositis gehören hierher Gl. Lips. (M. Heyne a. a. O.) 1057 *vuitutdragere* zu Ps. 83, 8 *legislator*, O. V 8, 36 *uuizodspentari* von *themo gotes drute Moysene* und wahrscheinlich Ahd. Gl. I 202, 32 *legale*: GlK. *uuizzodlih*, Ra. *uuizodlih* (R. *eliih*). Der ursprünglich rein juristische Fachausdruck ist also, wie ja auch *euua*, in die theologisch-biblische Gedankenwelt gerückt. Daß er wirklich der germ. Rechtssprache entstammt, zeigen vielleicht am besten die Belege aus der amfrk. Übersetzung eines Capitulare: Steinmeyer, Die kl. ahd. Sprd. 305, 21 *adhibet sibi vel de suis pagensibus vel de aliis, qui eadem lege vivant, qua ipse vivit, testes idoneos*: *samant neme himo athe vane sinen gelandun athe vane andern, thie theru selveru uuizzidi leven, theru er selvo levit, urcundun retliche*; ebd. 306, 30 *et si cuillibet ecclesiae eam* (sc. *hereditatem*) *tradere rogavit, coheres eius eam legem cum illa ecclesia de praedicta hereditate habeat, quam cum alio cohered suo habere debebat*: *inde avo sumeuuelicheru samonungun thia sellan bat, ganervo siner then uuizzut bit theru kirichun vona themo vora gesprochenemo erve have, that bit andremo geanerven sinemo havan solda*; ebd. 305, 12 *legitimam traditionem facere studeat*: *uuizzetathia* (f. *uuizzethahtiga*) *sala ce gedune gevlize*; ebd. 307, 6 *usque ad annos legitimos*: *unce cen iarun uuizzethallikhen* (f. *uuizzethahtlichen*). Außer den bisher angeführten Beispielen und abgesehen von zahlreichen Stellen bei (Wulfila und) Otfrid kommt (*witoþ* und) *uuizzod* in der Bedeutung «Gesetz» nicht vor, ob nun mit vorwiegend juristischer oder biblischer Färbung. Vielmehr glossiert es die lat. Wörter *eucharistia* (Ahd. Gl. I 136/37, 15 Pa. GlK. R. Ra.; III 168, 43ff. 420, 2; *eucharistia, bonum donum* III 234, 41. 272, 46. 299, 19. 316, 36), *azymis* (Ahd. Gl. I 26/27, 22 Ra. gegenüber Pa. GlK. *uuizzothprot*[1]; vgl. Mons. Mt. 12, 4 *panes praepositionis*: *uuizodbroth*) und *eulogia* (Ahd. Gl. II 92, 48. 147, 32). Der Glossator des Notkerschen Psalters übersetzt *sacramenta* mit *uuizzot* (Ps. 21, 30 = Wi. No. *heiligiu*; Ps. 47, 10 = Wi. No. *heilictuom*; Ps. 68, 22), *sacra-*

[1] Vgl. Glosse zu Notkers Ps. 50, 18 (u. ä. 19) *salutaris hostia*: *uuizzotopher* = Wi. No. *daz heilfuoriga opfer*.

mentum baptismi et eucharistiae mit *héilictûom tóufi únde uuízzodis* (Ps. 103, 3 = Wi. No. *daz heilictuom dero toufi unde des gotes lichenamen*) und *corporis et sanguinis domini* mit *uuízzodis* (Ps. 103, 15 = Wi. No. *des gotis lichenamon unde sines pluotis*). Der Sünder beichtet (Steinmeyer, Die kl. ahd. Sprd. 332, 17): *ih gihu gode almahdigen, daz ih daz heilega uuizzud vehoda mit unreinemo lichamen*, oder (ebd. 324, 28) *daz ih daz uuiha uuizzod unbigihtic inti unuuirdic nam, inti daz so ni hialt inti so ni ereda, so ih scolta* o. ä. (ebd. 328, 13. 330, 11. 331, 11). Im jüngeren 'Physiologus' heißt es (Fgr. I 33, 33): *so unsih unsere sunte uber wahsint, . . . so sculn wir . . . suochen den heiligen Christ, daz er unsere sunte uns verlazze unte erniuve unsih mit der heiligen toufe, daz wir daz heilige wizzot nemen muozin.* Auch in der geistlichen Dichtung des XII. Jahrhunderts kommt das allmählich aussterbende Wort in diesem Sinne noch vor: *daz wizet, daz er* (d. h. *der herre*) *selbe ist*, ist ('Vater unser' 143: Adt. Textbibl. X) gleichbedeutend mit *der engele prot* und *der sele wegewist*; das gnadenreiche *wizzot* (Wernhers Maria Fgr. II 192, 26) *daz ist daz sin* (d. h. Christi) *here blut.* Vgl. schließlich Münchner Ausfahrtsegen (MSD. XLVII 3) 40. 43:

in des namen, den ih gnant han,
und in des gnade ih hiute gan,
diu wort sin mir gewære
als unserem herren wære,
dem almehtigen gote
diu toufe und daz wizzot.
mit dem segen,
da mit diu toufe und der chresem
und daz wizzot wurde gesegent,
da si ih hiute mit gesegent . . .!

u. ä. ebd. Anm. zu XLVII 3 *daz heilige wizzot . . ., daz min herre sancte Johannes mime herrin dim almehtin gote in den mund flozte, do ern in deme Jordane toufte.* Die Ähnlichkeit zwischen *uuizzod* und *euua* ist auffallend. Beide Wörter gehörten einmal der Rechtssprache an und bedeuteten «Gesetz»; beide wurden von den christlichen Theologen zur Übersetzung der biblischen Ausdrücke *lex* und *testamentum* verwendet; dadurch verloren beide auf Kosten der kirchlichen die juristische Bedeutungsfärbung. Wie *diu heilige e* bezeichnet zum Schluß *daz heilige wizzod* ein Sakrament der Kirche. Warum man aber *daz heilictuom des gotes lichenamen* mit dem alten Wort für «Gesetz» benannte, ist mangels einer fortlaufenden guten Überlieferung

kaum mehr festzustellen, sondern eher nur noch zu vermuten. Wichtig für die Bedeutungsentwicklung waren jedenfalls die ja stets vom Priester in der Messe gesprochenen Einsetzungsworte Mt. 26, 28 = Mk. 14, 24 = L. 22, 20 = I Kor. 11, 25, am deutlichsten bei Paulus: *hic calix novum testamentum est in meo sanguine*; diese Stelle kombiniert mit Mt. 26, 28 *hic est enim sanguis meus novi testamenti* ergaben die Vorstellung *sanguis meus est novum testamentum*. Da nun *testamentum* (im Sinne von *lex*) bereits durch *uuizzod* wiedergegeben wurde, hatte man *uuizzod* [= *testamentum novum*] = *sanguis Christi*.[1] Ferner mag *wisod* (mit *ī*, von *wīsōn*) = *oblei*[2] = *benedictio* (Ahd. Gl. I 404, 32 ff.) = *xenium* (Ahd. Gl. I 573, 26 f.) auf die Bedeutung von *wizzod* eingewirkt haben; so scheint es wenigstens nach Ahd. Gl. II 147, 32 *eulogias* : *obliges uuizod*. Während nun *diu heilige e* und *daz heilige wizzod* als Sakramente voneinander verschieden sind, werden die beiden Wörter im Sinne «Gesetz» nebeneinander gebraucht, und sogar in den selben Texten. Zu den oben angeführten Beispielen hier noch einige Ergänzungen: Gl. Lips. 266 *euua* = anfrk. Ps. 18, 8 *euua godes* : *lex dei*; Gl. Lips. 267 *euuu* = anfrk. Ps. 1, 2 *in euuun godes* (bzw. *sinro*) : *in lege dei* (bzw. *eius*); Gl. Lips. 222 *ebvenlari* (f. **euuenlerari*) : *legislatorem*. Die ahd. Glosse I 259, 16 Ra. *tora* : *uuizod* wird durch *lex* : *euua*, I 202, 32 *legale* : *uuizzodlih* durch *ex lege* : *fon euuiu* näher erklärt; und die Überschrift des Glossars R. lautet (Ahd. Gl. I 3, 10) *inchoant congregationes verborum ex novo et vetere testamento* : *pikinnant samanunga uuorto fona deru niuuiun anti deru altun euu*. In der Isidorübersetzung wird neben dem *aldin uuizssode* (= *vetus testamentum*) die *iudæischa euua* (= *circumcisio* 51, 8), die *euua* des Moses (= *lex* 29, 14. 18. 31, 14) genannt. Während die Pharisäer (O. IV 6, 52) alles *uuidar gotes euuon datun*, waren Zacharias und Elisabeth (O. I 4, 7) *uuizzod sinan* (nl. *gotes*) *io uuirkendan*, und vom bethlehemitischen Kindermord sagt Otfrid (I 20, 25):

in then alten euuon so saget thesan uueuuon,
thar zaltaz er ubarlut ther selbo druhtines drut

[1] Vgl. Luther (Bonner Ausg.) I 309, 33 *nu meynn ich, ßo wir die vorigen ding recht vorstandenn habenn, das die meß nit anders sey den eyn testament vnnd sacrament, darynnen sich gott vorspricht gegen vns vnnd gibt gnad vnd barmhertzickeit* u. ä. ö. in dem '*Sermon von dem newen testament, das ist von der heyligen messe*'.

[2] Windberger Ps. zu 50, 18 (Diut. III 473, 24 = Wackernagel, Adt. Lb.[5] 481, 17) *oblei, wisode, cehentbuozze unde endriu chirhreht* sind *opher*, die weder zu den *holocaustis* noch *sacrificiis* gehören.

nach Mt. 2, 17 *tunc adimpletum est quod dictum est per Jeremiam prophetam*; vgl. Mt. 5, 21 (u. ä. 5, 27. 33. 43) *audistis quia dictum est antiquis* von Otfrid wiedergegeben II 18, 10 (u. ä. 19, 1. 7. 11):

uuizut ir thia redina — thio buah thio sagent thanana —,
uuio ther uuizzod thuruh not alten liutin gibot

= Hel. 1432 *uuas furn giscriban an them aldan euua*, 1476 *an them aldon euue gibiudit*, 1502. 1446 *is an them euua giscriban*. Wo *euua* und *uuizzod* in den Quellen nebeneinander vorkommen, ist ein wesentlicher Bedeutungsunterschied[1] ebensowenig zu erkennen wie zwischen ags. *æ* und *lagu* und später zwischen mnl. *ewe* und *wet* (vgl. jedoch Verwijs en Verdam, Mnl. Wb. *'ewe'* 2: «nu en dan in tegenstelling met *wet*, d. i. *de burgerlijke wet*»); wie im Ags. wurde auch im Ahd. das ältere Wort durch das jüngere verdrängt. Am längsten und festesten hat sich *uuizzod* «Gesetz» bei den rheinischen — nicht bei den östlichen — Franken gehalten (vgl. nnl. *wet*); dagegen kennen die ostfrk. Tatianübersetzer nur *euua*. Auch die älteren Alemannen (GlK. Ra., Ja., alem. Ps.) gebrauchen das Wort, während es den Bayern zu fehlen scheint (vgl. Ahd. Gl. I 202, 32 GlK. Ra. *uuiz(z)odlih*, aber R. *eliih!*). Warum aber gerade die Goten und Westdeutschen ein gemeinsames Wort für «Gesetz» gehabt haben, das uns in dieser Bedeutung vielleicht nur zufällig von keinem ostdeutschen oder anderen germ. Stamm überliefert ist, möchten wir dahingestellt sein lassen. Die Anwendung im Sinne von «Sakrament» war nicht mehr auf die Westfranken und Alemannen beschränkt[2]; die politische Vormacht der rheinischen Franken und der kulturelle Einfluß der alemannischen Klöster (St. Gallen, Reichenau, Murbach und an der alem.-frk. Grenze Weißenburg) mag zur weiteren Verbreitung bei-

[1] Wie *euua* so steht auch *uuizzod* mit *situ* zusammen: O. I 14, 2 (nach L. 2, 21)

so ther antdag sih tho ougta, thaz siu thaz kint sougta,
tho scoltun siu mit uuillen then uuizod irfullen,
then situ ouh, then io thie altun fordoron irvultun;
thes namen uuestun sie ouh giuuant, hiazun inan heilant.

Vgl. auch I 22, 6 *giuuon — uuizod* nach L. 2, 42 *secundum consuetudinem* = Hel. 795 *eo — landuuisa*.

[2] Warum gerade ahd. *uuizzod*, ags. *husel* und überhaupt die Bezeichnungen des Altarssakraments im Gegensatz zu den noch heute gebräuchlichen Wörtern Taufe, Firmung (*confirmatio : firmunge* Ahd. Gl. III 419, 63), Buße und Ehe so bald ausgestorben sind oder so schnell gewechselt haben, wird die Religionswissenschaft eher erklären können als die Sprachforschung. Beziehungen zum Recht sind in beiden Fällen vorhanden, beim heiligen *uuizzod* besonders zum Eid und Gottesurteil, bei der Taufe zum Personenrecht, bei der Buße zum Strafrecht und Gerichtsverfahren usw.

getragen haben. Niederfränkische Glaubensboten haben den Friesen mit der neuen Lehre das Wort *uuitat* gebracht: Fries. RQ. 405 b 9 *wytat to nymane* = (13) *corpus domini to nimane* = ndt. (Anm. 17) *dat sacrament vnfangen;* 410 b 8 *toe alle haechtidum aegh hy* (= *een prester*) *toe biedane da halta ende da blynda, da siecka, da dulgeda, dat hi him ierne bringe wytat ende missa bi des pauses banne.*

11. Nachdem bisher nur Ableitungen und bedeutungsverwandte Ausdrücke zur Erläuterung herangezogen worden sind, wenden wir uns nunmehr zu den wichtigsten, mit *euua* und *uuizzod* lautverwandten Wörtern: — von der Semasiologie zur Etymologie. Da wäre zunächst ein Homonym unseres ahd. *euua* zu nennen: das lat. *in saeculum, in aeternum, in perpetuum* wird durch *in euuu, in euua, in euuun, in euuon, in euuin* wiedergegeben. Diese Ausdrücke waren besonders beliebt als Schlußformeln christlicher Gebete, Hymnen usw.: *qui vivit et regnat in saecula saeculorum,* in dem so häufigen Gloria Patri *sicut erat in principio et nunc et semper et in saecula saeculorum* u. ä. Heißt es doch auch zum Schluß des gotischen Vaterunsers: *unte þeina ist þiudangardi jah mahts jah wulþus in aiwins* (Mt. 6, 13 εἰς τοὺς αἰῶνας). Das Wort *euua* = *aiws* spielt also wie *euua* = *witoþ* in der frühchristlichen Literatur eine wichtige Rolle. Wie nahe beide sich berührten, zeigt schon die angeführte Otfridstelle (O. I 20, 25), nach der der Prophet *in then alten euuon* den Jammer der bethlehemitischen Mütter geweissagt habe; ferner Annolied 851

von altin ewin ist daz kunt,
wi sich wilin uf tedde der merigrunt,
duo Moyses daz liut Israel
mit trukkenim wegge leite ubir se.

Man scheint hier mehr an die alten Zeiten im allgemeinen als an das biblische Alte Testament gedacht zu haben.[1] Überhaupt liegen die alte und die neue *euua*, als Religionszeitalter (wie *forn* und *nýr siðr*) aufgefaßt, der *euua* = *aiws* nicht fern. Das dem got. *aiws* entsprechende anord. *ævi* scheint auch in Rechtsformeln[2] gebraucht

[1] Vielleicht hängt es damit zusammen, daß bei Otfrid *ther uuizzod gibiutit,* im Heliand dagegen *an them aldon euue gibiudit* oder *an them (aldan) euua giscriban is.*

[2] Gerade in der Rechtssprache mag der Ausdruck «ewig und gesetzlich» gebräuchlich gewesen sein, der die beiden ahd. Homonyme *euua* vereinigt hätte; vgl. z. B. Lev. 6, 18 *legitimum ac sempiternum* = mnl. (Verwijs en Verdam) *wettelijk ende ewelijc.* — Eysteinn, Lilja 1, 7 *lof sé þér um aldr ok æfi.*

worden zu sein: z. B. Gul. Arnam. S. XX *at þessor bók skal heðan af ganga um allan Norveg um aldr ok æfi.* Es wäre also vom semasiologischen Standpunkt aus nichts gegen die Annahme einzuwenden, daß *euua* «Gesetz» zu der Sippe got. *aiws*, lat. *aevom*, griech. αἰών, aind. *áyuḥ* gehöre, jedoch ebensowenig gegen eine Verwandtschaft mit aind. *évaḥ* «Lauf, Gang, Sitte». Aber solange für *euua* : *évaḥ* nicht mehr Stützen beigebracht sind, möchten wir hierin lieber eine zufällige Laut- und Bedeutungsähnlichkeit sehen als in *euua* («Gesetz») : *aiws*. Die von F. Kluge (Etym. Wb. d. dt. Spr.[9] 106) immer noch bevorzugte Etymologie zu lat. *aequom*, die zwar das Nebeneinander von ahd. *eha* und *euua, ea* nach dem Verner-Sieversschen Gesetz erklärt, ist dagegen mit der Bedeutungsgeschichte nicht zu vereinbaren. An der Unhaltbarkeit dieser Etymologie ändert auch nichts der mehr auf logische Schlüsse als auf altgermanische Texte gründende Erklärungsversuch von Amiras (Germ. R. § 4) und von Schwerins (Hoops, Reallex. d. germ. Altert.: ʿRecht'). — In got. *witoþ* (ahd. *uuizzod*) sieht man allgemein das substantivierte Verbaladjektiv eines Verbums **witon* (ahd. **uuizzên*), wozu ags. *(be)weotian*, ahd. (Otfr.) *gi-, iruuizzên*, got. *witan (witaida)* und *atwitains* (E. Schulze, Got. Glossar 424 b), die meisten im Sinne des Achtgebens, Beobachtens, Kennens o. ä. Wenn es nun heißt *sabbate daga witan* (J. 9, 16 τὸ σάββατον τηρεῖν = *sabbatum custodire*) oder *ni gimiþ þiudangardi guþs miþ atwitainai* (L. 17, 20 οὐκ ἔρχεται ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ μετὰ παρατηρήσεως = *cum observatione*), so bezeichnet *witoþ* einem **witaiþ* entsprechend wohl eher τὸ τηρητέον *(observandum)* als τηρητόν *(observatum)*.[1] Grammatisch stimmt am ehesten zu *witoþ* — *uuizzod* das ags. *witod, weotod*, wovon die Beteuerungspartikel *witodlice* (vgl. Ahd. Gl. I 49, 8 Ra. *uuizodlih* = Pa. *cauuisso* = GlK. *kiuuisso : autem*) abgeleitet ist. Überhaupt entspricht der (grammatische) Sprachgebrauch des Ags. hier ziemlich genau dem got. : *witan ƕamma* = *bewitian sumne* (oder *awuht*) und *witoþ* = *witod* gegenüber dem Fehlen von **witon* = **witian* und **witaiþ* = **bewitod*. In der Bedeutung hingegen weichen *witoþ* und *witod* voneinander

[1] Die grammatisch anfechtbare Annahme eines Participiums Necessitatis ist nicht nötig, wenn man unter *witoþ* mit O. Schrader (Reallex. d. idg. Altertk. 658) die «Erkenntnis» oder vielleicht «Findung» (näml. des Urteils), oder dem ags. *witod* (vgl. das Folgende) entsprechend das Bestimmte versteht. Vgl. auch lat. *scitum* «Verordnung» — *scire*, da **witon* eine schwundstufige Ableitung von *wait* ist. Welche von diesen etymologischen Vermutungen die richtige ist, vermag die Semasiologie nicht zu entscheiden.

ab, weil der Zusammenhang mit dem Verbum[1] im Got. und auch im Ags. sich allmählich gelockert hat und schließlich kaum noch empfunden wird. Das ags. *witod* bedeutet «(vorher)bestimmt, verhängt», ursprünglich vielleicht «erwartet» (vgl. *sele* = *wuldortorhtan weder bewitian* Beo. 1135). Tod, Verbannung, Qualen, Fesseln, Kampf, Kummer, Gnade, Ungnade, Kinderlosigkeit, Glück und Segen, Ehre, Freundschaft (Gn. Ex. 146), Schätze, Rast, Nahrung, das Nahen der Flut: — alles das (vgl. Grein, Sprsch. d. ags. Dichter 813) ist *witod*. In ähnlichem Sinne wird das anord. ἅπαξ λεγόμενον *vitinn*[2] angewendet: Haraldskvæði 12, 2

valr lá þar á sandi
vitinn enum eineygja
Friggjar faðmbyggvi.

Während nun in den prädikativen Verbindungen *witod beon*, *witod awuht findan*, *tellan*, *wenan*, *witan*, *wyrcean* und in den attributiven *witod willa* und *witod wist* der adjektivische Charakter im Gegensatz zum got. *witoþ* bewahrt ist, kommt *witod* auch einmal als Substantiv vor: Gen. 2275

nu sceal tearighleor
on westenne witodes bidan,
hwonne of heortan hunger oððe wulf
sawle ond sorge somed abregde

sagt die in die Wüste entflohene Hagar zum Engel; in *witodes willan bidan* (Exod. 551) kann *witodes* als attributives Adjektivum oder als von *willan* abhängiger Genitivus Substantivi aufgefaßt werden.

[1] Ags. *witodlice* und ahd. *uuizodlih* 'autem' sind vom Partizip, got. *witodeigo* νομίως und ahd. *uuizodlih* 'legale' dagegen vom Substantiv abgeleitet. Für das Ags. vgl. z. B. die Belege bei Wulfstan: 85, 14 *witod him bið ... ece frofer*, 89, 21 *ic eow secge ... to gewisse, þæt witod sceal geweorðan godspell gecyðed geond ealle woruld*, 147, 26 *se ealda man him mæg gewislice witod witan, þæt him se deað genealæcð for þære oferylde*, 270, 26 *wenan ne þurfon ac witod witan, þæt ...* 151, 17 *we us nyton witod lif æt æfen* u. ä. 240, 18. 241, 16, wo überall das ursprüngliche Partizip noch zu erkennen ist, während 12, 11. 177, 15. 178, 21 *witod* als farbloses Adverb für *witodlice* steht.

[2] Häufiger ist das bedeutungsverwandte *vitaðr*, z. B. Eiríksmál 5, 6

hans es mér nú vǫn vituð

sagt Odin in Erwartung Eiriks; Vm. 18

sá er þeim vǫllr vitaðr

von Vígríðr, dem Kampfplatz der Götter und Riesen; Háv. 100

svá var mér vílstigr of vitaðr

sagt der betrogene Liebhaber.

Exod. 471 *sand basnodon witodre fyrde* will man für das letzte Wort *wyrde*[1] einsetzen. Jedenfalls berühren *witod* und *wyrd* sich nahe in ihrer Bedeutung: wie oben *witodes bidan* heißt es von der zur Salzsäule gewordenen Frau des Lot (Gen. 2570), vom Gehenkten (Wy. 41) und vom Zweige treibenden Wald (Hy. 4, 104), sie müßten *wryde bidan*. Auf die Bedeutungs- und Lautähnlichkeit zwischen *meotod* und *weotod* sei nur hingewiesen. Eine Parallele zu *witoþ* — *uuizzod* «Gesetz»: *witod* «Geschick» bietet aisl. *lǫg* = «Gesetz» : *ørlǫg* (ags. *orlæg*, as. *urlagi*, ahd. *urlag*) «Geschick».[2] Die Völuspá (20) sagt von den Nornen, den *meyjar margs vitandi þjár*:

þær lǫg lǫgðo, þær líf kuro
alda bǫrnom ørlǫg seggja.

Snorri erwähnt (SnE. I 62, 6) das Gericht von Iðavöllr, wo Allvater *í upphafi setti ... stjórnarmenn, ok beiddi þá at dœma með sér ørlǫg manna, ok ráða um skipun borgarinnar*. Wie *lagjan* und *dōmjan* so bezieht sich auch *skapjan* auf die Tätigkeit des Richters und zugleich des personifizierten Schicksals. Demnach scheint *witoþ* — *uuizzod* bereits in vorchristlicher Zeit, wie ja auch *euua* und *euuart*, als Ausdruck sowohl rechtlicher als auch religiöser Begriffe gedient zu haben.

12. Das Gesetz hieß bei den Goten des IV. Jahrhunderts *witoþ*, bei den Angelsachsen des VII. Jahrhunderts *æ(w)* und später (in den ags. Gesetzen von Eadweard [921] ab) *lagu*, bei den Deutschen des VIII. Jahrhunderts *euua* und zur selben Zeit bei einem Teil der Franken und Alemannen *uuizzod*, bei den Nordleuten des X. Jahrhunderts *lǫg*. Dabei ist zu bemerken, daß *lǫg* außer Vsp. 20 in der Edda nicht vorkommt und *æ* — und natürlich erst recht *lagu* — im Beowulf, in den Rätseln, in den Elegien und den anderen ags. Dich-

[1] Vgl. Exod. 457

ne þær ænig becwom
herges to hame, ac behindan beleac
wyrd mid wæge

und Pharao 8

siex hun[dred]a searohæbbendra:
þæt eal fornam yð[a geblond]
wraðe wyrde in woruldrice.

[2] In der Bedeutung «bestimmen» treffen sich *leggja* (wozu *lǫg*) und *vita* (wozu got. *witoþ*) Fj. 16, wo es von den beiden Wachthunden heißt:

missvefni mikit var þeim mjǫk of lagit,
síðan þeim var varzla vitoð.

Vgl. auch aisl. *ørlǫg drýgja* und got. *drauhtiwitoþ driugan*.

tungen, die nicht rein christliche Stoffe behandeln, fehlt; dagegen ist *lǫg* den Skalden (sieh z. B. Sigvats Bersöglisvísur 4, 6. 5, 7. 8, 5. 15, 4) ganz geläufig und *æ* nebst Ableitungen in der ags. Psalmen- und Legendendichtung nicht selten. Für die älteste Sprachstufe des Germanischen gilt also dasselbe, was O. Schrader (Reallex. d. idg. Altertk. 659) für die Indogermanen festgestellt hat: «Zu einer Abstrahierung der Begriffe von Recht und Rechtsordnung war man, wie die ganz verschiedene Konzipierung derselben in den einzelnen Sprachen beweist, und wie es ja an sich durchaus verständlich ist, noch nicht vorgedrungen». Daraus ergibt sich von selbst, daß die seitens der Etymologie schon anfechtbare Gleichung aisl. *lǫg* = lat. *lex* keine Schlüsse auf «einen vorhistorischen Ausdruck für ‚Satzung'» erlaubt (vgl. O. Schrader a. a. O. 657 ff.). Vorläufig ist es jedenfalls nicht ratsam, von einer idg. Rechtsterminologie zu sprechen; denn die Wortgleichungen auf diesem Gebiet sind gering, unsicher und zum Teil recht farblos, und die streng terminologischen Ausdrücke weichen gerade am meisten voneinander ab. Damit soll aber durchaus nicht bestritten werden, daß die Indogermanen vor ihrer Trennung eine gemeinsame Rechtspflege und gemeinsame Rechtsbegriffe gehabt haben; die Gemeinsamkeit der Rechtsterminologie kann schon früh durch Spaltungen wortgeographischer Art, die dann durch die Bedeutungsentwicklung noch erweitert wurden, gestört worden sein. Weist doch beispielsweise die germanische Rechtssprache, und innerhalb dieser wieder besonders die deutsche, von jeher zahlreiche mundartliche Verschiedenheiten auf, die sich erst spät ausgleichen. Von den drei alten Wörtern für «Gesetz» ist *euua* bis auf wenige Reste (z. B. echt) ausgestorben, *witoþ* auf ein kleines Gebiet beschränkt (ndl. *wet* = anfrk. *uuitut*, *uuitat*), *lǫg* bei den Skandinaviern und Engländern noch immer im Gebrauch (isl. *lög*, norw. *log*, schwed. *lag*, dän. *lov*; engl. *law*).

13. Wie *euua* bezeichnen δίκη, θέμις und νόμος ursprünglich die Sitte. Wie got. *witoþ* = ags. *witod* vereinigt lat. *fas* in sich die Vorstellung des Gesetzes und des Geschicks. Die religiöse Bedeutungsfärbung von *euua* (und *euuart*) haben auch ai. *dharmaḥ*, lat. *fas* und griech. θέμις. Wie «*lex* von eigentlichen Rechts- wie auch Kultusvorschriften gebraucht» (O. Schrader a. a. O. 657) wird, so *euua*, *witoþ* und auch — *lǫg*: In der Heimskringla (Yngl. Kap. 8) erzählt Snorri von der *lagasetning Óðins*, daß *Óðinn setti lǫg í landi sínu, þau er gengit hǫfðu fyrr með Ásum*; diese *lǫg* handeln von Leichenverbrennung, Grabhügeln, Ernteopfern u. ä. Überall zeigt sich also

der enge Zusammenhang zwischen Glaube, Recht und Sitte (J. Grimm, Gesch. d. dt. Spr., Kap. VII und J. Kohler, Zeitschr. f. d. Privat- und öffentl. Recht d. Gegenw. 19, 561—612). Die Entwicklung zauberkräftiger Riten zu rechtswirksamen Symbolen spiegelt sich zum Teil auch in den behandelten Wörtern wider. Lange sind bei den Germanen die Grenzen zwischen Sitte, Glauben und Recht flüssig geblieben, auch noch nach ihrer Bekehrung zum Christentum, ja da erst recht. Denn die Bibel gab ja Auskunft über die Fragen der Religion, Moral und auch des Rechts; und die seit Augustins ‘Civitas Dei’ von den Päpsten erstrebte Theokratie war eine der brennendsten Streitfragen des Mittelalters vom ersten bis zum siebenten Gregor, vom Investiturstreit bis zum Sturz der Hohenstaufen, vom kaiserlich gesinnten Eike bis zum päpstlich gesinnten Schwabenspiegelverfasser, von Bonifaz’ VIII. Bulle ‘Unam sanctam’ bis zum Aufruf Luthers ‘An den christlichen Adel deutscher Nation’. Am meisten unter dem Einfluß christlicher Gedanken stehen die Rechtsdenkmäler der Angelsachsen (vgl. Liebermann, Ges. d. Ags. II 2, 467 «Gesetz» 6) und Deutschen; aber auch die isländische Grágás beginnt mit den Worten: *þat er upphaf laga vára, at allir menn skolo kristnir vera á landi hér ok trúa á ein guð, fǫður ok son ok helgan anda.* So hat die Verquickung von Glaube, Recht und Sitte ihre Spuren hinterlassen in der Bedeutungsentwicklung der Wortsippe *euua.*

Deutsch.

Von

Victor Michels.

1. Grundlegung.

Durch Jakob Grimms «Deutsche Grammatik» wurde unsere Schrift- und Umgangssprache in den großen historischen Zusammenhang der germanischen Sprachen und Schriftdialekte alter und neuer Zeit eingestellt. Jakob Grimm gab 1819 in seinem 1. Bande und auch späterhin bei dessen Neubearbeitungen mehr eine Sammlung von Einzelgrammatiken als eine einheitliche Darstellung. Aber im 2. und 3. Bande der Wortbildungslehre (1826. 1831) nahm die Darstellung bei bewunderungswürdiger Fülle des Stoffs mehr den Charakter bis ins einzelne durchgeführter Vergleichung an, in dem Fragment der Syntax, das 1837 der 4. Band brachte, trat das Hochdeutsche bedeutungsvoll in den Vordergrund. Die Folgezeit hat die Aufgaben genauer präzisiert. Wir sind genötigt, die Entwicklungslinien getrennt zu verfolgen, die von dem nur erschlossenen Urgermanischen, um dessen Erforschung sich Germanisten und Indogermanisten gemeinsam bemühen, zu den beiden nordischen Schriftsprachen, zum Englischen, zum Niederländischen und zum Deutschen führen.

Die Arbeiten Beneckes und Lachmanns haben sofort das Mittelhochdeutsche in den Mittelpunkt der deutschen Grammatik gerückt; es nimmt schon bei Jakob Grimm, namentlich im 4. Bande, eine dominierende Stellung ein. Lachmann, den Scherer ein «Genie der Methode» genannt hat, zeigte die Wege zur sicheren Feststellung der Tatsachen. Er legte sich schon 1818 ein mittelhochdeutsches Reimwörterbuch an und wußte es auszunutzen. Seine eigenen Ausgaben (1826 Der Nibelunge Not, 1827 Iwein und Walther, 1833 Wolfram, 1836 Kommentar zu der Nibelunge Not, 1841 Ulrich von Lichtenstein) wie die seiner unmittelbaren Schule (1829 Haupts Erec,

1840 Der gute Gerhart, 1842 Lieder und Büchlein Hartmanns, 1845 Winsbecke, 1851 Neifen, 1857 Minnesangs Frühling, 1858 Neidhart) bieten eine auch heut noch nicht ausgeschöpfte Fülle sorgfältigster lexikalischer, lautlicher, morphologischer, syntaktischer, metrischer und stilistischer Beobachtungen. Das von Lachmanns Lehrer Benecke begonnene «Mhd. Wörterbuch», dem die Wörterbücher zu Boner, Wigalois und Iwein (1833) vorangehen, wurde freilich erst 1854—61 von Wilhelm Müller und Friedrich Zarncke zur Ausführung gebracht und 1872—78 durch Matthias Lexer ergänzt. Die ältere Generation war auf Hoffmanns Glossar für das 12. bis 14. Jahrhundert im ersten Bande der «Fundgruben» 1830 und Wackernagels Glossar zum Lesebuch 1835 (2. Aufl. 1861) angewiesen. Noch in neuester Zeit haben die von der Berliner Akademie herausgegebenen «Deutschen Texte des Mittelalters» durch ihre Glossare die Sammlung des mhd. Wortschatzes erweitert. Die weitere Feststellung der Bedeutungen namentlich gegenüber dem Nhd. war die Aufgabe, für die Benecke den Weg wies (vgl. Scherer, ADB. 2, 323 = KlSchr. 1, 91). Die großen sprachgeschichtlichen Aufgaben, die das langsam fortschreitende, 1837 begonnene, 1854 bis zur Vollendung des 1. Bandes gediehene Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm stellte, kamen für diese auf die Sammlung des Materials angewiesene Lexikographie noch nicht in Betracht. Die formgeschichtliche Einstellung der Verfasser des Mhd. Wörterbuchs hat eher geschadet und eine verfehlte Anordnung der Artikel zur Folge gehabt.

Dadurch daß der «Ahd. Sprachschatz» von Graff, der heute dringend der Erneuerung bedarf, schon 1821 begonnen wurde und 1834—42 im Druck erschien, wurde auch für den mhd. Wortschatz die historische Grundlage geschaffen. Der ahd. Lexikographie aber war ihre Aufgabe dadurch wesentlich erleichtert, daß der größte Teil der ahd. Literatur Glossen- und Übersetzungsliteratur ist. Durch Graffs und später Kelles Otfrid-Ausgabe (1831 und 1856—69), Holtzmanns Isidor 1836, Hattemers Sprachdenkmale von St. Gallen 1844—49 wurde das ahd. Sprachmaterial besser zugänglich; spätere Ausgaben haben nur ein exakteres Arbeiten ermöglicht; aber doch erst die große Glossensammlung von Steinmeyer und Sievers 1879—1923 hat die ahd. Lautlehre auf ganz sichere Grundlagen gestellt.

Die fühlbare Lücke, die in Jakob Grimms Darstellung zwischen dem Mhd. und Nhd. klaffte, suchte Kehreins «Grammatik der deutschen Sprache des 15.—17. Jahrhunderts», Leipzig 1854—56, auszufüllen, ohne daß es dem Verfasser gelang, das Material zu

ordnen und zu beherrschen. Wertvoller erwies sich für diesen Zeitraum Fr. Zarnckes, die Schule Lachmanns und Haupts verratende Ausgabe von Sebastian Brants Narrenschiff 1854, mit einem reichen, auch grammatische Fragen behandelnden Kommentar. Fr. Pfeiffers genauere dialektische Scheidung des Deutschen in drei statt der von Grimm angenommenen zwei Teile: Oberdeutsch, Mitteldeutsch, Niederdeutsch («Deutsche Mystiker» I, 1845; «Marienlegenden» 1846, «Beiträge zur Geschichte der md. Sprache und Literatur: die Deutschordenschronik des Nikolaus von Jeroschin», Stuttgart 1854; Germ. 7, 226 v. J. 1862) stieß auf Widerspruch (J. Grimm, ZfdA. 8, 544 ff.), hat sich aber schließlich doch durchgesetzt.

Hielt Jakob Grimm den Blick auf die Entwicklung der Schrift- und Literatursprache gerichtet, so bleibt es Joh. Andreas Schmellers Verdienst, die lebende Mundart als Objekt der Geschichte behandelt zu haben. Sein «Bayerisches Wörterbuch» gab 1827—37 das erste Beispiel eines die Versuche des durch Fulda angeregten Schweizer Pfarrers Stalder (1812) u. a. weit übertreffenden groß angelegten Mundartenwörterbuchs. Vgl. Benecke, GGA. 1828, S. 180 ff.; 1829, S. 1319 f.; 1838, S. 159 ff.; H. Rückert, ZfdPh. 3, 175 ff.; Lambel und Schröder, Germ. 14, 114 ff., 247 ff. An ihn haben dann noch in der ersten Periode deutscher Grammatik angeknüpft Adelbert Keller, der 1854 ein Schwäbisches Wörterbuch in Angriff nahm und 1855 eine «Anleitung zur Sammlung des schwäbischen Sprachschatzes» als Tübinger Programm ausgehen ließ, Weinhold, der Schlesien, und Lexer, der Kärnten zum Arbeitsgebiet wählte (Weinhold, Über deutsche Dialektforschung 1853, Beiträge zu einem schles. Wörterbuch, Wien 1855, aus WSB. 14. 15; Lexer, Mundartliches aus dem Lesachtale in «Deutsche Mundarten» 2. 3. 4. 6, 1855—59, Kärntisches Wörterbuch 1862). Müllenhoff gab 1854 ein Glossar nebst Einleitung zu Klaus Groths «Quickborn» im Dialekt seiner dithmarsischen Heimat, Schleicher schrieb über die Sonneberger Mundart (1858 und schon 1857 KZ. 6, 224 ff.), Regel über die Ruhlaer (1868). Bereits 1854 konnte sich Frommanns «Zeitschrift für deutsche Mundarten» ans Licht wagen, deren erste sechs Bände bis 1859 erschienen, während der siebente 1876 nachhinkt. Weinhold entwarf den großen Plan, sämtliche deutsche Dialekte von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart grammatisch zu behandeln. Er schrieb 1863 seine «Alemannische» und 1867 seine «Bairische Grammatik»; dabei zeigte sich doch, daß das Tatsachenmaterial für solche Unternehmungen noch nicht ausreichte.

Die Fühlung mit den lebenden Mundarten hat sich für die Entwicklung der deutschen Sprachforschung sehr wichtig erwiesen, wobei zunächst die lexikalische Forschung, die für die älteste Gelehrtengeneration stark im Vordergrund stand, mehr zurücktreten und der Lautforschung den Vorrang einräumen mußte.

Für sich steht Jakob Grimms «Geschichte der deutschen Sprache» (1848), die zwar nicht hielt, was der Titel verspricht — es ist eher eine Geschichte der germanischen Stämme in der ältesten Zeit —, die aber trotz aller Irrgänge, an denen sie leidet, bedeutsam ist als erster Versuch, von den Wörtern zu den Sachen vorzudringen. In der deutschen Altertumskunde von Müllenhoff bis auf Fr. Kauffmann wirkte sich das unmittelbar aus.

2. Philologie und Glottik.

Bis auf Scherer bewegt sich die grammatische Arbeit der Germanisten innerhalb der von Jakob Grimm gewiesenen Bahnen; Einfluß von Bopp und Pott ist sehr gering. Theodor Jacobi, auf den ich zurückkomme, war einer der ersten Germanisten, bei dem er deutlich bemerkbar ist. Als er stärker einsetzte, konnte es zeitweilig scheinen, als ob deutsche Philologie und Sprachwissenschaft getrennte Wege gehen sollten.

August Schleichers heut nur noch von wenigen gelesenes Buch «Die deutsche Sprache», Stuttgart 1860, ist seinerzeit von keinem Geringeren als Fr. Hebbel freudig begrüßt worden: «keine Angst- und Schwergeburt, wie so manche Grammatik, die gleich grau auf die Welt kommt, sondern ein frisches, fröhliches Werk markigen deutschen Nationalgefühls, bei dem Philosophie und Geschichte Gevatter standen». Im zweiten Teil eine mittel- und neuhochdeutsche Grammatik, an der seinerzeit bemerkenswert war, daß Schleicher die belegten Formen unter Heranziehung des Gotischen auf das erschlossene «Urdeutsch» zurückzuführen suchte, also mhd. *tac*, nhd. *tag* auf **dagas* oder *dagan*, *tages* auf **dagasja*, *tage* auf **dagâi* usf., und daß er weiterhin, namentlich in der Lautlehre auch auf die idg. Verhältnisse zurückgriff, war das Werk doch bedeutsamer durch die ausführliche Einleitung, in der von der Sprache im allgemeinen, vom idg. Sprachstamm, von der deutschen und speziell der hd. Sprache und von der Sprachwissenschaft als solcher gehandelt wird. Es bedeutete einen Fortschritt, wenn Schleicher sich über die Verwandtschaftsverhältnisse der idg. und germ. Sprachen Rechenschaft zu geben suchte und sie sich durch Stammbäume versinnlichte.

Das trug dann im «Compendium» weitere Frucht. Mit Schleichers Auffassung der Sprachen als «Naturorganismen» hängt es eng zusammen; und nicht nur darin zeigen nach ihm die Sprachen ihre Eigenschaft als Naturorganismen, «daß sie wie diese sämtlich in Gattungen, Arten und Unterarten usf. sich ordnen, sondern auch durch ihr nach bestimmten Gesetzen verlaufendes Wachstum» (S. 33). Hatte Wilhelm v. Humboldt sich nur bildlich ausgedrückt, als er unter dem Einfluß von Kants Definition (Kritik der Urteilskraft § 65) den Ausdruck «Organismus» auf die Sprache übertrug, da er gelegentlich sogar sehr scharf gegen die Vergleichung des Sprachsystems mit Natursystemen Stellung nahm (Streitberg, IF. 26, 412), so spricht Schleicher 1863 in der Schrift «Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft» mit vollem Bewußtsein für die Tragweite des Ausdrucks geradezu von den «Sprachorganismen als wirklichen Existenzen» oder auch von der «Substantialität der Sprachen» und 1865 in dem Vortrag «Über die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte der Menschen» von ihnen als «etwas materiell Existierenden, wenn wir dies auch nicht mit den Händen greifen und nicht mit den Augen sehen, sondern fast nur durch das Ohr wahrnehmen können» (Streitberg, IF. 26, 413). Schon auf der Meißner Philologenversammlung des Jahres 1863 erhob Steinthal Widerspruch in dem im folgenden Jahre in erweiterter Gestalt gedruckten Vortrag «Philologie, Geschichte und Psychologie». Ob dabei Karl Ferdinand Becker mit seinem «Organism der deutschen Sprache als Einleitung zur deutschen Grammatik» 1828 auf Schleicher eingewirkt hat, weiß ich nicht zu sagen. Gegen Becker wandten sich alsbald, auf Humboldt fußend, Karl Heyse in den Berliner Jahrbüchern für wiss. Kritik I, 129 und ausführlicher Steinthal im ersten Teil seines Werks «Grammatik, Logik und Psychologie. Ihre Prinzipien und ihr Verhältnis zueinander», Berlin 1855. (Über Becker vgl. v. Raumer, Geschichte der german. Philologie, S. 625 ff.; Scherer, ADB. 2, 224 f. = Kl. Schr. 1, 217 f., auch Kl. Schr. 1, 366.)

Bedeutsamer wurde es, daß Schleicher das von Hegel und Humboldt übernommene Schlagwort «Entwicklung» für die so verselbständigte Sprache in Anwendung brachte. Daß er Darwins epochemachendes Werk, das 1859 erschien, erst im folgenden Jahre auf Veranlassung seines Freundes Haeckel las, der den Blumenfreund und -züchter, nicht den Linguisten Schleicher dafür zu interessieren suchte, daß also die betreffenden Bemerkungen in dem Buch über die deutsche Sprache von Darwin unabhängig sind, steht durch

Schleichers eigene Erklärungen fest. Auch besteht der Unterschied, daß Schleicher das Leben der Einzelsprache nicht der Entwicklung der Art im Tier- oder Pflanzenreich, sondern der des einzelnen Individuums gleichsetzt, das wächst und verfällt, und daß er dementsprechend auch das Leben der Sprache in zwei völlig gesonderte Perioden zerlegt: in die lediglich konstruierbare Entwicklungsgeschichte der Sprache — vorhistorische Periode, und in die Geschichte des Verfalls — historische Periode — (S. 37). Sprachbildung und Geschichte sind für Schleicher zwei sich ablösende Tätigkeiten des Menschen; nur der letzteren ist die Philologie zugewandt, eine ausgesprochen historische Disziplin, während die Sprachwissenschaft S. 119 als naturhistorische Disziplin in Anspruch genommen wird. «Ihr Objekt ist nicht das geistige Völkerleben, die Geschichte im weitesten Sinne, sondern die Sprache allein, nicht die freie Geistestätigkeit (die Geschichte), sondern die von der Natur gegebene, unabänderlichen Bildungsgesetzen unterworfene Sprache, deren Bestimmung ebenso sehr außerhalb der Willensbestimmung des Einzelnen liegt, als es z. B. der Nachtigall unmöglich ist, ihren Gesang zu ändern; d. h. das Objekt der Glottik ist ein Naturorganismus»: Daß diese Worte, die im schroffen Widerspruch mit der von Schleicher noch in seiner Erstlingsschrift «Zur vergleichenden Sprachgeschichte» vertretenen Auffassung stehen, auf einer konsequenten Fortbildung Hegelscher Gedanken beruhen, hat Streitberg, IF. 7, 360 ff. gezeigt. Vgl. auch Humboldt, Über das Sprachstudium, S. 197.

Gegen Schleicher hat neben Whitney vor allem Wilhelm Scherer scharf Stellung genommen. «Man wird sich», heißt es in der Widmung des Buches «Zur Geschichte der deutschen Sprache» an Müllenhoff, «der Einsicht kaum mehr lange verschließen können, daß die Unterscheidung zwischen Entwicklung und Verfall oder — wie man sich auch wohl ausdrückte — zwischen Natur und Geschichte der Sprache auf einem Irrtum beruhe. Ich meinerseits habe überall nur Entwicklung, nur Geschichte wahrgenommen. Ich kann mich unmöglich entschließen, eine Sprache als fertiges Resultat vorhistorischer, unenthüllbarer Ereignisse gelten zu lassen. Ich vermag keinen anderen Unterschied zwischen Vorhistorisch und Historisch zu erkennen, als die wesentlich andere Beschaffenheit der Quellen und die entsprechend stärkere oder geringere Beteiligung des kombinierenden, konstruierenden Forschers an der historiographischen Arbeit. Ich suche jede Sprache aufzulösen in eine Reihe aufeinanderfolgender Entstehungsakte, deren jeder durch die Stelle, die er in dem Verlauf

einnimmt, seine individuelle Farbe und eigentümliche Bestimmtheit erhält.» Erst Scherer hat aus den entwicklungsgeschichtlichen Methoden der Naturwissenschaft Nutzen gezogen, indem er die Vergangenheit aus der Gegenwart zu beleuchten, aus den Verhältnissen niedrigstehender Idiome frühe Perioden hochstehender zu erklären suchte.

3. Realismus und Idealismus.

«Was in Wahrheit der modernen Linguistik das Gepräge gibt», hat M. H. Jellinek, IF. 12, 69 bemerkt, «ist bei Änderung in den Grundanschauungen das Streben, sich von Abstraktionen loszureißen und das wirkliche Geschehen zu erfassen.» An diesem Wendepunkt zur realistischen Behandlung der Sprachwissenschaft stehen die Germanisten Rudolf von Raumer und Theodor Jacobi. v. Raumers «Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften», die 1863 erschienen, haben auf Scherer einen starken Einfluß ausgeübt. Rudolf von Raumer hat, wie das Jellinek a. a. O. S. 111 ff. ausführt, das Verdienst, den Blick von der Sprache als einem gegebenen Gebilde auf die sprechenden Menschen gelenkt zu haben. Aus der Abhandlung über «die sprachgeschichtliche Verwandlung und die naturgeschichtliche Bestimmung der Laute» vom Jahre 1858 (Ges. spr. Schr. 368 ff.) hat Jellinek und nach ihm Delbrück (Einleitung in das Studium der vergl. Sprachwissenschaft [4], S. 103) die Sätze herausgehoben, die sich gegen das Zurückgreifen auf den «Sprachgeist» und seine Wunder aussprechen und die Forderung aufstellen, «daß wir uns zuvörderst mit klaren und unbefangenen Sinnen an die Wirklichkeit und deren Erscheinungen selbst wenden». «Wir finden», bemerkt v. Raumer, «daß der 'Sprachgeist' nichts für sich allein tut, daß vielmehr alle Veränderungen der Sprache durch die Menschen selbst hervorgebracht werden.» Der neue Realismus hatte zugleich eine individualistische Einstellung im Gefolge. Vom «Volk», das bei Jakob Grimm als eine große einheitliche Masse erscheint, geht v. Raumer auf die sprechenden Einzelmenschen zurück, besonders deutlich in der Abhandlung «Der wirkliche Vorgang des Lautwandels» (1861). Rudolf v. Raumer wandte als erster die Lautphysiologie oder Phonetik auf die Erforschung der Lautgeschichte an, und Scherer ist ihm darin sofort gefolgt, indem er sich aus Brückes «Grundzügen der Physiologie und Systematik der Sprachlaute» (1856) Belehrung holte (s. AfdA. 3, 71 ff. = Kl. Schr. 1, 268 ff.). Damit beginnt die sorgsame Scheidung von Buchstabe und Laut. Schon 1837 formulierte v. Raumer in

einer seiner ersten sprachwissenschaftlichen Arbeiten «Die Aspiration und die Lautverschiebung» als erster scharf den Unterschied zwischen Spiranten und Aspiraten (vgl. Scherer, ZGddSp. S. 64. 122).

Theodor Jacobi machte zunächst geringen Eindruck. Er lernte ebenso von Bopp wie von Wilhelm von Humboldt und K. Fr. Becker. In der Vorrede seiner «Beiträge zur deutschen Grammatik» (1843) findet sich die bedeutsame Erklärung, daß er sich gegenüber dem antiquarischen und nationellen Streben Grimms mehr zum Historischen und Allgemeinen hingetrieben fühle. In dem Streben, das uralte Erbe aller germanischen Stämme im geheimnisvoll gewobenen Sprachbau, in Recht, Sitte und Sage wieder aufzudecken und der Nation als den ursprünglichen Kern ihres Wesens vorzuhalten, könne er nur eine Seite der Sache erblicken; er wünsche, «daß sich bald an die Darstellung der deutschen Sprache, als der allmählichen Umgestaltung eines ursprünglichen Organismus, der doch immer selbst gegen den Willen des Darstellers den Eindruck einer history of the decline and fall of German language macht, die Darstellung anschließen möge, wie das Geistesleben der Nation sich in der Sprache als einem getreuen Bilde seiner allmählichen Entfaltung nach zeigt und für alle formellen Verluste reichlichen Ersatz schafft». «Grimm hat die Etymologie in die Grammatik geimpft und dadurch ihr altes starres Regelwesen in Fluß und Bewegung gesetzt. Jetzt tut es not, in die historische Grammatik die Physiologie und die Philosophie hineinzutragen, dem märchenhaften 'es war einmal' Grenzen zu setzen und was äußerlich geschieht, aus dem geistigen Prozeß, der es hervorruft, oder aus der Beschaffenheit der menschlichen Organe zu erklären. Dadurch allein kann die Geschichte unserer Muttersprache, die in so lebendigem Bilde vor uns steht, auch ein Auge bekommen, durch welches wir dies innere Leben verstehen lernen.» In dem ersten dieser «Beiträge», der Abhandlung über den Ablaut, die sich mit Holtzmanns etwas späterer Abhandlung über dasselbe Thema berührt (Karlsruhe 1844), bedient er sich der Lautphysiologie zur Erkenntnis des Vokalismus, wie Rudolf v. Raumer für die Erklärung des Konsonantismus. Der zweite über die langen Vokale und Diphthonge der ahd. Sprache suchte mit Hilfe der urkundlich überlieferten Eigennamen eine Chronologie des ahd. Vokalismus zu gewinnen. Der dritte bemühte sich, von der formalen Betrachtung der drei schwachen Konjugationen in die Bedeutung einzudringen. In gleicher Weise faßten die «Untersuchungen über die Bildung der Nomina in den germanischen Sprachen, I. Heft», Breslau

1848 die Bedeutung der Suffixe ins Auge und wiesen damit der Stammbildungslehre höhere Ziele (vgl. Weinhold, ZfdPh. 5, 85 ff.; Scherer, ADB. 13, 599 f.; Kl. Schr. I, 133 f.).

Neben v. Raumer hat Steinthal auf Scherer eingewirkt. Ein in der zweiten Auflage von Scherers «Zur Geschichte der deutschen Sprache» fortgelassener Satz (S. 156) verweist auf die Bestrebungen Steinthals, dank denen niemand mehr zweifle, «daß wir es zunächst mit psychologischen Tatsachen in der Sprache zu tun haben». Er beleuchtet die historischen Zusammenhänge, welche zu stärkerer Berücksichtigung der Psychologie in der Sprachwissenschaft führten. Dabei haben wohl in erster Linie Steinthals Ausführungen im dritten Teil seiner Schrift «Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Prinzipien und ihr Verhältnis zueinander» (Berlin 1855) gewirkt; in zweiter Linie kommen auch die Einleitung in die «Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft» (1860) und der Vortrag «Philologie, Geschichte und Psychologie» (Berlin 1864) in Betracht. Auch damit kommt ein individualistisches Moment in die Sprachwissenschaft hinein. Denn Steinthal, obwohl er den Begriff der Völkerpsychologie propagiert hat und die Sprache für die Charakteristik der Völker zu verwerten suchte, verwertet dennoch für die Erklärung sprachlicher Vorgänge lediglich die Einzelpsychologie der Herbartschen Schule. Erst H. Paul und Ph. Wegener haben betont, daß auf die Wechselwirkung von Sprechendem und Hörendem alles ankomme. Aber auch Paul erklärt, alles Psychische vollziehe sich innerhalb der Einzelseele, alles das aber, wodurch die Wirkung des einen Individuums auf das andere ermöglicht wird, sei nicht psychisch. Ihm gegenüber hat Wilhelm Wundt dem Begriff der Völkerpsychologie (oder, wie Dittrich will, «Gemeinpsychologie», s. IF. Anz. 37, 2) einen neuen Inhalt gegeben.

Die epochemachende Bedeutung der Aufsätze zur germanischen Laut- und Formenlehre, die Wilhelm Scherer 1868 unter dem Titel «Zur Geschichte der deutschen Sprache» zusammengefaßt hat (2. Aufl. 1878), liegt nicht in den positiven Ergebnissen, von denen sich nur sehr wenig hat halten lassen, sondern ebenso in dem hochgesteckten Ziel wie in der planmäßigen Benutzung aller zu Gebote stehender wissenschaftlicher Methoden. Realist in der Durchführung, kann Scherer für sich doch in Anspruch nehmen, daß ihm eine Sprachwissenschaft vorgeschwebt habe, die mit dem, was Voßler heut «idealistische Sprachwissenschaft» nennt, zum wenigsten viel Verwandtschaft hat, steht doch seine Arbeitsweise in noch un-

gelöstem Zusammenhang mit der deutschen Romantik, also auch indirekt ihrer idealistischen Philosophie, an die Voßler aufs neue anknüpfen möchte. Wenn Scherer etwa den Übergang unserer Sprache von dem alten freien Akzent zu dem ihr eigentümlichen gebundenen mit dem Stil der ältesten germanischen Poesie in Verbindung bringt, mit der Neigung zu variierender Wiederholung derselben Begriffe, dem Ringen nach starker Sachbezeichnung die Neigung, den vorzugsweise sachbezeichnenden Wortteil zu betonen; wenn er zugleich in der Bevorzugung des stofflichen Elementes der Sprache und der Vernachlässigung der formalen eine für unser Volk charakteristische unkünstlerische Stimmung sieht: so liegt das durchaus schon in der Richtung, in der sich Voßlers Sprachbetrachtung bewegt. Dieser scheint sich der Übereinstimmung nicht bewußt zu sein, während sich Scherer über den Zusammenhang seiner Bestrebungen mit Humboldts charakterisierender Methode vollkommen klar war (ZGddSpr. S. 87, Anm. 1); auf Humboldt beruft sich aber auch Voßler. Gerade auf die kühnsten und geistvollsten Ausführungen Scherers möchte man Voßlers Worte anwenden: «Den Akzent einer Sprache erfassen heißt ihren Geist erfassen. Der Akzent ist das Bindeglied zwischen Stilistik oder Ästhetik und Lautlehre: aus ihm heraus muß der Lautwandel erklärt werden» (Positivistische und idealistische Sprachwissenschaft, S. 67). Wenn Voßler fordert, daß «sämtliche Erscheinungen, die von den unteren Disziplinen, als da sind: Lautlehre, Flexionslehre, Wortbildung und Syntax, aufgezeichnet und beschrieben werden, ihre letzte einzige und wahre Erklärung in der obersten Disziplin, d. h. in der Stilistik finden», so vergleiche man damit etwa, was Scherer ausführt, da er zur Besprechung des Verbums übergeht und bemerkt, daß, wenn er seine Untersuchungen in der bisherigen Art weiterführen wolle, die nächsten zu behandelnden Fragen die nach den Ursachen für die Beschränkung des idg. Formenreichtums im Germanischen sein müßten. «Aber jede derartige Frage greift tief ein in das Gebiet der Syntax. Alle Formen existieren nur im Gebrauche. Der Gebrauch, die innere Form entscheidet über ihr Schicksal. Wilhelm von Humboldts 'innere Form' ist nichts anderes als der Begriff des Stiles, den Winckelmann so mächtig in den Vordergrund der Geschichtsbetrachtung geschoben hatte, angewandt auf die Sprache. Die innere Form ist die Eigentümlichkeit des Gebrauches» (ZGddSpr.[2] S. 212). «Durch das Zusammenwirken so und so vieler heterogener Einzelursachen (in den einzelnen Sprachakten)», heißt es bei dem neuesten Kritiker des

vielumstrittenen Begriffs der 'inneren Sprachform', Walther Porzig, IF. 41, 160, «hat sich eine objektive Eigengesetzlichkeit der Sprache konstituiert, die viel mehr bedeutet als eine bloße Addition der Sprechtätigkeiten vieler Einzelner zu verschiedenen Zeiten. Denn wir sehen nicht nur das objektive Gebilde 'Sprache' von dem Sprechen des Einzelnen, sondern sehr viel mehr das Sprechen des Einzelnen von den vorhandenen Sprachen beeinflußt. Diese Eigengesetzlichkeit zu erforschen, muß also sehr wohl als Aufgabe einer besonderen Wissenschaft betrachtet werden. Und die Frage nach dem Einheitsprinzip dieser Gesetzlichkeit ist nun keine andere als die eben nach der inneren Sprachform.»

Die Widmung an Müllenhoff läßt deutlich erkennen, daß Scherer ein «System der nationalen Ethik» (eine nationale Charakterologie) als Lebensaufgabe vorschwebte, für welche die Erforschung der charakteristischen Eigentümlichkeiten der deutschen Sprache eine wichtige Grundlage bilden sollte. Es bleibt Scherers Verdienst, mit dem Ernst gemacht zu haben, was bei anderen bloße Deklamation ist, z. B. bei Wolfgang Menzel, bei dem es etwa heißt: «Die deutsche Sprache ist der vollkommene Ausdruck des deutschen Charakters» (Die deutsche Literatur, 1828, S. 27). Der große nationale Zug der Jahre zwischen 1866 und 1870 hat an dieser Aufgabenstellung seinen Anteil. Wenn aber Scherer zunächst in die Urzeit und Vorzeit unseres Volkes zurückging, so knüpfte er unmittelbar an die Bemühungen Müllenhoffs um die «Deutsche Altertumskunde», und man kann vielleicht beklagen, daß Scherer mit seiner kühnen Phantasie und glänzenden Kombinationsgabe sich vorerst in vorgeschichtliche Konstruktionen verbiß, die ihm bei dem Mangel an Vorarbeiten und der Unsicherheit der damaligen Forschung nur wertvolle Anregungen, keine bleibenden Resultate ermöglichten. Das Band zwischen deutscher Philologie und Sprachwissenschaft hat er doch aufs neue und nun für alle Zeiten geknüpft. Und schon betont er, über Jakob Grimm hinausgehend, den Wert auch neuerer und neuester Sprachbetrachtung für die Lösung des Gesamtproblems: «Jede Untersuchung über die Sprache Goethes, welche nicht bloß den Sprachgebrauch mechanisch feststellt, sondern dessen Gründe zu erkennen sucht, ist ein Beitrag zur Lösung des Problems von der Sprachverschiedenheit».

Schon am Schlusse der beiden Artikel über Jakob Grimm, die im 14., 15. und 16. Bande der Preußischen Jahrbücher und 1865 auch in einem Sonderdruck erschienen (2. Aufl. in Buchform 1885), hatte Scherer auf den Zusammenhang der grammatischen Studien mit dem

Erwachsen der Selbsterkenntnis bei den modernen Nationen hingewiesen, Jakob Grimm hoch über die Rask, Raynouard, Dobrowsky, Kopitar gestellt und hinzugefügt (S. 163 ff. des Sonderdrucks): «Jakob Grimm erfaßt das Ganze, wo die anderen nur den Teil. Denn die Sprache nicht bloß, der gesamte Urzustand unseres Volkes ist der Gegenstand seiner Forschung. Und indem er die Grundlagen unserer Nationalität zu erschließen begann, nahm er auf eigentümliche und bedeutungsvolle Weise teil an der großen Arbeit nationaler Selbsterkenntnis, welche nicht anders gedacht werden kann als auf geschichtlichem Wege. — Bis zur Lösung gebracht ist die Aufgabe jedoch nicht, die Jakob Grimm sich stellte. Nicht einmal alle Gebiete des geistigen Lebens jener Urzeit konnte er der Reihe nach erschöpfend behandeln. Und was die Art der Behandlung anlangt, so dürfen wir, nachdem seine unsterblichen Leistungen vorliegen, um einen Schritt weiter gehen als er, und jene geistigen Richtungen, die er jede für sich in besondere Darstellungen brachte, nun zugleich und auf einmal in Angriff nehmen. Wir dürfen versuchen, in der Sprache, der Poesie, dem Rechte, der Religion, der Sitte den gemeinsamen durchwaltenden Drang der Seele bloßzulegen, die Bedingungen hinzufinden, die ihn geboren, überhaupt die älteste Geschichte unseres Volkes zu ergründen, wie es sich abzweigt aus dem europäischen Urvolke, auf welche Wege es sich verbreitet, wie es sich gliedert, in Stämme und Völker, wie es in den Gang der großen Begebenheiten eingreift und aus der altgemeinsamen Erbschaft und den neuen Verhältnissen seine geistige Welt sich erschafft. Und die Schicksale dieser Welt müssen wir verfolgen bis auf den Punkt, wo andere überherrschende Mächte der Geschichte sie brechen, zerstören und ablösen, wo das objektive Dasein unseres Volkes sein Ende erreicht und das moderne Bewußtsein von ihm Besitz ergreift. — Wenn es aber in jener älteren Periode erlaubt und, wollen wir hinter Jakob Grimm nicht zurückbleiben, notwendig ist, die verschiedenen Richtungen der Geistestätigkeit in eins zu zwingen: muß nicht die Zeit der ausgebildeten Kultur in ihrer allmählichen Vollendung derselben Behandlung unterliegen? Muß nicht auch hier das gesamte Geistesleben in Betracht gezogen werden und die Aufgabe der Philologie sich gestalten als die Erforschung des Ganges, in welchem die menschlichen Aufgaben sich aufsteigend entwickeln? Nichts anderes aber ist die Aufgabe der Geschichte. Und in der Tat, der menschliche Geist ist nur einer, wie könnte es zwei Wissenschaften vom menschlichen Geiste geben? So erkennen wir in Jakob Grimm ein Vorbild, in welchem sich erfüllt hat, was wir

anstreben müssen, die möglichste Arbeitsteilung zwischen Philologie und Geschichte.»

4. Die neue linguistische Methode.

Die methodologischen Anregungen Scherers kamen erst nach 1876 recht zur Auswirkung, obwohl die damals aufblühende Schule Zarnckes und Leskiens sich teilweise zu ihm in Gegensatz fühlte. In die Zeit zwischen 1868 und 1876 fallen vornehmlich fleißige Sammlungen des Materials und bequeme Handbücher. So erschien Kelles Ausgabe von Otfrids Evangelienbuch mit einer sehr ausführlichen, zum Teil schon 1865, ZfdA. 12, 1 ff., veröffentlichen Statistik über die Laut- und Formenlehre im 2. Bande (1869), Holtzmanns «Altdeutsche Grammatik» I, 1 (1870) mit der speziellen, eine reiche Beispielsammlung ausbreitenden Lautlehre des Got., Altn., Ags., Alts. und Ahd., Moriz Heynes «Kleine altsächsische und altniederfränkische Grammatik» (1873), Richard Heinzels «Geschichte der niederfränkischen [d. i. mfr.] Geschäftssprache» (1874) und die ersten Arbeiten von Paul, Braune und Sievers, insbesondere Sievers' Ausgabe des Tatian (1872; 2. Auflage 1892) und der Murbacher Hymnen (1874). Theodor Jacobi hatte sich der Urkunden mit Erfolg bedient, um gewisse Entwicklungen des ahd. Vokalismus innerhalb landschaftlicher Grenzen chronologisch festzulegen; Müllenhoff wandte dieselbe Methode auf die Fuldaer Urkunden an, um den ahd. Tatian zeitlich und örtlich zu fixieren; mit größter Exaktheit suchte nun Heinzel die Urkundensprache am Mittel- und Niederrhein zu erfassen; gleich darauf gab auch Henning auf Grundlage der St. Galler Urkunden eine vollständige St. Gallische Sprachgeschichte bis zum Tode Karls des Großen (QF. 3, 1874). So brach sich eine gründliche Erforschung der Laut- und Flexionslehre der älteren Phasen des Deutschen Bahn. Oskar Erdmanns «Untersuchungen über die Syntax der Sprache Otfrids 1874—76» sind das wichtigste syntaktische Werk dieser Zeit. Weinholds «Mittelhochdeutsche Grammatik» 1877 (2. Aufl. 1883) bot wenigstens eine wertvolle Materialsammlung. Es darf ferner daran erinnert werden, daß Lexers «Mittelhochdeutsches Handwörterbuch» 1872—78, das die Sammlung des mhd. Sprachschatzes bis ins 15. Jahrh. fortsetzt, Schades «Altdeutsches Wörterbuch» in seiner zweiten Auflage 1872—78, endlich Schillers und Lübbens «Mittelniederdeutsches Wörterbuch» 1875—81 in diese Periode gehören.

Die von Scherer energisch angebahnte Verbindung der ger-

manistischen Arbeit mit der vergleichenden Sprachwissenschaft begann ebenfalls schon Früchte zu tragen. Auf dem Gebiete der nominalen Stammbildung erschien 1876 die von Scherer angeregte Preisschrift: «Die Nominalsuffixe *a* und *â* in den germanischen Sprachen von Heinrich Zimmer (QF. 13) und namentlich die wichtige Untersuchung von Osthoff, «Zur Geschichte des schwachen deutschen Adjektivums (Forschungen im Gebiete der idg. nominalen Stammbildung II)». Diese verwertete mit Glück, an Schleichers Compendium anknüpfend, die schon im ersten Teil der Osthoffschen «Forschungen» angewandte Methode, ein einzelnes Suffix durch die gesamten idg. Sprachen zu verfolgen, und führte ein bisher ungelöstes Problem germanischer Sonderentwicklung der abschließenden Lösung zu.

Auch für die Spezialforschung auf dem Gebiet der deutschen Grammatik bildet dann das Jahr 1876 einen Wendepunkt. In dieses Jahr fallen ja unter anderm Sievers' «Grundzüge der Lautphysiologie»; Leskiens Schrift: «Die Deklination im Slavisch-Litauischen und im Germanischen», die den Satz von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze aufstellte; Verners in dem Aufsatz: «Eine Ausnahme von der ersten Lautverschiebung», KZ. 23, 97 ff. niedergelegte epochemachende Entdeckung des nach dem benannten «Gesetzes», die nicht nur das Bild der urgermanischen und indogermanischen Sprache weit klarer hervortreten ließ, sondern auch die Zuversicht auf die Möglichkeit sicherer Ergebnisse bei strengmethodischer Arbeit erheblich verstärkte; Osthoffs Aufsatz: «Zur Frage der germanischen *n*-Deklination», PBB. 3, 1 ff., der an Verner, und Brugmanns Aufsätze «Nasalis sonans in der idg. Grundsprache» und «Zur Geschichte der stammabstufenden Deklination», CSt. 9, die an Osthoff anknüpften. Brugmann traf, ohne es zu wissen, mit Amelung zusammen, der in der anfangs wenig beachteten Schrift: «Die Bildung der Tempusstämme durch Vokalsteigerung im Deutschen» (1871) und in der nachgelassenen Abhandlung: «Der Ursprung der deutschen *a*-Vokale», ZfdA. 18, 161 (1875), schon die neue, sich nun durchsetzende Auffassung des idg. Vokalsystems vorbereitet hatte. Es ist die Periode engster Zusammenarbeit zwischen Germanisten und Indogermanisten, der «junggrammatischen» Schule, zu der von den Schülern Zarnckes Hermann Paul, Wilhelm Braune, Eduard Sievers gehören, der aber auch Kluge und Behaghel u. a. beigerechnet werden können.

Der erste Band der «Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur» hatte 1874 Pauls Abhandlung «Zur Laut-

verschiebung» gebracht und damit die Begründung der in den Grundzügen noch geltenden Anschauung über Entstehung und Entwicklung der germanischen stimmhaften Spiranten und Verschlußlaute, die auch Franck, ZfdA. 54, 1 ff., nicht erschüttert hat; in den folgenden Bänden erschienen grundlegende Untersuchungen über den germanischen Vokalismus sowie verschiedene Beiträge zur Geschichte der Lautentwicklung und Formenassoziation. Paul hat sich später mehr den jüngeren Phasen der deutschen Sprachgeschichte zugewandt. 1881 erschien seine «Mittelhochdeutsche Grammatik», die ihren Wert durch die 1883 der zweiten Auflage angefügte Syntax erhielt, die erste nennenswerte Behandlung der mhd. Syntax auch des zusammengesetzten Satzes (vgl. Scherer, AfdA. 11, 99 f. = Kl. Schr. 1, 354 ff.). Der Darstellung sind Pauls methodologische Forschungen zugute gekommen, die in den «Prinzipien der Sprachgeschichte» 1880 niedergelegt wurden, die lange Zeit, ja bis auf den heutigen Tag das führende methodologische Buch geblieben sind (2. Aufl. 1886; 5. Aufl. 1920).

Wilhelm Braune gab PBB. 1, 1 ff. in dem Aufsatz «Zur Kenntnis des Fränkischen und zur hochdeutschen Lautverschiebung» eine klarere Vorstellung von dem Gange des Verschiebungsprozesses und legte das Verhältnis der Mundarten mit urkundlichem Material fest. Braunes Abhandlung «Über die Quantität der ahd. Endsilben, PBB. 2, 125 ff., schuf auch für die Flexionslehre sichere Grundlagen. Schon Scherer hatte erkannt, daß gewisse Formen des Got. und Ahd. sich nur scheinbar entsprechen; durch Braune wurde das bestätigt, weiter durch Sievers' «Die starke Adjektivdeklination», PBB. 2, 98 ff. Braunes «Sammlung kurzer Gramatiken germanischer Dialekte», für die er selbst die «Gotische» und 1886 die «Althochdeutsche Grammatik» schrieb, unvergleichlich klare aus den Quellen geschöpfte und auf sicherer Beherrschung der Sprachgeschichte ruhende Darstellungen der Tatsachen, begann seit 1880 die Ergebnisse der neuen Forschung praktisch zu verwerten.

Sievers hatte schon in dem ersten der «Kleinen Beiträge zur deutschen Grammatik», PBB. 1, 486 ff., eine reinliche Scheidung der ags. *ō*- und *i*-Feminina durchgeführt, im dritten, PBB. 2, 98 ff., eine abschließende Erklärung der starken Adjektivflexion gegeben, indem er die herrschende Kompositionstheorie endgültig beseitigte und mit überzeugender Klarheit nachwies, in welcher Weise die eigenartigen Formen der Adjektiva von den Pronomina und Pronominaladjektiva beeinflußt wurden. Die unter dem Titel «Zur Akzent- und Lautlehre der germanischen Sprachen» in den Jahren 1877 und 1878

im vierten und fünften Band der «Beiträge» erschienenen Aufsätze wurden für die Entwicklung der deutschen Grammatik von grundlegender Bedeutung. Der erste von ihnen (PBB. 4, 522 ff.) setzte sich mit Lachmann auseinander, indem er das Tieftongesetz außerhalb des Mhd. behandelte; er führte den Nachweis, daß gerade in Mittelsilben nach langer Silbe Synkope kurzer Vokale eintrat. Die beiden andern erörterten die Behandlung unbetonter Vokale (PBB. 5, 63 ff.) und das vokalische Auslautgesetz (ebda. 101 ff.); sie wiesen nach, daß auf wgerm. Sprachgebiet die ungedeckten Kürzen der Mittel- und Endsilben nach langer Tonsilbe schwinden, nach kurzer erhalten blieben und brachten damit Scherers Ausführungen zu Fall, die auf der Annahme beruhen, daß die Synkope der kurzen Endsilbenvokale gemeingermanisch ist. In den achtziger Jahren hat sich dann Sievers besonders der ags. Grammatik zugewendet, die uns in diesem Zusammenhang nicht interessiert. Vgl. auch Streitberg, GRM. 2, 577 ff.

Geringeren Einfluß hatten Kluges Aufstellungen in den «Beiträgen zur Geschichte der germanischen Konjugation», Straßburg 1879 (QF. 32).

Die Phonetik erwies sich alsbald unentbehrlich für die Beschreibung moderner Mundarten, die in lautlicher Beziehung erst jetzt genauer durchforscht wurden. J. Wintelers «Kerenzer Mundart des Kantons Glarus» lieferte 1876 ein erstes Beispiel (vgl. Scherer, AfdA. 3, 57 ff. = Kl. Schr. 1, 284 ff.; Braune, LCbl. 1876, S. 327 ff.; Sievers, Jen. LZg. 4, 64 f.). Das hat dann weiter auch auf die Erforschung der Lautgeschichte zurückgewirkt. Namentlich für die Formenlehre ist auch die Psychologie in ähnlicher Weise in Betracht gezogen worden; die Begriffe der Formassoziation und der durch sie hervorgerufenen Analogiebildung haben sich als sehr fruchtbar erwiesen. Die ungeahnte Entwicklung, welche die Sprachforschung seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts genommen hat, hat freilich auch den Nachteil mit sich gebracht, daß mehr die allgemeinen Gründe der Sprachveränderung einer immer sorgsameren Betrachtung unterzogen, dadurch die grammatischen Methoden sehr verfeinert und eine Reihe gesicherter Tatsachen festgestellt wurden, die Frage nach den besonderen Gründen, weshalb in einer einzelnen Sprache, unserer Muttersprache, die Entwicklung so und nicht anders verlief, aber in den Hintergrund trat. Hier sehe ich neue Aufgaben und neue Probleme.

Bis etwa 1890 war eines der wichtigsten wissenschaftlichen Ziele,

das durch die Arbeiten von Schleicher wie die von Scherer gleich nahegelegt war, die Rekonstruktion des Urgermanischen und die Ableitung der tatsächlich überlieferten Wörter und Formen der älteren Dialekte aus dem Urgermanischen. Nur Einzelheiten blieben länger umstritten, z. B. die sog. Dehnstufenvokale oder das ē der wgerm., im Gotischen reduplizierenden Präterita, die noch jüngst Karstien beschäftigt haben («Die reduplizierten Perfekta des Nord- und Westgermanischen», Gießen 1921). Eine besondere Rolle hat die durch Westphal und Scherer in Fluß gebrachte Frage nach den Gesetzen der Auslautsilben gespielt, für deren Fixierung namentlich Streitberg, «Die germanischen Komparative auf *-öz-*», Freiburg i. Schw. 1890 und «Zur germanischen Sprachgeschichte», Straßburg 1892 und Jellinek, «Beiträge zur Erklärung der germ. Flexion», Berlin 1891 wichtig waren. Streitbergs ausgezeichnete «Urgermanische Grammatik», Heidelberg 1896, bildet eine Art vorläufigen Abschluß; daneben sind Noreens «Utkast till föreläsningar i urgermansk ljudlära», Upsala 1889 (deutsch als «Abriß der urgerm. Lautlehre», Straßburg 1894), und Kluges «Vorgeschichte der altgerm. Dialekte» im 1. Bande von Pauls «Grundriß der germ. Philologie» 1891, 2. Aufl. 1901 zu nennen. Aber wenn neben dem gegebenen Endpunkt lautlicher Entwicklung auch über den erschlossenen Ausgangspunkt nur selten Unklarheit besteht, so bleibt doch der eigentliche Vorgang noch vielfach hartnäckig in Dunkel gehüllt. Noch jüngst hat Edward Schröder, ZfdA. 60, 244 ff., auf die Frage, wie es eigentlich bei der Diphthongierung und Brechung der Diphthonge im Ahd., d. h. der Entwicklung von urgerm. *ai* zu *ei* oder *ê*, *au* zu *ou* oder *ô*, *eu* zu *eo*, *io* oder *iu* zugegangen sei, mit einem «Non liquet» antworten müssen.

Einzelforschung ist besonders dem Ahd. zugute gekommen. Auf Kögels Untersuchung der keronischen Glossensammlung («Über das keronische Glossar, Studien zur ahd. Grammatik», Halle 1879; vgl. Steinmeyer, AfdA. 6, 136 ff.) und Heinemanns Untersuchung der hrabanischen «Über das hrabanische Glossar», Halle 1881) sind eine Reihe anderer Arbeiten gefolgt. In die achtziger Jahre fallen die meisten Schriften der stattlichen Reihe, die J. Kelle der Grammatik Notkers gewidmet hat. Nach dem Muster der statistischen Methode, das Sievers in der seinem Tatian vorausgeschickten vollständigen Lautlehre gab, hat dann Hench für die Monseer Fragmente (1891) und für den Isidor (1892) gearbeitet. Sievers' klassische Ausgabe des Heliand (Halle 1878), vorbereitet durch den Aufsatz

«Zum Heliand», ZfdA. 19, 1 ff., hat die altsächsischen Studien in Fluß gebracht.

Seit etwa 1890 aber hat sich die Forschung stärker dem historisch erfaßten Nhd. zugewandt, während gleichzeitig und teilweise im Zusammenhang damit für das Mhd. die Beobachtungsweise Lachmanns wieder aufgenommen wurde: schon durch Hermann Fischer («Zur Geschichte des Mhd.», Tübinger Rektoratsprogramm 1889), dann besonders durch Zwierzina («Beobachtungen zum Reimgebrauch Hartmanns und Wolframs» in den Abhandlungen zur germ. Philologie, Festgabe für R. Heinzel 1898, S. 437 ff., «Mittelhochdeutsche Studien», ZfdA. 41, 1 ff. 249 ff. 345 ff., 45, 19 ff. 25 ff. 317 ff. usf.) und C. Kraus («Das sog. zweite Büchlein und Hartmanns Werke», Abhandlungen z. germ. Phil., S. 111 ff., «Über die mhd. Konjugation *unde*», ZfdA. 44, 149 ff. usf.). Mein «Mittelhochdeutsches Elementarbuch», 3. Aufl., Heidelberg 1921, dürfte geeignet sein, über den gegenwärtigen Stand der mhd. Probleme zu unterrichten.

Fürwahr eine reiche Ernte konnten wir in die Scheunen einsammeln. Von den großen zusammenfassenden Darstellungen liegt bei Wilmanns («Deutsche Grammatik», 1. Abt., Straßburg 1893, 1897, 1911; 2. Abt. 1896; 3. Abt. 1906 und 1909) der Nachdruck noch auf den älteren Sprachphasen. Er behandelt Ahd., Mhd., Nhd. und zieht in gleicher Weise auch das Got. mit heran; in der Nichtberücksichtigung der andern germ. Dialekte liegt eine Schwäche. Namentlich der zweite Band «Wortbildung» bietet eine auf reichen eigenen Sammlungen beruhende Arbeit, die auch, wo sie sich mit Kluges «Nominaler Stammbildung» berührt, auf dem speziell deutschen Gebiet erheblich über ihn hinauskommt. Ältere und jüngere Bildungsweisen sind dabei freilich nicht scharf geschieden. Mit der Flexionslehre ist die Lehre vom Gebrauch der Wortformen verbunden. Paul dagegen («Deutsche Grammatik», I. Halle 1916, II. 1917, III. 1919, IV. 1920, V. 1920) hat eine nhd. Grammatik mit der etwas altmodischen Einteilung Lautlehre, Flexionslehre, Syntax, Wortbildung geschrieben, indem er die älteren Sprachphasen reichlich zur Erklärung heranzieht; bei dieser Einseitigkeit ist seine Darstellung geschlossener. Die Syntax bietet die Vorzüge seiner mhd. Syntax; die Wortbildungslehre ist etwas knapp geraten. Speziell dem Nhd. gilt die auf eigenen Sammlungen ruhende, als Materialsammlung wertvolle Darstellung des Amerikaners George O. Curme, A Grammar of the German Language, New York 1905. Behaghel in seiner anfangs etwas skeletthaft ausgefallenen «Geschichte der

deutschen Sprache», zuerst 1891 im 1. Bande von Pauls «Grundriß der germ. Philologie», in 3. sehr verbesserter und erweiterter Auflage 1911, gibt nach einer Übersicht über Ausbreitung, Gliederung und äußere Geschichte der Sprache, Mundart und Schriftsprache, Zeitmaß der Rede und Betonung eine geschichtliche Übersicht über die Entwicklung der Laute und der Flexion, ausgehend vom «Urdeutschen», «d. h. der Sprache, die den Ausgangspunkt für die deutschen Mundarten der geschichtlichen Zeit bildet», wobei freilich die Frage auftaucht, wieweit sich dieser Begriff halten läßt. Kluges populäre, sehr geschickt geschriebene «Deutsche Sprachgeschichte», Leipzig 1921, ist hauptsächlich eine Geschichte des Wortschatzes mit einigen, die wichtigsten Erscheinungen der Laut- und Formenlehre einordnenden Bemerkungen.

5. Mundarten.

Charakteristisch für die Arbeit der letzten Dezennnien ist die Dialektforschung. Vgl. Mentz, «Bibliographie der deutschen Mundartenforschung für die Zeit vom Beginn des 18. Jahrh. bis zum Ende des Jahres 1889», Leipzig (in Bremers Sammlung II). Neuere Literatur in der Zeitschr. f. d. Mundarten. Der Verein für niederdeutsche Sprachforschung, der es freilich auch mit der ndd. Schriftsprache zu tun hat, geht voran und beginnt seit 1876 sein Jahrbuch herauszugeben. Die germanistische Sektion der Geraer Philologenversammlung empfahl 1878 an Stelle der Frommannschen Zeitschrift eine Reihe wissenschaftlich fundierter Dialektgrammatiken unter Leitung von Sievers, Paul, Braune und Ph. Wegener treten zu lassen; Ph. Wegener zog 1880 auf der Philologenversammlung in Trier die Richtlinien in seinem Vortrag «Über deutsche Dialektforschung» (ZfdPh. 11, 450 ff.). Er forderte eine strengere Methode, insbesondere strengere Durchführung des historischen Prinzips. 1886 wurde das «Schweizerische Idiotikon» von Staub und Tobler begonnen und 1887 konnte Tobler in einer Festschrift zur Begrüßung der Züricher Philologenversammlung über «die lexikalischen Unterschiede der deutschen Dialekte mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz» handeln.

Aber erst um 1890 beginnt der lebhaftere Betrieb, nachdem Holthausen 1886 mit seinem Buch «Die Soester Mundart», Kauffmann 1887 mit seiner Habilitationsschrift «Über den Vokalismus der schwäbischen Mundart in der Sprache von Horb» und Heusler 1888 in seiner Dissertation «Der alemannische Konsonantismus in der Mundart von Baselstadt» gute Muster historisch

aufgebauter Lautforschung gegeben hatten, denen dann 1890 Kauffmanns «Geschichte der schwäbischen Mundart im Mittelalter und in der Neuzeit» als erste die alten Weinholdschen Gedanken wiederaufnehmende zusammenfassende Darstellung folgte. Der Geraer Plan wurde von Bremer in seiner «Sammlung Grammatiken deutscher Mundarten» 1891 ff. verwirklicht, während man gleichzeitig auch für Frommanns Unternehmen Ersatz suchte. Nach Nagls kurzlebiger Zeitschrift «Deutsche Mundarten», Wien 1898—1901, und der Zeitschrift «Bayerns Mundarten» von Brenner und Hartmann 1892—95 folgt 1900 die von Heilig und Lenz herausgegebene «Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten» (Bd. 1—5), die sich 1906 in die «Zeitschrift für deutsche Mundarten» verwandelt hat. — 1916 sind Bachmanns «Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik» 1—9 hinzugekommen.

Für die historischen Voraussetzungen eines Teils der heutigen Dialekte haben dann die beiden bisher erschienenen Bände der «Grammatiken ahd. Dialekte», die «Altbayrische Grammatik» von Jos. Schatz, Göttingen 1907, und die «Altfränkische Grammatik» von Johannes Franck, Göttingen 1909, die Grundlage geschaffen.

Während sich die sprachgeschichtlich orientierte, insbesondere lautgeschichtliche Behandlung der Dialekte um Bremers Sammlung gruppiert, setzt aber mit Wenkers Sprachatlas die Dialektgeographie als eine neue Forschungsmethode ein. Die ersten Fragebogen wurden 1876 verschickt, die erste Lieferung des ursprünglich auf Mittel- und Norddeutschland beschränkten Werks, das systematisch mit Hilfe von Volksschullehrern gesammeltes Material verarbeitet, erschien 1881 (vgl. AfdA. 7, 283 ff.; Behaghel Lbl. 2, 434; Rödiger DLZ. 3, 248 f., LCBl. 1882, Sp. 1557 ff.). Aber erst, nachdem Wrede die Leitung des mit Reichsmitteln unterstützten Unternehmens übernommen hatte, wurde auch die Verbindung mit der historischen Sprachwissenschaft gewonnen. Wrede, der 1892—99 im AfdA. 18—25 über die fertiggestellten Karten berichtete, hat namentlich auch in neuerer Zeit immer wieder den engen Zusammenhang der Dialektforschung und der Sprachforschung überhaupt mit der allgemeinen Geschichte, auch der politischen, betont. Neuere Forschungen haben die überraschende Tatsache ergeben, daß die Dialektgrenzen vielfach nicht so alt sind, als man früher annahm: es scheint, daß die Verkehrsgrenzen, auf denen sie beruhen, oft politische Grenzen der Territorialzeit sind. Ihre Erforschung erfordert viel Kleinarbeit.

In der Widmung des ersten Heftes der von ihm herausgegebenen Sammlung «Deutsche Dialektgeographie» an Georg Wenker (Marburg 1908) stellt nun Wrede in temperamentvoller Polemik die von ihm vertretene Methode gegen die «Abstraktionen von individuallinguistischer Herkunft», insbesondere die Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze. Er hat gewiß Recht, wenn er betont, daß alles reale Sprachleben mit Mischungen im weitesten Maße zu rechnen hat, daß es nirgends gradlinige Entwicklungen gibt. Aber er verkennt doch wohl, was das «Dogma» von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze tatsächlich geleistet hat, und zwar in erster Linie für die Vorgeschichte unserer Sprache. Sprachphasen, für die wir keine oder höchstens dürftige unmittelbare Quellen zur Verfügung haben, in die wir nur auf dem Wege der Vergleichung und Konstruktion eindringen, verlangen eine Methode, in der die Entwicklung auf die «einfachste Formel» gebracht wird, mag uns auch geschichtliche Erfahrung lehren, daß die «rauhe Wirklichkeit» ganz anders aussieht. Es bleibt dabei die Aufgabe der Wissenschaft, die gewonnenen Resultate, die nur als vorläufige gelten können, an der Hand anderer Methoden nachzuprüfen und nachträglich zu korrigieren. Als Johannes Schmidt seine «Wellentheorie» aufstellte, die mit den durch Wenker und Wrede gewonnenen Einsichten gewisse Berührungspunkte hat, erkannte und betonte Leskien alsbald, daß zwischen ihr und der Schleicherschen Stammbaumtheorie kein unvereinbarer Gegensatz bestehe; dasselbe wird man auch hier sagen müssen.

Seit einiger Zeit sind besonders die verwickelten Verhältnisse am Niederrhein untersucht worden, so von Ramisch («Studien zur nrrh. Dialektgeographie», Marburg 1908; «Deutsche Dialektgeographie», hrsg. von Wrede, I), Lobbes («Nordbergische Dialektgeographie», 1914; DDG. 8), Hanenberg («Studien zur nrrh. Dialektgeographie zwischen Nymegen und Ürdingen», Marburg 1914; DDG. 8), Neuse («Studien zur nrrh. Dialektgeographie in den Kreisen Rees, Dinslaken, Hamborn, Mühlheim, Duisburg», Marburg 1914; DDG. 8), Greferath («Studien zu den Mundarten zwischen Köln, Jülich, M.-Gladbach und Neuß», Marburg 1923; DDG. 11[b]) und Frings («Studien zur Dialektgeographie des Niederrheins zwischen Düsseldorf und Aachen», Marburg 1913; DDG. 5; «Das Alter der Benrather Linie», 1914, PBB. 39, 362 ff.; «Rheinische Dialektgeographie», DLZ. 1915, 2269 ff.; «Mittelfränkisch-niederfränkische Studien», 1916/17, PBB. 41, 193 ff. 42, 177 ff.; «Die rheinische Akzentuierung, Vorstudie zu einer Grammatik der rheinischen Mundarten», Marburg

1916; DDG. 14). Frings sucht nachzuweisen, daß die Benrather Linie sich um 1250 gebildet hat, daß sie ursprünglich die nfr. Südgrenze war und daß ripuarische Wortformen und Lautneigungen in das mittelfränkisch-niederfränkische Übergangsgebiet zwischen Benrather und Ürdinger Linie vordrangen und an den Territorialgrenzen zwischen Köln und Jülich zum Stehen kamen. Für das gesamte ripuarische Gebiet wird schließlich ursprünglich niederfränkische (inguäonische) Bevölkerung vermutet.

Hermann Fischers «Geographie der schwäbischen Mundart» (1895) steht im Zusammenhang mit dem von ihm aufgenommenen Kellerschen Plan eines schwäbischen Wörterbuchs. 1901 konnte er die erste Lieferung desselben herausgeben, es steht jetzt in 6 Bänden (1905—1923) dicht vor dem Abschluß. Das «Schweizerische Idiotikon» ist inzwischen unter Bachmanns Oberleitung bis auf acht Bände fortgeschritten. Ein «Wörterbuch der elsässischen Mundarten» von Martin und Lienhart erschien 1899—1907 in zwei Bänden. Seitdem ist Deutschland von einem ganzen Netz geplanter oder in Arbeit befindlicher Mundartenwörterbücher überspannt, deren Fertigstellung freilich durch die allgemeine Notlage bedroht ist.

Die durch Wenker und Wrede begründete historisch-geographische Betrachtungsweise ist neuerdings auch auf Volkskundliches ausgedehnt worden. Peßler hat 1909 im Eröffnungsheft der Zeitschrift «Wörter und Sachen» (1, 49 ff.) über «ethnographische Wellen des Sachsentums» gehandelt und die einzelnen Merkmale des altsächsischen Volksstammes nach Körpertyp, Volkscharakter, Siedlungsformen, Hausbau, Sprache im Kartenbilde festzuhalten gesucht. Das so gewonnene Kerngebiet des Sachsentums findet er durch Prähistorie und Archäologie bestätigt. Daran hat sich ein weiterer Ansatz für das gesamtdeutsche Sprachgebiet «Vergleichende ethnographische Karte der Deutschen in Mitteleuropa» (Deutsche Erde 1909, Heft 8) angeschlossen, auch ein «System der Ethnographie» in den Mitteilungen der Anthropol. Ges. zu Wien, 40, 1910). Ein Vortrag von Peßler auf der Grazer Philologenversammlung des Jahres 1909 erörtert «Ziele und Wege einer umfassenden deutschen Ethno-Geographie» (Wörter und Sachen 3, 56 ff.). Alles das sind tastende Versuche, denen aber doch wohl ein methodologischer Wert innewohnt.

6. Schriftsprache.

Das Problem der hd. Schriftsprache sah zuerst Müllenhoff in einem großen Zusammenhang. Er betonte 1863 in der Einleitung

zu den «Denkmälern deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrh.» den Einfluß der rheinfränkischen Hofsprache Karls des Großen und der Karolinger, den der schwäbischen (alem.) Hofsprache der Staufenkaiser, endlich den der böhmisch-luxemburgischen Kanzlei Johanns von Böhmen, Karls IV. (1341—78) und Wenzels. Paul leugnete 1873 eine mhd. Schriftsprache geradezu, ohne daß er sich das Verhältnis zwischen Literatur und gesprochener Sprache recht klar gemacht hätte. Schon Behaghel erhob 1886 (Basler Festschrift zum Heidelberger Universitätsjubiläum) gegen ihn Einwände, indem er auf die die höfische Blütezeit überdauernden alemanischen Vollvokale in Endsilben hinwies als eine den mhd. Dichtern alem. Heimat ganz fremde Erscheinung. Daß die Probleme z. T. orthographischer Art sind, hat am nachdrücklichsten Kauffmann hervorgehoben in den Aufsätzen «Über ahd. Orthographie», Germ. 37, 243 ff. (1892) und «Das keronische Glossar in der Geschichte der ahd. Orthographie», ZfdPh. 32, 145 ff. Er betonte, daß die Orthographie auch ihre eigene von den Lautveränderungen unabhängige Geschichte hat, daß also nicht jede Veränderung der Bezeichnung auch eine Veränderung der Laute bedeutet. Gesehen hatten das auch schon andere, z. B. Scherer, ZfdöGymn. 1875, S. 200 ff. In ahd. Zeit können wir die Entwicklung an ein paar Klöster anknüpfen; in mhd. Zeit treten allmählich einzelne Zentren handschriftlicher Überlieferung (Straßburg, Zürich, Konstanz, Würzburg usf.) mit ihren orthographischen Eigenheiten hervor. Wir haben in letzter Zeit fördernde Untersuchungen über die große und kleine Heidelberger Liederhandschrift erhalten, von denen die eine nach Zürich, die andere wohl nach Konstanz weist, ebenso über die Würzburger Liederhandschrift.

Aber das Problem ist doch nicht bloß orthographischer Art, und die sorgfältigen Reimbeobachtungen für die mhd. Zeit gehen nicht nur den Textphilologen an; sie sind wichtig für die Erkenntnis des Sprachlebens überhaupt, das auf einem beständigen Ringen sozialer Schichten und einzelner gegeneinander beruht.

In die Fragen des Neuhochdeutschen führt gut ein der § 93 bei Wackernagel-Martin, Geschichte der deutschen Literatur, 2. Bd., Basel 1894; über die Forschung zwischen 1875 und 1900 unterrichtet Scheel in den «Ergebnissen und Fortschritten der germanistischen Wissenschaft», hsg. von Bethge, Leipzig 1902, S. 45 ff. An der Spitze der neueren Arbeiten steht Burdachs Habilitationsschrift «Die Einigung der nhd. Schriftsprache», Halle 1884, von der nur zwei Bogen im Druck erschienen, nebst ergänzenden Andeutungen

in dem Vortrag über die Sprache des jungen Goethe (Verhandlungen der Dessauer Philologenversammlung, S. 166 ff.). Die meisten hierher gehörigen Fragen erörtert eingehend, leider recht unübersichtlich Socin, «Schriftsprache und Dialekte nach Zeugnissen alter und neuer Zeit», Heilbronn 1888. Die ungleichwertigen, flott hingeworfenen Aufsätze, die Kluge unter dem Titel «Von Luther bis Lessing» zuerst 1888 vereinigte, wurden von Edward Schröder, GGA. 1888, S. 249 ff. einer eingehenden, Schiefheiten und Versehen scharf heraushebenden Rezension unterzogen. Die neuen Auflagen (5. Aufl. 1918) sind gebessert und vermehrt.

Scherer hatte die Periode zwischen der Mitte des 14. und der Mitte des 17. Jahrhunderts als «frühneuhochdeutsch» bezeichnet und hervorgehoben, daß um 1650 durch den sprachlichen Anschluß Niederdeutschlands und eine Annäherung des Westens der Sieg der auf omd. Grundlage ruhenden neuen Gemeinsprache im wesentlichen entschieden war. In diese Zeit führen denn auch die meisten Untersuchungen und die zusammenfassenden Arbeiten von K. v. Bahder, «Grundlagen des nhd. Lautsystems», Straßburg 1890, und neuerdings Virgil Moser, «Historisch-grammatische Einführung in die frühnhd. Schriftdialekte», Halle 1909, auch PBB. 47, 1 ff.

Die Wichtigkeit der kaiserlichen, fürstlichen und städtischen Kanzleien ist früh erkannt worden. Nach v. Raumers Aufsatz «Über die Entstehung der nhd. Schriftsprache», Ges. sprw. Abh. 1863, S. 189 ff. hat Pfeiffer einen Ansatz zur Behandlung der Kanzleisprache Ludwigs des Bayern gemacht, Freie Forschung, S. 363 ff., Germ. 9, 159 ff. (1884). An Müllenhoff knüpfte Ernst Wülcker, der 1878 auf der Geraer Philologenversammlung sich darzulegen bemühte, wie die in der Schreibstube Karls IV. in Prag entstandene Sprache sich unter den Herrschern aus dem Hause Luxemburg allmählich gefestigt habe. Von Kaisern anderer Häuser sei sie übernommen worden und habe dann auf die kursächsische Kanzlei, durch diese auf Luther eingewirkt (Zs. f. thür. Gesch. 9, 349 ff.). Wülcker zeigte insbesondere, daß die neuen Diphthonge *ei*, *au*, *eu* für mhd. *î*, *û*, *iu* unter der gemeinsamen Regierung der Stammväter der beiden Linien des Hauses Wettin Ernst und Albrecht (1464—1482 bzw. 1485) in die Dresdener Kanzlei eindrangen. Ein Vortrag auf der Karlsruher Philologenversammlung 1882 (Germ. 28, 191 ff.) erörterte dann Luthers Stellung zur kursächsischen Kanzleisprache. Weiteres «Zur Geschichte der sächsischen Kanzleisprache bis Luther» brachte Oskar Böhme, I. Teil, 13. und

14. Jahrhundert, als Festschrift des Gymnasiums zu Reichenbach; II, 1899. Aber der behauptete Zusammenhang zwischen der kursächsischen und der böhmischen Kanzlei ließ sich nicht erweisen. Die kaiserliche Hauptkanzlei blieb zwar unter dem Habsburger Albrecht (1438—39) noch dem böhmischen Schreibtypus treu, zeigt aber unter Friedrich III. (1439—93) und Maximilian einen so ausgeprägt bayerischen Charakter, daß sich von hier keine Brücke zum md. Usus schlagen läßt. v. Bahder erklärte die Ähnlichkeit des kursächsischen mit dem böhmischen Typus lediglich aus der verwandten dialektischen Grundlage. Neuerdings hat Demeter in seiner Berliner Dissertation «Studien zur Kurmainzer Kanzleisprache» 1916 (= Archiv f. hess. Gesch. 1917) die ansprechende Vermutung geäußert, daß für die Einführung der neuen Diphthonge in Dresden die nahen Beziehungen des Hauses Wettin zu Bayern in Betracht zu ziehen sind. Kurfürst Ernst verheiratete sich 1460 mit Elisabeth, der Tochter Albrechts III. von Bayern, die 1484 starb. Beachtenswert ist, daß auch das bayr. *ai* um diese Zeit in der sächsisch-thüringischen Kanzlei erscheint, um später wieder zu verschwinden. Ebenso vermutete er ansprechend Einfluß der sächsisch-thüringischen Kanzlei auf die Mainzer, und Mainz darf man wohl als Haupteinfallstor für den omd. Einfluß auf Westmitteldeutschland betrachten. Er hat festgestellt, daß die neuen Diphthonge in Mainz zuerst 1480 auftauchen, seit 1490 in fast keiner Urkunde mehr fehlen und 1519 völlig durchgedrungen sind. Nun findet er beachtenswert, daß der dritte Sohn des Kurfürsten Ernst von Sachsen, Albrecht, 1467 zu Meißen geboren, zwölfjährig 1479 Domherr des Mainzer Stifts und fünfzehnjährig 1482 Administrator und Kurfürst wurde. Der sächsische Kanzler Dr. Otto Spigel begleitete ihn 1480 nach Mainz und Aschaffenburg, um später durch Dr. Georg Pfeffer ersetzt zu werden; sie schrieben die neuen Diphthonge. Vielleicht waren auch unter den Unterbeamten kursächsische Schreiber (Ewald Wymar?). Auch das heimische *wir han* wird in der Kurmainzer Kanzlei durch *wir haben* seit 1483 fast ganz verdrängt; seit 1485 dringt *geliehen* für rhfr. *geluhen* ein; nur *gewest* bleibt bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Bei der politischen Bedeutung, die der Mainzer Erzbischof als Erzkanzler des hl. Römischen Reichs besaß, erklärt sich leicht, daß gerade die Anpassung von Mainz an den östlichen Brauch wichtig wurde; seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts wurden die Reichstagsabschiede durch die Mainzer erzbischöfliche Kanzlei ausgefertigt:

die Mainzer Kanzleisprache erhielt dadurch einen reichsoffiziellen Charakter. Dazu kam, daß auch der Mainzer Buchdruck nicht ganz unbedeutend war.

Die Sprachen anderer Kanzleien sind seit Wülcker ebenfalls mehr oder weniger sorgfältig untersucht worden, namentlich inbezug auf das Durchdringen der neuen Diphthonge. Für Schwaben wird Augsburg die Einlaßpforte gewesen sein, wo sich *ei* = *î* vereinzelt seit dem Ende des 13. Jahrhunderts nachweisen läßt. Der Übergang zu den Schreibungen *ei*, *ou* (aber vorerst *iu*) im 3. und 4. Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts wird sich hier durch die Beziehungen Ludwigs des Bayern zu Augsburg erklären, wie sich denn in dieser Zeit auch andere bayr. Schreibeigentümlichkeiten in der Augsburger Kanzlei finden (Fr. Scholz, «Geschichte der deutschen Schriftsprache in Augsburg bis zum Jahre 1374», Berlin 1898). Einfluß der kaiserlichen Kanzlei Maximilians auf Augsburg vermutet Kluge, Von Luther bis Lessing, S. 35 f. Anderes bei Scheel a. a. O. S. 49 f.

Für die seit 1470 allenthalben auftauchenden deutschen Drucke hat zuerst 1854 Zarncke in seiner Ausgabe von Brants Narrenschiff wertvolle Zusammenstellungen gemacht (S. 237 ff.). v. Bahder hat dann für das 15. und 16. Jahrhundert fünf Hauptdrucksprachen geschieden, die sich um die Hauptdruckorte gruppieren: 1. die bayrisch-schwäbische mit Augsburg; 2. die alemannische mit Straßburg, Basel, Zürich, die jede eine besondere Unterart vertreten; 3. die nürnbergische; 4. die obersächsisch-thüringische mit Leipzig, Wittenberg, Erfurt, denen sich Jena, Dresden, Breslau anschließen; 5. die mittelrheinische mit Mainz und Worms. Köln geht seine eigenen Wege; hier hat Scheel eine gründliche Untersuchung geführt (Jasper von Gennep und die Entwicklung der nhd. Schriftsprache zu Köln, West. Zeitschr. f. Gesch. und Kunst, Ergänzungsheft 8, 1893, S. 1 ff.).

Für die Erkenntnis der Entwicklung von Wortschatz, Syntax, Stil ist die Untersuchung der frnhd. Übersetzer Niclas v. Wyl, Steinhöwel, Albrecht v. Eyb usw. von Wichtigkeit gewesen. Max Herrmanns Buch über «Albrecht v. Eyb und die Frühzeit des Humanismus», Berlin 1893 und das von Szamatólski «Über Ulrichs von Hutten deutsche Schriften», QF. 67, Straßburg 1891 bieten einiges Hierhergehörige. Über den Dekameronübersetzer Arigo hat Wunderlich, Herrigs Archiv 83, 167 ff., 84, 241 ff. gehandelt. Neuerdings hat Kraft «Heinrich Steinhöwels Verdeutschung der Historia Hierosolymitana des Robertus Monachus» (QF. 96, Straß-

burg 1906), Borvitz die des Speculum vitae humanae von Rodericus Zamorensis (Hermäa 13, Halle 1914) behandelt. Den Übersetzer Niclas v. Wyl hat Strauß zu würdigen versucht (Palästra 118, Berlin 1912). Von ihm führt der Weg zu den Formularbüchern und Rhetoriken, die den Kanzleistil und so den nhd. Prosastil überhaupt beeinflußt haben.

Auf die Sprache der vorlutherischen Bibel hatte 1882 Pietsch, ZfdPh. 14, 112ff. bei der Veröffentlichung des Codex Teplensis hingewiesen. Nach Kurrelmeyers Ausgabe der ersten deutschen Bibel in zehn Bänden des «Literarischen Vereins» (Tübingen 1904 bis 1915) widmet ihr jetzt Brodführer eine syntaktische Studie («Untersuchungen zur vorlutherischen Bibelübersetzung», Hermäa 14, Halle 1922). Im Anhang gibt er ein Wörterverzeichnis, das noch der Ausnutzung und des Vergleichs mit dem Wörterverzeichnis des Basler Druckers Adam Petri vom Jahre 1523 harrt. Vgl. auch Biltz, Herrigs Archiv 61, 372f.

Wenzlau hat einen Beitrag zur Geschichte des nhd. Prosastils geliefert, indem er die «Zwei- und Dreigliedrigkeit in der deutschen Prosa des 14. und 15. Jahrhunderts» untersuchte (Hermäa 4, Halle 1906), nachdem schon H. Rückert (Geschichte der nhd. Schriftsprache 2, 130f.), P. Pietsch (M. Luther und die hochdeutsche Schriftsprache, S. 116f.), Szamatólski (a. a. O., S. 21) u. a. der Erscheinung Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Vgl. auch Burdach, Berliner SBer. 1909, S. 520, Anm. 2, Behaghel, LBl. 30, 272f. Strauß (S. 274) und Borvitz (S. 42ff.) suchen eine Analyse der Erscheinung zu geben; letzterer gibt eine sorgsame Gruppierung.

Auf die breiteste Grundlage aber stellt alle diese Forschungen Burdachs umfassend angelegtes Werk «Vom Mittelalter zur Reformation, Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung», Berlin 1913ff.

Über die Bestrebungen auf dem Gebiet der Luthergrammatik unterrichtete 1888 Joh. Luther, ZfdPh. 20, 37ff. Die große zusammenfassende Darstellung der Lautlehre, Wortlehre, Satzlehre von Franke, «Grundzüge der Schriftsprache Luthers in allgemein verständlicher Darstellung», ist leider auch in der vermehrten und verbesserten 2. Aufl., Halle 1913—22, unübersichtlich und in manchen Punkten trifft die Rezension der 1., 1888 erschienenen Auflage von Joh. Luther, ZfdPh. 24, 67ff. noch immer zu. Die «Gemeinverständlichkeit» besteht in der zu weitgehenden Rücksicht auf den heutigen Sprachgebrauch und der unleid-

lichen Verdeutschung der grammatischen Terminologie. Dem Verhältnis der Sprache Luthers zu der der Wittenberg-Drucke gelten die Dissertationen von Haubold (Jena 1914) und Giese (Halle 1913). Das Wörterbuch zu Luthers Schriften von Ph. Dietz ist im ersten Bande 1869 stecken geblieben (dazu Scherer, ZfdöstGymn. 21, 409ff. = Kl. Schr. 1, 385ff., Bechstein, Germ. 17, 216ff.). Das Glossar des Basler Buchdruckers Adam Petri zum Neuen Testament, das nur den Gegensatz der Luthersprache gegen das alem. Schriftdeutsch anschaulicher macht, hat Kluge abgedruckt und besprochen («Von Luther bis Lessing»[5], S. 106ff.); vgl. dazu Dauner, Die obd. Bibelglossare des 16. Jahrhunderts, Freiburger Diss. 1898; A. Schütt. Adam Petris Bibelglossar, Freiburg 1908; Bachmann, Der Einfluß von Luthers Wortschatz auf die schweiz. Literatur des 16. und 17. Jahrh. im Anschluß an Adam Petris Bibelglossar, Freiburger Diss. 1909. Über Wolfs Basler Glossar zum Alten Testament s. Pietsch, ZfdPh. 22, 225ff., Schütt und Bachmann, ZfdWf. 11, 271ff. In der Hauptsache verfehlt ist Lindmeyr, «Der Wortschatz in Luthers, Emsers und Ecks Übersetzung des Neuen Testaments», Straßburg 1899, wie das Edw. Schröder, GGA. 1900, S. 274ff. eingehend nachgewiesen hat.

Um die normierenden Grammatiker des 17. und 18. Jahrhunderts, von denen die älteren in Neudrucken zugänglich gemacht sind, hat sich besonders Jellinek verdient gemacht, der schon 1898 ein wichtiges Kapitel aus der deutschen Grammatik herausgreifend, die Schicksale des auslautenden *-e* behandelt hat (Abhandlungen zur germ. Philologie, Festgabe für R. Heinzel, S. 31ff.) und in seiner «Geschichte der nhd. Grammatik», Heidelberg 1913f. manche Einzelheit bietet. Die Reime verwertet Fr. Neumann, «Gedichte des nhd. Reimes», Berlin 1920. Auf die Arbeiten über einzelne Schriftsteller kann ich nicht eingehen.

7. Hochdeutsch und Niederdeutsch.

Die Frage nach dem Sprachcharakter Niederdeutschlands vor der mndd. Zeit macht bei dem Mangel an Denkmälern, dem Gegensatz zwischen dem Monacensis und Cottonianus des Heliand, den «Inguäonismen» unserer Denkmäler und Urkunden noch immer große Schwierigkeiten. Über die ethnographischen Verhältnisse und den Begriff des «Altsächsischen» unterrichten unter andern Seelmann, Ndd. Jb. 12, 1ff., Bremer, «Ethnographie der germ. Stämme» in Pauls «Grundriß» 2, 860ff., die Einleitungen zu den altsächsischen Gram-

matiken von Gallée, 2. Aufl. von Lochner, Halle und Leiden 1910 und von Holthausen («Alts. Elementarbuch»), 2. Aufl. Heidelberg 1921, auch Schlüter in der von Dieter herausgegebenen «Laut- und Formenlehre der allgem. Dialekte I.», Leipzig 1898, S. 99 ff. Eine gute «Mittelniederdeutsche Grammatik» haben wir erst 1916 durch Agathe Lasch erhalten.

Für die Lautlehre, die bei Ag. Lasch wenig übersichtlich ausgefallen ist, muß man aber Chr. Sarauws «Niederdeutsche Forschungen I» (Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Hist.-filol. Meddelelsor V, 1. Kopenhagen 1921) zu Rate ziehen. Dieser hat energischer als andere die vergleichend-konstruktive Methode auf das Ndd. angewandt und aus den heutigen Dialekten ein klareres Bild des gesprochenen Mndd. gewonnen, als wir es mit dem gewöhnlichen philologischen Mitteln aus den Texten gewinnen. Baader, ZfdMundarten 1922, S. 176 ff. und Teuchert, Lbl. f. germ. u. rom. Phil. 1923, S. 238 ff. haben das Werk in entgegengesetztem Sinne besprochen. Ein Hauptstreitpunkt ist dabei die Frage nach dem Alter der westf. Diphthongierung und die Beurteilung der sg. «Tonlängen» im Mndd., worüber auf der einen Seite Ag. Lasch, PBB. 39, 116 ff. und 40, 306 ff., auf der anderen Frings, PBB. 40, 112 ff. und Teuchert, ZfdMa. 1921, S. 97 ff. zu vergleichen sind.

Von der Eroberung Niederdeutschlands durch die hd. Sprache erhält man aus der Darstellung Kluges «Von Luther bis Lessing»[5], S. 116 ff. insofern kein ganz zutreffendes Bild, als die Verhältnisse vor der Reformation nicht hinreichend berücksichtigt sind. Auf den starken literarischen Einfluß des Hd. in mhd. Zeit ist seit Roethes «Reimvorreden des Sachsenspiegels» oft hingewiesen worden. Aber erst 1917 hat Behaghel, PBB. 42, 560 eine bekannte, nur nicht genügend gewürdigte Stelle in den Predigten Bertholds von Regensburg (I, 250 f.) herangezogen, wo es unter anderm heißt: *daz manic niderlender* («Niederdeutscher») *ist, der sich der oberlender* («Hochdeutschen») *sprâche annimet.* Daß die ursprünglich ndd. Gegend zwischen Saale und Harz mit Halle, Merseburg, Eisleben, Mansfeld, Hohenstein, Walkenried zwischen 1340 und 1370 hd. geworden ist, hat 1880 Tümpel, PBB. 7, 1 ff. nachgewiesen. Die Dialektmischung im Magdeburger Gebiet hat 1888 Löwe, Ndd. Jb. 14 behandelt, neuerdings (1916) Borchling, Wiss. Beihefte des Allg. d. Sprachvereins 37, 207. Stosch, ZfdWf. 5, 221 macht auf ein Zeugnis aufmerksam, aus dem sich ergibt, daß ein Bauer aus der Gegend von Wittenberg um 1500 für lat. *proficiat Profeiciat* sagen konnte, weil er gewohnt

war, das ihm geläufige ndd. *i* in hd. *ei* umzusetzen, wie uns ähnlich *deies* statt *dies* als «Hechinger Latein» überliefert wird. Über «missingsch» s. Collitz, Ndd. Jb. 37, 113, Borchling, Correspondenzbl. d. ndd. Sprachver. 34 (1913), S. 2, Wiss. Beihefte 37, 193; über «plattdeutsch» Agathe Lasch, PBB. 42, 214 f.

Für Berlin danken wir dem Werk «Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrh.» von Agathe Lasch (Dortmund 1910) sehr wertvolle Belehrung (die Arbeit von Siewert, Die ndd. Sprache Berlins von 1300—1500, Ndd. Jb. 26, 65 ff. enthält viel Anfechtbares). Agathe Lasch stellt fest, daß, während unter den Askaniern seit 1290 vereinzelt deutsche Schreiben auftauchen, die heimische Sprache sich in der Periode der Wittelsbacher (1324—73) in der fürstlichen Kanzlei stärker geltend macht, besonders unter Ludwig dem Römer, und daß sogleich der hd. Einfluß auffallend hervortritt. Und zwar ist die wittelsbachische Kanzlei in der Mark als mitteldeutsch zu betrachten, nicht, wie man nach der Abkunft der Herrscher erwarten sollte, oberdeutsch (S. 19). Zeitweilig (zwischen 1355 und 1364) ist ein Schreiber tätig, der das südwmd. *briebe*, *hoberichter* einführt. In der Zeit der Luxemburger (1373—1415) war die Sprache der Regierung rein hochdeutsch. Seit 1398 werden die neuen Diphthonge üblich (S. 22). Unter den Hohenzollern stehen anfangs durchaus Hochdeutsche an der Spitze der fürstlichen Kanzlei. Auch für die in der Minderzahl befindlichen ndd. Kanzleischreiber, die sich namentlich aus den Registern nachweisen lassen, ist die offizielle Kanzleisprache hochdeutsch (S. 41). Bemerkenswert ist, daß, wo sie sich des Ndd. bedienen, der Dialekt sich nur in seltenen Fällen als berlinisch erweist (S. 41). Erst mit der selbständigen Regierung Johann Ciceros beginnt 1486 die konsequente Loslösung der Mark von den fränkischen Landen. Trotz des stärkeren Eindringens von Märkern in die Kanzlei wird aber die traditionelle Norm der Kanzleisprache festgehalten. Auf der Kanzleisprache Ansbachs beruhend, die der Nürnberger sehr nahe verwandt ist, hat sich die Berlin-Kölner Kanzleisprache nur in wenigen Punkten von der fränkischen Geschäftssprache entfernt. Die Tradition muß so fest gewesen sein, daß selbst später unter Albrecht dem Bären neu aus Franken kommende Schreiber nicht mehr imstande waren, die Neuerungen der fränkischen Kanzlei einzuführen. Unter Friedrich I. (1415—40) finden sich anfangs noch ab und an die alten Monophthonge, um später zurückzutreten; unter Friedrich II. (1440—70) sind sie zunächst sogar wieder häufiger als unter seinen Vorgängern.

Die deutliche Trennung vollzieht sich nach Johann Ciceros Tode (1499), wo die Ansbacher Kanzlei neue Einflüsse der kaiserlichen Kanzlei verrät, während die Berlin-Kölner sich mehr der omd. Geschäftsprache zuneigt (S. 66).

Agathe Lasch hat auch die mehr oder weniger abweichende Entwicklung bei den Gerichten und in der Berliner Stadtkanzlei verfolgt. Die Berliner Stadtkanzlei scheint die deutsche — und natürlich zunächst ndd. — Geschäftssprache später eingeführt zu haben als andere norddeutsche Städte. Sie tritt seit 1321 konsequent auf, sobald mehrere Städte zusammen urkunden, und hat wohl erst nach 1370 den Sieg über das Lateinische errungen. Doch zeigt sich schon im 14. Jahrhundert, wo mehrere Städte urkunden, der Gebrauch des Hd., auch in intern märkischen Angelegenheiten. Überall ist Frankfurt a. O. beteiligt, wo seit der Mitte des 14. Jahrhunderts vorwiegend hd. Urkundensprache nachgewiesen ist, ohne daß das Ndd. restlos verdrängt worden wäre. Aber die Sprache der Berliner Stadtkanzlei ist doch im 15. Jahrhundert so fest ndd., daß die Schreiber selbst im Anschluß an hd. Abschriften ndd. fortfahren, und reiner ndd., als es im 14. Jahrhundert der Fall gewesen zu sein scheint, wo offenbar der mhd. Einfluß nachwirkte (S. 84 ff.). Erst am Ende des 15. Jahrhunderts bricht die neue hd. Strömung herein, der das Ndd. in der Folge völlig erlag. Der Übergang vollzieht sich im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, viel früher als in anderen ndd. Städten, wo das Hd. erst im 4. oder 5. Jahrzehnt des Jahrhunderts auftritt. Als Gründe für die eigenartige Entwicklung macht die Verfasserin geltend: 1. daß, während der fränkische Adel so schnell als möglich in die Heimat zurückdrängte, sich das neue Beamtentum seßhafter erwies, rascher mit der heimischen Bevölkerung verschmolz und auf sie Einfluß gewann; 2. daß jetzt manches Mitglied des städtischen Patriziats in kurfürstliche Dienste trat und in den Ideenkreis der hochdeutschen Kollegen hineingezogen wurde; 3. daß die hansischen Beziehungen Berlins ein Ende nahmen, seit Friedrich II. Berlin das Niederlagsrecht genommen hatte (wenn auch der Verkehr mit Hamburg, Stettin, Rostock, Danzig nie aufhörte), dagegen durch die Handelspolitik Johann Ciceros über Leipzig und Frankfurt a. O. neue Handelsverbindungen mit Sachsen, Böhmen, Schlesien und Süddeutschland geknüpft wurden. Die Verbindungen zwischen Berliner und Frankfurter Familien waren sehr eng. Frankfurt a. O. aber war zu Beginn des 15. Jahrhunderts längst eine hd. Stadt. «Die Gründung der Universität mit dem Zuzug hd. Professoren und vielfach hd. Stu-

denten traf eine Stadt, deren Kanzlei den Übergang längst vollzogen hatte. Der Buchdruck — seit 1502 in Frankfurt nachzuweisen — ist, sobald er nicht lateinisch ist, hd.» «Wie Frankfurt, so ist der ganze Südosten der Mark hd. Bis Müncheberg, Fürstenberg, Beeskow und Storkow, also bis nahe an Berlin heran läßt sich im 15. Jahrhundert schon hd. Kanzleisprache nachweisen. Unter diesen Städten stand besonders Fürstenwalde in lebhaftem Verkehr mit Berlin. Doch hatte hd. Welle, seit sie vor etwa einem Jahrhundert Frankfurt in ihren Bereich gezogen hatte, wie es scheint, keine Fortschritte hier gemacht, so daß man den Übergang zum Hd. in Berlin nicht als konsequentes Vorschieben des Hd. von SO. aus betrachten darf, sondern als einen neuen Akt in der Geschichte der Rezeption des Hd. auf ndd. Gebiet. Zweifellos aber haben die überaus lebhaften Beziehungen, in denen jene märkischen Gegenden zu Berlin standen, mit beständigen Einflüssen hinübergewirkt» (S. 133f.). Dazu kommt weiter noch die Einführung des römischen Rechts, das juristisch geschulte Beamte notwendig machte, die den neuen Bestrebungen zugänglicher waren (S. 135ff.). Auch die Lehrer, die der Magistrat nun anstellte, sind, soweit wir sie kennen, hochdeutsch gebildet und bedienen sich in ihren Schriften stets nur des Hd. (S. 146).

Der Buchdruck in Berlin selbst beginnt erst zu einer Zeit, als die Rezeption des Hd. längst beendet war; nur das ist doch bedeutsam, daß keine ndd. Druckereien die alte Sprache stützen konnten. Die endliche Aufnahme der Reformation zu Ende der zwanziger oder eher seit Anfang der dreißiger Jahre hat keinen großen Einfluß mehr gehabt (S. 147f.).

Für die anderen märkischen Städte gibt Agathe Lasch folgende ungefähre Zahlen: Spandau seit 1529 (vielleicht 1508, im inneren Kanzleibetrieb seit nach 1520), Wittstock 1523 (vielleicht später), Bernau 1532, Rathenow 1535, Perleberg 1536, Straußberg 1537, Prenzlau 1538, Neuruppin 1539, Tangermünde 1541, Gransee 1549, Stendal zwischen 1543 und 1564 (S. 151ff.).

Mit dem Antritt des neuen Stadtschreibers Johannes Nether (1504—1512) ist das Hd. die maßgebende Schriftsprache, und es ist deutlich erkennbar, wie er von Jahr zu Jahr, die letzten ndd. Reste abstreifend, im Gebrauch des Hd. freier wird. Seine Sprache ist die der thür.-obs. Kanzleien, durchaus abweichend von der der kurfürstlichen Kanzlei in Köln (S. 164)! Er schreibt mit den Obersachsen: *hot, noch, brocht, Weße = wise, scholdig, entzel = einzel, Rese, Seger, kofft, bey dem Schutzen bhome*, doch öfter *gekoufft, houptsume*, auch *keuffen*,

naw, *vornawen*, öfters *i* in den Endsilben, *bette*, *schulde* mit ausl. *e*, *schwester* (während Köln noch unter Joachim I. an *swester* festhält), *widder*, *leddergelt*, *hinder*, *vnder*, *alden*, *gehalden*, *kupperschmidt* u. a. Ähnlich ist es in der Kämmerei, wenn auch die Schreibweise der Stadtkämmerei der Jahre 1504—7 Verschiedenheiten zeigt. Dagegen bedient sich der Kölner Stadtschreiber Karl Mölner, obwohl er das Hd. vollkommen beherrscht, wo es irgend angeht, mit Vorliebe des Ndd. (S. 173 f.). Aber im äußeren Dienst schreibt auch Mölner hd., so den Brief an Danzig 1509, und wir kennen nach dieser Zeit kein einziges ndd. Schreiben des Berliner oder Kölner Magistrats mehr (S. 177 f.).

Wieweit sich die Bevölkerung im privaten Verkehr des Hd. bediente, ist natürlich schwer zu sagen; es gibt nur einzelne Anhaltspunkte. Während im ganzen 15. Jahrhundert die Briefwechsel ndd. geführt wurden, scheint es, daß um die Jahrhundertwende schon vereinzelt in den Reihen der vornehmen Geschlechter das Hd. als Briefsprache angenommen wurde (S. 213). Das reichhaltigste Material für die Übergangszeit gewährt ein Aktenbündel, das dem Blankenfeldeschen Hause entstammt aus der Zeit nach dem Tode Thomas Blankenfeldes; es zeigt eine auffallende Mischung. Es ist auch bezeichnend, daß sich die Rykes selbst nur noch *Reiche* oder *Reich* nennen, Thomas Schum seinen Namen in *Schaum* umsetzt (S. 219). Auch in den Schreiben, die von Angehörigen niederer Stände herrühren, tritt die hd. Schriftsprache auffallend früh hervor. Schule, Predigt, Verkehr mußten weiter wirken. Der Rektor des Kölnischen Gymnasiums Heinr. Knaust schreibt hd.; sein Berliner Weihnachtsspiel wird 1541 hd. aufgeführt. Die letzte ndd. Grabschrift, die uns erhalten ist, stammt aus dem Jahre 1503.

Wichtig und von allgemeinerer Bedeutung ist S. 172f. (mit Anmerkungen) die Notiz, daß bei der Übertragung des Hd. auf Berlin doch auch der mündliche Verkehr eine Rolle spielte. Denn wenn heute der Berliner in der volkstümlichen Übergangssprache von allen ndd. vokalischen Erscheinungen nur *ō* aus *au*, *ē* aus *ai* und umgelautetem *ō (au)* bewahrt zu haben scheint, so erklärt das Ag. Lasch daraus, daß das Hd. aus obs.-thür. Gebiet übertragen wurde. Man spricht *haos*, *haiser*, aber *bōm*, *bēme*, *ēn*. Ebenso ist der ndd. Konsonantismus, abgesehen von der Bewahrung der stimmhaften Medien, in der Hauptsache nur insoweit erhalten, als er mit dem Obs. stimmt. Es heißt Inf. *dūn*, Subst. *dōt* mit Ersatz der obs. stimmlosen Media durch die stimmhafte, die ihr näher steht als die aspirierte Tenuis, *appel*, *štrump*, *fērt* (= Pferd), *drāgen*. Agathe Lasch denkt an den

Einfluß von Leipzig, mit dem Berlin im 16. Jahrhundert in engeren Handelsbeziehungen stand. Auffällig freilich der Gegensatz in der Aussprache von anl. *g* und in der von inl. *b* (= md. *b̌*), für das auch berl. *daibel*, *štībel*, *kēber*, *šwēbel* in Betracht zu ziehen sind. Vgl. dazu Löwe, Ndd. Jb. 14, 36ff. Schon Braune, PBB. 1, 514 Anm. hat aber auf eine von Pfeiffer, Germ. 11, 320ff. veröffentlichte Notiz des Kaspar Sciopius vom Jahre 1626 hingewiesen, derzufolge die Meißner noch im 17. Jahrhundert anl. *j* für *g* gesprochen hätten: *Jott jeb euch ein gutes naues Gar.*

Die Hamburger Verhältnisse erörtert ein Kieler Programm von Beese vom Jahre 1902, die Bremer eine Dissertation von Heuser («Die nhd. Schriftsprache während des 16. und 17. Jahrhunderts in Bremen, Kiel 1912»). Über das Ndd. als Kirchensprache in Bremen während des 16. Jahrhunderts hatte schon 1895 Iken gehandelt, Bremer Jb. 17, 47ff. Heuser zeigt, daß im Verkehr mit dem Reichskammergericht in Speyer der Gebrauch der hd. Kanzleisprache rund 1550, im sonstigen auswärtigen Aktenwechsel etwa 1555 einsetzt. Dies Resultat läßt sich auch in den allgemeinen Rahmen der ndd. Kanzleien gut einstellen, über die wir besonders durch Scheel, «Zur Geschichte der Pommerischen Kanzleisprache» unterrichtet sind. Ndd. Jb. 20 (1895), S. 57ff.: Pommern, Stettin und Mecklenburg 1543, 1550, 1558. Es war in Niedersachsen der Umschwung der Verhältnisse etwas später als in der Rheingegend (Köln 1540); in Lübeck ist er aber erst zwischen 1552 und 1555 anzusetzen. Graf Anton zu Oldenburg bedient sich noch 1552 in wichtigen Angelegenheiten der ndd. Sprache, Schleswig-Holstein in einigen seiner Kanzleien noch bis 1572 (S. 35). Im inneren Aktenverkehr Bremens ergibt sich das Jahr 1630 für den reinen Gebrauch der hd. Kanzleisprache (S. 57). Hd. Drucke setzen nach einem ersten schüchternen Versuch 1525 in Bremen ein und gewinnen 1580 den Sieg, und wenn in dem Zeitraum 1581—1630 neben 27 hd. auch noch 12 ndd. Druckwerke stehen, so handelt es sich bei den letzteren doch fast nur um Katechismen, Gebet- und Rechenbücher für kleine Leute.

Auf das Nfr. und die Entwicklung der ndld. Schriftsprache glaube ich hier nicht eingehen zu sollen.

8. Akzent- und Lautlehre.

Gehen wir zu den Bestrebungen über, die in neuerer Zeit auf den einzelnen Gebieten der deutschen Sprachforschung zukunftver-

sprechend sich bemerkbar machen, so zeigt sich auf dem Gebiet der Lautlehre deutlich das erfreuliche Bestreben, in das Verständnis der feineren Schattierungen einzudringen, die das ausmachen, was wir «Akzent» zu nennen pflegen. Über die Arbeiten, die der lebenden Sprache gelten, unterrichtet Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache[3], S. 91ff. Ich suche hier, wie anderwärts, lediglich die Richtung anzudeuten, in der sich die Forschung bewegt. Erschöpfendes kann ich nicht bieten, und jede Auswahl bleibt subjektiv. Für die älteren Sprachphasen haben die sprachmethodischen und schallanalytischen Studien von Sievers, deren Zusammenhang mit Sievers' älteren phonetischen und metrischen Studien Streitberg, GRM. 2, 585ff. sehr hübsch dargelegt hat («Zur Rhythmik und Metrik des nhd. Sprachverses», Verhandlungen der 42. Philologenversammlung, Wien 1894, S. 370ff.; «Über Sprachmelodisches in der deutschen Dichtung», Rektoratsrede, Leipzig 1901 = NJbb. f. klass. Altertum 5, 57ff.; «Zur älteren Judith», PrDSt. 8, 181ff. vom Jahre 1908, wiederabgedruckt in den «Rhythmisch-metrischen Studien», Heidelberg 1912; ferner «Metrische Studien 1—4», Leipzig 1901ff.; «Steigton und Fallton im Ahd.», Festgabe für W. Braune, 1920 usw.), und die seiner Schule (Luick, «Über Sprachmelodisches in deutscher und englischer Dichtung», GRM. 2, 14ff., 1910) manche Anregung gegeben; doch sind die neuen Methoden noch lebhaft umstritten. Vgl. oben S. 65ff., 112ff. An Sievers anknüpfend, hat z. B. Karg, IF. 41, 1ff. jüngst die verschiedenen Formen des Relativpronomens im Heliand C zu erklären gesucht.

Beobachtungen, wie sie für die nordischen Sprachen gemacht sind, fehlen. Möller hat 1922 in einem Aufsatz «Hochton nach Auftakt», IF. 40, 169ff., der wohl sein eigentliches Ziel verfehlt, auf die Tatsache hingewiesen, daß im Schwedischen der musikalische Tiefton (Gravis) des einfachen Wortes sich im komponierten nach unbetontem Präfix in den Hochton (Akut) verwandelt: schwed. *än'dlig* («endlich»), *dö'dlig* («sterblich»), *möj'lig* («möglich»), *rim'lig* («füglich»), aber *oän'dlig*, *odö'dlig*, *omöj'lig*, *orim'lig*; *tàla* («reden»), *min'ska* («mindern»), *dèla* («teilen»), aber *förtála*, *förmin'ska*, *fördéla*; *slùta* («schließen»), *skrìva* («schreiben»), *klàga* («klagen»), *vàra* («wahren»), aber *beslúta*, *beskríva*, *beklága*, *bevára*. Ebenso im Dänischen, wo der nordische Hochton teilweise zum Stoßton geworden ist. Ähnliches hat Sievers, Phonetik [5]249 für nhd. *gèhn* : *vergéhn*, engl. *gèt* : *forgét* festzustellen zu können geglaubt; vgl. aber Jespersen, Phonetik [2]244, van Wijk, Archiv f. slav. Phil. 36, 355 konstatiert den Gegensatz

slav. *tòkъ* und *potókъ*. Es könnte sich also um eine bereits idg. Erscheinung handeln. Möllers Versuch, die wgerm. Entsprechungen der got. reduplizierenden Präterita mit Hilfe dieses Akzentgesetzes zu erklären, bleibt aber sehr problematisch. Sind die von Zwierzina, ZfdA. 45, 291 nicht recht erklärten Reime Wolframs *lôs* : *verlôs*, *lust* : *verlust* damit in Verbindung zu bringen?

An die Beobachtung von Sievers, daß in den Sprechtakten *zahl*, *zahlen*, *zahlende* die Quantität der Hauptsilbe progressiv abnimmt, hat Frings seine Erklärung der «rheinischen Akzentuierung» geknüpft (DDG. 14, Marburg 1916), auf die zuerst Hardt, «Vokalismus der Sauermundart», Progr. d. Echternacher Gymn. 1843 hingewiesen und mit der sich wissenschaftlich Nörrenberg, PBB. 9, 402 ff., neuerdings (1910) Engelmann, PBB. 36, 382 ff. und die rheinischen Dialektgeographen beschäftigt hatten. Er sucht die Erscheinung der «Schärfung», wie er sie nennt, dialektgeographisch festzulegen und ahnt einen Zusammenhang mit alter keltoromanischer Sprechweise. Vorher hatten Kern, IF. 26, 258 ff. (1909) das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Betonung und Laut für die niederländisch-limburgischen Mundarten dargelegt und Capesius hatte in seiner Dissertation «Die Vertreter der alten *ī*, *ū*, *ǖ* im Siebenbürgisch-Sächsischen», Berlin 1912 den Unterschied in den Diphthongierungsstufen mslfr. Dialekte durch den sog. rheinischen Akzent erklärt.

Lachmanns metrische Beobachtungen sind in ihrer Wichtigkeit für die Frage des germanischen Akzentes früh erkannt worden (Scherer, ZGddSprlS. 134 ff., 275 ff.). Sievers, PBB. 4, 522 ff. 5, 63 ff., 101 ff. hat geglaubt, ihren Wert einschränken zu müssen und gegen seine eigenen, für die Frage der Auslautprozesse wichtigen Ausführungen Scherers Widerspruch ZGddSpr.², S. 611 wachgerufen. So entstand ein Gegensatz zwischen den Schlüssen aus der Metrik und denen aus sprachgeschichtlichen Vorgängen, der in neuerer Zeit wieder die Aufmerksamkeit erregt hat. Roethe, SBer. der Preuß. Akademie 1919 brachte aus der deutschen Sprachgeschichte Zeugnisse gegen die von Sievers postulierte vorahd. Betonung **nérìta*. Er erwies, wie unbequem selbst die Folge ⏑́ ⏑̀ × stets dem Sprachgefühl war. Überzeugend wirkt insbesondere die Behandlung von Fremdwörtern wie *sēcūrus*, vulgärlat. *sĕcūrus* > *sihhur*, *bolētus* > *buliz*, *monēta* > *muniza*, *sagēna* > *segin*, *asellus* > *esil* usw. Neckel, IF. 40, 123 ff. (1920) sucht nach anderer Richtung zu vermitteln, indem er mit Lachmann ansetzt got. *násidà*, *hábaidà*, aber *sálbòda*, *háuhìda*, woneben aber bei den mit langer erster Silbe auch der für die Erklä-

rung der ahd. Synkopierungserscheinungen geforderte Typus *dómidà* schon vorhanden gewesen sei, insbesondere bei den schwachen Präteriten, aber auch in der Vorform von spätahd. *sālda*, ae. *Hālga*, anord. *helgir* usw. Auf Endbetonung deuten auch nicht nur gelegentlich belegtes ahd. *sagata*, *fordolata* mit *a* aus *ē(ai)*, sondern auch ae. *gyldne*, anord. *gullnir*, anord. *lausnar* = got. *lauseinais*. Die Sache liegt vielleicht so, daß sich im Satzzusammenhang immer wieder die Wichtigkeit der die Beziehungen der Begriffe andeutenden flexivischen Elemente geltend machte, die den Ton anzogen, während die wortbildenden nur unter besonderen Verhältnissen ihre Bedeutsamkeit zur Geltung brachten, z. B. wenn *grōz* und *grōziro*, vielleicht auch wenn *hōhida* und *tiufida* kontrastiert wurden, also stets bei Neubildungen. Rhythmische Gründe werden den Typus *hóhìda*, *grózìro* gefordert haben, wenn die erste Silbe der Worte eine rhetorische Steigerung erfuhr (wenn sie nach Zwierzinas für den Vers geprägtem Ausdruck in «beschwerter Hebung» stand).

Unabhängig davon hat Edw. Schröder, ZfdA. 60, 285f. im Vorbeigehen darauf hingewiesen, daß in Kompositen neben der (normalen) Betonung *Líubwìni* > *Liubwin* auch die Betonung *Líubwinì* > alem. *Liubini*, bayr. *Liupuni* angenommen werden muß neben as. *Sálabèki* auch *Sálabekì* > *Salbke*, neben *-hùsun* im zweiten Gliede von Ortsnamen auch *-hūsùn*, wie die ndd. Ortsnamen auf *-sen* verraten. Die Betonungen *eigentümlich*, *leibhäftig*, *forélle*, *holúnder*, *lebéndig* haben Behaghel in Pauls Grundriß I², 687, Wilmanns Gr. I², 340 zu erklären gesucht, vgl. auch H. Schröder PBB. 32, 120ff. Gebhardt, ZfdMa. 2 (1907), S. 155ff. Eine zusammenfassende geschichtliche Beleuchtung derartiger auffallender deutschen Akzenterscheinungen, besonders auch der Akzentverschiebungen bei Kompositen gibt jetzt Hammerich «Zur deutschen Akzentuation» (Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Hist.-filol. Meddelelser VII, 1, Kopenhagen 1921). Tatsachen der Metrik und Grammatikerzeugnisse werden dabei durch die Jahrhunderte verfolgt und erfolgreich ausgenutzt.

Wenn Edw. Schröder in seinen «Reimstudien II», GGN. 1918, S. 421 nachweist, daß Otfrid *thô* und *sô* nie reimt, so darf man daraus vielleicht satzmelodische Schlüsse ziehen; ebenso wohl aus der Beobachtung von L. Wolff («Untersuchungen über Otfrids Reimkunst», ZfdA. 60, 265ff.), daß Otfrid, der ungleich akzentuierte Wörter nicht gern bindet, Reime wie *scônaz* : *managaz* sichtlich meidet.

Über den Satzrhythmus der deutschen Prosa hat Burdach, SBer. der Preuß. Akademie 1900, S. 520ff. gehandelt, insbesondere

über die Verwertung der aus der Kunstprosa der Antike stammenden rhythmischen Satzschlüsse. Vgl. auch Hans W. Polak, «Phonetische Untersuchungen I. Zur Schlußkadenz im deutschen Aussagesatz», XIX. Mitteilung d. Phonogramm-Archiv-Kommission, WSB. 16, 45 (1911).

9. Wortlehre.

Auf dem Gebiet der Wortlehre sind die einst so lebhaft erörterten Fragen der Flexionslehre allmählich etwas in den Hintergrund getreten. «Das schwache Präteritum und seine Vorgeschichte» hat ausführlich Collitz erörtert mit einem Überblick über die gesamte Geschichte der Forschung auf diesem Gebiet in der Hesperia I, Göttingen 1912. Seine eigene Hypothese hat wenig Beifall gefunden und eine neue Behandlung von Brugmann, PBB. 39, 84 ff. hervorgerufen. Aus der Stammbildungslehre, in die ja die Bildung des schwachen Präteritums mit eingreift, hatte in zusammenfassender Darstellung v. Bahder, durch Osthoffs «Forschungen» beeinflußt, schon 1880 in einer Preisschrift «die Verbalabstrakta in den germ. Sprachen» behandelt, später L. Sütterlin eine «Geschichte der Nomina agentis im Germanischen» gegeben (1887). Kluges «Nominale Stammbildungslehre», Halle 1886, 2. Aufl. 1899 bietet eine knappe Zusammenstellung aller nominalbildenden Elemente; wertvoller ist Wilmanns' schon erwähnte Arbeit im zweiten Bande seiner Grammatik. Dialektgeographisch behandelte Wrede 1908 «die Diminutiva im Deutschen», DDG. 1, 77 ff. Während all die genannten Gelehrten die Formen in den Vordergrund rücken, nimmt Paul (Deutsche Gr. 5) auch auf die Bedeutungsgruppen stark Rücksicht. Über die Verbalpräfixe besitzen wir verschiedene Arbeiten, die Hirt in dem gleich zu nennenden Werk S. 112 verzeichnet: über *be-* von Hittmayr, *er-* von Th. Jacob, *ge-* von Eckardt, Berner, van Sway (Wustmann, AfdA. 29, 187 ff.), Meier, Dahn, *ab-* von Wellander. Mit der Vorsilbe *ver-* und ihrer Geschichte hat sich eingehend M. Leopold beschäftigt (Germ. Abh. 27, Breslau 1907 und «Zur Behandlung des Artikels *Ver-* im DWb.», Progr. Breslau 1910). Vgl. auch Leinen, «Über Wesen und Entstehung der trennbaren Zusammensetzung des deutschen Zeitwortes», Straßburg. Diss. 1892; Purtscher, Die untrennbaren Partikeln im ahd. Tatian, Leipzig. Diss. 1902; Wilmanns, DGr. 2, 118 ff. 3, 508 ff. Die Verbalkomposition greift in die von Streitberg in Fluß gebrachte Frage nach der Scheidung perfektiver und imperfektiver Verben ein.

Einen guten Überblick über das auf lexikographischem

Gebiet Geleistete und die nächsten Aufgaben der Forschung gibt Hirt, «Etymologie der nhd. Sprache», 2. Aufl., München 1921 (im Handbuch für den deutschen Unterricht IV, 2). Dort ist auch S. 58 ff. über die älteren deutschen Wörterbücher, besonders Adelung und Campe gehandelt. Von den Fortsetzern der Brüder Grimm hat Rudolf Hildebrand das Verdienst, mit klarer Erkenntnis die Bedeutungsgeschichte in den Plan des Wörterbuchs aufgenommen zu haben, sicherlich auch durch Beneckes sorgsame Beobachtungen am mhd. Sprachschatz geleitet. Er hat namentlich für solche Wörter Hervorragendes geleistet, die für die deutsche Geistesgeschichte von Wichtigkeit sind. Seine mit besonderer Liebe gearbeiteten Artikel «Geist», «Gemüt», «Genie» sind mit Recht berühmt geworden. Wie hübsch aber etwa auch «Krämer» behandelt ist, hat Alfred Götze, Wiss. Beihefte des Sprachvereins 4, 96 hervorgehoben. Aus den neueren Lieferungen sei v. Bahders «Weg» herausgehoben. Auch der neue Weigand (s. u.) verdankt v. Bahders Fleiß und Gelehrsamkeit viel. Sanders (1859—65, Ergänzungswörterbuch 1879—85) brachte neues Material, namentlich aus dem 18. und 19. Jahrhundert, ohne es recht verarbeiten zu können. Die äußere Geschichte der Worte stellte Weigand (1857—71), der ursprünglich nur eine Bearbeitung von Schmitthenners «Kurzem deutschen Wörterbuch für Etymologie, Synonymik und Orthographie» gab, vielfach besser dar als die Brüder Grimm, indem er namentlich auch die ersten Belege festzustellen suchte; die 5., von K. v. Bahder, Herman Hirt und Karl Kant bearbeitete Auflage, Gießen 1909, in zwei Bänden, rückt die Etymologie stärker in den Vordergrund. Hübsche Belege aus dem 18. und 19. Jahrhundert bietet auch Moriz Heynes dreibändiges Wörterbuch, Leipzig 1890—95. Inzwischen hat sich das Material für das Grimmsche Wörterbuch sehr vermehrt, namentlich seitdem die Deutsche Kommission bei der Berliner Akademie sich des Wörterbuchs angenommen hat. Von den neuen Wörterbüchern der Zukunft träumt Roethe, Neue Jbb. 31 (1913), I, 64 ff.

Auch weitere Kreise haben Kluges Bemühungen um die äußere Wortgeschichte interessiert in Aufsätzen, die z. T. gesammelt erschienen («Bunte Blätter», Freiburg 1911, «Wortforschung und Wortgeschichte», Leipzig 1912 u. a.). Zahlreiche Einzelheiten sind in den 15 Bänden seiner «Zeitschrift für deutsche Wortforschung» 1900—1914 erörtert. Sein «Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache», Straßburg 1883 erfreut sich dauernder Beliebtheit (10. Aufl., 1924).

Die Richtlinien für die Bedeutungsgeschichte, die Paul in seinen «Prinzipien» gab, zeigt Waag «Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes», 3. Aufl., Halle 1915 in Anwendung. Andere Literatur verzeichnet Hirt aaO., S. 405ff. Teilweise neue Gesichtspunkte haben sich ergeben durch die auf Anschauung drängende Arbeitsweise. der die 1909 von Meringer begründete Zeitschrift «Wörter und Sachen» dient. Sperbers Affektenlehre («Über den Affekt als Ursache der Sprachveränderung», Halle 1914) enthält gewiß einiges Richtige, aber, wie mir scheint, in einseitiger Übertreibung.

Verschiedene lexikographische Desiderata hat H. Paul vorgebracht: «Über die Aufgabe der wissenschaftlichen Lexikographie mit besonderer Rücksicht auf das Deutsche Wörterbuch», MSB. 1894, I, S. 53ff. Er weist unter anderem darauf hin, wie wichtig es auch für den Aufbau der Wortgeschichte ist, die Verhältnisse der Gegenwart aufs sorgfältigste zu untersuchen, und fordert insbesondere bei der Quellenbenutzung eine bessere Berücksichtigung der Quelle, die jeder im eigenen Sprachgefühl hat, das z. B. über okkasionellen und usuellen Gebrauch eines Wortes für die Gegenwart meist sehr sicher orientiere. Für die Bedeutungslehre betont er die Wichtigkeit prinzipieller Erwägung bei der Rekonstruktion des oft aus den Quellen direkt nicht nachzuweisenden Bedeutungswandels mit einer Anzahl lehrreicher Beispiele. Er betont ferner, daß die Aufgaben der Wortforschung nicht erfüllt werden können, solange die Behandlung der Wörter isoliert bleibt. Innerlich Zusammengehöriges muß auch im Wörterbuch zusammenhängend behandelt werden, z. B. der Gebrauch von Wörtern in Zusammensetzungen, wie des Adverbs *ein-* in *eintreten, einatmen, einlernen, einstecken, einblasen, eindämmen* usw. Neben dem lautlich Zusammengehörigen muß auch das begrifflich Zusammengehörige einheitlich dargestellt werden, auch was «durch einen gewissen Parallelismus der Funktion» zusammengehalten wird. Die Tatsache, daß *befinden, benehmen, betragen, stellung, verstellung, bewegung* Verbalsubstantiva zu den Reflexiven *sich befinden, sich benehmen, sich behagen, sich stellen, sich verstellen, sich bewegen* sind, während z. B. *erhebung* doppeldeutig ist (*die erhebung Preußens gegen Napoleon* gegen die *erhebung Müllers in den adelstand*)[1], muß auch im Wörterbuch zum Ausdruck kommen. Eine Art Fortsetzung bildet Pauls Aufsatz

[1] Ein treffenderes Beispiel wäre *entwicklung eines gedankens*, wobei *eines gedankens* Gen. obj. oder subj. sein kann: *einen gedanken entwickeln* oder *ein gedanke entwickelt sich.*

«Über die Aufgaben der Wortbildung», MSB. 1896, S. 192ff., der die Notwendigkeit nachweist, die Bedeutungslehre und auch Teile der Syntax bei der Wortbildungslehre zu berücksichtigen und dabei nhd. Wortbildungserscheinungen glücklich erläutert. Paul hebt z. B. hervor, daß bei den Nomina actionis zwei Bedeutungsklassen bestehen, je nachdem ob sie einen einzelnen bestimmt abgeschlossenen Vorgang oder ein fortlaufendes Geschehen bezeichnen: *schritt*: 1. das einmalige Ausschreiten; 2. die fortgesetzte langsame Bewegung (*im schritt, schritt halten*); *gang*: 1. *mein erster gang war zu ihm*; 2. *in gang bringen*. Ähnlich bei den Nomina actoris. Im Zusammenhang damit vergleicht er auch die Konkurrenz der verschiedenen Bildungsweisen für Nomina actionis im Nhd.: *tritt, ritt, schuß, schlag* nur für den einzelnen abgeschlossenen Vorgang im Gegensatz zu *das treten*; bei den einfachen *o*-, *i*-, *â*-Stämmen häufig Übergang zur Dingbezeichnung: *trank, gabe, bahre, wage, grube*; Neubelebung der Bildungsweise bei Zusammensetzung mit Partikeln: *ab*-, *an*-, *auf*-, *ein*-, *um*-, *vor*-, *zusatz*; *ab*-, *an*- *zusage*; Neubildungen wie *betrieb, bezug, verbleib, beleg, bericht, erlös*; Produktivität von *-ung* bei transitiven Verben (dabei Gen. obj.) und nur begrenzte Verwendung bei intransitiven, insbesondere zusammengesetzten (*erblindung* zu *erblinden, erkältung, verdummung, verrohung, verkalkung, abmagerung* usw.); Verhältnis zum substantivierten Infinitiv und vieles andere. Einiges ist im 5. Bande von Pauls «Deutscher Grammatik» wiederholt.

Pauls «Deutsches Wörterbuch», Halle 1897 (3. Aufl. 1921) sucht die hier gestellten Forderungen zu erfüllen, soweit das im engen Rahmen eines mäßig starken Bandes möglich war. Man wird es überall auch neben den besten Artikeln des großen DWbs. zu Rate ziehen. Z. B. wird *entstehen* bei Jakob und Wilhelm Grimm, nach Anführung der mit sehr abweichender Bedeutung entsprechenden got. ahd. nnld. Verba und einem zweifelhaften Beleg für die Bedeutung «widerstehn» bei Fleming, zuerst im Sinne von «mangeln» und «entgehen» gebucht, mit dem Zusatz «welches letztere ebenso aus *gehen*, wie *entstehen* aus *stehen* erwächst» und der Bemerkung, daß sich das Subjekt «meistens umzudrehen» pflege, und es heißt dann weiter: «positives entstehen ‘oriri, werden’, eigentlich ‘aufstehen, surgere’, ganz wie *entspringen* ‘aufspringen’». Dagegen ist bei Paul, wo der vorausgehende Artikel *ent*- viel reichhaltiger ausgefallen ist als der ganz unzulängliche des DWbs., bei aller Knappheit doch noch hinzugesetzt, daß die erste Bedeutung jetzt nicht mehr üblich ist und daß in der zweiten gewöhnlichen *entstehen* sich als Inchoativ zu *bestehen* stellt.

Neben den Dialektwörterbüchern steht als ein wertvolles und originelles Werk die mit Hilfe von Fragebogen gearbeitete «Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache» von Paul Kretschmer (Göttingen 1916). Die wortgeographische Betrachtungsweise ist aber neuerdings auch in größeren historischen Zusammenhang gestellt und bis ins Ahd. ausgedehnt worden und hat namentlich dazu geführt, die Entwicklung der Ausdrücke für religiöse und sittliche Begriffe näher zu beleuchten. So hat Gutmacher 1914 den «Wortschatz des ahd. Tatian in seinem Verhältnis zum altsächsischen, angelsächsischen und altfriesischen» beleuchtet (PBB. 39, 1ff. 229ff. 571ff.). Er hat die starken Unterschiede in der Ausdrucksweise des Tatian von anderen ahd. Quellen schlagend nachgewiesen. «Ein Satz wie Notker 2, 97, 17 *ih fréuuo mih in dînero gnâdo, uuanda dû uuára tate mînero diêmuoti* müßte in T.'s Mundart übertragen lauten: *ih gihu mih in dînero gebo, bithiu uuanta dû giscouuôtas mîna ôdmuoti.*» Worte, die uns ebenso geläufig sind, wie sie den meisten Deutschen vor tausend Jahren waren, fehlen dem T. vollkommen: *freude, trauer, demut, gnade, erbarmen, trost, erkennen, zweifeln.* Andererseits zeigt sich, daß von etwa 2030 Worten, die im T. vorkommen, 280 den übrigen ahd. Quellen vollkommen fremd sind, während von ihnen 120 im Ags. As. Mnd. Mnl. wiederkehren. Diese Ausführungen sind von Braune in dem Aufsatz «Althochdeutsch und Angelsächsisch», PBB. 43, 360 unter höheren Gesichtspunkten aufgenommen worden, und Braune hat sehr hübsch gezeigt, wie die christliche Terminologie Deutschlands vielfach und selbst bis nach Oberdeutschland hinein durch die ags. Mission beeinflußt ist. Braune hat bei diesem Anlaß auch die Vermutung ausgesprochen, daß das Wort «*deutsch*», über das wir wertvolle Ausführungen Alfred Doves besitzen (MSB. 1893, I 201ff. und 1895, S. 223ff., Ausgew. Schriftchen vornehmlich hist. Inhalts 1898, S. 300ff. = «Studien zur Vorgeschichte des deutschen Volksnamens», Heidelberger SB. 1916, Nr. 6, dazu Edw. Schröder, GGA. 1917, S. 375ff.; Vigener, «Bezeichnungen für Volk und Land der Deutschen», Heidelb. Diss. 1901), auf einem *þēodisc* der ags. Missionare beruht. Den Gegensatz der ags. und got. Mission hat auch Ochs, PBB. 45, 102ff. in dem Aufsatz «Die Heiligen und die Seligen» berührt, der anderwärts die Ausdrücke für «gottesfürchtig, andächtig, fromm» im Ahd. mustert (1923 erschienen PBB. 44, 315ff.). Allgemeinerer Art ist die durch Streitberg angeregte bedeutungsgeschichtliche Abhandlung von Weisweiler, «Beiträge zur Bedeutungsentwicklung germanischer Wörter für sittliche Begriffe» I, IF. 41, 13ff. Vgl. auch oben S. 419ff.

Welche Entdeckungen es auf dem Gebiete der Wortgeschichte noch zu suchen gibt, hat in überraschender Weise auch die in das literarhistorische Gebiet eingreifende ausgezeichnete Arbeit «Reim und Vers» von Braune gezeigt (in den Heidelberger Sitzungsberichten 1916, Nr. 11), ein ganzes Nest alter Mißdeutungen aushebend. Braune stellt hier fest, 1. daß das ahd. *rîm* «Zahl» schon im 9. Jahrhundert durch *zala* verdrängt wird, das ursprünglich wohl speziell die Zahl als fortlaufende Reihe bezeichnete (zu *zellen*, ae. *tellen* «etwas der Reihe nach sagen, aufzählen», S. 36f.); 2. daß mhd. *rîm*, im 12. Jahrh. auftauchend, aus dem afz. *rime*, prov. *rim* entlehnt ist, die ihrerseits auf mlat. *rhythmus* zurückgehen (ital. *rima* wird prov. Lehnwort sein); 3. daß es im Mhd. und bis ins 17. Jahrh. nur «Vers, Verspaar, kurzes Gedicht» bedeutet (S. 1 ff.); 4. daß die Bedeutung «homoeoteleuton», wofür noch Adam Puschmann 1571 *bund* oder *gebend*, *gebände* sagt, mit Martin Opitz auftaucht, der in der «Deutschen Poeterey» das in seiner Bedeutung verengte fz. *rime* aus Ronsards «Abrégé» entnimmt und durch *reim* wiedergibt, nachdem das Verb *reimen* «dichten» schon zwischen Hans Sachs und Puschmann abgestorben war (nicht ganz befriedigend über *sich reimen* «zusammenpassen», S. 32ff.); 5. daß *vers* wie das lat. *versus* von ahd. Zeit bis ins 16. Jahrh. einerseits die poetische Bibelstelle, insbesondere den Psalmvers meint, andererseits einen lat. Vers, erst seit der Renaissancedichtung des 16. Jahrh. auch einen deutschen (so bei Puschmann), erst seit dem Ende des 18. Jahrh., nach der Durchnumerierung der Bibelverse, auch einen Bibelvers, und endlich — was Braune nur als Hypothese ausspricht (S. 241) — seit man deutsche strophische Psalmlieder dichtete, auch die Liedstrophe (Gesätz).

Für die Geschichte der Fremd- und Lehnwörter gibt Hirt aaO. S. 127 einen Überblick, indem er zugleich auf die ältere Literatur hinweist: ein für die Verbindung von Sprach- und Kulturgeschichte besonders lehrreiches Kapitel. Das Fremdwörterbuch von Hans Schulz, Straßburg 1913 (1. Band A—K) ist leider unvollendet geblieben. Nachträge dazu und zu Weigand von J. Schoppe, ZfdWf. 15, 174ff. Für die Geschichte der Entlehnungen aus dem Deutschen in fremde Sprachen ist verhältnismäßig wenig geschehen. Nur die älteste Phase ist einigermaßen behandelt, seit W. Thomsen die Wichtigkeit des Finnischen für die Erkenntnis der germanischen Vor- und Frühgeschichte erkannte («Über den Einfluß der germanischen Sprache auf die finnisch-lappischen», deutsch von E. Sievers 1870); vgl. jetzt Setälä, Bibliographisches Verzeichnis der in der

Literatur behandelten älteren germanischen Bestandteile in den ostseefinnischen Sprachen, SA. aus den «Finnisch-ugrischen Forschungen. Band 13, Festgabe für W. Thomsen, 2. Teil», Helsingsfors 1912/13; Karstien, GRM. 6, 65ff.; Germanisch-finnische Lehnwortstudien 1916; Wiklund, IF. 38, 48ff. IFb. 5, 1ff. Für das Slavische hat 1867 Miklosich die Bahn gebrochen. Vgl. im übrigen Hirt aaO. S. 74ff.

Mehrfach ist auf die Besonderheiten in der Sprache einzelner Stände und Volksschichten geachtet worden: Studentensprache John Meier und Fr. Kluge («Hallische Studentensprache», Halle 1895; «Deutsche Studentensprache», Straßburg 1895); Burdachs Neudruck von Ch. F. B. Augustins Idiotikon der Burschensprache von 1795 und der Kindlebenschen Studentenlieder von 1781 mit Einleitung: «Studentensprache und Studentenlied in Halle vor hundert Jahren», Halle 1894; Druckersprache Klenz (mit Wörterbuch, Straßburg 1900). Demselben verdanken wir auch ein «Schelten-Wörterbuch», d. h. ein Glossar der Schimpf-, Spott- und Scherznamen der verschiedenen Berufe, besonders der Handwerker, wobei die niederdeutschen Ausdrücke und die Gaunerwörter weitgehende Berücksichtigung erfahren haben. Kluge hat der Gaunersprache, mit der sich schon 1845 Pott beschäftigte, dann Avé-Lallemant, Jos. Maria Wagner u. a., ein Quellenwerk gewidmet: «Rotwelsch, Quellen und Wortschatz der Gaunersprachen und der verwandten Geheimsprachen. I. Rotwelsches Quellenbuch», Straßburg 1901. Das Hauptwerk ist jetzt L. Günther, Die deutsche Gaunersprache und verwandte Geheim- und Berufssprachen 1919 (ältere Arbeiten zusammenfassend); s. auch Hirt aaO. S. 331f. In neuerer Zeit ist das Jüdisch-Deutsche (Jiddische) mehrfach Gegenstand der Aufmerksamkeit gewesen. Zur Sammlung der deutschen Soldatensprache, die schon 1899 von P. Horn, 2. Aufl. 1905, behandelt wurde, hat sich während des Weltkriegs eine besondere Kommission bei der Wörterbuchkommission der K. Bayr. Akademie der Wissenschaften gebildet; vgl. Maußer, «Deutsche Soldatensprache, ihr Aufbau und ihre Probleme», Straßburg 1917.

Für die Namenforschung hat einst 1835 Mone im Anzeiger für Kunde der Vorzeit die erste systematische Zusammenstellung gegeben, hat dann Ernst Förstemann, veranlaßt durch eine für das Jahr 1849 von der Berliner Akademie («oder vielmehr eigentlich Jakob Grimm») gestellte Preisaufgabe, in seinem «Altdeutschen Namenbuch» 1854 das grundlegende Sammelwerk geschaffen, von dem der erste, die Personennamen umfassende Band in zweiter, der die Ortsnamen umfassende Doppelband in dritter, von Jellinghaus be-

arbeiteter und bis auf das 12. Jahrhundert ausgedehnter Auflage vorliegt (Bonn 1900ff.). Speziell den Personennamen gilt als wichtigste Fortsetzung des Förstemann Socins «Mittelhochdeutsches Namenbuch nach oberrheinischen Quellen des 12. und 13. Jahrh.», Basel 1903. Sammlungen und Behandlungen einzelner Personennamen aus den ältesten Quellen von Heyne (1867), Althoff (1879), Henning (1874), Albrecht Wagner (1876) u. a. dienen hauptsächlich der Lautforschung. Über die Entstehungsart der Personennamen, insbesondere der Familiennamen hatte 1853 Pott gehandelt. Strackerjahn («Die jeverländischen Personennamen», Progr. Jever 1864) hat das Verdienst, zuerst das Prinzip der Kosenamen erkannt oder doch deutlich ausgesprochen zu haben. Welche methodischen Forderungen heut an die Personennamenforschung zu stellen sind, zeigt Edward Schröder in einer wichtigen Rektoratsrede, Göttingen 1907 (vgl. auch GGA. 1900, S. 787ff.). Die modernen Familiennamen läßt Heintze, «Die deutschen Familiennamen, geschichtlich, geographisch, sprachlich» (zuerst 1882, 4. Aufl. hrsg. v. Cascorbi, Halle 1914) überschauen, ein bequemer, mit Kritik zu benutzender Führer. Dort auch ein Überblick über die lokale Forschung: die geographische Methode hat hier besondere Aufgaben. Bemerkenswert ist Grohme, «Die Hausnamen und Hauszeichen, ihre Geschichte, Verbreitung und Einwirkung auf die Bildung der Familien- und Gassennamen», Göttingen 1912.

In der Ortsnamenforschung verbindet sich ethno-geographische Forschung mit der Sprachwissenschaft. Aber auch die Arbeit des Wirtschaftshistorikers, des Prähistorikers und Archäologen, selbst des Geologen sind wir oft genötigt, zu Hilfe zu rufen (vgl. Edward Schröder, Zschr. d. Harzvereins 41, 1908, S. 77). Der Ortsname ist uns zugleich historische Urkunde. Die ältere Forschung bezeichnen Jakob Grimms «Geschichte der deutschen Sprache» 1848, Paulus Cassels «Thüringische Ortsnamen» 1856, E. Förstemanns auf den 2. Band seines Namenbuchs gestützte «Deutsche Ortsnamen» 1863 und, besonders anregend, aber auch irreführend, Arnolds Buch über «Ansiedlungen und Wandlungen deutscher Stämme», Marburg 1874. 1876; daneben Steub und Bacmeister. Für die neuere Zeit gibt einen (nicht ganz ausreichenden) Überblick O. Weise, GRM. 2, 433ff. Was uns fehlt, spricht knapp Edw. Schröder aaO. S. 78 aus: «Wir bedürfen unbedingt neben einem vollständigen urkundlichen Förstemann, der nicht auf der Höhe des Mittelalters und vor dem größten Reichtum der Überlieferung haltmachen darf, eines Ortsnamenbuches

von heute, das uns überall in genauester Aufnahme die ortsübliche Aussprache bietet.»

Beim Zurückgehen in die prägermanische Periode entstehen hier die Ligurerfrage, die an die mit *bhormo-* «warm» gebildeten Ortsnamen anknüpft (Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde I, 86. 3, 173ff.; Herbig in Hoops Real-Lexikon 3, 157 ff. mit Literaturangabe; zuletzt Edw. Schröder, GGA. 1916, S. 288) und die Keltenfrage (Müllenhoff, DA. 2, 207 ff.), bei der die Orts- und Flußnamen auf ndd. *-apa*, hd. *affa* (Arnold, Ansiedlungen, S. 105, Müllenhoff, DA. 2. 277 ff.; Kossinna, PBB. 20, 295 ff., anders 28, 283; Bremer, Ethnographie der deutschen Stämme, S. 67; Schrader, Real-Lexikon der idg. Altertumskunde 1901, S. 28 f. u. a.), aber auch die auf *-manni*, *-menni*, *-minni* «Bach» (Edw. Schröder, Zschr. d. Harzvereins 41, 80) eine Rolle gespielt haben. Bei anderen Ortsnamen wie den Bildungen auf *-acum* (Cramer, Über die rheinischen Ortsnamen aus vorrömischer und römischer Zeit, Düsseldorf 1901; Leithäuser, Zschr. f. d. Mundarten 1904, S. 367 ff.) oder bei den *Walch*-Orten (Miedel, Zschr. d. Ges. f. Gesch.-, Altert. u. Volksk. zu Freiburg i. B. 22, 303 ff.) ist keltoromanische Herkunft sicher. Schlüsse auf die Wanderungen der Alemannen sind seit Arnold aus den Ortsnamen auf *-ingen* gezogen worden, die Riezeler, Bayr. Archiv f. vaterl. Gesch. 44, 33 f. als Sippensiedlungen in Anspruch genommen hat. Leo Meyer, Über den Namen Göttingen, GGN. 1906, S. 334 ff. und Kluge, Vjschr. f. Sozial- und Wirtschaftsgesch. 1908, S. 73 ff., Bunte Blätter, S. 120 ff. haben auf ältere Bildungen dieser Art aufmerksam gemacht. Daß die jungen Bildungen auf *-dorf*, *-heim*, *-hausen* nicht ausschließlich den Franken zugewiesen werden dürfen, steht heute fest. Daß bei den Germanen in älterer Zeit die von Appellativen gebildeten Ortsnamen (*Snêwidi* > *Schneeen*, *Lengidi* > *Lengden*) überwiegen, dann die von Flußnamen, hat Edw. Schröder, GGA. 1916, S. 293 f. erkannt. Die Wichtigkeit der Flußnamen auch für die Siedlungsnamen hat er bei Hoops, RL. 2, 72 ff. s. v. Flußnamen, GGA. 1916, 294 ff. schlagend dargetan.

Auf Einzelheiten kann ich wiederum nicht eingehen und erwähne nur kurz Werke wie G. Heeger, «Die germanische Besiedlung der Vorderpfalz an der Hand der Ortsnamen», Progr. Landau 1900; Hans Witte, «Deutsche und Keltoromanen in Lothringen nach der Völkerwanderung»; J. Wolf, «Deutsche Dorf- und Stadtnamen in Siebenbürgen», Progr. Mühlbach 1890.

Als methodisch wertvoll hervorzuheben ist Behaghels Aufsatz über «die deutschen Weiler-Orte», Wörter und Sachen 2, 42 ff., der

darlegt, daß die große Masse der besonders südwestdeutschen Ortsnamen auf *-weiler* und *-weil* auf Villarien der Römerzeit hinweist und daß das Walten der drei nacheinander und durcheinander wohnenden Völker sich sprachlich gut erkennen läßt: der Römer als der ursprünglichen Gründer (im zweiten Gliede dieser Namen), der Deutschen als der späteren Herren (im ersten) und des um sie herumwohnenden Kleinvolks der Keltoromanen (in der Kompositionsform). Er zeigt an einem reichen Material, daß die Weiler-Orte den Römerstraßen folgen und daß sie sich besonders gern auch in der Nähe eines römischen Kastells finden. Nur wenige der Ortsnamen verdanken jüngerer Ausbreitung des Bildungselementes, auch noch im 18. und 19. Jahrhundert ihren Ursprung. Als fränkische Siedlungen der Merowinger- und Karolingerzeit (6. bis 9. Jahrh.) beansprucht Oskar Bethe, Wö. u. Sa. 6, 58 ff. (1914/15) die in Belgien, Nordfrankreich, Elsaß, Baden, Thüringen, Sachsen gruppen- oder streifenweise auftretenden, mit Bezeichnungen der Himmelsrichtungen (Nord-, Sund-, Ost-, West-) zusammengesetzten alten Namen. Es heißt auch auf ndd. Gebiet *Sund-*, nicht *sûd-*. Bethe unterscheidet (bewußte) «Namengebung» und «Namenwerdung», zu der auch die von Edw. Schröder beobachtete «Verschleppung» gehört.

10. Syntax.

Über die Abgrenzung der Syntax gegen die Wortlehre besteht bedauerlicherweise immer noch keine Einigung. Die Syntax im engeren und weiteren Sinne blieb lange das Schmerzenskind der deutschen Sprachwissenschaft. Über die älteren Arbeiten handelte 1878 Scherer, ZfdöstGymn. 29, 108 ff. = Kl. Schr. 1, 358 ff. Es hat ziemlich lange gedauert, bis eine wirkliche Verbindung zwischen den Arbeiten der mhd. und nhd. Zeit und denen für die ältere Zeit, zwischen den letzteren und den außerdeutschen germ. Dialekts und anderen idg. Sprache eintrat. Die Syntax in Pauls Mhd. Grammatik entbehrt des historischen Unterbaus, die in seiner «Deutschen Grammatik» ist nach Behaghels Ausdruck «eigentlich nur die Syntax zweier Jahrhunderte». Wertvoll wurden für das Ahd. Oskar Erdmanns «Untersuchungen über die Syntax der Sprache Otfrids» in zwei Bänden, Halle 1874. 1876, deren Vorzüge und Mängel Scherer erörtert hat, während gleichzeitig Behaghels Dissertation «Die Modi im Heliand», Paderborn 1876 einen wohlgelungenen Vorstoß ins Altsächsische bildete. Einzeluntersuchungen, wie Tomanetz, «Die Relativsätze bei den ahd. Übersetzern des 8. und 9. Jahrh. 1879; Deneke, «Der Gebrauch des Infinitivs bei den ahd. Übersetzern des 8. und

9. Jahrh., 1880 und die Arbeiten von Pratje für das Alts. («Dativ und Instrumentalis im Heliand», Göttinger Diss. 1880, «Zum Gebrauch des Akk. im Hel.», Festgabe für Wilhelm Crecelius, Elberfeld 1881, S. 112, «Syntaktische Verwendung des Genitivs im Hel.», ZfdPh. 14, 18ff., «Der Akkusativ im Heliand syntaktisch dargestellt», Göttingen 1882, «Syntax des Heliand» I, NddJb. 11, 1ff.) schließen sich an. Bedeutsamer sind Moureks «Beiträge» und «Weitere Beiträge zur Syntax des ahd. Tatian», 1894—97. Die rein deskriptive «Syntax des Heliand» von Behaghel, Wien 1897, hat die altsächsische Forschung zu einer Art Abschluß gebracht.

Erdmanns «Grundzüge der deutschen Syntax» in zwei Bänden, der zweite von Mensing zum Abschluß gebracht, Stuttgart 1886 und 1898, bedeuteten eine Enttäuschung. Wunderlich, «Der deutsche Satzbau», Stuttgart 1892, in zweiter völlig umgearbeiteter Auflage in zwei Bänden 1901, beschränkte sich nur auf die neuere Sprache. Erst in neuerer Zeit ist die historische Forschung auf syntaktischem Gebiet lebendiger geworden. Das zeigen die Einzeluntersuchungen von Neckel («Über die altgerm. Relativsätze», Berlin 1900, Palästra 5), Held («Das Verbum ohne pronominales Subjekt in der älteren deutschen Sprache», Berlin 1903, Palästra 31), Rick («Das prädikative Participium praesentis im Ahd.» 1905), W. Wagner («Die Stellung des attributiven Genitivs im Deutschen», Gießen 1905), Herchenbach («Das Praesens historicum im Mhd.», Berlin 1911, Palästra 104), die verschiedenen Arbeiten von Delbrück («Der germ. Optativ im Satzgefüge», PBB. 29, 201ff., «Beiträge zur germ. Syntax», PBB. 36, 355ff., 37, 273ff., «Das schwache Adjektiv und der Artikel im Germ.» IF. 26, 187ff., «Zu den germ. Relativsätzen» 1909, «Zu den negativen Sätzen» 1910, «Zur Stellung des Verbums» 1911 usf.), Behaghel («Zum Realtivpronomen ‘welcher’», ZfdWf. 13, 157ff., «Fernstellung zusammengehöriger Wörter im Deutschen», IF. 31. 371ff., «Ich habe geschlafen», ZfdPh. 32, 64ff. usw.), auch Paul («Die Umschreibungen des Perfektums im Deutschen mit haben und sein», 1902) und Braune («Ahd. î als Relativpartikel», PBB. 36, 557). Einen geschickt geschriebenen Abriß gab Hans Naumann («Kurze historische Syntax der deutschen Sprache», Straßburg 1915). Doch als reife Leistung ist uns endlich lange erwartet und erhofft kürzlich der erste Band von Behaghels «Deutscher Syntax» zuteil geworden (Heidelberg 1923), die sich schon auf dem Titelblatt als «eine geschichtliche Darstellung» ankündigt.

11. Ausblick.

Wie wird sich die Wissenschaft von der deutschen Sprache in der nächsten Zukunft gestalten? Wir dürfen erwarten und hoffen, daß sie die wertvollen Errungenschaften aus allen Perioden ihrer Entwicklung festhalten wird. Mehr als bisher wird sie sich der großen Aufgaben erinnern müssen, die ihren Begründern vorschwebten. Was insbesondere Scherer wollte, wird mit neuen Hilfsmitteln aufs neue in Angriff zu nehmen sein. Die exakten Methoden der Lautforschung aus den Tagen der Junggrammatiker werden ausgedehnt werden müssen auf die Erforschung der Akzentprobleme, die sich uns mit immer stärkerer Gewalt aufdrängen. Das geographische Moment muß überall berücksichtigt werden. Auch bei den Fragen der allgemeinen Sprachwissenschaft aber wird unsere nhd. Umgangssprache im Mittelpunkt stehen, eben weil sie unsere Sprache ist, der Beobachtung am unmittelbarsten zugänglich. Von hier aus dringen wir forschend ein in die eigene Vorzeit und zu den Idiomen fremder Völker, verwandter und unverwandter.

Die englische Sprachwissenschaft.

Von

Wilhelm Horn.

Einen Überblick über den Stand der englischen Sprachwissenschaft bot zu Beginn des Jahrhunderts die im Auftrag der Berliner Gesellschaft für deutsche Philologie von R. Bethge herausgegebene Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens dieser Gesellschaft.[1] Meine Darstellung schließt sich im allgemeinen an diesen Bericht an. Der Jahresbericht für germanische Philologie[2] gibt jedes Jahr eine Zusammenstellung auch der Arbeiten auf dem Gebiet der englischen Sprachwissenschaft. In England erscheinen seit einigen Jahren jährliche Bibliographien für englische Sprache und Literatur.[3] Einen vortrefflichen Forschungsbericht für die Jahre 1914—20 hat J. Hoops erstattet.[4] Einen sehr lehrreichen Überblick über ein Teilgebiet, «die geschichtlichen, kulturellen und literarischen Grundlagen der neuenglischen Sprachentwickelung», hat neuerdings L. Morsbach gegeben.[5]

[1] R. Bethge, Ergebnisse und Fortschritte der germanistischen Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert, Leipzig, Reisland, 1912, S. 89 ff.: F. Dieter, Altenglisch, Mittelenglisch, Historische Grammatik; S. 126 ff.: John Koch, Neuenglische Grammatik.

[2] Angeführt: Jb.

[3] A. C. Paues, Bibliography of English Language and Literature (edited for the Modern Humanities Research Association). Das erste Heft über die Erscheinungen des Jahres 1920 erschien im Jahre 1921 in Cambridge, Bowes & Bowes. Seitdem sind die Bibliographien für 1921 und 1922 erschienen; sie sind von Jahr zu Jahr umfangreicher geworden, die letzte umfaßt 2943 Nummern. — The English Association. The Year's Work in English Studies, I: 1919—1920, ed. by Sir Sidney Lee. Oxford, Univ. Press, 1921. II: 1920—21, ed. S. Lee and F. S. Boas, 1922. III: 1922, ed. by S. Lee, 1923.

[4] Johannes Hoops, Englische Sprachkunde, Stuttgart und Gotha, Perthes, 1923. (Wissenschaftliche Forschungsberichte 1914—1920.) Angeführt: Hoops.

[5] Vgl. Fritz Roeder, Englischer Kulturunterricht, Leipzig, Teubner, 1924, S. 55 ff. (Die Hinweise darauf konnten erst bei der Korrektur eingefügt werden.)

In der folgenden Darstellung soll das Erobern neuer Gebiete und besonders das Suchen nach neuen Methoden in den Vordergrund gestellt werden. Die Durcharbeitung des gesamten Stoffes in ganzer zeitlicher Länge und räumlicher Breite ist natürlich notwendig für den Ausbau der Wissenschaft. «Aber», so sagt H. Schuchardt, «in der Vervollkommnung der Methoden liegt der wahre Fortschritt der Wissenschaft».[1]

Auf Lücken der Forschung, große und kleine, werde ich häufig aufmerksam machen.[2] Die Wissenschaft von der englischen Sprache ist noch jung. Trotzdem fehlt es nicht an trefflich organisierten großen wissenschaftlichen Unternehmungen. Es sind aber noch andere große Arbeiten zu leisten, die nur durch planmäßige Zusammenarbeit bewältigt werden können. Wenn meine Hinweise auf solche Aufgaben der Wissenschaft auf fruchtbaren Boden fallen, so wäre ein Hauptzweck dieses Berichtes erreicht.

* * *

Die Forschungen über die Stellung des Englischen in der westgermanischen Spracheinheit sind noch im Fluß. Gewöhnlich gliedert man das Westgermanische in das Anglofriesische[3] (oder Ingwäonische) und das Deutsche, dieses teilt man weiter in das Niederdeutsche und das Hochdeutsche. Aber aus Beobachtungen am Wortschatz und der Lautgestaltung schließt F. Wrede, daß zum Ingwäonischen ursprünglich außer England und Friesland noch ganz Norddeutschland gehört hat[4]; nach seiner neuesten Auffassung hat sich das Ingwäonische ursprünglich sogar nach Süddeutschland erstreckt.[5]

Die Frage der Besiedelung Großbritanniens durch niederdeutsche Stämme und die Entstehung der altenglischen Mundarten

— Ein Vortrag von H. C. Wyld (English Philology in English Universities, Oxford, Clarendon Press, 1921) handelt von den Leistungen und Aufgaben der englischen Universitäten auf dem Gebiet der englischen Sprachwissenschaft.

[1] Vgl. Hugo Schuchardt-Brevier, ein Vademekum der allgemeinen Sprachwissenschaft, herausgegeben von L. Spitzer, Halle, Niemeyer, 1922, S. 345.

[2] Ich möchte jedoch darauf hinweisen, daß ich und meine Schüler eine Reihe von Arbeiten in Angriff genommen haben in der Absicht, einige von diesen Lücken füllen zu helfen.

[3] Über das Anglofriesische vgl. Morsbach, Anglia-Beiblatt 7, 323; Siebs in Pauls Grdr. der germ. Phil. I², 1152.

[4] Zs. f. deutsche Mundarten 1919, 14 ff.

[5] Wrede, Ingwäonisch und Westgermanisch, Zs. f. deutsche Mundarten 1923 (Bachmann-Heft).

ist eingehend untersucht worden.[1] Hier sei nur hingewiesen auf die Forschungen von Chadwick, Brandl und Hoops. A. Brandl hat in seiner bedeutsamen Untersuchung[2] außer den Berichten über die Siedelungen der niederdeutschen Stämme in England und den sprachlichen Kriterien noch ein weiteres Kriterium herangezogen, das auch bei der Frage der Mundartenentstehung in Frankreich eine Rolle gespielt hat: die kirchliche Geographie; die ae. Bistümer wurden regelmäßig je für ein Stammesreich eingerichtet, so daß die kirchliche Geographie sich mit der politischen deckte.

Für die Frage der Entstehung der ne. Schriftsprache hat L. Morsbach (1888)[3] eine sichere Grundlage gelegt. Die Untersuchungen, die sich auf die Londoner Urkunden von 1384—1430 stützen, wurden von seinem Schüler J. Lekebusch an den Urkunden von 1430—1500 fortgesetzt.[4] Morsbach erwies London als «Ausgangspunkt einer allgemeinen Schriftsprache». Damit waren die Hypothesen überwunden, die in dem Bibelübersetzer Wyclif oder in dem Dichter Chaucer den Schöpfer der Schriftsprache sehen wollten. Die Stellung Chaucers zur Schriftsprache hat die Forscher wiederholt beschäftigt.[5] Eine kurze Darstellung über das Wachstum der Schriftsprache gibt H. C. Wyld[6]; für die Frühzeit der Schriftsprache gibt H. M. Flasdieck[7] einen kritischen Überblick, der die Arbeit der neuesten Zeit berücksichtigt, und eine Weiterführung der Forschung.

W. Dibelius[8] vertrat die Meinung, daß sich nicht nur in London, sondern auch in Oxford schriftsprachliche Tendenzen entwickelten, und daß dann der Drucker Caxton zwischen beiden Sprachtypen ver-

[1] Vgl. Hoops, S. 5 ff.

[2] A. Brandl, Zur Geographie der ae. Dialekte, Abh. der Preuß. Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl., 1915.

[3] L. Morsbach, Über den Ursprung der ne Schriftsprache, Heilbronn, Henninger, 1888.

[4] J. Lekebusch, Die Londoner Urkundensprache von 1430—1500, Stud. zur engl. Phil., 23 (1906).

[5] Morsbach, Me. Gr., S. 18; J. Frieshammer, Die sprachliche Form der Chaucerschen Prosa, Stud. zur engl. Phil., 42 (1910); F. Wild, Die sprachlichen Eigentümlichkeiten der wichtigsten Chaucer-Handschriften und die Sprache Chaucers, Wiener Beitr. zur engl. Phil., 44 (1915), eine sehr eingehende Untersuchung, vgl. dazu Flasdieck, S. 11 ff.

[6] Wyld, Gesch. d. Engl., S. 213 ff.

[7] H. M. Flasdieck, Forschungen zur Frühzeit der ne. Schriftsprache, Teil 1 und 2, Stud. zur engl. Phil., 65 u. 66 (1922).

[8] W. Dibelius, John Capgrave und die englische Schriftsprache, Anglia 23 (1900) und 24 (1901).

mittelte. Diese Ansicht, wonach die Schriftsprache neben überwiegenden Londoner auch Oxforder Züge aufwiese, ist angefochten worden[1] und wird sich kaum halten lassen. Bei der wichtigen Stellung, die Caxton in der Entwickelung der Schriftsprache einnimmt, ist es nötig, daß die Untersuchung seiner Sprache auf eine viel breitere Grundlage gestellt wird, als dies in der Untersuchung von Römstedt (1891) geschehen ist.[2] Überhaupt bedarf das für die Sprachentwickelung sehr wichtige 15. Jahrhundert noch eingehenderer Durchforschung.[3]

Da die Schriftsprache auf der alten Londoner Mundart beruht, war es von Wichtigkeit, die Geschichte dieser Mundart zu erforschen. An Morsbachs Untersuchung schlossen sich Arbeiten von E. Dölle und W. Heuser an.[4] Der letztere Forscher kommt, indem er namentlich die Ortsnamen als Quelle benutzt, zu dem Ergebnis, daß London als alte Hauptstadt von Essex zum ostsächsischen Sprachgebiet gehörte. Daß die Sprache Londons immer mehr mittelländischen Charakter annahm, das hat schon Morsbach gezeigt und haben neuere Untersuchungen noch deutlicher herausgearbeitet. Die Forschungen über die alte Londoner Mundart sind noch nicht abgeschlossen; für die Zeit nach 1500 fehlt es noch ganz an Untersuchungen.

Über die Ausbreitung der Schriftsprache sind wir noch nicht genügend unterrichtet. Vor allem ist zu fragen, wie die Londoner Sprache in den verschiedenen Landschaften sich gestaltet, wie die Mundarten allmählich aus der geschriebenen Sprache verschwinden. Ein Corpus der mittelenglischen Urkunden, privater und öffentlicher, würde der Forschung, und nicht nur der Sprachforschung, die größten Dienste leisten.[5] Auch auf die Zeit des Aufkommens der englischen

[1] Vgl. die S. 514 angeführten Schriften von Lekebusch und Frieshammer.

[2] H. Römstedt, Die englische Schriftsprache bei Caxton, Preisschrift, Göttingen 1891.

[3] Vgl. besonders die Arbeit von Dibelius, die einen Überblick über die Sprache des 15. Jahrhunderts gibt, außerdem die Arbeiten von Lekebusch, Wild, Frieshammer, Flasdieck u. a.

[4] E. Dölle, Zur Sprache Londons vor Chaucer, Stud. zur engl. Phil., 32 (1913). — W. Heuser, Alt-London, Straßburg, Trübner, 1914 (zugleich Progr. Realgymn. Osnabrück).

[5] Es ist sehr erfreulich, daß Morsbach neuerdings die von ihm seit Jahren gesammelten me. Privaturkunden, soweit sie nicht in London oder Middlesex geschrieben sind — es sind 26 —, veröffentlicht hat: Me. Originalurkunden von der Chaucer-Zeit bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, Heidelberg, Winter, 1923 (Alt- und mittelengl. Texte, 10).

Sprache als Urkundensprache wäre zu achten und die Frage zu stellen, warum in verschiedenen Gegenden die lateinische und die französische Urkundensprache zu verschiedenen Zeiten von der englischen abgelöst wurde.[1]

Neben den landschaftlichen machen sich auch in der älteren Schriftsprache besonders stark soziale Unterschiede bemerkbar. Der Schriftsteller Caxton, der Schreiber der Urkunden einer Londoner Kirche und die Mitglieder der Kaufmannsfamilie Cely schreiben zu gleicher Zeit recht verschiedene Sprachen.

Wie der schriftlichen Einigung im Gebrauch der Sprache allmählich eine Einigung im mündlichen Gebrauch nachfolgte, ist noch genauer zu untersuchen. Neuerdings hat H. C. Wylds inhaltsreiche Geschichte der Umgangssprache mancherlei Neues darüber gebracht.[2] Das 'Standard English', das Hochenglische, beruht zwar im ganzen auf der Londoner Mundart. Das schließt jedoch nicht aus, daß es mancherlei Sprechformen aus anderen Mundarten aufgenommen hat, und zwar offenbar durch die provinziell gefärbte Umgangssprache hindurch.[3]

Die Ausdehnung des «Hochenglischen» über das eigentliche England hinaus bedarf noch eindringender Untersuchung. In Schottland bildete sich eine besondere schottische Literatursprache aus; sie ist erst nach der Vereinigung von Schottland und England der englischen Schriftsprache gewichen. Aber die Mundart wurde in volkstümlicher Literatur weiter gebraucht, und es ist eine neue schottische Literatursprache ('Standard Scots') entstanden. Die meisten neueren schottischen Dialektschriftsteller streben nicht die Wiedergabe einer bestimmten örtlichen Mundart an[4], da sie in ganz Schottland leicht verstanden werden wollen. Stevenson hat sich über sein Schottisch so geäußert: I simply wrote my Scots as I was able, not caring if it haled from Lauderdale, or Angus, Mearns or Galloway.[5]

---

[1] Für Deutschland vgl. Behaghel, Gesch. d. d. Spr.[4], S. 37 ff.

[2] H. C. Wyld, A History of modern colloquial English, London, Fisher Unwin, 1920.

[3] Vgl. S. 549.

[4] Während die meisten neueren schott. Dialektschriftsteller 'Standard Scots' schreiben, verwenden einige wenigstens einzelne örtliche Eigentümlichkeiten. So schimmern bei George Macdonald und Charles Murray Züge der Mundart von Aberdeenshire durch; William Alexander dagegen schreibt ein ausgeprägtes Nordostschottisch. Vgl. W. Grant and J. M. Dixon, Manual of modern Scots, Cambridge, Univ. Press, 1921.

[5] Grant-Dixon, S. XX.

Es wäre lehrreich, die Entstehung dieser neuschottischen Literatursprache genauer zu untersuchen, sie zu vergleichen mit der Mundart der engeren Heimat der einzelnen Schriftsteller und festzustellen, welche Aussprachevarianten und welche Wörter sie anwenden und welche sie meiden. Eine solche Untersuchung wäre von grundsätzlicher Bedeutung, da sie Licht werfen könnte auf die Herausbildung einer Schriftsprache in der älteren Zeit.

Das Englische außerhalb Großbritanniens ist von der Forschung erst in neuerer Zeit beachtet worden.[1] Über das Englische in Irland[2], in den englischen Dominions, in Indien haben wir zwar mancherlei Beobachtungen[3], aber keine eingehenden wissenschaftlichen Untersuchungen: eine Geschichte des Englischen in diesen Ländern ist noch zu schreiben. Dagegen haben sich die Amerikaner um die Erforschung ihrer Sprache lebhaft bemüht. Der bekannte Schriftsteller H. L. Mencken bietet in seinem Buch *The American Language*[4] eine wahre Schatzkammer von Beobachtungen; seine ausführliche Bibliographie zeigt, wieviel schon über den Gegenstand geschrieben worden ist.[5]

Die weite Ausdehnung der englischen Sprache über die Welt hin bringt Schuchardt[6] zusammen mit ihrer Eigenschaft als Mischsprache und mit ihrem einfachen Formenbau: «Stark gemischte Sprachen sind ganz besonders lebensfähig, und dafür gibt es keinen besseren Beleg als das Englische, welches nicht nur von den Germanen mit größter Leichtigkeit erlernt wird, sondern auch von den Romanen, mit fast derselben wie eine romanische Sprache, und dem die außereuropäischen Völker wegen seiner morphologischen Einfachheit den Vorzug unter allen europäischen Sprachen geben».

Auf englischer Grundlage haben sich neue Sprachen herausgebildet, wo Europäer mit fremdstämmigen Völkern verkehren; *Beach-la-Mar* und *Pidgin-English* sind solche Verständigungsmittel, die im

[1] Über die Weltgeltung des Englischen s. H. Spies, Die englische Sprache und das neue England (Greifswalder Seminar-Auszug 1921), S. 3ff.

[2] P. W. Joyce, English as we speak it in Ireland, London[2] 1910; M. Hayden and M. Hartog, The Irish Dialect of English, Fortnightly Review 85 (1909), 775ff., 931ff.; J. M. Clark, The Vocabulary of Anglo-Irish, Beilage zum Jahresbericht der Handelshochschule St. Gallen 1915/16 und 1916/17.

[3] Vgl. die Bibliographie von Mencken, S. 462f.

[4] New York, Knopf, 1919, [3]1923. Vgl. die ausführliche Inhaltsangabe: G. Kartzke, Die amerikanische Sprache, Arch. 141, 181–198.

[5] Über das amerikanische Englisch vgl. unten S. 535, 550.

[6] Schuchardt-Brevier, S. 289.

Leben eine große Rolle spielen und auch sprachwissenschaftlich von großer Bedeutung sind.[1]

Zusammenfassende Darstellungen der Sprachgeschichte.

Eine Darstellung der Gesamtentwickelung der englischen Sprache, die E. Mätzner und F. Koch in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts mit frischem Mut gegeben haben, ist in der neueren Zeit nicht wieder gewagt worden. Die wissenschaftliche Arbeit erschöpfte sich seit den siebziger Jahren vorwiegend in Einzelforschung: auf Grund der neuen Erkenntnisse, die ihre klassische Darstellung in Pauls Prinzipien der Sprachgeschichte gefunden haben, wurde die englische Sprache in allen ihren Stufen mit gründlicher Methode durchgearbeitet. Diese Einzelarbeit ist noch nicht abgeschlossen. Zunächst stand die Laut- und Flexionslehre der älteren Zeit ganz im Vordergrund. Die ne. Laut- und Flexionslehre folgte erst später nach. Wortbildung und Syntax traten lange sehr zurück hinter Laut- und Flexionslehre; erst in den letzten 20 Jahren wird der Syntax lebhaftere Aufmerksamkeit gewidmet.

Eine Art Gesamtdarstellung, aber in beschränktem Umfang, hat in den neunziger Jahren H. Sweet gegeben; seine *New English Grammar*[2] ist eine logische und eine historische Grammatik; der historische Teil ist sehr knapp gefaßt, erstreckt sich aber auf Lautlehre, Flexionslehre, Wortbildung und Syntax. Die *Geschichte der englischen Sprache* von F. Kluge[3], von der viele Anregung ausgegangen ist, beschränkt sich auf die äußere Sprachgeschichte und die Laut- und Flexionslehre bis zum Beginn der ne. Zeit. Fördernd, auch für die Wissenschaft, sind die für weitere Kreise berechneten Bücher von H. Bradley und O. Jespersen.[4] M. Kalužas[5] historische Grammatik ist eine Aneinanderreihung einer ae., me. und ne. Lautlehre und Flexionslehre für Lehrzwecke. H. C. Wyld[6] gibt, gleichfalls für Lehrzwecke, eine

[1] Vgl. darüber O. Jespersen, Language, its Nature, Development and Origin, London, Allen & Unwin, 1922, S. 216 ff. und die Bibliographie bei Mencken, S. 462 ff.

[2] H. Sweet, A new English Grammar, logical and historical, Oxford, Clarendon Press, I 1892, II 1898.

[3] In: Pauls Grundriß der germ. Phil. I² (1901).

[4] H. Bradley, The Making of English, London, Macmillan, 1904; O. Jespersen, Growth and Structure of the English Language, Leipzig, Teubner, 1905, ⁴1923. Das Buch von E. Classen (s. Hoops S. 4) habe ich noch nicht gesehen.

[5] M. Kaluža, Hist. Gr. der engl. Sprache. Berlin, Felber, ²1906—07.

[6] H. C. Wyld, A short History of English, London, Murray, 1914; deutsche Übersetzung: Kurze Geschichte des Englischen, Heidelberg, Winter, 1919.

Darstellung der Laut- und Flexionslehre; er berücksichtigt auch die neuere Zeit in gebührendem Maß und bietet, namentlich auf dem Gebiet der Flexionslehre, auch einiges Neue.

Im Jahre 1914 hat eine neue zusammenfassende Darstellung der historischen Grammatik von K. Luick[1] zu erscheinen begonnen. Der 1. Band, von dem bis jetzt die Teile über ae. und me. Lautlehre erschienen sind, soll die Lautgeschichte darstellen, der 2. Band die Formengeschichte. «Den zunächst in Aussicht genommenen zwei Bänden soll sich womöglich ein dritter, die Syntax behandelnd, anschließen.» Luicks bedeutsames Werk ist eine großangelegte Darstellung, die die seitherige Arbeit durch eigene Forschung in reichem Maße ergänzt und vertieft.

Von den Werken über allgemeine Sprachwissenschaft ist für das Englische das überaus anregende Buch des weitblickenden Forschers Jespersen[2] von besonderem Wert, weil es neben vielen anderen Sprachen hauptsächlich das Englische berücksichtigt.

Wortkunde.

Das ae. Wörterbuch von Bosworth-Toller, das in den ersten, von Bosworth stammenden Teilen an vielen und schweren Mängeln litt, ist durch Tollers Supplementhefte[3] wesentlich verbessert worden. Das altbekannte Wörterbuch zu den ae. Dichtungen von Grein hat in einem Neudruck[4], der vor allem eine praktischere Anordnung durchgeführt hat, an Brauchbarkeit sehr gewonnen. Die kleineren Wörterbücher von Sweet und Hall sind wertvolle Hilfsmittel, insbesondere verdient das von Hall in der neuen Bearbeitung[5], die die neueste Forschung verwertet, empfohlen zu werden. Beiträge zum ae. Wörterbuch haben verschiedene Forscher[6] geliefert. Die Bedeutungsansätze der Wörterbücher bedürfen vielfach einer genauen Nachprüfung; rühmend sei auf die feinsinnige Abhandlung von

[1] K. Luick, Hist. Gr. der engl. Sprache, 1. Band, 6 Lieferungen. Leipzig, Chr. H. Tauchnitz, 1914 ff.

[2] Jespersen, Language (s. S. 518[1]). In «Chapters on English» (London 1918) werden die Kap. 6—8 von «Progress in Language» neu gedruckt.

[3] J. Bosworth and T. N. Toller, An Anglo-Saxon Dictionary, Oxford, Clarendon Press, 1882. Supplement by T. N. Toller, Parts I—III (1921).

[4] C. W. M. Grein, Sprachschatz der angelsächsischen Dichter. Unter Mitwirkung von F. Holthausen neu herausgegeben von J. J. Köhler. Heidelberg, Winter, 1912.

[5] Clark Hall, A concise Anglo-Saxon Dictionary. 2nd. ed., revised and enlarged. Cambridge, Univ. Press, 1916.

[6] Vgl. Hall, S. VI.

Schücking[1] über die Bedeutung vieler Wörter in der Kunstsprache der ae. Dichter hingewiesen. Trotz aller Fortschritte[2] muß betont werden, daß ein großangelegtes Wörterbuch, das den gesamten ae. Wortschatz, Dichtung und Prosa, umfaßt, ein Seitenstück zu Toblers Altfranzösischem Wörterbuch, eine wichtige Forderung der Wissenschaft bleibt.

Noch weniger günstig steht es mit der Verzeichnung des me. Wortschatzes. Das von Bradley neubearbeitete Wörterbuch von Stratmann (1891), ein Buch kleineren Umfangs, ist noch immer das einzige me. Wörterbuch, das den Wortschatz von A—Z verzeichnet. Das Wörterbuch von Mätzner hat in H. Bieling einen Fortsetzer gefunden; die Ergänzung des wichtigen Werkes hat H. Spies übernommen.[3] Von dem großen Chaucer-Wörterbuch von E. Flügel sind nur Proben erschienen.[4] Eine Chaucer-Konkordanz, zu der Furnivall schon im Jahre 1872 die Anregung gegeben hat, ist kürzlich unter der Leitung von J. S. P. Tatlock in der Handschrift fertig geworden.[5] Das Oxforder Wörterbuch verzeichnet alle Wörter, die von 1150 an in der Literatur auftreten, umfaßt also auch den me. Wortschatz. Aber all das ersetzt nicht das dringend nötige große me. Wörterbuch. Die Lexikographie bedarf auch für die me. Zeit der Zusammenarbeit vieler unter einheitlicher Leitung; hier muß die Organisation einsetzen, die beim Oxforder Wörterbuch so glänzende Ergebnisse gezeitigt hat.

Das Oxforder Wörterbuch (*New English Dictionary*) ist die Krone der englischen Wortforschung.[6] Das große Werk ist nach einheitlichem Plan gestaltet, die einzelnen Artikel zeichnen sich aus durch gleichmäßige Behandlung und übersichtliche Darstellung; die Bedeutungsentwickelung wird streng chronologisch vorgeführt. Der Rahmen des Werkes ist sehr weit: während das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm nur den Wortschatz der letzten vier Jahr-

[1] L. L. Schücking, Untersuchungen zur Bedeutungslehre der ags. Dichtersprache, Heidelberg, Winter, 1915.

[2] Über die ae. Wortforschung bis 1908 gibt F. Klaeber einen kurzen Überblick Arch. 122, 414.

[3] Vgl. Arch. 115, 182.

[4] Vgl. Anglia 37, 497 ff.

[5] MLN. 38 (1923), 504. Dort wird auch hingewiesen auf «a new Middle English Dictionary, which is in prospect».

[6] Vgl. über die neuere englische Lexikographie die Berichte von A. Schröer, N. Spr. 2, 193 ff. und GRM. 1, 550 ff. — Eine Zeitschrift für ne. Wortforschung: Bausteine, hsg. von L. Kellner und G. Krüger, ist nach kurzem Erscheinen (1905—06) wieder eingegangen.

hunderte verzeichnet, nimmt das Oxforder Wörterbuch alle Wörter auf, die von 1150 an in der Literatur auftreten; es gibt im Gegensatz zu dem Deutschen Wörterbuch auch die Geschichte der Fremdwörter und der technischen Ausdrücke der verschiedensten Gebiete. Der Begründer des Oxforder Wörterbuchs, James A. H. Murray, ist am 26. Juli 1915 gestorben, und am 23. Mai 1923 hat auch sein ältester Mitarbeiter, Henry Bradley, die Augen geschlossen. Aber die Arbeit ist so weit gediehen, daß das große Werk, dessen erster Band im Jahre 1888 erschien, unter der bewährten Leitung von W. A. Craigie und C. T. Onions bald abgeschlossen werden wird — ein glänzendes Zeugnis englischer Gelehrsamkeit und Organisationskraft!

Für die ne. Zeit ist vor allem das vollständige Shakespeare-Wörterbuch von Alexander Schmidt als Musterleistung hervorzuheben.[1] Ein Fortschritt über die hier geübte isolierte Behandlung des Shakespeare'schen Wortschatzes hinaus ist dadurch erzielt worden, daß man Shakespeares Wörter in ihren geschichtlichen Zusammenhang hineingestellt hat: das tut das Oxforder Wörterbuch und das kleine Shakespeare-Wörterbuch von L. Kellner[2], das sich auf das Oxforder Wörterbuch stützt und Shakespeares unmittelbare Vorgänger und Zeitgenossen ausgiebig zum Vergleich heranzieht. Wertvoll, auch für die Wortkunde, sind die Konkordanzen zu einzelnen Schriftstellern; ihre Ausarbeitung ist in England und Amerika eifrig gepflegt worden.[3] Für die Sprache der Gegenwart sind neben dem Oxforder Wörterbuch in erster Linie das amerikanische *Century Dictionary*, hsg. von Whitney, und das Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache von Muret-Sanders zu nennen.[4] Unter den kleineren zweisprachigen Wörterbüchern ragt das von Grieb in der Neubearbeitung von A. Schröer durch seine wissenschaftliche Methode hervor. Über Veränderungen im Wortschatz der Gegenwart fehlt es noch sehr an Beobachtungen.[5]

Über die Wörterbücher der heutigen Mundarten wird später gesprochen werden (S. 574).

---

[1] Alexander Schmidt, Shakespeare-Lexikon, 2 Bde., Berlin, Reimer, [3]1902 mit einem Supplement von G. Sarrazin.

[2] Leon Kellner, Shakespeare-Wörterbuch, Leipzig, B. Tauchnitz, 1922.

[3] In Amerika hat sich i. J. 1906 eine *Concordance Society* gebildet unter der Leitung von A. S. Cook. Vgl. MLN. 22, 33 und Anglia-Beibl. 21, 69.

[4] Vgl. für die ne. Wörterbücher W. Vietor, Einführung in das Studium der engl. Philologie, Marburg, Elwert, [4]1910, S. 84 ff.

[5] Vgl. die wertvollen Hinweise von Spies (s. S. 517[1]), S. 11 ff.

Das Oxforder Wörterbuch ist zugleich das beste etymologische Wörterbuch des Neuenglischen; das Buch von Skeat ist dadurch weit überholt.[1] Ein dringendes Bedürfnis der Wissenschaft ist ein etymologisches Wörterbuch des Altenglischen. F. Holthausen, der unermüdlich Beiträge zur Etymologie beigesteuert hat, hat schon vor längerer Zeit ein solches Werk angekündigt.

Die wortgeschichtliche Einzelforschung wird sehr eifrig betrieben. Aber die Arbeiten sind sehr zersplittert. Eine periodisch erscheinende alphabetische Zusammenfassung der wortgeschichtlichen Forschung wäre dringend nötig; dabei wären nicht nur Zeitschriftenaufsätze zu verzeichnen, sondern auch die gelegentlichen wortgeschichtlichen Bemerkungen in Büchern.

Die Fragen der Bedeutung sind für das Englische noch nicht in größerem Ausmaß behandelt worden.[2] So hat man z. B. den Übergang von Eigennamen in Gattungsnamen untersucht.[3] Oder man hat beobachtet, wie ursprünglich im Affekt verwandte steigernde Adverbien ihre Bedeutung abschwächen, worauf neue affektische Adverbien an ihre Stelle treten.[4] Die Forschung war bis jetzt so sehr auf das Lautliche eingestellt, daß der Bedeutung nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Nur in wenigen Arbeiten ist das anders.[5] Die Sprachwissenschaft sieht ein weites, unbeackertes Feld vor sich, wenn sie dazu übergeht, nicht mehr allein den Sprachkörper, sondern auch den Sprachinhalt zu erfassen.

Der einseitigen Betonung des Formalen in der Wortgeschichte wirkt die neuere Forschung entgegen, die Wörter und Sachen in

[1] Ernest Weekley, An Etymological Dict. of Modern English, London, Murray, 1921, ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen.

[2] Vgl. z. B. Bradley, Making of English, Kap. 5; Ernst Max Müller, Zum Bedeutungswandel englischer Wörter, Progr. Freiberg i. S. 1908; J. Kollberg, Beitr. zur Lehre vom Bedeutungswandel der Wörter im Engl. I: Die Qualitätsverschlechterung, Progr. Königsberg 1904. — Für den Bedeutungswandel überhaupt vgl. Wundt, Sprache II, 460ff. — Jos. Schrijnen, Einführung in das Studium der idg. Sprachwissenschaft, Heidelberg, Winter, 1921, 145ff. — [Das in Paues' Bibliography 1922 verzeichnete Buch von N. Bögholm, Engelsk Betydningslære, Kopenhagen, V. Pios Boghandel, 1922, habe ich noch nicht gesehen.]

[3] Jos. Reinius, Transition of Proper Names into Appellatives, Diss. Göteborg 1903; Ph. Aronstein, Engl. Stud. 25, 245.

[4] C. Stoffel, Intensives and Down-toners, a Study in English Adverbs, Angl. Forsch. 1 (1901); Eugen Borst, Die Gradadverbien im Englischen, Angl. Forsch. 10 (1902).

[5] Vgl. z. B. F. A. Wood, Color-Names and their congeners, a semasiological investigation, Halle, Niemeyer, 1902. Weitere Nachweise z. B. Arch. 114, 201 und 143, 324.

enger Verbindung betrachtet. Auf englischem Gebiet sind hier in erster Linie die tief- und weitgreifenden Forschungen von J. Hoops zu nennen: sein Buch über die *Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum*[1], in dem die Botanik und die Archäologie ebensosehr zu ihrem Recht kommen wie die Sprachwissenschaft, hat besondere Abschnitte über das Ae. Auch das von Hoops herausgegebene *Reallexikon der germanischen Altertumskunde* behandelt Wörter und Sachen in inniger Verbindung. In der neueren Zeit sind zahlreiche Arbeiten entstanden, die die altenglischen Benennungen einzelner Sachgebiete behandeln.[2]

Selten hat die Wort- und Sachforschung auf das Mittel- und Neuenglische übergegriffen.[3]

Die Erforschung der Geographie des Wortschatzes hat auf französischem und deutschem Boden wichtige Ergebnisse für die Erkenntnis des Sprachlebens gebracht. Das Englische steht sehr zurück.[4] Auch von hier ergibt sich die Dringlichkeit der Forderung eines englischen Sprachatlas.[5]

Das Wandern der Wörter können wir auch auf englischem Gebiet beobachten. Daß z. B. südhumbrische Wortformen in das nordhumbrische Gebiet gewandert sind, ist bekannt.[6] Aber die englische Sprachwissenschaft ist nicht so weit wie die auf Sprachatlanten sich stützende deutsche und französische, daß sie den Weg der Wanderung feststellen könnte.

---

[1] Straßburg, Trübner, 1905. Vorausgegangen war die Diss. desselben Verfassers: Über die ae. Pflanzennamen, Diss. Freiburg i. B. 1889.

[2] Hierher gehören Arbeiten über die Musik (F. M. Padelford, 1899), die Säugetiere (R. Jordan, 1903) und eine Reihe von anderen, die der Jb. von 1903 an verzeichnet. Die Verbindung von Wort- und Sachforschung ist in manchen von diesen Arbeiten nicht so eng, wie man wünschen möchte. Treffliche Beispiele der Wort- und Sachforschung sind die Untersuchungen von Edward Schröder über *sterling*, Hansische Geschichtsblätter 1917, S. 1 ff. und von M. Förster über ae. *cross* 'Kreuz', Liebermann-Festschrift (s. S. 524[6]), S. 142 ff.

[3] Vgl. B. Fehr, Die Sprache des Handels in Altengland, St. Gallen 1909; Beiträge zur Sprache des Handels in England im 16. und 17. Jh., Engl. Stud. 42, 381 ff. — W. Rein, Die Maß- und Gewichtsbezeichnungen des Engl., Diss. Gießen 1911, dazu Fehr, Anglia-Beibl. 25, 72. — H. Schöffler, Beiträge zur me. Medizinliteratur, Halle 1919. — G. Schad, Musik und Musikausdrücke im Me., Diss. Gießen 1911 (mit Abbildungen).

[4] Für das Ae. kommt in Betracht eine Untersuchung von R. Jordan, Eigentümlichkeiten des anglischen Wortschatzes, Angl. Forsch. 17 (1906). — Über die Verbreitung der frz. Lehnwörter in den heutigen Mundarten s. S. 531[4].

[5] Vgl. unten S. 579.

[6] Vgl. Luick, Gr. § 369, Anm. 1 und 6, Unters. § 35; Engl. Stud. 56, 280.

Der Frage, warum Wörter aussterben, ist von F. Holthausen und seinen Schülern nachgegangen worden.[1] In den Untersuchungen, die sich an den französischen Sprachatlas anschließen, ist dieses Problem wiederholt und eingehend behandelt worden.[2]

Die Sondersprachen, denen die deutsche Sprachwissenschaft in der neueren Zeit lebhafte Aufmerksamkeit gewidmet hat[3], sind von der englischen vernachlässigt worden.[4] Sie verdienen nicht nur um ihrer selbst willen Beachtung, sondern namentlich auch deshalb, weil sie die Schriftsprache vielfach beeinflussen. Es ist kein Zufall, daß das im Englischen auf dem Gebiet der Seemannssprache besonders deutlich zutage tritt.

Das Studium der Namen wird eifrig betrieben. Ein Wörterbuch, das Aussprache und Etymologie der neuenglischen Eigennamen bieten soll, bereitet M. Förster[5] vor.

Die Arbeiten über die Personennamen entbehren vielfach noch der strengen wissenschaftlichen Methode. Eine Literaturübersicht gibt Förster[6], über die neuesten Forschungen berichtet Hoops.[7] Eine Untersuchung der skandinavischen Personennamen in England verdanken wir Björkman[8]; Förster[9] stellt den keltischen Anteil an den englischen Personennamen fest.

Nachdem Skeat mit der Sammlung der Ortsnamen von Cambridgeshire 1901 den Anfang gemacht hatte, hat man nach und nach die Ortsnamen einer Reihe von Grafschaften gesammelt und untersucht. Die Methode hat sich von einer ziemlich dilettantischen allmählich in eine streng wissenschaftliche gewandelt, die

[1] F. Holthausen, GRM. 7, 184 ff. (dort werden mehrere Kieler Dissertationen über den Gegenstand verzeichnet).

[2] Vgl. den Beitrag von J. Jordan über die romanische Sprachwissenschaft, S. 596 ff.

[3] Vgl. den Forschungsbericht von V. Michels im vorliegenden Buch, S. 506. – Die Wörterbücher deutscher Sondersprachen siehe bei R. F. Arnold, Allg. Bücherkunde zur deutschen Literaturgeschichte, Berlin, Trübner, [2] 1919, S. 275 f.

[4] Eine Bibliographie bietet Karl Westendorf, Das Prinzip der Verwendung des Slang bei Dickens, Diss. Greifswald 1923.

[5] M. Förster, Proben eines engl. Eigennamen-Wörterbuches, GRM. 11 (1923), 86 ff.

[6] M. Förster, Keltisches Wortgut im Englischen, in: Texte und Forschungen zur engl. Kulturgeschichte, Festgabe für F. Liebermann, Halle 1921, S. 177[1].

[7] S. 44 ff.

[8] Vgl. Hoops, S. 44.

[9] Liebermann-Festschrift, S. 174 ff.

die heutigen Namen mit den alten in Verbindung bringt.[1] Die neuesten Arbeiten sind die von A. Mawer über die Ortsnamen von Northumberland und Durham (1920) und von E. Ekwall über die Ortsnamen von Lancashire (1922). Diese Forschungen haben nicht nur großen sprachgeschichtlichen Wert, sie bieten auch wertvolle Zeugnisse für die Siedelungsgeschichte. Ekwall[2] weist durch das Studium der Ortsnamen z. B. nach, daß noch nach der englischen Invasion Briten in Lancashire wohnten; er bestimmt den Anteil der Mercier und Nordhumbrier an der Besiedelung des Landes; er stellt den Umfang der skandinavischen Einwanderung fest, und zwar der norwegischen und der dänischen. Die neueste Zeit hat die englische Ortsnamenforschung aus dem Spezialistentum herausgeführt und in innige Verbindung mit der Sprachwissenschaft und der Geschichtswissenschaft gebracht.

Die sprachliche Untersuchung der Ortsnamen bietet gerade auf englischem Gebiet besondere Schwierigkeiten. H. Bradley[3] gibt einen vorzüglichen Überblick über die sprachlichen Schichten der englischen Ortsnamen. Lindkvist untersucht die me. Ortsnamen skandinavischen Ursprungs.[4] Und Ekwall[5] stellt den keltischen und skandinavischen Einschlag in den Ortsnamen im Nordwesten von England fest und zeigt, welch wichtigen Dienst eine methodische Ortsnamenforschung der Siedelungsgeschichte leisten kann. Die alten Urkunden, die uns Ortsnamenformen überliefern, sind lateinisch oder französisch geschrieben oder stammen von Schreibern, denen das Anglofranzösische geläufiger war als das Englische. Es ist das Verdienst R. E. Zachrissons[6],

[1] Literaturübersicht bei Förster, Liebermann-Festschrift, S. 228[2]. — Vgl. jetzt auch O. Ritter, Vermischte Beiträge zur engl. Sprachgeschichte, Halle, Niemeyer, 1922, S. 68ff.: Beiträge zur engl. Ortsnamenforschung. Ritter bereitet (nach S. 69) ein Buch über ae. Flurnamen vor, das das Werk von H. Middendorf (Ae. Flurnamenbuch, Halle, Niemeyer, 1902) ergänzen und berichtigen soll.

[2] Die wichtige neue Arbeit von E. Ekwall hat den Titel: The Place-Names of Lancashire, Manchester, Univ. Press, & London, Longman, Green & Co., 1922 (Publications of the University of Manchester, English Series, No. XI).

[3] H. Bradley, English Place-Names, in: Essays and Studies by Members of the Engl. Association 1 (1910), S. 7ff.

[4] H. Lindkvist, M. E. Place-Names of Scandinavian Origin, Uppsala 1912.

[5] E. Ekwall, Scandinavians and Celts in the Northwest of England, Lund, Gleerup, 1918 (Lunds Universitets Årsskrift N. F. Afd. 1, Bd. 14, Nr. 27). Vgl. dazu Hoops, S. 25ff.

[6] R. E. Zachrisson, Anglo-Norman Influence on English Place-Names, Lund 1909; Two Instances of French Influence on English Place-Names, Studier i modern språkvetenskap 5 (1914), 1ff.; Anglia 34, 308—353; Some Instances of Latin

den Einfluß des Lateinischen und Anglofranzösischen auf die englischen Namensformen ins rechte Licht gerückt zu haben.

Ekwall[1] macht mit Recht darauf aufmerksam, daß in alten Zeiten die Ortsnamen nicht von den Bewohnern selbst, sondern von den Nachbarn geprägt worden seien. Ähnlich wie im Kreise der Familie und der Bekannten Personennamen gekürzt werden[2], so konnten von den Nachbarn für die Ortsnamen Kurzformen geschaffen werden.[3]

Einer Reihe von Fragen, die die schon wiederholt behandelten Namen auf *-ing*[4] darbieten, geht Ekwall in einer eingehenden Untersuchung nach, die auch die kontinentalgermanischen Namen zum Vergleich heranzieht.[5]

In England hat sich vor kurzem unter der Führung von A. Mawer eine *Place-Name Society* gebildet. Diese Gesellschaft will die Ortsnamen der Gegenwart und Vergangenheit planmäßig sammeln und zu ihrer wissenschaftlichen Verarbeitung die Zusammenarbeit des Sprachforschers, Historikers, Archäologen, Topographen und Bodenforschers in die Wege leiten.[6] 'Co-operative study' ist das Losungswort. Die Arbeitsmethode, die das Oxforder Wörterbuch und das Dialektwörterbuch geschaffen hat, soll das große Ortsnamenwerk zustande bringen. Wir wünschen der Gesellschaft den besten Erfolg und hoffen, daß die wissenschaftliche Organisation noch weitere dringend notwendige Forschungsaufgaben, die ein einzelner nicht bewältigen kann, in Angriff nimmt. Daß an solchen Aufgaben kein Mangel ist, will gerade dieser Forschungsbericht eindringlich zu Gemüt führen.

Influence on English Place-Nomenclature, Lunds Universitets Årsskrift, N.F. Afd. 1, Bd. 7, Nr. 2 (1910).

[1] Place-Names of Lancashire, S. 242.

[2] Über alte Kurzformen vgl. Mats Redin, Studies on Uncompounded Personal Names in Old English, Diss. Uppsala 1919 und dazu Hoops, S. 45.

[3] Über Kürzung von Ortsnamen vgl.: Bradley (s. S. 525[3]) S. 19 ff., 22, 27 ff.; Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion[2], S. 9 und 150; O. Ritter, Vermischte Beiträge, S. 88 ff.

[4] Vgl. J. M. Kemble, The Saxons in England, Appendix, London 1849; Bradley, Essays and Studies 1, 27 und Alexander ebenda 2, 158; Zachrisson, Arch. 133, 348.

[5] E. Ekwall, English Place-Names in *-ing*. Skrifter utg. av Kungl. Humanistika Vetenskapssamfundet i Lund VI, Lund 1923.

[6] Vgl. A. Mawer, English Place-Name Study, its present condition and future possibilities, in: Proceedings of the Brit. Acad. 10 (1921); Place-Names: an Essay in co-operative Study, Liverpool, Univ. Press, 1922 (Antrittsvorlesung).

Der Einfluß fremder Sprachen auf die englische.

Das Englische ist in besonders starkem Maße von anderen Sprachen beeinflußt worden. Einen kurzen Überblick über diese Einwirkungen geben die S. 518 f. genannten Gesamtdarstellungen.

Die schwierige Frage des Einflusses der keltischen Sprachen Britanniens auf den altenglischen Wortschatz hat neuerdings durch M. Förster[1], der die Kenntnis des Ae. mit der des Keltischen verbindet, eine neue, gründliche Behandlung erfahren.[2] Es bestätigt sich, daß die Zahl der keltischen Lehnwörter des Ae. sehr gering ist. Diese Tatsache wird von Jespersen[3] durch Windischs Theorie über die Mischsprachen erklärt. Die ae. Entlehnungen aus dem Keltischen zerfallen in zwei Gruppen: 1. volkstümliche Entlehnungen aus dem Altbritischen, 2. mehr oder weniger gelehrte Entlehnungen der iro-schottischen Missionare. Britischen Ursprungs sind nach Förster die folgenden ae. Wörter: *assa* «Esel», *broc(c)* «Dachs», *hogg* (nur einmal belegt, wahrscheinlich «junges Schwein» bedeutend; me. *hogge*), *toroc* «Raupe», *carr* «Felsen», *cumb* «Tal» (in Ortsnamen), *luh* «See», *brat(t)* «pallium», *bin(n)* «Korb», *bannoc* «bißchen, Stückchen». Es handelt sich also im wesentlichen um Tiernamen, Ortsbenennungen, Namen für Kleidung, Hausrat. Zweifelhaft sind: *mattoc* «Hacke», *becca* «Hacke», *gafeluc* «leichter Wurfspeer», *dun(n)* «dunkelfarbig, grau». — Als Lehnwörter aus dem Altirischen erklärt Förster: *cīne* «Lage» (von Pergamentbogen), «gefalteter Pergamentbogen», *cros(s)* «Kreuz», *cūrsian* «tadeln, fluchen»[4], *drȳ* «Zauberer». Die Wörter entstammen der Kirche und der mit ihr verbundenen Klosterkultur. Bei *cross* versagen die sprachlichen Kriterien, sachliche geben die Entscheidung. Die Untersuchung der altirischen Lehnwörter führt in die Fragen der altenglischen Missionssprache hinein. — Eine Reihe von ae. Wörtern, die man seither aus dem Keltischen ableitete, streicht Förster mit eingehender Begründung aus der Liste der keltischen Lehnwörter.

Hoffentlich erhalten wir für die in me. und ne. Zeit aus dem Keltischen eingedrungenen Wörter eine ebenso zuverlässige Untersuchung durch einen auf englischem und keltischem Gebiet gleich bewanderten Forscher.

---

[1] M. Förster, Keltisches Wortgut im Englischen (s. S. 524[6]); vgl. auch: Englisch-Keltisches, Engl. Stud. 56, 204 ff., und E. Ekwall, Engl. Stud. 54, 102 ff.

[2] Vorausgegangen sind Kluge, Pauls Grundriß der germ. Phil. I[2], 928, sowie Bradley und Jespersen (s. S. 518[4]).

[3] Jespersen, Growth, S. 38 f.

[4] Vgl. dazu Ritter, Verm. Beitr. (s. S. 525[1]), S. 27 ff. und J. Pokorny, Zs. f. celt. Phil. 14, 298.

Die lateinischen Lehnwörter des Ae. haben eine grundlegende Durchforschung nach der lautlichen Seite durch Pogatscher (1888)[1] erfahren. Über die Forschung, die sich an ihn anschließt, und weiterhin über den Einfluß des Christentums auf das Ae. überhaupt, berichtet Hoops.[2] Die gelehrten lateinischen Lehn- und Fremdwörter in der ae. Literatur hat O. Funke eingehend untersucht.[3] Die lateinischen Elemente des Me. sind der Gegenstand einer allerdings nicht sehr tief greifenden Arbeit. Für die Renaissancezeit fehlt es noch an Untersuchungen. Vom Einfluß des Lateinischen auf die englische Syntax ist S. 569 die Rede.[4]

Der starke skandinavische Einfluß hat eine ausgezeichnete Darstellung erfahren durch E. Björkman.[5] Bei der nahen Verwandtschaft des Skandinavischen und des Englischen ist es schwierig, die skandinavischen Entlehnungen zu erkennen. Eine sichere Grundlage bieten die lautlichen Kriterien: einmal Kriterien, die sich aus vorhistorischen Unterschieden zwischen den beiden Sprachen ergeben (so weist *-gg-* für *ɣɣ*, *i̯i̯* auf skandinavischen Ursprung); sodann Kriterien, die sich aus verschiedener Entwickelung innerhalb des Skandinavischen und Englischen ergeben (z. B. *ai* > skand. *ei*, ae. *ā*; *sk* > skand. *sk*, me. *sh*). Björkman behandelt zunächst nur diejenigen Wörter, die sich durch solche Kriterien als Lehnwörter aus dem Skandinavischen erweisen. Er untersucht auch, ob die Entlehnungen aus dem Ost- oder dem Westskandinavischen stammen. Von den Wörtern, die durch ihre Lautgestalt sich als sicher skandinavisch erweisen, geht Björkman über zu den Wörtern, die auf Grund nichtlautlicher Kriterien als skandinavisch zu betrachten sind (besonders Fehlen der ae. und Verbreitungsgebiet der me. Form). Wir befinden uns da nicht mehr auf ganz sicherem Boden, aber Björkman hat die Untersuchung mit großer Umsicht und Vorsicht geführt: er unterscheidet Wörter, bei denen skandinavischer Ursprung ziemlich sicher ist, und solche, bei denen er möglich ist. — Der große Umfang des

[1] A. Pogatscher, Zur Lautlehre der griech., lat. und rom. Lehnworte im Ae., Straßburg, Trübner, 1888.

[2] Hoops, S. 20 ff.

[3] O. Funke, Die gelehrten lat. Lehn- und Fremdwörter in der ae. Lit., Halle, Niemeyer, 1914; vgl. dazu Hoops, S. 21 ff.

[4] O. Dellit, Über lat. Elemente im Me., Marburg, Elwert, 1906 (Marburger Stud. z. engl. Phil., Heft 11). — W. Prein, Puristische Strömungen im 16. Jh., Progr. 1909. — Morsbach bei Roeder, Kulturunterricht (s. S. 512[5]), S. 70 ff.

[5] E. Björkman, Scandinavian Loan-Words in Middle English, Halle, Niemeyer, 1900—1902 (Stud. z. engl. Phil. 7 und 11).

skandinavischen Einflusses auf den englischen Wortschatz ist erst durch Björkmans methodisch hervorragende Arbeit recht klar geworden.

Auf dem Gebiet der Namen haben Björkman und andere die Erforschung des skandinavischen Einflusses fortgesetzt.[1] Im übrigen ist die Wissenschaft kaum über Björkman hinausgekommen.[2] Die Untersuchungen über die skandinavischen Einflüsse in den heutigen englischen Mundarten[3] lassen vielfach eine sichere Methode vermissen. Auf festerem Boden sind wir, wenn wir skandinavische Einwirkung auf die Flexion[4] des Me. nachweisen; dagegen ist wieder sehr zweifelhaft, was man als skandinavischen Einfluß auf die englische Syntax[5] angesehen hat.

Mit dem französischen Einfluß auf das Englische hat sich die Forschung viel beschäftigt. Eine streng wissenschaftliche Behandlung ist erst ermöglicht worden durch die grundlegende Untersuchung der Lautlehre der franz. Lehn- und Fremdwörter im Me. von D. Behrens (1886).[6] Behrens stellte fest, «daß die Gestalt der nachweislich vor dem Ausgang des 14. Jahrhunderts in das Me. eingedrungenen frz. Lehnwörter fast durchweg auf einen zugrunde liegenden normannischen Lautstand, in seltenen Fällen auf den Lautstand anderer frz. Mundarten weise».[7] Über die äußere Geschichte der frz. Sprache in England im Mittelalter unterrichtet Behrens zusammenfassend in Pauls Grundriß der germ. Phil. I[2], und neuerdings hat er auf Grund einer reichhaltigen Literatur einen Überblick über die Schicksale des Frz. in England im Mittelalter und in der Neuzeit gegeben.[8] Über die Form der frz. Wörter im Me. sind einzelne neuere Arbeiten erschienen, doch bringen die meisten nichts wesentlich Neues.[9] Gegenüber der gewöhnlichen Ansicht, wonach me. Wörter

[1] Vgl. S. 524.

[2] Eine Ergänzung bietet K. Luick, Zur Geschichte der altnord. Diphthonge im Engl., Arch. 107, 322—329.

[3] Vgl. Luick, Gr., § 47 Anm.

[4] Ekwall, Anglia-Beibl. 21, 47 ff.

[5] Jespersen, Growth, S. 81—83; Einenkel, Anglia 29, 120 ff.

[6] D. Behrens, Beiträge zur Geschichte der frz. Sprache in England, I: Zur Lautlehre der frz. Lehnwörter im Me., Heilbronn 1886 (Frz. Studien V, 2).

[7] Pauls Grdr. I[2] (1901), 960. — Über Entlehnungen aus pikardischen und nordnormannischen Mundarten vgl. Engl. Stud. 56, 287 ff.

[8] D. Behrens, Die Ausbreitung der frz. Sprache, Z. f. frz. Spr. 45 (1917), 157 ff.; S. 177—182: England.

[9] Vgl. die Bibliographie von Behrens, Z. f. frz. Spr. 45, 179 f. Außerdem sei hingewiesen auf die Ausführungen von Morsbach bei Roeder, Kulturunterricht (s. S. 512[5]), S. 61 ff. — Genannt sei eine Untersuchung von J. M. Booker, The

frz. Ursprungs wie *citē, prisoun* zwischen frz. und englischer Betonung schwankten, stellt K. Luick[1] fest, daß diese Wörter in der lebendigen Sprache mit einem Starkton auf der ersten Silbe gesprochen wurden; die letzte Silbe, die im Frz. starktonig gewesen war, erhielt im Me. einen Nebenton, der bald schwand und lautliche Schwächung verursachte.

Viele Fragen harren noch der Beantwortung.[2] Besonders die Frage, wie verschiedene Autoren[3] und verschiedene Gegenden sich gegenüber dem frz. Einfluß verhalten. Sehr lehrreich ist die Verteilung der Lehnwörter auf halbe Jahrhunderte, die O. Jespersen[4] an einem Teil des Sprachstoffs vornimmt. R. Mettig[5] hat sich in seinem Versuch, die frz. Wörter chronologisch zu scheiden, auf den Sprachstoff des Ae. und Früh-me. eingeschränkt. Er findet, daß der frz. Sprachstoff vor der normannischen Eroberung geringer ist, als man annahm; in der Literatur von 1066 — 1258 ist der frz. Einfluß im großen und ganzen nur schwach fühlbar (365 frz. Wörter sind zum erstenmal in der Literatur belegt); das starke Eindringen frz. Sprachguts beginnt erst mit der Pflege der Literatur um 1280.

Die Stärke des frz. Einflusses zeigt sich darin, daß viele frz. Suffixe eingedrungen sind[6], die an englische Stämme sich anfügen. Der Anteil des Frz. an dem Bestand der Personennamen ist noch nicht untersucht.[7] Von dem frz. Einfluß auf die Gestaltung der

---

French inchoative suffix *-iss* and the French *ir*-conjugation in ME., Diss. Heidelberg 1912. Die afrz. Grundlage wird in der Untersuchung nicht fest genug gelegt. Dem engl. *š* liegen frz. *š*-artige Laute zugrunde, die in ost- und nordfrz. Mundarten aus *sk*, *si* u. dgl. entstanden sind. Heute noch werden in diesen Mundarten χ, *š* u. dgl. gesprochen, und in alten Handschriften erscheint dafür *x*. (Vgl. Revue des patois gallo-romans 1, 256 u. 258; 2, 38 u. 46 und den frz. Sprachatlas.) Aus solchen Mundarten stammt auch mhd. *laschieren* = afrz. *laissier* (Horn, Z. f. frz. Spr. 21, 75). — Weiter sei hingewiesen auf E. Slettengren, Engl. Stud. 49, 1 ff. über afrz. *ai* vor *s*, *t*, *d* und W. Keller, Engl. Stud. 54, 111 über Quantitätsfragen.

[1] K. Luick, Über die Betonung der frz. Lehnwörter im Me., GRM. 9, 14 ff.

[2] Vgl. auch S. 531.

[3] Vgl. die Bibliographie von Behrens und O. Funke, Zur Wortgeschichte der frz. Elemente im Engl., Engl. Stud. 55 (1921), 1 ff. (auch methodisch beachtenswert).

[4] Jespersen, Growth, S. 93.

[5] R. Mettig, Die frz. Elemente im Alt- und Mittelengl., Engl. Stud. 41, 177—252; vgl. dazu O. Funke, Engl. Stud. 55, 22 ff.

[6] Vgl. F. Gadde, On the History and Use of the Suffixes *-ery (-ry)*, *-age*, and *-ment* in English, Diss. Lund 1910. — George A. Nicholson, English Words with native Roots and with Greek, Latin, or Romance Suffixes, Linguistic Studies in Germanic, ed. by F. A. Wood, No. 3, Chicago [1916].

[7] *-īn* in me. *Orrmin, Gamelyn* ist frz., nicht skand., vgl. Björkman, Arch. 119, 33.

Ortsnamen ist S. 526 die Rede. Untersuchungen über die Beeinflussung der me. Phraseologie durch die frz. sind nicht zu sicheren Ergebnissen gekommen.[1] Wieweit die me. Syntax von der frz. abhängig ist, bedarf noch der Aufklärung.[2]

Über die in me. Zeit eingedrungenen französischen Wörter sind wir noch nicht ausreichend unterrichtet[3], und auch der französische Anteil am Wortschatz der heutigen Mundarten[4] verlangt noch weiteres Studium.

Die aus anderen Sprachen übernommenen Wörter sind noch nicht genau untersucht.[5] So wäre z. B. eine Erforschung der niederländischen Wörter im Englischen sehr wünschenswert. Über Einflüsse fremder Sprachen auf das amerikanische Englisch sind viele Beobachtungen in dem inhaltsreichen Buch von Mencken[6] zusammengefaßt.

Für die gesamte Fremd- und Lehnwörterforschung muß betont werden, daß die kulturellen Verhältnisse, aus denen heraus sich die Aufnahme von fremden Wörtern erklärt[7], noch genauere Durchforschung verlangen. Aber auch bei den sprachlichen Problemen ist vieles noch der Aufklärung bedürftig. Man hat sich seither zu sehr auf die Bestimmung des ersten Auftretens und die Untersuchung der Lautform beschränkt. Auch die Bedeutung fordert ihr Recht. Und dann muß das Weiterleben untersucht werden in Form und Bedeutung. Es ist weiter festzustellen, welche soziale Schicht das Wort aus der Fremde aufgenommen hat, in welche Schichten es vorgedrungen ist. Die geographische Verbreitung ist schärfer ins Auge zu fassen. Es ist zu prüfen, wie das fremde Wort sich einheimischen gegenüber verhält, ob es etwa ein einheimisches Wort in einer Bedeutung beeinträchtigt oder gar aus der Sprache verdrängt hat. Es ist schließlich zu fragen, ob und wann und warum ein Fremdwort ausstirbt.

[1] Zu Sykes (s. Behrens' Bibliographie) vgl. A. Trampe Bödtker, in: Videnskabs-Skelskabets Skrifter, hist.-filos. Kl. 1905, Nr. 6.

[2] Vgl. S. 563.

[3] Vgl. die Arbeiten von Bastide, Charlanne, Rösener in Behrens' Bibliographie.

[4] Alfred Bock, Das frz. Element in den ne. Dialekten, Diss. Münster, 1911 beachtet erfreulicherweise auch die geographische Verbreitung der frz. Wörter.

[5] Eine Übersicht, die jedoch der Nachprüfung bedarf, gibt W. W. Skeat, Principles of English Etymology, Second Series: The Foreign Element. Oxford 1891.

[6] Vgl. Mencken (s. S. 517), S. 103 ff.: Loan Words and Non-English Influences, S. 204 ff.: Foreign Influences Today, S. 407 ff.: Non-English Dialects in America.

[7] Für die Kulturbeziehungen zwischen Frankreich und England im 17. Jh. vgl. C. Bastide, Anglais et Français du XVIIe siècle, Paris 1912.

Eine grundsätzliche Klärung des Lehnwörterproblems könnte gewonnen werden, wenn an irgendeinem Teil des großen englischen Sprachgebiets das Einströmen fremder Wörter in die lebendige Sprache der Gegenwart zum Gegenstand der Forschung gemacht würde. Die Untersuchung von E. Tappolet über die alemannischen Lehnwörter in der französischen Schweiz[1] ist auch für die englische Sprachwissenschaft von Bedeutung.

Der Einfluß des Englischen auf fremde Sprachen.

Das Englische hat nicht nur Lehnwörter in großer Menge aus der Fremde aufgenommen, es hat auch vielfach anderen Ländern Sprachgut zugeführt. Eine Geschichte der Ausbreitung der englischen Sprache und Kultur ist noch nicht geschrieben.[2]

Schon früh sind englische Lehnwörter ins Deutsche gedrungen: die angelsächsischen Missionare in Mitteldeutschland haben dem Althochdeutschen zahlreiche christliche Lehnwörter zugeführt, von denen viele im Kampfe gegen die von den ältesten christlichen Sendboten in Deutschland geprägten Wörter wieder weichen mußten. Ein lehrreicher Aufsatz von W. Braune hat in diese Dinge Licht gebracht.[3] Ein stärkerer englischer Einfluß zeigt sich dann im Deutschen erst wieder im 19. Jahrh., und zwar auf den Gebieten der Schiffahrt, der Politik, der Volkswirtschaft, der Industrie, des gesellschaftlichen Lebens, vor allem aber des Sports.[4]

Die englischen Lehnwörter der skandinavischen Sprachen sind öfter Gegenstand von Untersuchungen gewesen.[5]

Ziemlich groß ist der englische Einfluß auf das Französische.

---

[1] Ernst Tappolet, Die alemannischen Lehnwörter in den Mundarten der französischen Schweiz, kulturhistorisch-linguistische Untersuchung, Straßburg, Trübner, I. 1914, II. 1917.

[2] Vgl. die Abhandlung von D. Behrens über die Ausbreitung der französischen Sprache, Z. f frz. Spr. 45, 157—234.

[3] W. Braune, Althochdeutsch und Angelsächsisch, PBBeitr. 43, 361 ff. und dazu Hoops, S. 15 ff.

[4] Ein frühes engl. Lehnwort ist *Boot*: me. *bōt* (aus ae. *bāt*) ist schon im 13. Jh. ins Niederländische und Niederdeutsche gedrungen. — Vgl. R. F. Arnold, Die engl. Lehn- und Fremdwörter im gegenwärtigen Nhd., Z. f. österreich. Gymnasien 55 (1904), 97—114; H. Dunger, Engländerei in der deutschen Sprache, Berlin, Allg. D. Sprachverein, ²1909. — Karl Bergmann, Die gegenseitigen Beziehungen der deutschen, englischen und frz. Sprache auf lexikologischem Gebiet, Dresden und Leipzig, C. A. Koch, 1912.

[5] Über ae. Einflüsse auf das Altnordische vgl. C. Karstien im systematischen Teil seines Berichts über die altgermanischen Dialekte.

In früher Zeit sind z. B. engl. Benennungen der Himmelsgegenden von den Seeleuten dem Frz. zugeführt worden (vgl. afrz. *est* aus ae. *ēast*, me. *ēst* 'Osten').[1] Andere Wörter folgten nach: *sterling* im 12. Jahrh., *ale* und *hadot* 'hadock' im 13. Jahrh., *alderman*, *milord*, *haquenée* 'hackney' cheval docile, *estrope* 'strop' cordage qui sert, dans la marine, à différents usages, im 14. Jahrh.; auch nur vereinzelte engl. Wörter tauchen im 15. und 16. Jahrh. auf; größer wird ihre Zahl im 17. Jahrh.: in der Zeit, wo die Seemacht Englands sich ausbildet, werden besonders Wörter der Seemannssprache aufgenommen. Ein stärkeres Einströmen englischen Sprachguts kam erst mit der Aufhebung des Edikts von Nantes 1689. Die nach England geflohenen Hugenotten schrieben über England und englische Zustände. Montesquieu und Voltaire verstärkten die Anteilnahme der Franzosen an allem Englischen. Die aus der englischen Sprache aufgenommenen Wörter verteilen sich auf die folgenden Gebiete: Seewesen, politisches Leben, gesellschaftliches Leben, besonders Sport und Spiel; dazu kommen Wörter für Kleidung, Speisen und Getränke. Im 19. Jahrh. nimmt der englische Einfluß zu und erreicht während des Krieges seinen Höhepunkt.

E. Bonnaffé[2] stellt in seinem Wörterbuch die ins Frz. eingedrungenen engl. Wörter mit zahlreichen Belegen zusammen. Das wertvolle Werk ist das Ergebnis einer langen Sammeltätigkeit und wird den Forschungen über den Einfluß der engl. Kultur auf die frz. als Grundlage dienen. Dem Buch von Bonnaffé waren kleinere Arbeiten vorausgegangen.[3] Zahlreiche englische Wörter traten während des Krieges in der frz. Tagespresse auf[4]; die Bevölkerung von Nordfrankreich hat jedoch nur sehr wenige engl. Wörter aufgenommen.[5]

Die englisch-amerikanischen Wörter im Frz. hat Bonnaffé[6] gleichfalls in den Bereich seiner Sammlung gezogen. Zur Zeit des frz.

---

[1] F. Kluge, Gröbers Grdr. der rom. Phil. I², 514.

[2] Edouard Bonnaffé, L'Anglicisme et l'Anglo-Américanisme dans la langue française: Dictionnaire étymologique et historique des Anglicismes, Paris, Delagrave, 1920.

[3] H. Tardel, Das engl. Fremdwort in der modernen frz. Sprache. Festschrift zur 45. Philologenversammlung. Bremen 1899. Weitere Literaturnachweise bei Bonnaffé und Scherer (s. Anm. 4). Hinzugekommen ist noch Paul Barbier, English Influence on the French Vocabulary. S. P. E. (= Society for Pure English), Tract Nr. 7, Oxford, Clarendon Press, 1921.

[4] Matthias Scherer, Engl. Sprachgut in der frz. Tagespresse der Gegenwart, Gießen, Romanisches Seminar, 1923 (Gießener Beitr. z. rom. Phil., Heft 11).

[5] Bonnaffé, S. XXI. — [6] Bonnaffé, S. XX.

Kolonialreichs in Nordamerika sind mancherlei Wörter aufgenommen worden, z. B. *canoë*, *wigwam* 17. Jahrh., *dollar*, *yankee* 18. Jahrh. Im 19. Jahrh. hat sich die Zahl der aus Amerika eingewanderten Wörter sehr vermehrt.

Akzent- und Lautlehre.

Die größte Förderung hat die sprachgeschichtliche Methode aus dem Studium der gesprochenen Sprache der Gegenwart gewonnen, und zwar hat auf dem Gebiet des Englischen viel mehr das Studium der Umgangssprache als das der Mundarten gewirkt. Ein mächtiger Anstoß ging von H. Sweet aus, der in seinem *Elementarbuch des gesprochenen Englisch* (1885)[1] seine eigene Sprache in phonetischer Umschrift wiedergab und eine Grammatik dieser Sprache entwarf. Sein Vorbild hat Nachahmer gefunden: R. J. Lloyd[2] stellte das Nordenglische, W. Grant[3] die Aussprache des Englischen in Schottland dar. Aber trotzdem ist das 'Standard English', das Hochenglische, noch lange nicht ausreichend durchforscht.[4] Es wären noch weit mehr Darstellungen von Individualsprachen nötig. Die von D. Jones[5] und besonders von M. Montgomery[6] gemachten Aufnahmen der Sprache einzelner Sprecher müßten fortgesetzt werden. Für Wörter, deren Aussprache schwankt, wären Erhebungen nötig, wie sie W. A. Read[7] für den Süden der Vereinigten Staaten gemacht hat. Die vorzüglichen Aussprachwörterbücher von A. Schröer und D. Jones achten auch auf das Schwanken der Aussprache.[8] Über den Wandel

[1] H. Sweet, Elementarbuch des gesprochenen Englisch (Grammatik, Texte und Glossar), Oxford, Clarendon Press, und Leipzig, Chr. H. Tauchnitz, 1885, ³1900; A Primer of Spoken English, Oxford, Clarendon Press, 1890.

[2] R. J. Lloyd, Northern English, Phonetics, Grammar, Texts, Leipzig, Teubner, 1899, ²1908.

[3] William Grant, The Pronunciation of English in Scotland, Cambridge, Univ. Press, 1913.

[4] Über die Frage des 'Standard English' vgl. A. Schröer, Das Problem und die Darstellung des Standard of Spoken English, GRM. 4 (1912), 201ff. u. 267ff.; H. C. Wyld, Kurze Gesch. des Engl., S. 225ff. (mit Hinweis auf einen Aufsatz des Verf. über 'Class Dialect and Standard English' in: Mackay Miscellany); R. E. Zachrisson, Northern English or London English as Standard of Pronunciation, Anglia 38 (1914), 405ff.

[5] D. Jones, Phonetic Transcriptions of English Prose, Oxford (Clarendon Press), 1907.

[6] M. Montgomery, Types of Standard Spoken English, Straßburg, Trübner, 1910.

[7] W. A. Read, Some Variant Pronunciations in the New South, in: Dialect Notes 3 (1911); auch in: University Bulletin Louisiana State University 3 (1912), Nr. 5.

[8] Arnold Schröer, Neuengl. Aussprachwörterbuch, Heidelberg, Winter, ²[1922]. — Daniel Jones, An English Pronouncing Dictionary, London, Dent & Sons, 1917; reprinted 1919, 1921.

des Hochenglischen in der Gegenwart, über die Unterschiede in der Sprache der älteren, jüngeren und jüngsten Generation, über die Sprache der verschiedenen sozialen Schichten wissen wir noch sehr wenig. Und dabei sind das alles Dinge, die der Beobachtung unmittelbar zugänglich sind. Die unmittelbare Beobachtung aber vollzieht sich nur an der Individualsprache. Eine gut organisierte Forschung könnte uns hier erheblich weiter bringen. Sie würde der Wissenschaft nicht nur Stoff zuführen, sie würde vor allem einen inneren Fortschritt ermöglichen.

Auch in den Vereinigten Staaten von Amerika ist die Aussprache der Gebildeten eifrig untersucht worden. Nach Vorarbeiten, besonders von C. H. Grandgent und W. A. Read, hat neuerdings G. Ph. Krapp[1] die Aussprache der Gebildeten ausführlich und vortrefflich dargestellt.

Eine gründliche Erforschung der Phonetik lebender Sprachen mußte natürlich der Lautgeschichte sehr zugute kommen, ja war ihre Vorbedingung. Die phonetischen Studien schritten in den bewährten Bahnen fort, die Sweet[2], Sievers, Jespersen, Vietor gewiesen haben.[3] Zusammenfassende Darstellungen der englischen Phonetik haben H. Sweet, A. Western, E. Kruisinga und D. Jones[4] gegeben. Die Experimentalphonetik hat ihre Methoden auch an englischem Sprachstoff erprobt: genannt seien Scripture, E. A. Meyer, Ehrentreich.[5] Die Experimentalphonetik könnte der Sprachwissenschaft manchen wichtigen Dienst leisten, wenn sie mehr herausträte aus ihrer Isoliertheit und sich einstellte auf die Fragen, die die Sprach-

[1] G. Ph. Krapp, The Pronunciation of Standard English in America, New York, Oxford, Univ. Press, 1919.

[2] Vgl. Hans Raudnitzky, Die Bell-Sweetsche Schule, ein Beitrag zur Geschichte der engl. Phonetik, Marburg, Elwert, 1911 (Marburger Studien z. engl. Phil. 13).

[3] H. Sweet, The Sounds of English, Oxford, Clarendon Press, 1908. — A. Western, Engl. Lautlehre, Leipzig, Reisland, ³1912. — E. Kruisinga, A Handbook of Present-Day English, vol. I: English Sounds, Utrecht, Kemink, ³1919. — D. Jones, An Outline of English Phonetics, Leipzig und Berlin, Teubner [1917], ²[1922].

[4] Vgl. Arch. 142, 149ff. — Jones, Outline, Kap. 21 und 22 und Intonation Curves, Leipzig, Teubner, 1909. — H. Klinghardt und G. Klemm, Übungen im englischen Tonfall, Cöthen, Schulze, 1920. — Über Sprachmelodie-Kurven aus dem 18. Jahrhundert vgl. M. Förster, Arch. 145, 62ff.

[5] Vgl. z. B. E. W. Scripture, The Elements of Experimental Phonetics, New York 1902, und Einzeluntersuchungen; E. A. Meyer, Englische Lautdauer, Uppsala und Leipzig, 1903; Alfred Ehrentreich, Zur Quantität der Tonvokale im Modern-Englischen, Palästra 133 (1920), darin Literaturangaben.

historiker beschäftigen. Über das Verhältnis der Experimentalphonetik zur Sprachwissenschaft hat K. Luick[1] kürzlich sehr beachtenswerte Gedanken geäußert.

Die Akzentfragen sind in der englischen Sprachwissenschaft bis jetzt sehr zurückgetreten. Unter dem Namen «Akzent» werden sehr verschiedenartige Dinge zusammengefaßt: Druck (dynamischer Akzent) und Ton (musikalischer Akzent).

Die Geschichte der Druckverteilung ist nur beiläufig und kurz behandelt worden.[2] Für die ältere Zeit sind Untersuchungen selten.[3] Die ursprüngliche Druckverteilung ist in einheimischen Wörtern manchmal geändert worden, um «eine bequemere Gewichtsverteilung»[4] durchzuführen (*eléven*, Ortsname *Knowsley* in Lancashire aus *Cēnwúlfesl̄ēah* oder *Cynewúlfesl̄ēah*). Eine große Ausdehnung hat im neueren Englischen der 'level stress' gewonnen.[5] Das englische System der Druckverteilung wird durch den großen Zustrom französischer und lateinischer Wörter durchbrochen.[6] Der ererbte Unterschied in der Betonung der Nominal- und Verbalkomposita wurde auf romanische Wörter ausgedehnt: *ábsent* Nomen — *absént* Verbum.

Einflüsse der nachdrucksvollen Betonung auf den Sprachkörper sind auch im Englischen beobachtet worden.[7]

[1] GRM. 11, 257 ff.

[2] Vgl. die später zu nennenden Lehrbücher der historischen Grammatik, besonders Morsbach, Jespersen und Sweet, A New English Grammar.

[3] G. J. Tamson, Word-Stress in English, Stud. zur engl. Phil. 3 (1898). — Bruno Borowski, Zum Nebenakzent beim ae. Nominalkompositum, Halle, Niemeyer, 1921; die hier besprochenen Erscheinungen hängen letzten Endes mit dem Problem von Sprachkörper und Sprachfunktion zusammen (s. S. 552).

[4] Für das Deutsche vgl. Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache[4], S. 124; für das Englische Morsbach, Me. Gr., S. 52.

[5] Sweet, A New Engl. Grammar, S. 286 ff.

[6] Ernst Metzger, Zur Betonung der lat.-rom. Wörter im Ne., Angl. Forsch. 25 (1908). Aus der Sprache der Dichter ist die Betonung der lebendigen Sprache nicht mit Sicherheit zu erkennen, hier müssen die Zeugnisse der alten Sprachmeister einsetzen, vgl. Engelbert Müller, Engl. Lautlehre nach Elphinston, Angl. Forsch. 43 (1914), S. 221 ff. — Über die Betonung der aus dem Französischen entlehnten me. Wörter vgl. Luick, GRM. 9, 14 ff. (s. oben S. 530).

[7] Vgl. die grundsätzlichen Erörterungen von E. Hoffmann-Krayer, Verhandlungen der 49. Versammlung deutscher Philologen (1907), S. 159 ff., von J. van Ginneken, Principes de Linguistique psychologique, Paris, Rivière, 1907, 378 ff. Für das Romanische vgl. H. Schneegans, Laute und Lautentwickelung des sizilianischen Dialektes, Diss. Straßburg 1888, S. 18 ff., Zs. f. rom. Phil. 17, 591 ff. und Verh. der 44. Vers. deutscher Phil. (1897). Über Dehnungen bei nachdrucksvoller Betonung im Engl. vgl. Horn, Unters. (s. S. 542[4]), S. 92 ff.; über Kürzungen affektbetonter Wörter vgl. Horn, Sprachkörper (s. S. 552[3]), S. 32, 53, 99 u. ö.

Dem Ton, der Sprachmelodie haben im heutigen Englischen besonders D. Jones, H. E. Palmer und H. Klinghardt[1] Aufmerksamkeit gewidmet. Joshua Steele hat schon 1775 wertvolle Beobachtungen über die Sprachmelodie des Englischen gemacht und sogar englische Texte mit Sprachmelodiekurven versehen.[2] Über den Einfluß der Sprachmelodie auf die Sprachentwickelung herrscht noch keine Klarheit.[3] Die Fragen des Akzents im weitesten Sinne werden in der künftigen Forschung eine große Rolle zu spielen haben.

Alt- und mittelenglische Lautlehre.

Über die Untersuchungen über alt- und mittelenglische Lautlehre kann ich ganz kurz berichten, da Luick in seiner Historischen Grammatik eine Zusammenfassung bietet mit Hinweisen auf die wichtigere Literatur. Die Darstellung der gesamten englischen Lautgeschichte von H. Sweet[4], dessen Beobachtungen der lebenden Umgangssprache und Beherrschung der Phonetik die Sprachgeschichte nachhaltig befruchtete, hat lange Zeit den Ausgangspunkt für die lautgeschichtlichen Studien gebildet; das Werk ist aber jetzt in wesentlichen Dingen überholt.

Die Grundlage für die ae. Studien bietet die *Angelsächsische Grammatik* von E. Sievers.[5] Die vorher erschienenen ae. Grammatiken waren auf die poetischen Denkmäler gegründet. Das war ungünstig: «denn in den durchgängig jüngeren Handschriften gerade dieser, anderen Zeiten und oft auch verschiedenen Dialekten entstammenden Denkmäler, geht Altes und Junges durcheinander und stehen gelegentlich Formen der verschiedensten Dialekte nebeneinander».[6] Sievers geht auf den Bahnen Sweets weiter: dieser hatte zuerst die Sprache eines ausgedehnten Prosadenkmals, der Cura pastoralis, dargestellt und hatte die Aufmerksamkeit auf die ältesten Denkmäler gelenkt. Sievers «stützt sich im wesentlichen auf die Sprache derjenigen älteren und jüngeren Prosadenkmäler, von welchen sich annehmen ließ, daß sie einen mehr oder weniger einheitlichen Dialekt darstellen».[6] So steht denn das Westsächsische im Vordergrund; die wichtigsten

[1] Jones, Outline, Kap. 21 und 22, und: Intonation Curves, Leipzig, Teubner, 1909. — H. Klinghardt und G. Klemm, Übungen im englischen Tonfall, Cöthen, Schulze, 1920. — H. E. Palmer, English Intonation, Cambridge, Heffer, 1922.

[2] Vgl. M. Förster, Arch. 145, 62 ff.

[3] Vgl. S. 112 ff. des vorliegenden Buches.

[4] H. Sweet, History of English Sounds, Oxford, Clarendon Press, 1888.

[5] ^{3}1898.

[6] Vgl. die Vorrede zur zweiten Auflage.

Abweichungen der übrigen Mundarten werden nur kurz angegeben. Das war ohne Zweifel der beste Weg für die Forschung. Je mehr man sich aber das Ziel setzte, die Geschichte der englischen Sprache als Ganzes zu erfassen, desto wichtiger wurden gerade die außerwestsächsischen Mundarten, besonders das Anglische als die Grundlage der heutigen Schriftsprache. In der zweiten ae. Grammatik von selbständigem Wert zeigt sich die veränderte Richtung der Forschung: K. Bülbring[1] hat sich die Aufgabe gestellt, «eine gleichmäßige Darstellung der lautlichen Entwickelung aller ae. Dialekte zu geben, jedem also dasselbe Recht einzuräumen wie dem Westsächsischen». Er konnte sich auf eine Reihe von Vorarbeiten[2] stützen, unter denen seine eigenen eine wichtige Stelle einnahmen.

In ähnlichen Bahnen bewegt sich der ae. Teil der historischen Grammatik von K. Luick. Bis jetzt liegt der Abschnitt über die Vokale vor. Die Darstellung ist noch eingehender als bei Bülbring, und der chronologische Gesichtspunkt spielt eine noch größere Rolle.

Für die Erforschung der vielgestaltigen me. Sprachverhältnisse bot sich nicht eine so zuverlässige Grundlage wie für das Ae. Lange Zeit war für die Beschäftigung mit dem Me. die Chaucer-Grammatik von ten Brink (1884)[3] der Ausgangspunkt. Chaucers Werke boten einen umfangreichen Sprachstoff, aber die Forschung konnte sich nicht auf eine kritische Ausgabe stützen. Das Werk ten Brinks war bahnbrechend, kann aber heute in seiner dogmatischen Art nicht mehr genügen. Die im Jahre 1920 erschienene dritte Auflage, die E. Eckhardt besorgt hat, hat das Buch in seiner Eigenart bestehen lassen und nur das Verfehlte getilgt oder auf Grund der neueren Forschung gebessert. Wertvolle Beiträge zur Chaucer-Grammatik bieten besonders die neueren Arbeiten von J. Frieshammer und F. Wild.[4] Es ist bedauerlich, daß E. Björkman seinen Plan, eine neue Darstellung der Sprache Chaucers zu schreiben, nicht ausgeführt hat.

[1] Karl Bülbring, Altenglisches Elementarbuch, 1: Lautlehre, Heidelberg, Winter, 1902. Eine Fortsetzung ist nicht erschienen; der Verfasser ist im Jahre 1917 gestorben. — Jos. & E. M. Wright, O. E. Grammar, Oxford, Univ. Press, [1]1908, [2]1914 wollen in das Ae. einführen und stellen darum mit Recht das Westsächsische in den Vordergrund.

[2] Hervorgehoben seien die wertvollen Arbeiten von U. Lindelöf über das Nordhumbrische.

[3] Bernhard ten Brink, Chaucers Sprache und Verskunst, Leipzig, Chr. H. Tauchnitz, 1884, [2]1899, [3]herausgegeben von E. Eckhardt, 1920.

[4] Vgl. S. 514[5].

Eine umfassende me. Grammatik, die die bunte Fülle der sprachlichen Erscheinungen in übersichtlicher Darstellung vorführt, ist seit langem ein dringendes Bedürfnis. Im Jahre 1896 erschien die erste Lieferung einer me. Grammatik von L. Morsbach[1], die zu großen Erwartungen berechtigte; leider ist sie ohne Fortsetzung geblieben. Das Fehlen einer me. Grammatik hat die Forschung sehr gehemmt, nicht nur auf me., sondern auch auf ne. Gebiet. Erst die historische Grammatik von K. Luick hat neuerdings wenigstens für die Geschichte der Vokale eine auf der Höhe der Wissenschaft stehende Darstellung gebracht. Von R. Jordan ist eine neue me. Grammatik zu erwarten.[2]

Die Einzelforschung hatte auf dem Gebiet der ae. und me. Lautlehre auch im neuen Jahrhundert noch reichlich zu tun. Auf Morsbachs Anregung hin sind manche Probleme der me. Grammatik bearbeitet worden.[3] Besonderes Augenmerk hat man den früh- und spät-me. Sprachdenkmälern[4] zugewandt; auf beiden Gebieten bleibt noch viel zu untersuchen. Besondere Beachtung verdient in der Literatur der früh-me. Zeit der Übergang von der ae. Schrifttradition zur örtlichen Mundart. Von Untersuchungen, welche die lautlichen Erscheinungen durch größere örtliche und zeitliche Räume hindurch verfolgen, seien Bülbrings[5] Arbeiten über die Weiterentwicklung von ae. *æ, æ, eo, ēo* genannt. Neuerdings hat H. M. Flasdieck[6] einer ganzen Reihe von me. Erscheinungen fördernde Untersuchungen gewidmet. Die Erforschung des Me. ist noch im Fluß. Die verfeinerte Methode der Reimuntersuchungen, wie sie auf mhd. Gebiet von K. Zwierzina und C. von Kraus geübt worden ist, ist für das Me. noch nicht nachgeahmt worden.

Die örtliche Bestimmung der Sprachdenkmäler ist für die me. Zeit besonders schwierig. Man scheint sich nicht klar gemacht zu

[1] L. Morsbach, Me. Grammatik, Halle, Niemeyer, 1896. Erste Lieferung.

[2] Vgl. seine Vorarbeit über die me. Mundarten, GRM. 2, 124ff., und zahlreiche Besprechungen in den Engl. Stud. — Die Abschnitte über das Me. bei Kaluža und Wyld sind für elementare Lehrzwecke berechnet; dasselbe gilt von dem kürzlich erschienenen, sehr praktischen Büchlein von Jos. & E. M. Wright, An Elementary Middle English Grammar, Oxford, Univ. Press, 1923.

[3] Veröffentlicht in Morsbachs Studien zur engl. Phil. [Hier sei noch hingewiesen auf den soeben erschienenen Vortrag von H. M. Flasdieck, Der sprachgeschichtliche Wert der me. Überlieferung, GRM. 11 (1923), 361ff.]

[4] Hoops, S. 66; Morsbach, Anglia-Beibl. 32, 75ff.

[5] Bonner Beiträge zur Anglistik, 15 und 17.

[6] Vgl. Anglia-Beibl. 34, 20ff., 116ff., 314ff.; Die sprachliche Einheitlichkeit des Orrmulums, Anglia 47; Engl. Stud. 58.

haben, daß man auffallend viele Denkmäler in Grenzgebiete verlegt hat. Es wäre zu wünschen, daß man uns einmal eine vollständige Statistik der Grenzdichter gäbe; sie würde diese ganze Spezies verdächtig machen. Es wäre doch merkwürdig, wenn das dichterische Schaffen gerade an den Mundartengrenzen besonders lebhaft gewesen wäre.[1]

Einen wertvollen geographischen Überblick über die me. Mundarten hat R. Jordan[2] gegeben; er hat besonders Erscheinungen behandelt, die zu einer feineren Gliederung des Sprachgebiets und zu genauerer örtlicher Festlegung der Texte verhelfen können. Ähnliche Ziele verfolgt H. C. Wyld[3] in einer Untersuchung, die auch für die Geschichte der Londoner Mundart und damit der Schriftsprache von Bedeutung ist. Wyld findet in größerem Umfang, als man gewöhnlich tut, Mischdialekte vertreten. Die neuere sprachgeographische Forschung, die sich an den deutschen Sprachatlas anschließt, rechnet gleichfalls in großem Umfang mit Sprachmischung und nimmt an, daß sie auch in den alten Denkmälern sich zeige.

Für das Me. sind die aus den Sprachdenkmälern gewonnenen Kriterien ergiebiger als für das Ae.: lokalisierbare Originalhandschriften fehlen nicht vollständig, und vor allem sind die Endreime ein wertvolles Hilfsmittel. Erst neuerdings hat die Lautforschung ein weiteres, sehr wichtiges sprachliches Kriterium sich zunutze gemacht: die Ortsnamen.

A. Pogatscher[4] hat sich dieses Hilfsmittels zum erstenmal in größerem Umfang bedient: er hat auf Grund der Ortsnamen die Grenze zwischen der anglo-kentischen und der westsächsischen Mundart festgestellt. Daß Pogatscher die heutigen Ortsnamen benutzte[5], war natürlich methodisch bedenklich, hat jedoch dem Ergebnis nicht erheblich geschadet.

Diese Methode hat lange keine Nachfolge gefunden. Nur gelegentlich sind Ortsnamen für lautgeschichtliche Untersuchungen verwendet worden.[6] In ausgedehntem Maß hat sodann H. C. Wyld[7] die Ortsnamen

---

[1] Vgl. für das Deutsche O. Behaghel, Schriftsprache und Mundart, Rektorrede, Gießen, 1896, S. 8; für das Französische H. Morf, Archiv 132, 256.

[2] S. oben S. 539[2]

[3] H. C. Wyld, South-Eastern and South-East Midland Dialects, in: Essays and Studies by Members of the English Association, 6 (1920), 112ff.

[4] A. Pogatscher, Die engl. *æ*—*ē*-Grenze, Anglia 23 (1901), 302ff.

[5] Vgl. die Kritik von O. Ritter, Anglia 37, 269ff., und Vermischte Beiträge, (s. S. 525[1]), S. 176ff.

[6] Vgl. GRM. 5, 593.

[7] Engl. Stud. 47 (1913—14), 1ff. und 145ff.

benutzt, um die Verbreitungsgebiete der verschiedenen Untersuchungen mundartlichen Entwickelungen des ae. *y*, *ȳ* im Me. zu bestimmen. Die Ergebnisse wichen stark ab von denen, die man aus den vorher benutzten Kriterien gewonnen hatte. Fast gleichzeitig erörterte E. Ekwall[1] grundsätzlich «die Ortsnamenforschung als ein Hilfsmittel für das Studium der englischen Sprachgeschichte»; er gab zugleich auf Grund der Ortsnamen von Lancashire eine Einzeluntersuchung für gewisse lautliche Fragen, darunter die Entwickelung von ae. *ā*, von ae. *y*, *ȳ* im Me., noch unbeeinflußt von Wyld. In ausgedehnterem Maße beutete A. Brandl in der schon erwähnten Untersuchung (S. 514) die Ortsnamen aus für die Feststellung der Verbreitungsgebiete der me. Entsprechungen von ae. *ǣ*—*ē*, *ȳ*, *ā*, wobei er die Ergebnisse seiner Vorgänger erweitert und abändert. Ekwall[2] hat sich weiterhin der Ortsnamen bedient, um die Entwickelung von ae. *a* + *l* + Kons. ohne und mit Umlaut zu verfolgen, und W. Heuser[3] hat für die Geschichte der alten Londoner Mundart die Ortsnamen als Quelle benutzt.

Auch in der Untersuchung der Palatalisierung von *k* (zu me. *ch*) haben die Ortsnamen eine wichtige Rolle gespielt. Die Palatalisierungsgesetze sind zuerst von Morsbach aufgestellt worden.[4] Die Ansicht, daß die Palatalisierung dem Nordhumbrischen von Haus aus fremd sei, wurde dadurch erschüttert, daß O. Gevenich[5] nachwies, daß in Ortsnamen *ch* vielfach im Nordhumbrischen begegnet und auf der anderen Seite *k* auch im Südhumbrischen. Dazu kommt, daß in den ältesten me. Denkmälern des Nordens Formen wie *chide*, *child*, *cheap* belegt sind.[6] Die Palatalisierung wird sonach als gemeinenglisch gelten müssen.[7]

In methodischer Beziehung verdient die Forschung über die Dehnung des ae. *i* und *u* in offener Silbe besondere Beachtung.[8] Daß in gewissem Umfang eine Senkung und Dehnung von *i*- zu *ę̄*, *u*- zu *ǭ* eingetreten sei, erkannte Sarrazin; er hielt die Erscheinung für gemeinenglisch. Luick widmete der Frage eine Untersuchung, die im

[1] GRM. 5, 592ff.

[2] E. Ekwall, Contributions to the History of O. E. Dialects, in: Lunds Universitets Arsskrift, N. F., Afd. 1, Bd, 12 (1917), Nr. 6.

[3] Vgl. S. 515[4].

[4] Vgl. Björkman, Loan-Words, S. 147 Anm.

[5] Olga Gevenich, Die engl. Palatalisierung von *k* zu *č* im Licht der engl. Ortsnamen, Stud. zur engl. Phil. 57 (1918).

[6] Ekwall, Anglia-Beibl. 30, 221ff.

[7] Hoops S. 78ff.

[8] Vgl. die Nachweise bei Luick, Gramm. § 395.

wesentlichen auf die me. Reime und die heutigen Mundarten aufbaute. Seine Aufstellung, daß die Dehnung nur im Norden lautgesetzlich sei, und daß Wörter der Schriftsprache wie *week*, *weevil*, *beetle*, *door*, *wood* von da vorgedrungen seien, fand Widerspruch. Eine neue Quelle für die Erkenntnis der me. Lautungen fand W. Heuser in den Schreibungen einer Reihe von me. Handschriften. Die Ausbeutung dieser Quelle durch Heuser und Luick führte zu dem Ergebnis, daß *i-* und *u-* im Norden zu *ē* und *ō* geworden seien, aber erst nach dem Verstummen des End-*e*. Daß die Dehnung auch dem Süden nicht fremd sei, wies E. Koeppel an einem südlichen Flußnamen (*Creedy* < ae. *Cridie*) nach. Auf Grund einer eingehenden Untersuchung kam dann Luick zu dem Ergebnis, daß auch im Süden innerhalb gewisser geographischer Grenzen die Dehnung erfolgt sei. Es ist zu erwarten, daß in diese noch nicht völlig aufgeklärte Frage weitere Klarheit kommt durch die Ortsnamenforschung und eine gründlichere Ausnützung der Mundarten, als bis jetzt möglich ist. Von diesen beiden Seiten her ist noch viel Förderung für die englische Sprachgeschichte überhaupt zu erwarten.

Während «fast aller Fortschritt in der Erkenntnis der mhd. Laute durch die Heranziehung der heutigen Mundarten gewonnen ist»[1], haben die heutigen englischen Mundarten bis jetzt nicht allzuviel Licht auf die ältere englische Lautgeschichte geworfen. Das Vorbild der deutschen Sprachwissenschaft führte dazu, auch für die englische Sprachgeschichte, insbesondere die Lautgeschichte, die heutigen Mundarten nutzbar zu machen. K. Luick hat das Verdienst, diese Forderung zuerst aufgestellt[2] und durchgeführt[3] zu haben. Den Arbeiten Luicks, die dem Vokalismus gelten, treten Untersuchungen von W. Horn zur Seite, außerdem einzelne kleinere Aufsätze.[4] Eine innige Verbindung der Erforschung der älteren Sprache und der heutigen Mundarten ist nur selten erreicht worden. Die Bedeutung der Mundartenforschung tritt für die Sprachgeschichte auf englischem Gebiet nicht entfernt so stark hervor wie etwa auf deutschem. Das

[1] Behaghel, Litbl. 25, 2.

[2] K. Luick, Über die Bedeutung der lebenden Mundarten für die engl. Lautgeschichte, Anglia 16 (1894), 370ff.

[3] K. Luick, Untersuchungen zur engl. Lautgeschichte, Straßburg, Trübner, 1896.

[4] W. Horn, Beiträge zur Geschichte der engl. Gutturallaute, Berlin, Gronau, 1901; Untersuchungen zur ne. Lautgeschichte, Straßburg, Trübner, 1905 (Quellen und Forschungen 98); Die Lautgruppe *ong*, Engl. Stud. 30, 369; E. Koeppel, Spelling-Pronunciations (s. S. 549 [2]). S. 58ff. über die Lautgruppen *ult*, *uld*; Flasdieck, Anglia-Beibl. 34, 121, 271 (*again*).

zeigt sich, wenn man eine historische englische Grammatik mit Behaghels Geschichte der deutschen Sprache vergleicht. Daran ist zu einem Teil der Zustand der heutigen englischen Mundarten schuld, zum anderen und größeren Teil jedoch der Stand der englischen Mundartenforschung.[1]

Als ein neues Hilfsmittel der lautgeschichtlichen Forschung kündigt sich die Sprachmelodie an.[2] Wie weit sie uns auf diesem Gebiet zu fördern imstande ist, muß die Zukunft zeigen. In den Dienst der englischen Lautgeschichte ist sie bis jetzt nur sehr selten und beiläufig gestellt worden.[3] Luick hat neuerdings das Vorrücken des me. *ę* über *ī* zu ne. *ai* in einzelnen Wörtern (z. B. me. *frēre* zu ne. *friar*) aus dem Steigton erklären wollen.[4] Wenn das richtig wäre, so wäre es höchst merkwürdig, daß ein solcher scheinbar über das Ziel hinausschießender Lautwandel nicht viel häufiger vorkäme.

Neuenglische Lautlehre.

In der Forschung der neueren Zeit stand die neuenglische Lautgeschichte im Vordergrund. Auf anderen Sprachgebieten hat man der Lautentwickelung gerade der neueren Gemeinsprache viel weniger Aufmerksamkeit gewidmet. Während die Aussprache unserer deutschen Gemeinsprache ganz vom Schriftbild abhängig, also ein künstliches Erzeugnis ist[5], trägt die ne. Gemeinsprache die Gesetze einer lebendigen lautlichen Entwickelung in sich selbst. Das Problem der ne. Lautgeschichte ist darum viel wichtiger und auch viel anziehender als das der Geschichte der nhd. Aussprache. Die englische Lautentwickelung geht von London aus: die Londoner Mundart ist führend, sie geht in der Entwickelung voran und zieht allmählich das Hochenglische der Hauptstadt nach sich; und das Londoner Hochenglisch seinerseits ist maßgebend für das Hochenglische in Großbritannien.

[1] Vgl. unten S. 574 ff.

[2] Vgl. darüber E. Sievers im vorliegenden Buch, S. 65 ff. und F. Karg, 112 ff.

[3] Vgl. z. B. Sievers über me. *a* in Shakespeares Sprache, Shakespeare-Jb. 47, 275[1]; über Umlaut und Quantität im Ae., in der Liebermann-Festschrift (s. S. 524[6]), S. 234; Luick, Gr (an verschiedenen Stellen); außerdem GRM. 2, 20 über me. *u* in Shakespeares Sprache; Borowsky, Nebenakzent (s. S. 5[3]), S. 148 ff.

[4] Luick, Anglia 45, 174; vgl. dazu Flasdieck, Engl. Stud. 58.

[5] W. Braune, Über die Einigung der deutschen Aussprache, Akademische Rede, Heidelberg, 1905.

Die Forschung auf dem Gebiet der ne. Lautgeschichte ist besonders in methodischer Beziehung beachtenswert.

Am Anfang des Jahrhunderts war noch keine umfassende Darstellung der ne. Lautlehre vorhanden. A. J. Ellis bot in seinem umfangreichen Werk *On Early English Pronunciation* eine Fülle von Material, besonders aus englischen Sprachmeistern, und eine erste Verarbeitung. Ganz auf diesem Material beruhte die planmäßig und in sprachgeschichtlichem Geist aufgebaute Darstellung in Sweets *History of English Sounds* (S. 537). Neues Material benutzte W. Vietor für die lautgeschichtlichen Anmerkungen in seinem Lehrbuch der Phonetik.[1]

Einzeluntersuchungen waren zunächst spärlich. Besondere Hervorhebung verdienen die Aufsätze von K. Luick über einige Fragen des ne. Vokalismus; sie brachten mit meisterhafter Methode zum erstenmal eine Reihe von Erscheinungen in sprachgeschichtliche Gesetze.[2]

Zusammenfassende Darstellungen, die nicht auf Ellis fußen, sondern unmittelbar auf die Quellen zurückgehen, kamen erst gegen Ende des ersten Jahrzehnts des neuen Jahrhunderts, und zwar gleich zwei hintereinander: die Grammatiken von W. Horn und O. Jespersen.[3] Einen Ausschnitt, die Geschichte der Vokale von 1400 bis 1700, behandelt die auch methodisch beachtenswerte Arbeit von R. E. Zachrisson.[4] Neuerdings ist noch ein Buch von H. C. Wyld[5] über die Geschichte der Umgangssprache hinzugekommen; es bietet eine Fülle von wertvollem Stoff und ist in der Methode von Zachrissons Arbeit beeinflußt.

Die Ansichten der Forscher weichen gerade auf dem Gebiet der ne. Lautgeschichte in manchen Fragen voneinander ab. Das liegt im wesentlichen daran, daß die Quellen verschieden bewertet werden.

[1] W. Vietor, Elemente der Phonetik des Deutschen, Engl. u. Frz., Leipzig, Reisland, 1884; seitdem Neuauflagen; kürzlich ist die siebente erschienen, besorgt von E. A. Meyer.

[2] Anglia 14 (1892), 268ff. und 16 (1894), 451ff.

[3] W. Horn, Historische Neuenglische Grammatik. I: Lautlehre. Straßburg, Trübner, 1908. Eine Neubearbeitung ist in Vorbereitung. — O. Jespersen, A Modern English Grammar, I: Sounds and Spellings. Heidelberg, Winter, 1909. — Kurze Darstellungen bei H. C. Wyld, Kurze Geschichte des Englischen (s. S. 518[6]) und E. Ekwall, Hist. ne. Laut- u. Formenlehre (Sammlung Göschen), Berlin [2]1922.

[4] R. E. Zachrisson, Pronunciation of English Vowels 1400—1700. Göteborg 1913 (Göteborgs Kongl. Vetenskaps- och Vitterhetssamhälles Handlingar, Fjärde Följden, XIV, 2).

[5] Vgl. oben S. 516[2].

Die Reime, die für die me. Zeit die Hauptquelle sind, sind für die neuere Zeit unergiebig. Sie sind großenteils traditionell. Den englischen Dichtern scheint das unmittelbare Gefühl für den Reim immer mehr verloren gegangen zu sein. Daß bei besonnener Kritik auch aus den Reimen manche Anhaltspunkte für die Aussprache zu gewinnen sind, haben namentlich K. Bauermeister, K. Luick, A. Gabrielson gezeigt.[1] W. Vietors Darstellung von Shakespeares Aussprache ist, wenn sie auch die Reime benutzt, mehr auf andere Zeugnisse gegründet. Es ist m. E. ganz unmöglich, aus den Reimen Shakespeares eigene Aussprache zu ermitteln.[2]

Die Hauptquelle für die ne. Lautgeschichte, eine Quelle, die dem Mittelalter abgeht, sind die Angaben der alten Sprachlehrer. Ihrem Studium hat die neuere Zeit viel Aufmerksamkeit gewidmet. Die früheste Darstellung der ne. Lautentwicklung, die von Ellis, ist fast ganz darauf aufgebaut, und Sweet hat das Material seines Vorgängers nicht vermehrt. Beide Forscher haben fast nur englische Sprachlehrer und nur die bedeutenderen unter ihnen herangezogen. Aber man kann beobachten, daß gerade die weniger originellen Sprachmeister den Erscheinungen oft vorurteilsfreier gegenüberstehen als die bedeutenderen. Die Ausländer sind oft unbefangenere Beobachter als die Engländer selbst, da sie weniger von Theorien und Tendenzen beeinflußt sind. Sie bieten zudem durch Vergleichung der englischen Laute mit denen ihrer Muttersprache manchen Anhalt für die Bestimmung der Aussprache. Auch französische, schwedische, deutsche Lehrbücher für Engländer können von Nutzen sein. Denselben Wert haben schließlich Lehnwörter, die aus dem Englischen in andere Sprachen oder aus anderen Sprachen ins Englische gedrungen sind.

Während Ellis Angaben über die Aussprache bald aus diesem, bald aus jenem alten Sprachbuch nahm, ist die neuere Forschung

[1] K. Bauermeister, Zur Sprache Spensers auf Grund der Reime in der Faerie Queene, Diss. Freiburg 1896; dazu die Besprechung von Luick, Engl Stud. 26, 263 ff. — Arvid Gabrielson, Rime as a Criterion of the Pronunciation of Spenser, Pope, Byron, and Swinburne, Uppsala 1909. [H. C. Wyld, Studies in English Rimes from Surrey to Pope. A Chapter in the History of English. London, Murray, 1923; ich habe das Buch noch nicht gesehen.]

[2] W. Vietor, Shakespeare's Pronunciation, I: A Shakespeare Phonology with a Rime-Index, II: A Shakespeare Reader. Marburg, Elwert, 1906 und 1907. — R. E. Zachrisson, Shakespeare's uttal, in: Studier i modern språkvetenskap, utg. av Nyfil. Sällskapet i Stockholm 5 (1914), 27—42; s. darüber einen Bericht im Shakespeare-Jb. 51, 251—258.

dazu übergegangen, das Sprachbuch des einzelnen Grammatikers als Ganzes zu untersuchen und die Einzelheiten im Rahmen des Ganzen zu werten. Soziale und örtliche Herkunft, allgemeine sprachliche Anschauungen, Abhängigkeit von anderen Sprachmeistern müssen bei jedem einzelnen ins Auge gefaßt werden. Aus der Verschiedenheit der Angaben der einzelnen Sprachlehrer ergibt sich die wichtige methodische Forderung, daß der Kreis der Sprachlehrer möglichst weit gezogen werden muß. Mehrere Sprachbücher wurden neu gedruckt und verarbeitet. Die Reihe der Neudrucke wurde eröffnet durch Jiriczeks Ausgabe von Gills Sprachbuch von 1622 (mit vollständigem Wörterbuch).[1] R. Brotanek erwarb sich das Verdienst, durch seine Sammlung von Neudrucken, denen die sprachgeschichtliche Verarbeitung des Materials beigegeben ist, der Forschung sichere Unterlagen gegeben zu haben.[2] Leider haben die Zeitumstände die Fortsetzung der Neudrucke unmöglich gemacht. Wichtige Quellenwerke, Hodges 1644[3] und Wallis 1653[4], harren noch des Neudrucks. Die Zeugnisse älterer skandinavischer Sprachmeister über engl. Aussprache hat F. Holthausen[5] der Wissenschaft zugeführt; einen Ausschnitt, die Ausspracheangaben der älteren schwedischen Sprachmeister, hat A. Gabrielson[6] zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht (s. S. 547). Die große Reihe der von Franzosen stammenden Sprachbücher von der Mitte des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hat Th. Spira[7] mit vorsichtiger Kritik untersucht; das

[1] Alexander Gill's Logonomia Anglica, hsg. von O. L. Jiriczek, Straßburg, Trübner, 1903 (Quellen und Forschungen 90).

[2] Neudrucke frühneuenglischer Grammatiker, hsg. von R. Brotanek (Halle, Niemeyer): I: Mason 1622 und 1623, hsg. von R. Brotanek (1905), II: Jones 1701, hsg. von E. Ekwall (1907), III: Daines 1640, hsg. von R. Brotanek (1908), IV, 1: Butler 1634, hsg. von A. Eichler (1910), IV, 2: A. Eichler, Schriftbild und Lautwert in Butler's Grammar (1913), V: Cooper 1685, hsg. von J. D. Jones (1911), VI: The Writing Scholar's Companion 1695, ed. by E. Ekwall (1911), VII: J. B. Gen. Ca. (= Bellot), Le Maistre d'Escole Anglois 1580, hsg. von Th. Spira (1912); VIII: Smith 1568, hsg von O. Deibel (1913).

[3] Eine Untersuchung über Hodges' Primrose 1644 von H. Kauter wird in den Gießener Beiträgen erscheinen.

[4] Eine Verarbeitung wird in Gießen vorbereitet.

[5] F. Holthausen, Die engl. Aussprache bis 1750 nach dänischen und schwedischen Zeugnissen, in: Göteborgs Högskolas Årsskrift 1 (1895) und 2 (1896).

[6] A. Gabrielson, The earliest Swedish Works on English Pronunciation, in: Studier i modern språkvetenskap 6, 1 (1914).

[7] Th. Spira, Die engl. Lautentwicklung nach frz. Grammatikerzeugnissen, Straßburg, Trübner, 1912 (Quellen und Forschungen 115); vgl. dazu Zachrissons Abhandlung (s. S. 544[4]).

einzelne Zeugnis erscheint oft erst dann im richtigen Licht, wenn es in die Gesamtheit der Angaben aus den Sprachbüchern eingereiht wird, die von Verfassern gleicher Nationalität zu gleichem Zweck geschrieben worden sind. Eine ähnliche einheitliche Bearbeitung des von deutschen Sprachmeistern gebotenen Quellenstoffs wäre zu wünschen.[1] Während man früher die Hauptaufmerksamkeit den älteren Quellen widmete, sind neuerdings auch mehrere wichtige Sprachbücher des 18. Jahrhunderts für die Wissenschaft ausgeschöpft worden.[2]

Der Wert der Sprachmeisterzeugnisse wird von verschiedenen Forschern verschieden eingeschätzt. Die meisten sind seither geneigt gewesen, jede Angabe des Sprachlehrers sehr genau zu nehmen.[3] Andere wollen den Zeugnissen überhaupt nur wenig Wert beimessen.[4] Ich glaube, die Wahrheit liegt in der Mitte. Tatsächlich hat man zu viel Gewicht auf die einzelnen Angaben von Sprachlehrern gelegt. Bei längerem Umgang mit ihnen lebt man sich in ihre Art der Sprachbeurteilung ein, bekommt man ein Gefühl für den Wert ihrer Angaben. Etwas Subjektives aber haftet Werturteilen immer an. Für die Methode der Beurteilung alter Grammatikerzeugnisse kann man sich schulen, wenn man zum Vergleich neuere Sprachbücher heranzieht, die von Sprachlehrern ohne phonetische Einsicht geschrieben sind. Die alten wie die neuen Sprachmeister sind häufig in dem, was sie zu hören glauben, abhängig vom Schriftbild. Und dann sind sie stark abhängig von der Lehrtradition; sie neigen zum Konservativismus und verurteilen das Neue; aber dieses getadelte Neue muß unsere besondere Aufmerksamkeit wecken, denn es ist gewöhnlich gute, lebendige Sprache.[5] Die Abhängigkeit der Sprachmeister ist schon manchem Forscher aufgefallen. A. Gabrielson hat zum erstenmal in seiner Untersuchung der älteren schwedischen

[1] O. Driedger behandelt die Grammatiken von König (vgl. Anglia-Beibl. 20, 35), Walther Müller die Grammatiken von Arnold, NSpr. 17 (auch Diss. Marburg 1909).

[2] Vgl. Hoops, S. 69. — Gießener Arbeiten über Buchanan und Sheridan konnten noch nicht gedruckt werden.

[3] Dazu neigen naturgemäß die Forscher, die einen Sprachmeister zu individualisierender Untersuchung herausgreifen.

[4] Z. B. Jespersen, Gr., und John Hart's Pronunciation of English (1569, 1570), Angl. Forsch. 22 (1907), S. 41.

[5] Ähnlich sind heute die Bücher, die Sprachdummheiten, Sprachschäden u. dgl. zusammentragen, wertvolle Quellen für die Kenntnis der lebendigen Sprache, vgl. S. 574.

Werke über die englische Aussprache ganz folgerichtig aus der Menge der Angaben die von Vorgängern übernommenen ausgeschaltet und nur die selbständigen Zeugnisse für die lautgeschichtliche Forschung benutzt. Diese Methode verdient nachgeahmt zu werden.

Ellis hat kleine Aussprachwörterbücher für das 16., 17. und 18. Jahrhundert zusammengestellt. Es wäre wünschenswert, daß auf Grund unserer erweiterten Quellenkenntnis die Schaffung eines historischen ne. Aussprachwörterbuchs von neuem mit kritischer Methode in Angriff genommen würde.

Die Schreibungen wurden in den älteren Darstellungen (Ellis, Sweet) nicht als Quelle für die ne. Lautgeschichte benutzt. Bei dem historischen Charakter der großen Masse der ne. Schreibungen kann ihr Wert nicht groß sein. Aber im Spät-me. und Früh-ne. kamen neben den historischen noch vielfach phonetische (und umgekehrte) vor. In Schriftstücken, die nicht für die Veröffentlichung bestimmt waren, wie Briefen und Tagebüchern, bieten sie bis ins 18. Jahrhundert hinein wertvolle Hinweise auf die gesprochene Sprache. Diese Schreibungen sind eine wichtige Quelle für die Lautgeschichte.[1] Mit ihrer Hilfe hat man vielfach ne. Lautwandlungen früher ansetzen können als die älteren Darstellungen der ne. Lautgeschichte auf Grund der Grammatikerzeugnisse es getan hatten. L. Diehl hat das als das Hauptergebnis seiner Untersuchung der Briefe und Tagebücher aus Shakespeares Zeit bezeichnet, und die Untersuchung der südenglischen Kaufmannsbriefe durch H. Süßbier zeigt das noch deutlicher.[2] Neuerdings haben Zachrisson und Wyld besonderes Gewicht auf die Schreibungen gelegt und sie zur chronologischen Bestimmung der Lautwandlungen benutzt. Doch ist bei der Verwertung der Schreibungen ebenso große Vorsicht nötig wie bei der Verwertung der Sprachmeisterzeugnisse. Auch hier gilt die methodische Forderung der individualisierenden Behandlung der Quellen: die einzelne Schreibung muß gewertet werden im Zusammenhang mit der Schreibung des ganzen Sprachdenkmals.

Die heutigen Mundarten schließlich könnten für die ne. Lautgeschichte von größtem Wert sein. Aber bei dem heutigen Stand der Forschung ist ihr Wert bis jetzt allerdings beschränkt gewesen.[3]

[1] Vgl. Horn, Unters., S. 5 und Ne. Gr., S. 18.

[2] Horn, Unters. S. 5; L. Diehl, Anglia 29 (1906), 133ff., 202; K. Süßbier, Sprache der Cely Papers, Diss. Berlin 1905.

[3] Vgl. S. 574ff.

Die Lautentwickelung ist in ne. Zeit nicht immer gradlinig verlaufen. Einmal haben, wie zuerst Luick nachgewiesen hat, mundartliche Einsprengungen im Hochenglischen die Entwickelung gestört.[1] Außerdem hat der immer stärker werdende Einfluß des Schriftbildes auf die Aussprache die natürliche Entwickelung durchbrochen. In älterer Zeit ist dieser Einfluß nicht selten bei pedantischen Sprachmeistern zu beobachten, die dem Geschriebenen übertriebenen Wert beilegen. In neuerer Zeit aber geht dieser Einfluß tief in die lebendige Sprache hinein. Beobachtungen aus der Sprache der Gegenwart wären sehr wünschenswert. Die Bedeutung der *Spelling-Pronunciations* hat E. Koeppel[2] ins Licht gerückt.

Während die Vokale in späterer und ne. Zeit eine große Verschiebung erfahren haben, haben sich die Konsonanten nicht wesentlich verändert. Von großer sprachwissenschaftlicher Bedeutung ist das modernenglische Seitenstück zum Vernerschen Gesetz[3]: vgl. *possible* = *pósibl*, aber *possess* = *pozés*. Auch in deutschen Mundarten hat man eine ähnliche Erscheinung gefunden. Die Akzentbedingungen, unter denen stimmlose Reibelaute stimmhaft werden können, sind im Englischen wie im Deutschen in der neueren Zeit fast nur in Fremdwörtern gegeben. Die Beobachtung der heutigen Sprache ist übrigens wertvoll für die lautphysiologische Auffassung des Vernerschen Gesetzes im Urgermanischen.

Die englische Sprachwissenschaft hat noch so viel mit den gewöhnlichen «lautgesetzlichen» Erscheinungen zu tun, daß sie noch nicht wie die Forschung auf anderen Sprachgebieten denjenigen Erscheinungen, die als Störungen des regelmäßigen Lautwandels betrachtet werden, eine größere Aufmerksamkeit zugewandt hat. Man hat zwar Assimilationen, Dissimilationen, Metathesen natürlich auch

[1] Für *one* hat schon Earle, Philology of the English Tongue[2], S. 162 an mundartliche Lautung gedacht. Untersuchungen haben dann geführt Luick, Unters. (s. die Zusammenfassung §§ 600—603), Horn, Unters., S. 11—49, Engl. Stud. 30, 369 und Ne. Gr. Zu Jespersens ablehnender Haltung vgl. Horn, Anglia 35, 379 ff.

[2] E. Koeppel, Spelling-Pronunciations: Bemerkungen über den Einfluß des Schriftbildes auf die Aussprache im Englischen, Straßburg, Trübner, 1901 (Quellen und Forschungen 1901); Horn, Unters., S. 69—89 und Ne. Gr. — Für das Frz. vgl. W. Meyer-Lübke, Hist. Gr. d. frz. Spr. I, § 45 und W. Wolfsdorf, Einfluß der Schrift auf die Aussprache des Neufranzösischen. Diss. Bonn 1898. — Unsere gebildete deutsche Aussprache ist ganz von der Schreibung abhängig (s. S. 543).

[3] Vgl. Jespersen, Studier over Engelske Kasus, 1891, und Kluge, Pauls Grdr. I (1891), 846; Genaueres s. Ne. Gr. I, § 210, 273 und Anglia-Beibl. 34, 258. Für das Nhd. vgl. H. Schröder, PBBeitr. 43, 352; M. Heinrich 44, 184 und 45, 300; GRM. 9, 244.

im Englischen beobachtet[1], aber es fehlt noch an Untersuchungen, die Ordnung in den Wirrwarr der Einzeltatsachen zu bringen suchen.[2] Der falschen Abtrennung im Satzzusammenhang (Agglutination und Deglutination) hat B. Fehr eine Untersuchung gewidmet.[3]

Der Wortkreuzung (Kontamination), der man früher nur geringe Beachtung geschenkt hat, wird immer mehr eine große Bedeutung zuerkannt. Man hat im Deutschen den gelegentlichen Wortkreuzungen in der Umgangssprache Aufmerksamkeit gewidmet; man hat in deutschen Mundarten eine Fülle von Kontaminationen beobachtet in Gegenden, in denen zwei Lautungen zusammenstoßen. Durch diese Beobachtungen an der deutschen Sprache der Gegenwart wird der Blick geschärft für die Beurteilung der Erscheinung im Englischen. L. Pound und F. A. Wood haben viele Beobachtungen aus der neueren englischen Sprache zusammengetragen.[4]

* * *

Für die Lautgeschichte des Englischen in Amerika haben wir bis jetzt nur wenige Vorarbeiten, darunter wertvolle Untersuchungen von C. H. Grandgent.[5] Von G. Ph. Krapp, dem wir eine Darstellung der heutigen Aussprache verdanken, ist eine «History of the English Language in America» zu erwarten.

* * *

Der Ruf unserer Zeit nach Synthese hat sich in der lautgeschichtlichen Forschung noch nicht genügend Geltung verschafft.

---

[1] Literaturnachweise s. Engl. Stud. 54, 69ff.

[2] Vgl. die Versuche auf anderen Sprachgebieten, besonders M. Grammont, La dissimilation consonantique dans les langues indoeuropéennes et dans les langues romanes, Dijon, 1895; Ernst Schopf, Die konsonantischen Fernwirkungen: Fern-Dissimilation, Fern-Assimilation und Metathesis [im Lateinischen], Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1919, dazu Hoops S. 80f.; O. Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache[4], S. 207ff.

[3] B. Fehr, Zur Agglutination in der engl. Sprache, in: Festschrift zum 14. Neuphilologentag, Zürich 1910, S. 303—334; dort werden Arbeiten für das Rom. nachgewiesen; für das Deutsche vgl. Behaghel a. a. O. S. 225ff. — *Slang* ist aus *mariners' lang, thieves' lang* u. dgl. (*lang* = *language*) losgelöst, vgl. O. Ritter, Arch. 116, 41.

[4] Louise Pound, Blends, their Relation to English Word Formation, Angl. Forsch. 42 (1914); Horn, Die Wort- und Konstruktionsmischung im Engl., GRM. 9 (1921), 342ff. mit Literaturnachweisen; Jespersen, Language, S. 312.

[5] Vgl. C. H. Grandgent, From Franklin to Lowell: a Century of New England Pronunciation, in: Publ. Mod. Lang. Assoc. 2; Old and New, Sundry Papers, Cambridge, Mass., Harvard Univ. Press, 1920, S. 25ff., 31ff., 121ff.

Am günstigsten steht es bei den Quantitätserscheinungen. Luick[1] hat es unternommen, die Quantitätsänderungen im gesamten Verlauf der englischen Sprachgeschichte unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zu bringen. Er setzt für das einsilbige, das zweisilbige, das dreisilbige Wort je ein Normalmaß voraus und erklärt die Änderungen als Zurückführung auf dieses Maß. Die ganze Quantitätsregelung beruht letzen Endes auf der von Sievers[2] beobachteten Neigung, die Sprechtakte mit gleicher oder annähernd gleicher Dauer zu sprechen. Gegen Luicks Hypothese oder vielmehr gegen einen Teil hat Eckhardt[3] sehr beachtenswerte Bedenken vorgebracht. Es wäre sehr zu wünschen, daß die für das Englische aufgestellten Hypothesen an anderen Sprachen, z. B. am Deutschen, erprobt würden.[4]

Für die Veränderung der Lautqualität hat man die Einzeltatsachen mit feiner Methode erfaßt und zusammengetragen, aber es fehlt uns ein Band, das sie alle zusammenhält.

Die Vokalverdrängungstheorie Luicks[5] kann nicht befriedigen; sie ist trotz allem, was zu ihrer Erläuterung vorgebracht wird[6], viel zu mechanistisch. Es handelt sich dabei um den Versuch, die ne. Vokalentwickelung auf wenige große Impulse zurückzuführen: Die ne. Vokalbewegung wird nach Luick eröffnet durch me. *ę̄* und *ǭ*, sie rücken vor zu *ī* und *ū*; bei dieser Bewegung stoßen sie auf me. *ī* und *ū* und verdrängen sie aus ihrer Stellung: *ī* und *ū* werden diphthongiert. Mit dem Entstehen neuer *ei-ai-* und *ou-au*-Diphthonge soll es zusammenhängen, daß me. *ai* und *ou*, *au* zumeist monophthongiert werden. Ein zweiter Impuls war das Vorrücken von *ā̆* nach der *e*-Seite hin. *ā* stößt bei seinem Vorrücken auf ne. *ę̄* und verdrängt es usw. — H. Gerdau[7] veranschaulicht seine Gedanken über den Lautwandel an der ne. Vokalverschiebung. Ich stimme ihm bei in der Kritik der seitherigen Ansichten; aber

[1] Anglia 20 (1898), 335ff.

[2] Phonetik § 663.

[3] E. Eckhardt, Die ne. Verkürzung langer Tonsilbenvokale in abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern, Engl. Stud. 50 (1916), 199ff.; dazu Engl. Stud. 54, 117 und Luick, ebenda 177.

[4] Vgl. Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache[4] 138.

[5] Unters. § 587ff.; Engl. Stud. 45, 432ff.

[6] § 604ff.

[7] Hans Gerdau, Der Kampf ums Dasein im Leben der Sprache, ein sprachbiologischer Versuch zur Lösung des Lautwandelproblems auf Darwinistischer Grundlage, Hamburg, Gente, 1921.

ich halte es nicht für möglich, daß das Problem des Lautwandels jemals auf Darwinistischer Grundlage gelöst werden kann. Naturalistische Auffassungen haben in der Geisteswissenschaft und insbesondere auch in der Sprachwissenschaft schon so viel Verwirrung angerichtet[1], daß wir auf der Hut sein müssen.

Wir haben keine Ursache, stolz zu sein auf den «wahrhaft historischen Aufbau» unserer Darstellungen der Lautlehre. Über die Zusammenhänge der Erscheinungen wissen wir sehr wenig. Solange wir die Grundfrage, warùm die Laute sich verändern, nicht beantworten können, ist das, was wir Lautgeschichte nennen, Stückwerk. Die sprachgeographische Forschung hat manchen Lautwandel durch Beeinflussung von außen her erklären können. Aber neben diesem externen Lautwandel gibt es unbedingt einen internen. Und den zu erklären, das ist ein Grundproblem der Sprachwissenschaft.

Die geschichtliche Lautlehre stellt fest, daß zu gewissen Zeiten die Sprache sich schnell und stark verändert. Die Frage nach dem Warum ist in der sprachwissenschaftlichen Literatur selten gestellt worden.[2] Wir können sie erst beantworten, wenn wir klarer sehen in der Frage nach dem Warum der Lautveränderung.

Es wäre von Wichtigkeit, für verschiedene Sprachen die Zeiten der großen Lautveränderungen und ihre Linie festzustellen. Wir werden hoffen dürfen, daß uns auch hier eine neue Art von «vergleichender Sprachwissenschaft» weiter hilft.

Nach der gewöhnlichen Ansicht geht die lautgesetzliche Entwicklung ohne Rücksicht auf die Bedeutung vor sich. Demgegenüber wird neuerdings die Anschauung vertreten, daß der Sprachkörper abhängig sei von der ihm innewohnenden Bedeutung, insonderheit von der syntaktischen Beziehungsbedeutung. Im einzelnen ergeben sich besonders die folgenden Sätze[3]:

[1] M. Frischeisen-Köhler, Der gegenwärtige Stand der Sprachphilosophie, GRM. 4, 124.

[2] Jespersen, Language S. 261 bringt die starke Sprachveränderung des 14. und 15. Jahrhunderts in England zusammen mit den Kriegen, Pestilenzen und Aufständen der Zeit: die Männer waren abwesend, das Familienleben war beeinträchtigt, die sprachliche Erziehung der Kinder vernachlässigt. Es wäre zu prüfen, ob auch in anderen Sprachen die Zeit der großen Lautwandlungen und die Kriegszeiten zusammenfallen.

[3] Vgl. W. Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion, Leipzig, Mayer und Müller, ²1923. Eine Bestätigung für das Baltoslavische mit einer Fülle von Beispielen bietet E. Fraenkel, IF. 41 (1923), 393ff. Über den «Begriff der Funktion» vgl. auch C. Karstien im vorliegenden Buch S. 399 ff.

1. Werden Teile eines Wortes oder einer Wortverbindung funktionslos, so können sie abgeschwächt werden oder ganz schwinden.

2. Werden Teile eines Wortes oder einer Wortverbindung funktionsarm, so können sie abgeschwächt werden.

3. Funktionswichtige Laute können erhalten bleiben, auch wenn unter im übrigen gleichen Bedingungen ihr Schwund zu erwarten wäre.

Die Erkenntnis dieser Zusammenhänge muß die Vorstellung von den Lautgesetzen beeinflussen. Sie ist von besonderer Wichtigkeit für die Methode der sprachwissenschaftlichen Forschung. Da die Endsilben gewöhnlich die Träger der syntaktischen Beziehungsbedeutung sind, muß das Studium der Auslautsgesetze von dieser Erkenntnis besonders stark berührt werden. Das Englische mit seiner weitgehenden Zerrüttung der funktionstragenden Endsilben ist gerade für diese Probleme ein geeigneter Forschungsgegenstand und könnte wohl der gesamten Sprachwissenschaft Förderung bringen. Die hier angedeutete Umgestaltung der Methode scheint mir dazu angetan, aus der Mechanisierung herauszuführen, von der unsere Forschung nicht freigeblieben ist.

Formenlehre.

Diese Gedanken führen ohne weiteres in die Formenlehre hinein. Die Geschichte des englischen Formenbaues ist außerordentlich lehrreich: das Englische hat sich besonders weit entfernt vom Altgermanischen, es hat die Flexionsendungen fast vollständig aufgegeben.

Eine größere Darstellung der gesamten Geschichte des Formenbaues ist noch nicht geschrieben. Kurze Skizzen bieten die S. 518 f. genannten Gesamtdarstellungen, Übersichten über den Formenbau des Ae. und Me. die S. 537 ff. genannten Grammatiken; eine umfassende Darstellung des Formenbaues der neueren Zeit ist noch nicht vorhanden. Über den Formenbau der heutigen Mundarten unterrichtet J. Wright.[1] An Einzeluntersuchungen fehlt es nicht für die ältere Zeit, dagegen sind sie spärlich für die neuere Zeit.[2]

[1] J. Wright, English Dialect Grammar (s. S. 578).

[2] Für die ältere Zeit vgl. Luick, Gr; für das 15. Jh. vgl. Dibelius, Anglia 23 u. 24; für das Ne. z. B.: Franz, Shakespeare-Grammatik ²1909; Karl Kneile, Die Formenlehre bei Lyly, Diss. Tübingen 1914; Wilh. Grünewald, Der Formenbau der engl. Bibel, Diss. Gießen 1917; G. L. Lannert, An Investigation into the Language of Robinson Crusoe, Diss. Uppsala 1910; Franz Horten, Studien über die Sprache Defoes, Bonn, Hanstein, 1914.

Die Substantivflexion ist im Lauf der Zeit bis auf wenige Reste geschwunden. Heute beschränkt sich bei den meisten Substantiven die ganze Flexion auf die Bildung eines Plurals auf *-s*, *-z* oder *-iz*; nur bei Namen lebender Wesen ist auch ein Genitiv vorhanden[1], der dieselben Ausgänge aufweist: *rūm* room — Pl. *rūmz* rooms; *hǭəs* horse — Gen. Sg. *hǭəsiz* horse's, Pl. *hǭəsiz* horses, Gen. Pl. horses'. Was früher durch Flexionsendungen bezeichnet wurde, wird jetzt bezeichnet teils durch Wortgruppen (Präposition + Substantiv), teils durch eine feste Wortstellung.

Gewöhnlich wird der Untergang der Flexion so erklärt: Die Endungen wurden durch lautgesetzliche Entwickelung abgeschwächt und durch Analogiebildungen uniformiert; und schließlich fielen sie lautgesetzlich ab. Der Zerfall der Substantivflexion rief die Umschreibungen und die feste Wortstellung hervor: sie sind also nichts anderes als ein Ersatz für die verlorengegangenen Flexionsendungen.

Bei dieser Auffassung ist die Aufgabe der Forschung methodisch sehr einfach: Man läßt auf die ae. Paradigmata die englischen Auslautgesetze wirken, vergleicht die so konstruierten Formen mit den in me. Zeit wirklich vorhandenen und sucht die Abweichungen als Analogiebildungen zu erklären. Die Formenlehre ist, so betrachtet, nichts weiter als «angewandte Lautlehre». Nach dieser Auffassung geben die Lautgesetze, die auf die Endsilben wirkten, den Anstoß zu der ganzen Entwickelung. Es wird aber nicht gefragt, was den Anstoß zu den «Lautgesetzen» gegeben hat.

Nach dieser Ansicht hätte eine blind wirkende Kraft, die man «Lautgesetz» nennt, die Endungen zerstört, unbekümmert darum, ob sie eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hatten oder nicht. So ungefähr wie eine Lawine die Bäume wegfegt, die sich ihr entgegenstellen. Für die verlorenen Endungen hätte sich dann die Sprache notgedrungen einen Ersatz geschaffen. Nachdem die Flexion zerrüttet war! Diese Auffassung führt zu großen Schwierigkeiten. «Dann muß einmal ein Zustand sprachlicher Anarchie vorhanden gewesen sein, den man erst durch Schaffung der Umschreibungen und der festen Wortstellung überwand. Das wäre nicht sprachliche Entwickelung, sondern Revolution. Wie erfüllte die Sprache ihren Zweck in der Zeit des Umsturzes, in der Zeit, wo das alte Gebäude eingerissen und das neue noch nicht aufgebaut war?»[2]

[1] Vgl. unten S. 566.
[2] Sprachkörper S. 118.

Tiefer dringt Jespersen[1] in den Zusammenhang der Erscheinungen. Er fragt nach der Ursache der «Lautgesetze», die die Flexionsendungen umgestaltet haben. Er findet diese Ursache in dem Umstand, daß schon im Ae. die Flexionsendungen ihre Funktion häufig mangelhaft erfüllten: ein und dieselbe Endung kennzeichnete verschiedene Kasus, ein und derselbe Kasus wurde bald durch die eine, bald durch die andere Endung bezeichnet. Dieser Zustand führte zur Unsicherheit, und die Unsicherheit führte zu ungenauer Aussprache der Endungen.

Auch Jespersen vertritt die Ansicht, daß Flexionsendungen, die keinen besonderen Wert mehr haben, dem Verfall ausgesetzt sind. Aus diesem Gedanken des 'Principle of Value' müssen aber weitergehende Folgerungen gezogen werden.

Die Kasus der Substantive waren in der alten Sprache nicht nur durch Flexionsendungen gekennzeichnet, sondern auch durch den Artikel, durch die Wortstellung. Neben die Flexionsformen stellten sich schon Umschreibungen, ehe sie nötig waren. In Verbindung mit Artikel, mit Präposition, mit Wortstellung wurden die Flexionsendungen funktionslos, und deshalb konnten sie abgeschwächt werden und schließlich schwinden.

Es sind eindringende Untersuchungen nötig, um diesen Entwickelungsgang im einzelnen klarzulegen. Für die Methode der Untersuchung ist es wichtig zu beachten, daß schon in der älteren Sprache Kasus und Numerus nicht durch die Flexionsendungen allein gekennzeichnet werden; die üblichen Paradigmata, die weiter nichts als das Substantiv anführen, reichen also nicht aus.[2] Man hat die Ausdehnung des Plurals und des Genitivs auf *-s*[3] genauer verfolgt.

Von den Flexionszeichen der älteren Zeit hat nur das auslautende *s* des Plurals *-as* und des Gen. *-es* dem Verfall Widerstand geleistet und sich über den ursprünglichen Bereich ausgedehnt. Von Resten anderer Flexionen haben die *s*-losen Genitive des Früh-ne. und die verschiedenen Gruppen des unflektierten Plurals eine fördernde Unter-

[1] O. Jespersen, Progress in Language, London 1894, S. 138 ff. und jetzt Language, S. 267 ff.

[2] Vgl. Sprachkörper, S. 123.

[3] E. Roedler, Die Ausbreitung des *s*-Plurals im Engl., Diss. Kiel 1912, Fortsetzung in Anglia 40 (1916), 420—502; O. Knapp, Die Ausbreitung des flektierten Genitivs auf *-s* im Me., Engl. Stud. 31 (1902), 20 ff.

suchung erfahren.[1] Auch die Neubildung des Nominativs von flektierten Formen aus ist behandelt worden.[2]

Mit dem Verfall des Formenbaues hängt der Untergang des grammatischen Geschlechts zusammen. Diese Erscheinung des Englischen ist von besonderer Bedeutung, weil sie geeignet ist, Licht zu werfen auf den Ursprung des grammatischen Geschlechts in den idg. Sprachen: die Forschung wird zu J. Grimm zurückgeführt. Den wichtigsten Beitrag zur Untersuchung der Genusfrage im Englischen bietet eine aufschlußreiche Abhandlung von L. Morsbach.[3] Einen Überblick über die Geschichte des grammatischen Geschlechts im Me. bis zum Erlöschen des aus dem Ae. ererbten Zustands gibt N. v. Glahn.[4]

Das heutige Englische mit seiner Personifizierung von Gegenständen, an denen der Sprechende besonderen Anteil nimmt[5], ist deshalb beachtenswert, weil es zeigt, wie nach dem Aussterben des grammatischen Geschlechts ein neues auf psychologischer Grundlage sich entwickelt hat. Bei der grundsätzlichen Bedeutung, die dieser Erscheinung zukommt, wäre es sehr wünschenswert, daß die heutige lebende Sprache, besonders die Mundarten, nach dieser Seite hin genau untersucht würden.

---

[1] E. Ekwall, The Unchanged Plural in English, in: Lunds Universitets Årsskrift, N. F. Afd. 1, Bd. 8, Nr. 8 (1912); the *s*- less Genitive in early Modern English, in: Minneskrift till A. Erdmann, Uppsala 1913.

[2] Arch. 104, 25 ff., 105, 279 ff.

[3] L. Morsbach, Grammatisches und psychologisches Geschlecht im Englischen, Berlin, Weidmann, 1913. (Abgedruckt aus den Nachrichten der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, 1913, und mit Literaturangaben und Belegen versehen.)

[4] Nikolaus v. Glahn, Zur Geschichte des grammatischen Geschlechts im Me., Angl. Forsch. 53 (1918). Dort weitere Literaturangaben. — Über die dichterische Personifikation siehe die Abhandlung von Morsbach und eine Reihe von Arbeiten über einzelne Dichter (vgl. Werner Brandenburg, Das poetische Genus personifizierter Subst. bei Thomson und Young, betrachtet im Zusammenhang der geschichtlichen Entwickelung vom Me. bis auf Tennyson, Diss. Kiel 1914, mit weiteren Literaturnachweisen), außerdem F. Brie, Poetische Beseelung in der engl. Renaissance, Engl. Stud. 50 (1916—17), 383 ff.

[5] Zur Erklärung des weiblichen Geschlechts von Schiffen und anderen Fahrzeugen weist Morsbach hin auf Benennungen wie *la Cristofre, la Petre* in engl. Schiffslisten des 13. Jhs.; es ist da afrz. *nef* (= lat. *navem*) zu ergänzen. «Im Frz. hatten also die Schiffe, gleichviel wie sie hießen, das weibliche Geschlecht. Nur von hier aus läßt es sich erklären, daß der Engländer, der mit frz. Schiffen am meisten in Berührung kam, das weibliche Genus übernahm, das er von frz. Matrosen täglich hören mußte» (S. 271). Vgl. nhd. *die Moltke* unter englischem Einfluß.

Ein starker Verfall der Flexion ist auch beim Verbum zu beobachten. Er beginnt schon früh: das *-u* von ae. *bindu* wurde schon früh zu *-e* abgeschwächt, weil das zugesetzte pronominale Subjekt *ic* Träger der Funktion geworden war.[1] Für die Methode ergibt sich die Forderung, die Geschichte der Flexionsformen nicht isoliert zu untersuchen, sondern in Verbindung mit ihren ständigen Begleitern, also in der Lebensgemeinschaft, in der sie erwachsen sind. Der Einfluß des Pronomens zeigt sich deutlich in der 2. Sg. Praes. *thou bindest*, deren Ausgang man schon immer aus der Verbindung ae. *bindis þū* erklärt.[2]

Einzeluntersuchungen für die ältere Zeit verzeichnet Luick in seiner Hist. Gramm. Fragen aus der Geschichte der Endungen sind wiederholt behandelt worden[3]; der Formenbau des Verbums *be* ist durch die englische Sprachgeschichte hindurch verfolgt[4], der Übertritt starker Verba in die schwache Konjugation untersucht worden.[5] Für den ne. Formenbau sind beachtenswert eine Sammlung der Angaben, die die alten Sprachmeister geben[6], und eine Untersuchung über die Gestaltung des Ablauts.[7]

Besondere Aufmerksamkeit verdient die Herausbildung der 3. Sing. Praes. Ind. auf *-s*. In der altnordhumbrischen Praesensflexion ist schon die Ausdehnung des *s*, das ursprünglich nur der 2. Sing. zukam, über seinen ursprünglichen Bereich hinaus zu beobachten. Holmqvist macht nun wahrscheinlich, daß im Norden die 2. Sg., die in der gesprochenen Sprache eine sehr wichtige Rolle spielt, zunächst

[1] Vgl. Sprachkörper, S. 21 ff., H. Gutheil, Form und Funktion in der engl. Verbalflexion, in: Gießener Beiträge zur Erforschung der Sprache und Kultur Englands und Nordamerikas (Gießen, Verlag des Englischen Seminars), Bd. 1 (1923), S. 113 ff.

[2] Aus der Wortgruppe *bindes hēo* leitet H. Lindkvist, Anglia 45, 1 ff. das Pronomen *shō, she* ab: *bindes hjō, bindes jō* > *bindešō*.

[3] J. D. Rodeffer, The Inflection of the Engl. Present Plur. Ind., Diss. Baltimore 1903. — Erik Holmqvist, On the History of the Engl. Present Inflections particularly *-th* and *-s*, Heidelberg, Winter, 1922. — Paul Marquardt, Das starke Part. Praet. im Me. [und Ne.], Diss. Berlin 1920.

[4] G. Made, Das Verbum substantivum im Englischen, Diss. Gießen 1910.

[5] Erich Michelau, Der Übertritt starker Verba in die schwache Konjugation im Engl., Diss. Königsberg 1910.

[6] Jakob Horn, Das engl. Verbum nach den Zeugnissen von Grammatikern des 17. und 18. Jhs., Diss. Gießen 1911.

[7] H. T. Price, A History of Ablaut in the Strong Verbs from Caxton to the End of the Elizabethan Period, Bonn, Hanstein, 1910 (Bonner Stud. zu engl. Phil., Heft 3).

die 2. Pl. nach sich zog; von da griff *-s* über auf die 1. und 3. Pl. und schließlich auf die 3. Sg. Als Brücke zwischen dem Norden und dem Süden wird das östliche Mittelland nachgewiesen. Der merkwürdige früh-ne. Sprachzustand mit seinem Unterschied zwischen Poesie und Prosa wird von Holmqvist von neuem untersucht und mit Recht dahin gedeutet, daß nicht etwa die Dichtersprache der *s*-Form zur Verbreitung geholfen habe, sondern daß Poesie und Prosa beide die *s*-Form aus der lebendigen Umgangssprache bezogen haben.

Die anderen Wortklassen[1] sind selten Gegenstand der wissenschaftlichen Arbeit gewesen. In der Komparation zeigt sich ein ähnliches Ringen zwischen alter Bildungsweise und Umschreibung wie im Formenbau des Substantivs.[2]

Die Frage, wieweit die Vereinfachung des englischen Formenbaues mit der gerade in England eingetretenen Sprachmischung in innerem Zusammenhang steht, bedarf noch sehr der Untersuchung. Die Frage kann nicht durch isoliertes Studium des Englischen gelöst werden; hier muß die Vergleichung, die Methode der wechselseitigen Erhellung Licht bringen.[3]

Wortbildungslehre.

Die Wortbildung tritt in der englischen Sprachwissenschaft noch sehr zurück. Eine Gesamtdarstellung ist seit Mätzner und Koch nicht wieder versucht worden.[4] Eine den heutigen Anforderungen entsprechende Darstellung in der Art, wie sie Willmanns und Paul für das Deutsche geboten haben, könnte sich auf mancherlei Vorarbeiten stützen, müßte aber auch viele Erscheinungen erst gründlich untersuchen. Das Englische und besonders das Neuenglische stellt uns auf dem Gebiet der Wortbildung vor sehr lehrreiche Probleme. Bezeichnend für das Ne. ist die Leichtigkeit, mit der infolge des Verlustes der Flexionsendungen ein Substantiv als Verbum, ein Verbum als Substantiv, ein Adverb als Adjektiv gebraucht

[1] Für das Pronomen beachte Jespersen, Progress in Language, Kap. 7: Case-Shiftings in the Pronouns; H. Spies (s. S. 567[4]).

[2] Louise Pound, The Comparison of Adjectives in Engl. in the 15th and 16th Century, Angl. Forsch. 7 (1901). — Hans Knüpfer, Die Anfänge der periphrastischen Komparation im Engl., Engl. Stud. 55 (1921), 321 ff.

[3] Vgl. O. Jespersen, The History of English Language and its Relation to other Subjects, Engl. Stud. 35, 1 ff., besonders 12 ff.

[4] Eine Skizze bietet Sweet, A New Engl. Grammar.

werden kann[1]; bezeichnend ist ferner bei dem starken Einfluß fremder Sprachen die große Zahl der fremden Suffixe.[2]

Die Forschung steht noch ganz im Zeichen der Spezialarbeit.[3] Wertvolles, noch nicht ausgeschöpftes Material enthält das Oxforder Wörterbuch. Die Erforschung der heutigen Mundarten ist noch gar nicht in Angriff genommen.

Die Bildung des Wortschatzes vollzieht sich durch Wortschöpfung (Urschöpfung) und Wortbildung.

Die Urschöpfung ist auf dem Gebiet des Englischen selten Gegenstand von Untersuchungen gewesen. Einige Hinweise bietet schon Koch.[4] Neuerdings hat Jespersen, großenteils an englischem Sprachstoff, der Frage von dem Zusammenhang von Laut und Bedeutung, der Lautsymbolik, eine anregende Betrachtung gewidmet.[5]

Der Urschöpfung innerlich verwandt ist es, wenn vorhandene Wörter so umgebildet werden, daß der Laut der Bedeutung entspricht[6]; umgekehrt kann die Beziehung zwischen Laut und Bedeutung durch lautliche Veränderungen verwischt werden. Diese Fragen, die von den alten Sprachforschern unkritisch behandelt worden sind, bedürfen einer eindringenden kritischen Erwägung. Auch die Bedeutung des Spieltriebs ist noch nicht klar. Es sind das alles Dinge, in denen sich die Sprache als Ausdruckstätigkeit erweist.

Die Wortbildung ist entweder Zusammensetzung (Komposition) oder Ableitung.

---

[1] Vgl. Vilhelm Bladin, Studies on Denominative Verbs in English, Diss. Uppsala 1911. — Zum Übergang von Adverbien zu Adjektiven vgl. Deutschbein (s. S. 564[4]). S. 213.

[2] Siehe S. 530[6].

[3] Vgl. den Jb. — Hinweise auf Wortbildungsfragen in der Sprache von heute gibt Spies (s. S. 517[1]), S. 12ff.

[4] Koch [2]III, 169—174.

[5] Jespersen, Language, Kap. 20: Sound Symbolism. Außerdem von demselben Verfasser: Symbolic Value of the Vowel *i*, in: Philologica, Bd. I, 1ff. — Über Schallwörter vgl. auch W. Meyer-Lübke, GRM. 1, 636ff. — Der Versuch von H. Hilmer (Schallnachahmung, Wortschöpfung und Bedeutungswandel auf Grundlage der Wahrnehmung von Schlag, Fall und Bruch und derartigen Vorgängen dargestellt an einigen Lautwurzeln der deutschen und der englischen Sprache, Halle, Niemeyer, 1914) enthält brauchbare Hinweise, schießt aber im ganzen über das Ziel. — Vgl. auch Gustav Krüger, Schwierigkeiten des Englischen: Vermischte Beiträge zur Syntax, Dresden und Leipzig, C. A. Koch, 1919, S. 135ff.; H. Spies, Alliteration und Reimklang im modern-englischen Kulturleben, Engl. Stud. 54 (1920), 149ff.

[6] Schuchardt spricht in diesem Fall von «sekundären Naturwörtern» (vgl. Schuchardt-Brevier S. 191).

Der Anfang der Bildung eines Kompositums aus einem syntaktischen Gefüge liegt gewöhnlich darin, «daß das syntaktische Gefüge einen Bedeutungsinhalt erhält, der sich nicht mehr genau mit demjenigen deckt, der durch die Zusammenfügung der einzelnen Elemente gewonnen wird. . . Die Folge ist, daß die einzelnen Elemente des Gefüges nicht mehr klar zum Bewußtsein kommen».[1] Der Abschwächung der Bedeutung kann eine Abschwächung des Wortkörpers nachfolgen.[2] Darum finden wir in Wortzusammensetzungen häufig auffallend starke Kürzung. Das ist eine Tatsache, die auch der etymologischen Forschung Fingerzeige geben kann.[3]

Eine besondere Art von Wortzusammensetzungen sind die, die ihrerseits aus einer Wortzusammensetzung (a + b) und einem einfachen Wort (c) bestehen. In solchen Zusammensetzungen von dem Typus (a + b) + c kann das mittlere Glied (b) unterdrückt werden: ae. *lēac(tūn)weard* 'Gärtner', ne. *twelfth(night)cake*, *county(prison)crop* 'kurzgeschorenes Haupt der Zuchthäusler', vgl. nhd. *Öl(baum)zweig*.[4]

Von Einzelfragen ist die Substantivkomposition[5] eingehend untersucht worden; den verdunkelten Zusammensetzungen[6] und den tautologischen Zusammensetzungen[7] hat man Beachtung geschenkt.

Fragen der Ableitung sind in Einzeluntersuchungen häufiger behandelt worden[8], freilich nicht immer von größeren Gesichtspunkten aus. Viel wertvolles Material bietet hier das Oxforder Wörterbuch. Ein wichtiges Ergebnis hat eine Untersuchung von H. Weyhe[9] über die ae. Verbalabstrakta auf *-ung* und *-ing* erzielt. Die Entstehung und die weitere Entwickelung der Diminutivbildungen ist durch die

[1] Paul, Prinzipien, S. 330.

[2] Sprachkörper, S. 3ff.

[3] Horn, Gießener Beitr. (s. S. 557[1]), 1 (1923), 138.

[4] Vgl. für das Deutsche Behaghel, Zs. des Allg. D. Sprachvereins, 1917, Sp. 12; J. Miedel, Zs. f. deutsche Mundarten, 1919, 55; für das Englische: Sprachkörper, S. 5; Ritter, Verm. Beitr. (s. S. 525[1]), S. 89.

[5] Nils Bergsten, A Study of Compound Substantives, Diss. Uppsala 1911. — G. Künzel, Das zusammengesetzte Substantiv und Adj. in der engl. Sprache, Diss. Leipzig 1911. Dazu E. Koeppel, Anglia-Beibl. 23, 241.

[6] Erich Klein, Die verdunkelten Wortzusammensetzungen im Englischen, Diss. Königsberg 1911.

[7] In: An English Miscellany, presented to Furnivall, Oxford 1901, und Bergsten, S. 143ff.

[8] Vgl. Jb.

[9] H. Weyhe, Zu den ae. Verbalabstrakten auf *-nes* und *-ing*, *-ung*. Leipziger Habilitationsschrift. Halle, Niemeyer, 1911.

ganze englische Sprachgeschichte hindurch verfolgt worden.[1] Der weitgehende Verlust von Präfixen in einheimischen Wörtern und die Abschwächung vortoniger Anlautssilben in Lehnwörtern haben zu Untersuchungen gereizt.[2] Der Umfang, den der Wortbildungstypus *pick-pocket* einnimmt, ist durch eine Materialsammlung dargetan worden.[3]

Eine besondere Art der Wortbildung sind die ‘back-formations’ (Murray) wie *difficult* Adj. für *difficile* aus *difficulty* Subst.[4] Auch bei geographischen Namen kommt diese Bildungsweise gelegentlich vor: der Flußname *Cam* ist aus dem Stadtnamen *Cambridge* losgelöst, der Flußname *Chelmer* aus *Chelmersford*, jetzt *Chelmsford* (zu *Ceolmǣr*).[5]

Die Wortkürzung ist öfter Gegenstand der Untersuchung gewesen. Man hat Beobachtungen zusammengetragen und die psychologischen Voraussetzungen für die Kürzung zu erkennen gesucht. Von der Kürzung in zusammengesetzten Wörtern ist schon (S. 560) die Rede gewesen. Sehr häufig ist außerdem die Kürzung in Wörtern der Standes- und Berufssprachen und, was für das Englische wichtig ist, in Fremdwörtern.[6] Die Beobachtung der lebenden Sprache könnte uns eine tiefere Einsicht in die Entstehung der Kurzform vermitteln.

---

[1] A. Pogatscher, Über den Ursprung des westgerm. Deminutivsuffixes *-inkil*, Anglia-Beibl. 15, 238ff.; E. Eckhardt, Die ags. Diminutivbildungen, Engl. Stud 32, 325; Otto Höge, Diminutivbildungen im Me., Diss. Heidelberg 1906; Eva Rotzoll, Deminutivbildungen im Ne., Angl. Forsch. 31 (1910).

[2] K. Bechler, Das Präfix *to* im Verlauf der engl. Sprachgeschichte, Diss. Königsberg 1909; Friedrich Weick, Das Aussterben des Präfixes *ge-* im Engl., Diss. Heidelberg 1911; E. Slettengren, Contributions to the Study of Aphaeretic Words in English, Diss. Lund 1912.

[3] W. Uhrström, *pick-pocket, turn-key, wrap-rascal*, and similar Formations in English, Stockholm, Bergvall [1918]. Vgl. nhd. *Wendehals* und dazu W. Wilmanns, Deutsche Gr., II², 407.

[4] O. Jespersen, Om subtractions-dannelser, in: Festskrift til V. Thomsen, Kopenhagen, 1894, und Growth and Structure, S. 173.

[5] Vgl. Mawer, Place Names (s. S. 526[6]), S. 12.

[6] Karl Sundén, Elliptical Words in English, Uppsala 1904; Elizabeth Wittmann, Clipped Words, in: Dialect Notes 4 (1914), 114ff.; Leo Müller, Ne. Kurzformbildungen, in: Gießener Beitr. (s. S. 557[1]) 1 (1923), 33ff.; Horn, Sprachkörper, S. 3ff. — Für das Französische vgl. Hilding Kjellmann, Mots abrégés et tendances d'abréviation en français, in: Uppsala Universitets Årsskrift 1920. — Die Kurzformen in den noch wenig erforschten Standes- und Berufssprachen (s. S. 524) bedürfen eingehender Untersuchung; der *Students' slang* z. B. liefert reichlich Gelegenheit zu Beobachtungen.

Syntax.

Die wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiet der Syntax stand lange zurück hinter der Pflege der Laut- und Flexionslehre. Die Methode war lange mehr beschreibend als geschichtlich.[1] Teile einer beschreibenden ae. Syntax liegen vor in dem Buch von Wülfing[2] über die Syntax Alfreds des Großen. Eine größere Darstellung der Syntax eines me. Literaturdenkmals ist noch nicht geschrieben worden; Einenkel bot zum Ersatz Streifzüge durch die me. Syntax.[3] Für das Früh-ne. ist die inhaltsreiche Shakespeare-Syntax von W. Franz[4] zu nennen, die das ältere Werk von Abbott weit überholt hat. Die Sprache der Gegenwart wird geschildert in den großangelegten Werken von G. Krüger[5] und H. Poutsma[6]; von kürzeren Darstellungen seien die treffliche Grammatik von E. Kruisinga[7] und die Syntax von G. Wendt[8] genannt, die die heutige englische Sprache ohne Hereinziehen nicht-englischer Sprachen zu beschreiben trachtet.

Die Forschung hat zunächst der älteren Zeit ihre Aufmerksamkeit geschenkt. Eine große Anzahl von Dissertationen gelten der Gesamtsyntax einzelner Sprachdenkmäler. Die meisten dieser Arbeiten haben nur bedingten Wert: ihren Verfassern fehlte vielfach der Blick für die sprachgeschichtlichen Zusammenhänge und damit der Maßstab für das wissenschaftlich Bedeutungsvolle. Für geschichtliche Untersuchungen erweisen sich darum ihre Materialsammlungen meist als wenig brauchbar. Neben solchen Darstellungen, die einen Querschnitt durch die Syntax einer bestimmten Zeit bieten, gibt es wenige, die eine syntaktische Erscheinung durch einen längeren Zeitabschnitt hindurch verfolgen, also einen Längsschnitt bieten. Sie sind in der neueren Zeit etwas häufiger geworden. Die Längsschnitte führen den Arbeiter von selbst zu den geschichtlichen Problemen: der Vergleich des Späteren mit dem Früheren ruft die Frage nach der Entwickelung wach.

[1] Aber eine so folgerichtig durchgeführte Beschreibung, wie sie Behaghel in seiner Syntax des Heliand gegeben hat, ist auf englischem Gebiet nicht vorhanden.

[2] J. E. Wülfing, Die Syntax in den Werken Alfreds des Großen, Bonn 1894ff.

[3] E. Einenkel, Streifzüge durch die me. Syntax, Münster 1887.

[4] S. oben S. 553[2].

[5] Gustav Krüger, Syntax der engl. Sprache[2], Dresden und Leipzig, Ehlers, 1914ff. 7 Bände.

[6] H. Poutsma, A Grammar of Late Modern English, Groningen, Noordhoff, 1905ff.

[7] E. Kruisinga, A Handbook of Present-Day English, II[3], Utrecht, Kemink, 1922.

[8] G. Wendt, Syntax des heutigen Englisch. I. II. Heidelberg, Winter, 1911 u. 1914.

Von Erörterungen über das Wesen der Syntax seien die von J. Ries[1] und K. Bühler[2] hervorgehoben; über die Methode der syntaktischen Forschung hat O. Behaghel[3] Darlegungen gegeben, die für jede Einzelsyntax wichtig sind.

Dem Gesamtgebiet der englischen Syntax gelten die älteren Werke von Mätzner und Koch. Mätzner stellt das Ne. dar und greift von da aus auf die ältere Sprache zurück. Koch schreitet vom Ae. durch das Me. zum Ne. vor, wobei freilich das Ne. zu kurz kommt. Die beiden Werke sind geschrieben, bevor die Sprachwissenschaft zu einem tieferen Erfassen des Sprachlebens vorgedrungen war, wie es in Pauls Prinzipien seinen vollendeten Ausdruck gefunden hat. In der neueren Zeit hat sich noch niemand an eine große geschichtliche Darstellung der gesamten Syntax gewagt. Sweet bietet nur ausgewählte Abschnitte in eigenartiger und anregender Form. Gegen Einenkels Methode in seiner historischen englischen Syntax, die ursprünglich nur eine kurze Skizze war, aber in der neuesten Auflage zu größerem Umfang angewachsen ist, sind erhebliche Bedenken geltend gemacht worden[4]: Einenkel nimmt einen weitgehenden Einfluß des Französischen auf die me. Syntax an, ohne daß seine Untersuchung der me. Erscheinungen sich auf eine eingehende Betrachtung des Ae. aufbaut. Eine historische englische Syntax müßte in jedem einzelnen Fall zunächst den ae. Sprachgebrauch schildern, dann den me. damit vergleichen und die Frage stellen, wieweit er aus dem Ae. sich begreifen läßt, wieweit er dem französischen Einfluß zuzuschreiben ist. Eine historische Syntax, die von den ae. Vorstufen aus in geduldiger, methodischer Untersuchung über das Me. zum Ne. vorschreitet und die syntaktischen Erscheinungen in ihrer ganzen geschichtlichen Ausdehnung erklärt, ist eine der wichtigsten Forderungen der englischen Sprachwissenschaft. Der Geschichtsschreiber der syntaktischen Gebilde müßte die Forschung auf Schritt und Tritt ergänzen, manche Fragen zum erstenmal untersuchen. Eine wirklich

[1] John Ries, Was ist Syntax? Straßburg, Trübner, 1893.

[2] Karl Bühler, Vom Wesen der Syntax, in: Idealistische Neuphilologie, Festschrift für K. Voßler, Heidelberg, Winter, 1922.

[3] O. Behaghel, Syntax des Heliand, Wien, Tempsky, 1897, Vorwort; Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz des Deutschen, Paderborn, Schöningh, 1899, S. 5—13; Deutsche Syntax, Bd. II, Vorwort, Heidelberg, Winter, 1924.

[4] Vgl. Jespersen, Engl. Stud. 34, 158ff., dazu Einenkel, Anglia 28, 493ff.; Bödtker und Einenkel, Anglia-Beibl. 21, 50—60; Morsbach, Litztg. 1904, 2418ff., dazu Einenkel, Anglia 28, 127ff.; Morsbach bei Roeder, Kulturunterricht (s. S. 512[5]), S. 69.

geschichtliche Syntax des Englischen könnte tief hineinführen in das Sprachleben, denn gerade das Englische hat eine Fülle von eigenartigen syntaktischen Erscheinungen.

Der früher sehr vernachlässigte neuere Zeitraum hat in der letzten Zeit erfreuliche Beachtung gefunden.[1] Die Shakespeare-Grammatik von W. Franz, die ihr Schwergewicht im syntaktischen Teil hat[2], ist in neuer Auflage erschienen. O. Jespersen hat den ersten Band einer eigenartigen und anregenden ne. Syntax veröffentlicht[3]: das Buch behandelt die ne. Erscheinungen (Nomen und Pronomen) auf geschichtlicher Grundlage, indem es von der Entwicklung nur das erörtert, was zum Verständnis des Heutigen notwendig ist. M. Deutschbeins ne. Syntax[4] will nicht beschreibend und auch nicht geschichtlich sein, sie strebt vielmehr eine psychologisch-logische Betrachtungsweise an. Die Forderung, die einzelnen Sprachen vom «prinzipiell syntaktischen» Standpunkt aus zu betrachten, ist ohne Frage berechtigt und notwendig, und der Versuch, diese Forderung an englischen Spracherscheinungen durchzuführen, ist ein entschiedenes Verdienst. Aber die logisch-psychologische Betrachtungsweise braucht die geschichtliche nicht auszuschließen. Wenn Deutschbein bei der Darlegung seiner Methodenlehre sagt (S. 4): «Die historische Betrachtungsweise in der Syntax hat nur einen beschränkten Wert», so ist demgegenüber zu bemerken, daß diese Betrachtungsweise auch in der Syntax ihren Wert längst erwiesen hat. Freilich in der englischen Syntax weniger als in der anderer Sprachen. Und es ist dringend zu wünschen, daß auch die englische Syntax eine gründliche und allseitig geschichtliche Darstellung erfährt. Allerdings muß auch die geschichtliche Betrachtungsweise ihrerseits — und das gilt für das Englische mit seinen vielen eigenartigen syntaktischen Erscheinungen in besonderem Grad — darauf bedacht sein, mit überlieferten Grundbegriffen nicht zu arbeiten, ohne sie an den gegebenen Spracherscheinungen auf ihren Gehalt zu prüfen. Ein wesentlicher Zug von Deutschbeins System der ne. Syntax besteht darin, das, was Wundt von den Denkrichtungen in allgemeiner Form andeutet, am

[1] Joh. Ellinger, Forschungen auf dem Gebiet der ne. Syntax 1898—1908, GRM. 1, 437, 704.

[2] Vgl. dazu Horn, Anglia-Beibl. 16, 129—145.

[3] O. Jespersen, A Modern English Grammar, II: Syntax, 1st vol., Heidelberg, Winter, 1914.

[4] M. Deutschbein, System der ne. Syntax, Cöthen, Schulze, 1917. Vgl. auch: Sprachpsychologische Studien, Cöthen 1918; Satz und Urteil, ebenda 1919.

Englischen durchzuführen; von diesem Problem soll in anderem Zusammenhang noch die Rede sein.[1]

Der «apriorischen» Grammatik, betrieben an englischem Sprachstoff, sind auch die tiefgründigen Untersuchungen von K. F. Sundén gewidmet.[2]

Die englische Sprachwissenschaft steht auf dem Gebiet der historischen Syntax noch weit zurück hinter anderen Sprachwissenschaften, die geschichtliche Darstellungen der gesamten Syntax besitzen oder bald zu erwarten haben. Von diesen Werken wird die englische Sprachwissenschaft viel lernen können, besonders von der im Erscheinen begriffenen Deutschen Syntax von O. Behaghel.[3] Bei der Syntax ist es noch viel nötiger als bei den übrigen Zweigen der Sprachwissenschaft, daß der Forscher über den engen Kreis der einen Sprache, die er bearbeitet, hinausblickt. Man findet gar oft in Sprachen, die sich nicht gegenseitig beeinflußt haben, verwandte Erscheinungen; es handelt sich da um Kräfte, die bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten Gleiches hervorgebracht haben, um Elementarverwandtschaft, wie Schuchardt[4] sagt. In der Syntax ist also die vergleichende Betrachtung[5], die Methode der wechselseitigen Erhellung[6] von besonderem Wert; sie ist in der englischen Syntax viel zu wenig geübt worden.

Die geschichtliche Einzelforschung hat mancherlei wertvolle Arbeit geleistet, doch bleibt noch außerordentlich viel zu tun. Ich kann hier nur auf einige Arbeiten und einige Lücken hinweisen.[7]

[1] Vgl. unten S. 583.

[2] K. F. Sundén: Essay I: The Predicational Categories in English; Essay II: A Category of Predicational Change in English; in: Uppsala Universitets Årsskrift 1916. Vgl. darüber den Bericht Engl. Stud. 51, 414ff.

[3] S. oben S. 563[3]; bis jetzt sind zwei Bände erschienen: 1 (1923), 2 (1924).

[4] Vgl. Schuchardt-Brevier (s. Index unter Elementarverwandtschaft).

[5] Behaghel, Zeitformen (s. S. 563[3]) fordert und übt diese Methode; ebenso J. Wackernagel, Vorlesungen über Syntax I, Basel, Birkhäuser, 1920, S. 4f. — Auch Deutschbein, S. VI und S. 3 weist auf den Wert der vergleichenden Betrachtung hin. — Für die Sprachforschung überhaupt hat besonders Jespersen oft und nachdrücklich den Wert der vergleichenden Methode betont, vgl. z. B. Engl. Stud. 35, S. 6ff., 12ff.

[6] W. Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache[2], S. 121.

[7] Vgl. die Schriftenverzeichnisse zu den einzelnen Abschnitten in den Büchern von Einenkel und Deutschbein. Eine Reihe von Fragen der engl. Syntax behandeln die wertvollen Untersuchungen von A. Trampe Bödtker, Critical Contributions to Early English Syntax, Videnskabs-Selskabets Skrifter, Hist.-filos. Klasse, Christiania, 1908, Nr. 6 und 1910, Nr. 3 und G. O. Curme (s. Jb. von 1911 ab).

Von den Hilfsmitteln, durch die syntaktische Gebilde hergestellt werden können, sind die Druckabstufung und die Intonation zwar berücksichtigt worden[1], aber nicht in dem Maße, wie sie es verdienen.

Die Fragen des Formenbaues haben uns ohne weiteres in das syntaktische Gebiet hinübergeführt (S. 554 ff.). Die Funktionen, die ursprünglich von der Flexion getragen worden waren, werden zum Ausdruck gebracht durch analytischen Formenbau[2] und durch gebundene Wortstellung. Daß den unverkennbaren Vorteilen des analytischen Sprachbaues auch Nachteile gegenüberstehen, hat ein so genauer Kenner der englischen Sprache wie H. Bradley anerkannt: der Zweck der Sprache, die leichte Verständlichkeit, wird durch die Flexionslosigkeit doch gelegentlich beeinträchtigt.[3]

Dem Problem der Analyse hat man beim Substantiv mancherlei Untersuchungen gewidmet.[4] Der Analyse hat sich nur der adnominale Genitiv entzogen, und zwar in lebendiger Verwendung[5] nur als possessiver Genitiv in der merkwürdigen Einschränkung auf Namen lebender Wesen. Diese Erscheinung bedarf einer Untersuchung.[6] Meiner Meinung nach ist die Einschränkung darin begründet, daß der possessive Dativ, der früher daneben stand, von Haus aus auf Personen eingeschränkt war, und zwar deshalb, weil der echte alte Dativ ein Personenkasus war (*my father's house* Gen., *my father his house* poss. Dat.).[7]

Die Entwickelung der Wortgruppe Verbum + Kasus eines Substantivs oder Pronomens ist zwar schon des öfteren in Einzeluntersuchungen[8] verfolgt worden, bedarf aber noch weiterer Aufhellung.

Mit dem Verfall der Nominalflexion hängt zusammen die Herausbildung der merkwürdigen Passivkonstruktion *I was told the*

[1] S. oben S. 536 f.

[2] Über Synthese und Analyse vgl. jetzt Morsbach bei Roeder, Kulturunterricht (s. S. 512[5]), S. 56 ff.

[3] Bradley (s. S. 525[3]), S. 74 ff.

[4] Vgl. für die Analyse im Nomen Düringer, Gießener Beitr. (s. S. 557[1]) 1, S. 1 ff. mit Literaturnachweisen.

[5] Verbindungen wie *a week's journey* sind erstarrte Formen oder Nachbildungen von solchen.

[6] Eine Untersuchung darüber ist in Vorbereitung.

[7] Über den adnominalen possessiven Dativ im Deutschen s. Behaghel, Syntax I, 638.

[8] Vgl. z. B. G. Shipley, The Genitive Case in Anglo-Saxon Poetry, Diss. Baltimore 1903; J. Keilmann, Dativ und Akk. beim Verbum im Engl., Diss. Gießen 1910.

truth[1], der Übergang unpersönlicher Konstruktion in persönliche (*it likes me* > *I like it*)[2], die Einschränkung der Substantivierung des Adjektivs (*the poor* «die Armen»).[3]

Die Setzung und Nichtsetzung des Artikels ist wiederholt Gegenstand der Untersuchung gewesen; doch fehlt eine Arbeit, die die geschichtliche Entwickelung der ganzen Erscheinung von größeren Gesichtspunkten aus darstellt.

Die Syntax des früh-ne. Pronomens ist von H. Spies gründlich untersucht worden.[4] Dem ae. Indefinitpronomen hat Einenkel[5] eine ausführliche Untersuchung gewidmet. Bemerkenswert ist, mit welcher Beharrlichkeit das Englische die Verwendung von *any* und *some* von ae. Zeit bis heute bewahrt hat.[6]

Aus dem Gebiet des Adverbiums sei die Verneinung herausgegriffen. Für die ältere Sprache kommt eine Arbeit von Einenkel[7] in Betracht, für die neuere eine weitausholende, vergleichende Betrachtung von Jespersen.[8] Die Unterdrückung der ursprünglichen Negation *ne* in me. *I ne seye not* > *I seye not* «ich sage nicht» erklärt sich daraus, daß sie nach der Zusetzung des *not* funktionslos geworden war[9] (vgl. mhd. *ich ensage niht* > nhd. *ich sage nicht*, frz. *je ne sais pas* > mundartlichem *je sais pas*).

Eine Fülle von Problemen bietet die Syntax des Verbums. Da ist zunächst wieder auf die Analyse hinzuweisen, deren Entstehung und deren Verhältnis zur Synthese noch weiter geklärt werden muß.[10]

[1] Eine Skizze der Entwickelung gibt Jespersen, Progress, S. 227ff., der jedoch nicht die Zustimmung von Curme gefunden hat (MLN. 28, 97).

[2] Nach einer kurzen Darlegung von Jespersen hat W. van der Gaaf die Erscheinung ausführlich behandelt: The Transition from the Impersonal to the Personal Construction in ME., Angl. Forsch. 14 (1904).

[3] Vgl. E. Gerber, Substantivierung des Adj. im 15. u. 16. Jh., Diss. Göttingen 1895; außerdem Jespersen, II, 231ff.; Deutschbein, S. 216ff.: zu der Fügung *a good one* vgl. außerdem die Aufsätze von Luick und Einenkel (Deutschbein, S. 226).

[4] H. Spies, Studien zur Geschichte des engl. Pronomens im 15. und 16. Jh., Stud. zur engl. Phil. 1 (1897).

[5] Anglia 29—31, 33, 34, 35.

[6] Arch. 142, 128.

[7] Anglia 35 (1912), 187ff., 401ff.

[8] O. Jespersen, Negation in English and other Languages, in: Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab, hist.-fil. Meddelelser, I, 5 (1917).

[9] Sprachkörper, S. 89ff.; Arch. 142, 138ff.; für das Deutsche vgl. Behaghel, Syntax II, 65ff.

[10] Vgl. W. Zenke, Synthesis und Analysis des Verbums im Orrmulum. Stud. zur engl. Phil. 40 (1910).

Streitbergs neue Wege weisende Untersuchung über die Aktionsarten im Germanischen hat die Anregung gegeben, die ae. Verhältnisse zu erforschen.[1] Der Unterschied zwischen perfektiver und imperfektiver Aktionsart ist wichtig für die Herausbildung des Praesens historicum und der Perfektumschreibungen.[2] Die spätere Sprache schafft sich eine neue Ausdrucksweise für die imperfektive Aktionsart: die «progressive Form» *I am a-(in, on) sleeping*, aus der durch Unterdrückung des funktionslos gewordenen *a* die Fügung *I am sleeping* entstanden ist.[3] Damit wurde die Bezeichnung der Aktionsarten auf eine neue Grundlage gestellt. Ihrer Bezeichnung in der heutigen Sprache widmet Deutschbein einen wertvollen Abschnitt seiner ne. Syntax[4]; er weist auch darauf hin, daß die progressive Form auch als Intensivum gebraucht wird.

Das Präsens zur Bezeichnung der Vergangenheit (Praesens historicum) ist wie in anderen Sprachen auch im Englischen auf der ältesten Sprachstufe noch nicht belegt. Die ae. Übersetzer gebrauchen das Präteritum auch da, wo die lateinische Vorlage das historische Präsens bot; daraus ist zu schließen, daß das historische Präsens den Angelsachsen überhaupt fremd war, daß es nicht etwa wegen der wenig dramatischen Art der ae. Literatur gemieden wurde. Den Gründen für das späte Aufkommen des historischen Präsens im Deutschen ist Behaghel nachgegangen[5]; für das Englische gelten ähnliche Gründe.[6]

[1] W. Streitberg, PBBeitr. 15, 70ff. (vgl. jetzt auch: Got. Elementarbuch[5.6], § 290ff.); von ihm angeregt Hugo Hesse, Perf. und imperf. Aktionsart im Ae., Diss. Münster 1906, dazu Jost, Anglia-Beibl. 18, 134; A. Lorz, Aktionsarten im Beowulf, Diss. Würzburg 1908; A. Wuth, Aktionsarten der Verba bei Cynewulf, Diss. Leipzig 1915; Klaeber, Arch. 109, 307. H. Pollak, Studien zum germ. Verbum: Über Aktionsarten, PBBeitr. 44 (1920) 353 ff.

[2] Vgl. Anglia 29, 129. Eine Untersuchung über die ae. Verhältnisse und ihre Weiterentwickelung ist in Gießen in Vorbereitung. Das Verhältnis von ae. *bēon* und *wesan* ist scharfsinnig untersucht worden von K. Jost, *bēon* und *wesan*, eine syntaktische Untersuchung, Angl. Forsch. 26 (1909); vgl. auch O. Exter, *bēon* und *wesan* in Alfreds Übersetzung des Boethius usw., Diss. Kiel 1912. Das Deutsche ist untersucht von Behaghel und Paul, das Niederländische von Kern (vgl. Behaghel, Syntax II, 272ff).

[3] In *he is asleep, aboard* konnte das *a* nicht schwinden (Engl. Stud. 45, 371), weil es da nicht funktionslos war. — Über die progressive Form s. die Literaturnachweise bei Deutschbein, S. 82f.

[4] S. 67ff., 70; vgl. auch Engl. Stud. 54, 80ff.

[5] Behaghel (s. S. 563[3]), S. 199ff., Syntax II, 266ff.

[6] J. M. Steadman, The Origin of the Historical Present in English, in: Studies in Philology 14 (1917), 1, vgl. dazu Hoops, S. 96; H. Roloff, Das hist. Präs. im Me., Gießen (Verlag des Engl. Seminars) 1921.

Das Präsens wurde entlastet durch die Ausbildung der Futurumschreibungen.[1] Diese bedürfen noch weiterer Untersuchungen, die auch den Gebrauch der lebenden Sprache, und zwar besonders auch der Mundarten, einzubeziehen hätten. Die Verwendung von *shall* in der 2. Person bei der Frage wird mit Recht erklärt aus dem Einfluß der zu erwartenden Antwort: *shall you go?* wegen *I shall go.* Umgekehrt ist im Romanischen die Antwort **illui* (frz. *lui*) beeinflußt von der Frage *cui.*

Der Unterschied in der Verwendung des Präteritums und der Perfektumschreibung ist im Englischen bis heute festgehalten worden. Die Perfektumschreibung wird heute gebraucht, wenn gesagt werden soll, daß eine Handlung oder ein Zustand, der in der Vergangenheit andauerte, noch nicht abgeschlossen ist oder gerade eben erst abgeschlossen worden ist oder wenigstens in seinen Wirkungen noch bis in die Gegenwart hereinreicht.[2] Diese Verwendung erklärt sich wohl aus dem Ursprung der Perfektumschreibung: *Beowulf hæfþ cempan gecorene* bedeutete ursprünglich «B. *hat, besitzt* die Kämpfer als auserwählte».

Von besonderen englischen Verbkonstruktionen, mit denen sich die Forschung beschäftigt hat, seien noch genannt die weitgehende Verwendung des Verbalsubstantivs mit verbaler Rektion[3], der Gebrauch des transitiven Verbums mit passiver Bedeutung (*the book reads well, sells well*).[4]

Die Konstruktion des Akkusativs mit dem Infinitiv ist im Keim englischen Ursprungs, aber sie hat unter lateinischem Einfluß stark überhand genommen. J. Zeitlin[5] hat die Geschichte der Konstruktion geschrieben und dabei die aus einheimischen Wurzeln entsprossene Verwendung von der Nachbildung des Lateinischen geschieden. Ähnlich steht es mit der Konstruktion Nomen + Partizip: sie hat unter dem Einfluß der lat. Konstruktion, die den schlechten Namen Ablativus absolutus trägt, große Verbreitung gewonnen.[6] Die fremde

[1] Vgl. die Literatur bei Deutschbein, S. 159f.; Ph. Aronstein, Anglia 41 (1917).

[2] G. Caro, Das engl. Perf. und Prät., in ihrem Verhältnis zueinander historisch untersucht, Anglia 21 (1899), 56ff.

[3] Dem Gerundium gelten Untersuchungen von Einenkel, Anglia 37, 382ff. und 38, 1, 212, 499ff. und von Curme, Engl. Stud. 45, 349ff., Anglia 38, 491ff.

[4] Vgl. Sundén (Hoops, S. 110).

[5] Jacob Zeitlin, The Acc. with Inf. in English, New York 1908. Vgl. Erwin Stimming, Der Acc. c. Inf. im Frz., 59. Beiheft zur Zs. f. rom. Phil. (1915).

[6] Vgl. die kurze Skizze von Bright, MLN. 1890, 159ff. und die ausführlichere Behandlung in den von ihm angeregten Diss.: Morgan Callaway, The Abs. Part.

Konstruktion ist im Englischen bis heute erhalten geblieben (*this done he went away*); aber es ist beachtenswert, daß sie nur in literarischer Sprache gewöhnlich ist, dagegen selten in gesprochener Sprache.[1]

Eine Fülle von lehrreichen Problemen, von denen manche noch wenig untersucht worden sind, bietet die Syntax des Satzes. Zunächst sei das unausgedrückte Subjekt herausgegriffen. Die Fälle, in denen im Ae. das Subjekt nicht ausgedrückt wird, hat A. Pogatscher[2] in einer auch für die Textkritik wertvollen Arbeit gesammelt und geordnet, nachdem Untersuchungen für das ältere Deutsche vorausgegangen waren. Eine Untersuchung der Erscheinung im Me.[3] ist erst kürzlich geboten worden, nachdem die früh-ne. Verhältnisse schon vor längerem dargestellt worden waren.[4] Es ist jedoch die Frage aufzuwerfen, ob es sich überall um unausgedrücktes Subjekt handelt in dem Sinn, daß die Erscheinung zurückreicht in die Zeit, wo das Subjekt in dem Verbum zum Ausdruck gebracht und ein besonderes pronominales Subjekt noch nicht verwandt wurde. Es wäre vielmehr möglich, daß ein ursprünglich vorhandenes pronominales Subjekt da unterdrückt wurde, wo es funktionslos geworden war.

Die Satzverknüpfung ist beschreibend dargestellt besonders für Beowulf und für Chaucer.[5] An geschichtlichen Untersuchungen ist noch großer Mangel. Insbesondere bedarf die Entstehung und Entwickelung der nebensatzeinleitenden Konjunktionen noch der Durchforschung. Für die Methode ist dabei im Auge zu behalten, daß die Hilfsmittel der Unterordnung auf Hilfsmittel der Beiordnung zurückzuführen sind, wie überhaupt die Hypotaxe auf ältere Parataxe zurückgeht. In der Geschichte der Konjunktionen zeigt sich wieder deutlich, daß funktionslos gewordene Teile der Rede schwinden können: mehrgliedrige Konjunktionen sind häufig gekürzt worden.[6]

in Anglo-Saxon, Diss. Baltimore 1889; Ch. H. Ross, The Abs. Part. in Middle and Modern English, Diss. Baltimore 1893. — Die ae. Konstruktion *be þǣm fæder lifiendum* ist einheimischen Ursprungs (bei dem noch lebenden Vater war ich glücklich; als der Vater noch lebte, war ich glücklich).

[1] Kruisinga (s. S. 562[7]), § 267.

[2] A. Pogatscher, Unausgedrücktes Subjekt im Ae., Anglia 23 (1901), 261 ff.

[3] L. Gebhardt, Das unausgedrückte Subjekt im Me., Gießen (Verlag des Engl. Seminars) 1922.

[4] Spies (s. S. 567[4]). — Für das Deutsche s. die Literatur bei Gebhardt, S. 5[2].

[5] L. L. Schücking, Die Satzverknüpfung im Beowulf, Studien zur engl. Phil. 15 (1904). — Hermann Eitle, Die Satzverknüpfung bei Chaucer, Angl. Forsch. 44 (1914).

[6] Vgl. für das Deutsche Behaghel, Von deutschen Bindewörtern, Beihefte zur Zs. des Allg. Deutschen Sprachvereins, 5. Reihe, Heft 36 (1913), S. 165 ff.; für das Engl. Horn, Sprachkörper, S. 99 ff.

Eine Schwächung des Wortkörpers ist deshalb möglich, weil die Konjunktionen, um mit Marty zu sprechen, nicht autosemantisch (selbstbedeutend), sondern synsemantisch (mitbedeutend) sind. Für die Konjunktionen *for* und *for that* liegt jetzt eine geschichtliche Untersuchung vor.[1]

Zu den Hilfsmitteln der Unterordnung gehören auch die Relativpronomina. Ihre Geschichte ist voller Probleme. Um ihre Lösung hat sich die Forschung vielfach bemüht.[2] Ae. *se þe* ist, glaube ich, nicht eine Kontamination aus *se* + *þe*; *þe* ist vielmehr ein Adverb in der Bedeutung «da», abgeschwächt aus *þēr* oder einer anderen, von Haus aus kürzeren Adverbialform. *se þe* «der da» wurde gekürzt zu *þe*. Dieses *þe* wurde später durch *that* ersetzt. Die Nichtsetzung des Relativpronomens erklärt man gewöhnlich aus alter Parataxe. Ich stelle dieser Auffassung die Hypothese gegenüber, daß ein ursprünglich vorhandenes Relativpronomen unterdrückt wurde in Fällen, wo es funktionslos war.[3] — *which* geht auf älteres *the which* zurück. Während man dies gewöhnlich als Nachbildung des afrz. *liquels* ansieht, will es Curme[4] zurückführen auf ae. *se(ðe) swa hwelċ* (*seðe* gekreuzt mit *swā hwelċ swā*) mit unterdrücktem *swā*.

Für den Modusgebrauch im Nebensatz ist eine neue methodische Untersuchung nötig. Die vorhandenen Arbeiten sind größtenteils beschreibend; wo Ansätze zu einer geschichtlichen Erfassung gemacht werden, ist die Methode unzureichend. Einmal ist im Auge zu behalten, daß die Hypotaxe aus der Parataxe hervorgegangen ist, daß also der Optativ ursprünglich im Hauptsatz zu Hause war. Und weiter ist zu beachten, daß dieser Optativ, in dem der idg. Optativ und der idg. Konjunktiv zusammengeflossen sind, entweder auffordernd-wünschend oder potential war. Auf dieser Grundlage ist die Geschichte des Optativs aufzubauen. Das ist bis jetzt für das Englische nicht geschehen.[5]

[1] E. Jäger, Gießener Beitr. (s. S. 557[1]) 1, S. 77 ff.

[2] Vgl. E. A. Kock, The English Relative Pronouns, Diss. Lund 1897, ferner eine Reihe von beachtenswerten Berliner Arbeiten über das Relativ (H. Großmann für das Ae., 1906, E. Anklam für das 11. u. 12. Jh., 1908, W. Thamm für Wyclif und Purvey, 1908, H. Engel für Spenser, 1908) und besonders die wertvollen Untersuchungen von G. O. Curme, Journal of English and Germanic Phil. 11 (1912).

[3] Horn, Sprachkörper, S. 67 ff. und Gießener Beitr., 1, 137 f.

[4] A. a. O. 11, 197.

[5] Auch nicht in B. Delbrücks Darstellung des germ. Optativs im Satzgefüge PBBeitr. 29, 201 ff. Literatur über den Modusgebrauch im Engl. s. bei Deutsch-

Die Entstehung der indirekten Rede aus der direkten durch das Mittelglied der berichtenden Form hindurch hat Behaghel aufgeklärt; er bietet die Grundlage auch für die Untersuchung der indirekten Rede im Englischen.[1]

Von den Arbeiten über Fragen der Kongruenz sei die von H. Stoelke über die Inkongruenz zwischen Subjekt und Prädikat genannt[2], nicht weil sie überraschende Ergebnisse für den brachte, der die Forschung auf anderen Sprachgebieten verfolgt, sondern deshalb, weil sie in dieser Frage endlich methodisch richtig zu Werke ging.

Der Wortstellung ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden. Die gebundene Wortstellung der neueren Zeit an Stelle der freien der älteren Zeit erklärt man gewöhnlich damit, daß sie durch den Zerfall der Flexion nötig geworden sei. Demgegenüber ist jedoch der Gedanke aufgetaucht, daß erst die festere Wortstellung den Zerfall der Flexion bewirkt habe.[3] Dieser wichtigen Frage ist für das Ae. G. Hübener nachgegangen[4]; hier muß die Forschung noch weiter klärend wirken.

An die Spitze der Einzeluntersuchungen über die Wortstellung gehört eine der besten Arbeiten über englische Syntax: die grundlegende Untersuchung von John Ries über die Wortstellung im Beowulf.[5] Darauf aufgebaut ist ein Versuch, die Entwickelung der Wortstellung im Nebensatz der späteren Sprache zu verfolgen.[6] Die Wortstellung der heutigen Zeit erklärt Deutschbein aus der Wirkung psychologischer, historisch-traditioneller und rhythmischer Faktoren.[7]

---

bein, S. 112 f. — Wichtige Andeutungen auch für das Ae. finden sich bei Behaghel, Zeitformen (s. S. 563[3]); vgl. auch Anglia-Beibl. 16, 141 f.

[1] Behaghel, Zeitformen, s. oben. — J. H. Gorrell, Indirect Discourse in Anglo-Saxon, Publications of the Modern Language Assoc. 10, 470.

[2] H. Stoelke, Inkongruenz zwischen Subj. u. Präd., Angl. Forsch. 49 (1916).

[3] Ten Brink (vgl. PBBeitr. 45, 87); Wundt, Sprache, II, 377, 379.

[4] G. Hübener, Zur Erklärung der Wortstellungsentwickelung im Ags., Anglia 39 (1915), 277 ff. und: Das Problem des Flexionsschwundes im Ags., PBBeitr. 45 (1921), 85 ff.

[5] John Ries, Die Wortstellung im Beowulf, Halle, Niemeyer, 1907.

[6] Heinrich Kreickemeier, Die Wortstellung des Nebensatzes im Engl., Diss. Gießen 1915; dazu Ries, Litbl. 1916, Sp. 13. — Eine Einzelerscheinung aus der ae. Zeit behandelt umsichtig F. Wende, Über die nachgestellten Präpositionen im Ags., Palästra 70 (1915). Die Stellung des attributiven Adjektivs verfolgt B. Palm vom Ae. bis zur Gegenwart: The Place of the Adjective Attribute in English Prose, Diss. Lund 1911.

[7] Ne. Syntax, S. 16 ff. Dort auch Literatur.

In der neuesten Zeit hat die Gebundenheit der Wortstellung immer mehr zugenommen.[1]

Daß der Prosarhythmus auf die Wortstellung Einfluß ausübt, ist des öfteren betont worden[2], doch bedarf diese Frage noch weiterer Prüfung. Die Frage des Prosarhythmus ist neuerdings, besonders nachdem K. Marbe[3] die Aufmerksamkeit darauf gelenkt hatte, auf verschiedenen Sprachgebieten, auch im Englischen des öfteren behandelt worden, teils in kurzen Hinweisen[4], teils in längeren Darlegungen, besonders von Fijn van Draat[5], dessen Aufstellungen zwar sehr anregend sind, aber der kritischen Nachprüfung bedürfen. Das ganze Problem muß planmäßig und in großem Maßstab angegriffen werden.

Die Wirkung der Analogie auch in der Syntax ist längst anerkannt. Eine mit der Analogiebildung verwandte Erscheinung, die Konstruktionsmischung oder Kontamination, wird jedoch noch nicht genügend beachtet.[6] Die Mischung, die in der Wortgeschichte eine große Rolle spielt[7], kommt nämlich bei syntaktischen Gebilden besonders oft vor. Der Fall, daß ein Gedanke auf verschiedene Weise ausgedrückt werden kann, ist eben viel häufiger als der Fall, daß für einen einzelnen Begriff verschiedene Wörter zur Verfügung stehen. Zwei Wendungen treten zu gleicher Zeit ins Bewußtsein und vermengen sich. Die Kontamination ist nicht etwas vereinzelt Vor-

[1] Jespersen, Growth, S. 11 und dazu Curtis, Anglia-Beibl. 19, 137.

[2] Vgl. z. B. die Arbeiten von A. Dahlstedt, Rhythm and Word-Order in Anglo-Saxon and Semi-Saxon, Lund, Malmström, 1901; The Word-Order of the Ancren Riwle, Sundsvall, Sahlin, 1903; The Modern English Word-Order, Progr. Gymn. Ystadt 1912—13. — A. Western, On Sentence-Rhythm and Word-Order in Modern English, in: Videnskabs-Selskabets Skrifter, hist.-filos. Kl., 1908, Nr. 5. — Deutschbein, S. 23.

[3] K. Marbe, Rhythmus der Prosa, Vortrag auf dem Gießener Psychologenkongreß, Gießen, Töpelmann, 1904.

[4] Zuerst wohl G. Hempl, Publ. Mod. Lang. Assoc. 12 (1897), 318ff. Weiterhin z. B. W. Franz, Zs. f. frz. u. engl. Unterricht 10, 207—210; Festschrift f. Vietor, S. 157f.; GRM. 4, 115f.

[5] Fijn van Draat, Rhythm in English Prose, Angl. Forsch. 29 (1910), und Anglia 38 (1914), 377ff., Engl. Stud. 48 (1914—15), 394ff.; Fr. Stroheker, Doppelformen und Rhythmus bei Marlowe und Kyd, Diss. Heidelberg 1913; Jos. Bihl, Die Wirkungen des Rhythmus auf die Sprache von Chaucer und Gower, Angl. Forsch. 50 (1916). Vgl. die Literaturangaben bei Schrijnen (s. S. 522[2]), S. 143f.

[6] Vgl. Horn, Die Wort- und Konstruktionsmischung im Engl., GRM. 9 (1921), 342ff. Literaturnachweise GRM. 9, 354[2]). Über die Abgrenzung der Kontamination gegenüber der Analogiebildung vgl. E. Herzog, Zs. f. frz. Spr. 25[2], 124 (im Wortlaut angeführt von Paul, Prinzipien[4], S. 160[1]).

[7] Vgl. oben S. 550.

kommendes, nicht ein gelegentlicher Fehler, sie gehört zum Wesen der lebendigen Sprache.[1]

Die Lautlehre hat große Förderung dadurch erfahren, daß die Sprache der Gegenwart studiert und die Vergangenheit durch die Gegenwart lebendig gemacht wurde. In der Syntax ist diese Methode noch zu wenig durchgedrungen. In sehr vielen Fällen ist der heutige Sprachgebrauch noch nicht recht untersucht. Wichtige Beiträge zur Kenntnis der lebenden Sprache bieten die Bücher über Sprachfehler und Sprachdummheiten[2]; vieles von dem, was da getadelt wird, ist lebendiger Sprachgebrauch. Eine «Syntax der Umgangssprache»[3] wäre sehr wünschenswert; sie sollte aber ihre Beobachtungen lieber unmittelbar aus der gesprochenen Sprache schöpfen als — nach dem Vorbild E. Wunderlichs[4] in seiner Darstellung der deutschen Umgangssprache — aus der Literatur, die die Umgangssprache widerspiegelt.

Die heutigen Mundarten schließlich sind von der syntaktischen Forschung noch kaum berücksichtigt worden. Es gibt noch keine einzige Syntax einer heutigen Volksmundart, die ihren Sprachstoff aus dem Volksmund geschöpft hätte. Dialektschriftsteller sind bei uns in Deutschland gerade bei syntaktischen Erscheinungen oft nicht zuverlässig: sie schreiben häufig schriftsprachliche Syntax mit mundartlichen Wortformen; in England wird das nicht anders sein.

Über englische Stilistik ist noch nicht viel gearbeitet worden. Hier harren wichtige Aufgaben der Lösung. Aber ich muß darauf verzichten, in diesem kurzen Bericht mich über die schwierige Frage der Aufgabe und Methode der Stilistik zu äußern.

Die heutigen Mundarten.

Die romantische Anteilnahme an den Mundarten, die manches alte Sprachgut bewahrt haben, hat frühzeitig dazu geführt, mundartliche Wörter zu sammeln. Auf die romantische Anteilnahme ist erst spät die wissenschaftliche gefolgt.

Die *English Dialect Society*, die im Jahre 1873 unter dem Vorsitz von W. W. Skeat gegründet wurde, organisierte die Sammel-

[1] Horn, GRM. 9, 356.

[2] Vgl. Litbl. 1906, Sp. 9; Arch. 114, 367; Deutschbein, S. 11.

[3] Für die Syntax der Umgangssprache und der Vulgärsprache hat Johan Storm Beobachtungen zusammengetragen: Engl. Philologie I² (1896).

[4] E. Wunderlich, Unsere Umgangssprache, Weimar und Berlin 1894.

arbeit mit dem Endziel, ein großes Dialektwörterbuch zu schaffen. Die Gesellschaft veröffentlichte 80 Bände, größtenteils Wörterbücher einzelner Gegenden. Die Sammeltätigkeit wurde fast ausnahmslos von Dialektliebhabern betrieben, sie verzichteten fast alle auf phonetische Umschrift. Aber es muß gesagt werden, daß diese Arbeit sich als sehr nützlich erwiesen hat.[1] Unter Benutzung des gesammelten Sprachstoffs, den er bedeutend erweiterte mit Hilfe von Arbeitsausschüssen und einer großen Schar Mitarbeiter, hat Joseph Wright mit bewundernswerter Tatkraft in kurzer Zeit das große *English Dialect Dictionary* geschaffen: eine Zusammenfassung des mundartlichen Sprachstoffs von ganz Britannien. Das Dialektwörterbuch enthält den Wortschatz der Mundarten, soweit er nicht mit dem der Schriftsprache übereinstimmt; Wörter, die in der Schriftsprache und in den Mundarten vorkommen, wurden nur verzeichnet, wenn sie in den Mundarten eine Besonderheit in der Bedeutung aufweisen; bloße Aussprachevarianten wurden nicht aufgenommen. Als der Grundstock für das große Wörterbuch vorhanden war, löste sich die English Dialect Society im Jahre 1896 auf: sie hatte ihre Aufgabe erfüllt. Schade, daß sie sich nicht neue Aufgaben stellte. An solchen hätte es nicht gefehlt. Neben dem Gesamtwörterbuch, das einen knappen Überblick über den Wortschatz des ganzen Landes bietet, wären tiefer eindringende landschaftliche Wörterbücher nach Art der in Deutschland entstandenen und entstehenden sehr zu

[1] Der sechste Band von Wrights Dialektwörterbuch enthält eine ausgezeichnete Zusammenstellung der Bücher über und in Mundarten; diese bietet zugleich eine Grundlage für die Geschichte der mundartlichen Literatur, die in einigen Gegenden sehr blühte: man denke an Schottland, an Lancashire (Waugh), an Devonshire (Barnes). Eine Fortsetzung dieser Bibliographie wäre wünschenswert. — Die literarisch verwendete Mundart ist mehrfach Gegenstand von Untersuchungen gewesen. J. Storm, Engl. Philologie, Leipzig, Reisland, ^{2}1892 hat zuerst die Mundart und die Vulgärsprache in der Literatur zu wissenschaftlicher Verwendung herangezogen. Von neueren Arbeiten seien genannt: Georg Höfer, Die Londoner Vulgärsprache nach dem Punch, Diss. Marburg 1896, auch in N. Spr. 4. — E. Eckhardt, Die Dialekt- und Ausländertypen des älteren engl. Dramas, 1: Die Dialekttypen, in: Materialien zur Kunde des älteren engl. Dramas, hsg. von Bang, 27 (1910). — A. Handke, Die Mundart von Mittel-Yorkshire um 1700 nach Meriton's Yorkshire Dialogue, Diss. Gießen 1912. — Bruno Schulze, Exmoor Scolding und Exmoor Courtship, Palästra 19 (1913). — Karl Grünewald, Die Verwendung der Mundart in den Romanen von Dickens, Thackeray, Eliot und Kingsley, Diss. Gießen 1914 (für Dickens vgl. auch Storm a. a. O. und Franz, Engl. Stud. 12, 197 ff.). — Heinz Lücker, Die Verwendung der Mundart im engl. Roman des 18. Jhs. (Fielding, Smollet), Diss. Gießen 1915.

wünschen: mit genauer Angabe der Aussprache, des Verbreitungsgebiets, der Bedeutung, mit sprachgeschichtlicher Erklärung usw. Von anderen noch wichtigeren Aufgaben wird noch die Rede sein.

Die lexikographische Arbeit ist nach dem Erscheinen des Wrightschen Wörterbuchs stille geworden. Das ist zu bedauern. Es wäre hier ein ergiebiges Feld, auf dem auch Nichtfachleute Wertvolles für die Wissenschaft leisten können.[1] Zwei landschaftliche Dialektgesellschaften setzen die Pflege der Mundarten fort, eine in Yorkshire[2] und eine in Schottland.[3]

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Schottischen hat bei seiner großen literarischen Bedeutung früh eingesetzt. Jamieson veröffentlichte schon im Jahre 1808 sein schottisches Wörterbuch und J. A. Murray[4] im Jahre 1873 seine geschichtliche Darstellung der schottischen Mundarten. Kürzere Wörterbücher sind wiederholt aufgelegt worden.[5] Im Jahre 1907 wurde eine Gesellschaft zum Studium der schottischen Mundarten (*The Scottish Dialects Committee*, ein Zweig der *English Association*) begründet mit der Aufgabe, das schottische Wörterbuch zu vervollständigen, die Aussprache der schottischen Wörter festzustellen und dialektgeographische Erhebungen anzustellen. Die Gesellschaft hat in ihren Veröffentlichungen[6] lexi-

[1] Das bewies in der neuesten Zeit ein Geistlicher aus Essex, E. Gepp, der seiner reichhaltigen Wörtersammlung auch eine sehr brauchbare Formenlehre beigegeben hat; das Buch ist in 2. Aufl. erschienen: An Essex Dialect Dictionary London, Routledge, ²1924, 198 S.

[2] Transactions of the Yorkshire Dialect Society, founded 1897. Bis 1923 sind 24 Nummern erschienen. In Part 21 unterrichtet G. H. Cowling über die Ziele der Gesellschaft.

[3] S. unten.

[4] J. A. H. Murray, The Dialect of the Southern Counties of Scotland, London 1873. (Transactions of the Philological Soc., 1870—72).

[5] Jamiesons Wörterbuch wurde in verkürzter Form herausgegeben von J. Johnston, in neuer Bearbeitung von J. Longmuir (Paisley 1909); W. M. Metcalfe, Supplementary Dict. of the Scottish Language, London, Gardner, 1909; A. Warrack, A Scots Dialect Dict., London, Chambers, 1911 (ein Wörterbuch zu den schott. Literaturdenkmälern vom späteren Teil des 17. Jhs. bis zur Gegenwart).

[6] Transactions of the Scottish Dialects Committee, Nr. 1—4. Herausgeber ist W. Grant. Als «special number» für 1923 ist erschienen: George Watson, The Roxburghshire Word-Book, Cambridge, Univ. Press, 1923, 344 S. (mit kurzer Einleitung über die Lautlehre). — In Aussicht gestellt werden für die Transactions u.a.: detailed studies of various sub-dialects with a rigorously accurate transcription to indicate the pronunciation; account of the distribution of peculiar pronunciations over different districts with maps to illustrate. — Es ist sehr zu begrüßen, daß auch in der englischen Sprachwissenschaft die Dialektgeographie zu ihrem Recht kommen soll (vgl. unten S. 578).

kalische Beiträge geliefert, darunter neuerdings ein wertvolles Wörterbuch der Mundart von Roxburghshire; sie hat außerdem phonographische Aufnahmen der Mundart veranstaltet. Ein Handbuch des «Modern Scots» von Grant-Dixon bietet eine knappe grammatische Übersicht und literarische Texte mit phonetischer Umschrift.[1] Gutes Material bietet eine beschreibende Darstellung eines beschränkten Mundartgebiets von Perthshire.[2] Von geschichtlichen Darstellungen ist aus der neueren Zeit nur die Lautlehre des Nordostschottischen von H. Mutschmann[3] zu nennen.

Die erste Darstellung der Laut- und Flexionslehre einer heutigen Mundart auf streng geschichtlicher Grundlage war Joseph Wrights Grammatik der Mundart des Dörfchens Windhill in Yorkshire (1892).[4] Die Anregung war von der deutschen Mundartenforschung ausgegangen. Es dauerte lange, bis die vortreffliche Arbeit Nachfolge fand. Erst 1903 erschien die Grammatik von Pewsey (Wiltshire) von einem skandinavischen Gelehrten[5], 1904 wurde die Mundart von Adlington (Lancashire) dargestellt von einem Engländer, der von einem deutschen Anglisten angeregt war[6], 1905 die Mundart von Kendal (Westmoreland) von einem Engländer auf Anregung von Wyld[7], 1906 die Mundart von Oldham (Lancashire) von einem Engländer auf Anregung eines deutschen Anglisten[8], 1909 die Mundart von Nordostschottland von einem Deutschen auf Anregung von Wyld[9],

[1] Grant-Dixon (s. S. 516[4]); zur Ergänzung dient O. Steiger, Die Verwendung des schott. Dialekts in W. Scotts Romanen, Diss. Gießen 1913.

[2] Sir James Wilson, Lowland Scotch as spoken in the Lower Strathearn District of Perthshire, Oxford, Univ. Press, 1915. Der in diesem Werk niedergelegte Sprachstoff ist von A. Heldmann verarbeitet worden; seine Abhandlung wird in den Gießener Beitr. erscheinen.

[3] Siehe Fußnote 9.

[4] J. Wright, A Grammar of the Dialect of Windhill (Yorkshire), London, Engl. Dial. Soc., 1892.

[5] John Kjederqvist, The Dialect of Pewsey (Wiltshire), London, Philological Soc., 1903.

[6] A. Hargreaves, A Gr. of the Dial. of Adlington (Lancashire), Angl. Forsch. 13 (1904).

[7] T. O. Hirst, A Gr. of the Dial. of Kendal (Westmoreland), Angl. Forsch. 16 (1905).

[8] K. Schilling, A Gr. of the Dial. of Oldham (Lancashire), Diss. Gießen 1906; vgl. dazu Kruisinga, Anglia-Beibl. 19, 33ff.

[9] H. Mutschmann, A Phonology of the North-Eastern Scotch Dial., Bonn, Hanstein, 1909 (Bonner Stud. zur engl. Phil. 1); vgl. dazu O. Ritter, Engl. Stud. 46, 9—65.

1913 die Mundart von Lorton (Cumberland) von einem Skandinavier[1], 1915 schließlich die Mundart von Hackness (Yorkshire) von einem englischen Gelehrten.[2] Der von Elworthy in verschiedenen Büchern niedergelegte Sprachstoff wurde von dem Holländer E. Kruisinga 1905 zu einer Grammatik verarbeitet.[3] Eine neue Methode befolgten mehrere Schüler von A. Brandl: die Werke eines neueren Dialektschriftstellers bieten ihnen den Ausgangspunkt und grammophonische Aufnahmen von einzelnen Stücken die feste Grundlage der Untersuchung.[4]

Die Zahl der mundartlichen Grammatiken ist noch viel zu gering. Für die Entwickelung des Hochenglischen wären besonders Arbeiten über östliche und mittelländische Mundarten erwünscht. Bei der Bedeutung, die London in der englischen Sprachentwickelung spielt, wäre eine wissenschaftliche Darstellung seiner heutigen Mundart von besonderem Wert.

Die Dialektgrammatiken haben sich bis jetzt in engem Rahmen gehalten. Sie bieten nur Laut- und Flexionslehre, und sie beschränken sich meist auf ein Dorf. In dieser Beschränkung sind sie freilich wertvoll. Aber es wäre an der Zeit, die Beschränkung aufzugeben. Die Wortbildung und die Syntax der Mundarten sind noch fast ganz unbekanntes Land. Und eine Fülle von Fragen drängt sich auf, wenn man vom einzelnen Dorf auf ein größeres Sprachgebiet hinausgreift.

Für die dialektgeographische Forschung bieten sich Anhaltspunkte in dem von A. J. Ellis gesammelten Sprachstoff (1889)[5], dessen Benutzung freilich bei der unübersichtlichen Anlage des Buches überaus mühsam ist, in J. Wrights Dialektwörterbuch und in seiner Grammatik der englischen Mundarten, die dem Dialektwörterbuch beigegeben ist. Wright gibt einen Überblick über die Laut-

[1] B. Brilioth, A Gr. of the Dial. of Lorton (Cumberland), Oxford, Univ. Press, 1913.

[2] G. H. Cowling, The Dial. of Hackness (Yorkshire), Cambridge, Univ. Press, 1915.

[3] E. Kruisinga, A Gr. of the Dial. of West Somerset, Bonn, Hanstein, 1905 (Bonner Beitr. zur Anglistik, 18).

[4] F. Albrecht, Der Sprachgebrauch des Dialektdichters Benham zu Colchester, Palästra 111 (1916). — J. Sixtus, Der Sprachgebrauch des Dialektdichters F. Robinson zu Bowness in Westmoreland, Palästra 116 (1912). — Willy Klein, Der Dialekt von Stokesley in Yorkshire, Palästra 124 (1914). — Hans Wiegert, «Jim an' Nell» von F. W. Rock, eine Studie zum Dialekt von Devonshire, Palästra 137 (1921). — Kurt Urlau, Die Sprache des Dialektdichters Barnes (Dorsetshire), Diss. Berlin 1921.

[5] Ellis, On Early English Pronunciation, Bd. V. Vgl. dazu Luick, Unters., S. 1 ff.

und Flexionslehre. Der Lautlehre ist ein alphabetischer Index angefügt, der für eine Auswahl von Wörtern der Schriftsprache die mundartlichen Entsprechungen gibt, mit kurzer Andeutung des Verbreitungsgebiets. Das ist ein guter Anfang von Dialektgeographie. Aber auch nur ein Anfang.

Die sprachgeographische Forschung im Anschluß an den deutschen und den französischen Sprachatlas hat der Sprachwissenschaft eine große Förderung gebracht.[1] Aus dem Nebeneinander, das die Sprachkarten bieten, weiß man das Nacheinander abzulesen; man versteht die Sprachgeographie zur Sprachgeologie zu wandeln. Eine bedeutsame Erkenntnis ist es, daß die sprachlichen Erscheinungen wandern. Keine Mundart entwickelt sich in stiller Abgeschlossenheit ganz nach ihren eigenen Gesetzen. Es gibt nicht, wie man wohl glaubte, Lautgrenzen; «man sollte nicht von Lautverschiebung, sondern von lautverschobenen Wörtern sprechen; die Linien der einzelnen Wörter decken sich nicht, sie verlaufen in einer Zone».[2]

Auf deutschem Gebiet hat man die heutigen Dialektlinien mit historisch-politischen Grenzen der älteren Zeit verglichen, und man ist zu dem wichtigen Ergebnis gekommen, daß die meisten Dialektlinien sich mit historisch-politischen Grenzen des ausgehenden Mittelalters oder der beginnenden Neuzeit decken; wo diese Grenzen sich verschieben, verschieben sich auch die Dialektlinien. Kulturzentren beeinflussen die Sprache der Umgebung. Die geographisch-historische Methode zeigt die Sprachentwickelung in enger Verbindung mit der politischen und der Kulturgeschichte und schafft eine wirklich lebendige Sprachgeschichte; sie bereitet einen neuen Boden für die Erkenntnis der sprachlichen Entwickelung.

Bei diesen grundlegenden Forschungen haben seither die Anglisten beiseite stehen müssen, weil ihnen ein Sprachatlas fehlt. England ist vorangegangen mit einem Wörterbuch, das den mundartlichen Sprachschatz von ganz Großbritannien umfaßt. Ein Sprach-

[1] Vgl. die Ausführungen von C. Karstien im vorliegenden Buch, S. 396ff., V. Michels S. 482 und J. Jordan S. 596ff. — F. Wrede, Zur Entwickelungsgeschichte der deutschen Mundartenforschung, Zs. f. deutsche Mundarten, 1919, 3ff. und Th. Frings, Die deutsche Sprachwissenschaft und die deutsche Mundartenforschung, ebenda 1921, 2ff. — W. Meyer-Lübke, Einführung in das Studium der romanischen Sprachwisesnschaft, Heidelberg, ^{3}1920, S. 80ff. (mit Literaturnachweisen). — Schrijnen (s. S. 522[2]), S. 96ff. gibt einen guten Überblick.

[2] Th. Frings, Rheinische Sprachgeschichte, in: Geschichte des Rheinlandes, Essen, Baedeker, 1922, Bd. II, S. 253.

atlas wäre die Krönung der Mundartenforschung und von größter Bedeutung für die Sprachforschung überhaupt!

Einem möglichen Einwand möchte ich gleich begegnen. Man möchte meinen, es sei in England schon zu spät für einen Sprachatlas. Im Süden wenigstens hat das Hochenglische schon sehr stark auf die Mundart gewirkt. Aber eine gründliche Untersuchung, die auch die Sprache der ältesten Generation beachtet, könnte noch vieles retten, manche sprachliche Insel entdecken, die der Überflutung noch Widerstand leistet. Aber es kommt ja nicht nur darauf an, die echte, alte Mundart kennen zu lernen; wir wollen das ganze Sprachleben erfassen. Auch die Mischungen des Hochenglischen und der Mundarten stellen ein wichtiges sprachwissenschaftliches Problem dar, das noch kaum in Angriff genommen ist. Es sei nur erinnert an die Kompromißbildungen[1] und überhochenglischen Formen.[2]

Für die Gewinnung des Sprachstoffs, der in Form von Karten zu verarbeiten wäre, würde sich das direkte Verfahren des französischen Sprachatlas am meisten empfehlen. Vom deutschen Sprachatlas sollte man die Methode übernehmen, in möglichst vielen Orten Erhebungen anzustellen. Es wäre darauf zu achten, daß dabei nicht nur das Lautliche zur Geltung käme, sondern auch Wortgeschichte und Syntax. Von besonderem Wert wäre es, wenn man an einzelnen Orten eingehendere Erhebungen anstellte und auch die Sprache verschiedener Generationen erfaßte.

Die Aufnahmen englischer Mundarten, die in Deutschland während des Krieges in Gefangenenlagern gemacht worden sind, sind geeignet, der Dialektforschung wertvolle Dienste zu leisten. W. Doegen hat mundartliche Rede in seiner vortrefflichen Sprechmaschine, A. Brandl in phonetischer Umschrift festgehalten.

In Amerika hat man das Mundartstudium lebhaft in Angriff genommen. Seit 1889 besteht eine *Dialect Society*, die eine Zeitschrift, *Dialect Notes*[3], herausgibt. Sie enthält mancherlei Stoff für ein großes Dialektwörterbuch, das die Gesellschaft anstrebt[4], viele Beobachtungen über amerikanisches Englisch, über fremde Sprachen in Amerika

[1] GRM. 9, 348f.; für das Deutsche z. B. Frings, Zs. f. deutsche Mundarten, 1919, S. 113 u. ö.

[2] Horn, Engl. Stud. 54, 76ff.

[3] Dialect Notes, Publications of the American Dialect Soc., erschienen Bd. 1—4; 5 im Erscheinen.

[4] Vgl. darüber Berichte in den Dialect Notes und W. E. Mead, The American Dialect Dictionary, in: Publications of the Mod. Lang. Assoc. 29, 225ff.

und als wertvollsten Beitrag eine geschichtlich angelegte Lautlehre des Dialekts von Ithaca, New York, von O. F. Emerson.[1]

Ein amerikanischer Sprachatlas würde der Forschung neue Wege weisen; er würde andere Fragen aufwerfen als ein englischer Sprachatlas, aber auch Fragen von grundsätzlicher Bedeutung.

Es handelt sich bei der Erforschung der Mundarten in Amerika nicht einfach nur um Zuführung neuen Stoffes. Der neue Boden stellt vielmehr eine Fülle von neuen Problemen. So wäre z. B. auf Grund der Siedlungsgeschichte zu untersuchen, welche englischen Mundarten in den einzelnen Gegenden die Grundlage bilden, wie sie sich in Amerika weiterentwickeln im Vergleich zu ihrer Gestaltung in England. Eine besonders günstige Gelegenheit bietet Amerika für die Untersuchung der Sprachmischung. Ein wertvoller Aufsatz von G. Hempl[2] gibt Fingerzeige für die Forschung auf diesem Gebiet.

Sprache und Volksart.

«Wenn wir gleich gewohnt sind, von den Lauten zu den Wörtern und von diesen zur Rede überzugehen, so ist im Gange der Natur die Rede das Erste und das Bestimmende.» Die in diesen Worten liegende Mahnung W. v. Humboldts[3] vergessen wir gar zu leicht, wenn wir die Sprache zerstückeln in Laute, Wörter und Wortverbindungen. Freilich — das sind wieder Worte Humboldts — «die Bestandteile und das Verfahren der Sprache müssen nacheinander durchgegangen und geprüft werden. Indes bleibt die Sprache in ihrer Einheit immer der eigentliche Gegenstand der Forschung».[4] Das Bemühen, die einzelnen Stücke, in die die Wissenschaft die Sprache zerschlägt, zu vereinigen, die Sprache als Ganzes zu erfassen, als «Abdruck der nationellen Individualität»[5], ist in der neueren Zeit sehr zurückgetreten.

Freilich fehlt es auch in der englischen Sprachwissenschaft nicht an Versuchen, Spracherscheinungen mit der Volksart in Verbindung zu bringen. Jespersen[6] kennzeichnet in seiner geistreichen Skizze

---

[1] 1, 85—173.

[2] G. Hempl, Language-Rivalry and Speech-Differentiation in the Case of Race-Mixture, in: Transactions of the Am. Philological Assoc. 29 (1898) 31—47.

[3] W. v. Humboldts Gesammelte Schriften, Band VI, Erste Abteilung: Werke VI, 142.

[4] Ebenda, S. 146.

[5] Ebenda, S. 242.

[6] Jespersen, Growth, Kap. 1; Language, S 258.

die englische Sprache als «männlich»: energisch, nüchtern, monoton, knapp, einsilbig, business-like. Den Sinn des Engländers für Freiheit findet er wieder in sprachlichen Erscheinungen, für die andere Völker regelgebundene Wendungen aufweisen. Doch darf man m. E. nicht verkennen, daß den Zügen, die man als 'business-like' zusammenfassen kann, Züge anderer Art gegenüberstehen. Es sei beispielsweise nur erinnert an die Personifikation lebloser Wesen, die im grammatischen Geschlecht in der neueren Zeit sich zeigt, auch an den überreichen Wortschatz, der neben germanischen Wörtern bedeutungsähnliche romanische aufweist. Dieser Widerstreit wird sich daraus erklären, daß die Sprache sowohl Zwecktätigkeit als Ausdruckstätigkeit ist.[1] Das Englische zeigt besonders ausgeprägt die Entwickelung nach dem Zweckmäßigen hin, d. h. nach leichtester Verständlichkeit: Ausscheidung des überflüssig gewordenen, daher Einsilbigkeit, Herausbildung einer festen Wortfolge. Aber reine Zwecktätigkeit ist die Sprache nicht. Wie die Zwecktätigkeit des Handelns überhaupt vielfach abgelenkt wird durch die Ausdruckstätigkeit[2], so auch die Zwecktätigkeit des Sprechens. Eine rein zweckmäßige Sprache wäre arm, wie das Leben arm wäre, wenn es nichts als zweckmäßig wäre. Vielfach treffen wir beim Sprechen wie beim Handeln allgemein, was man «gemischte Zwecktätigkeit» genannt hat. «Aus dem Wesen der gemischten Zwecktätigkeit ergibt sich eine gewisse Tendenz zur Irrationalität.»[3] Eine vergleichende Betrachtung wird in die Frage, wieweit in den einzelnen Sprachen die eine, wieweit die andere Art überwiegt, Licht bringen können. Es ergibt sich hier die Notwendigkeit einer neuen Art von vergleichender Sprachwissenschaft.

Auch in der Bedeutung, die Zwecktätigkeit und Ausdruckstätigkeit für die einzelnen Sprachen haben, lassen sich Beziehungen zur Volksart erkennen. Die Zwecktätigkeit spielt auch im Leben Englands eine hervorragende Rolle, daneben aber ist die Bedeutung des Irrationalen nicht zu verkennen.

Noch in anderer Beziehung hat man einen Zusammenhang zwischen Sprache und Volksart gesucht. Deutschbein hat es unter-

[1] Vgl. Sprachkörper², S. 139 und Nachtrag, S. 151; H. Ammann, Vom doppelten Sinn der sprachlichen Formen, in: Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., 1920, 12. Abh.; ferner H. Junkers Ausführungen über allgemeine Sprachwissenschaft im vorliegenden Buch S. 8 ff.

[2] A. Vierkandt, Ausdrucks-, Spiel- und Zwecktätigkeit in ihrer Bedeutung für Volkstum und Kultur, Geisteswissenschaften 1 (1914), 955 ff., 980 ff.

[3] Vierkandt, a. a. O.

nommen, die Gedanken Wundts über die Richtungen des sprachlichens Denkens auf die englische Sprache anzuwenden. Wundt unterscheidet in seinen Erörterungen über den von W. v. Humboldt eingeführten Begriff der «inneren Sprachform» gegenständliches und zuständliches Denken, objektives und subjektives Denken.[1] «Das gegenständliche Denken faßt den Inhalt einer Gesamtvorstellung als einen Komplex miteinander verbundener, zueinander gehöriger oder in äußeren Beziehungen stehender Gegenstände auf. Dem zuständlichen stehen die Veränderungen, welche die Gegenstände selbst und in ihren Beziehungen zur Umgebung erfahren, ihre Tätigkeiten und deren verschiedene Formen im Vordergrund des Interesses.»[2] Z. B. *Seine Träne — er weint.* Diese Richtungen des Denkens lassen sich, meint Wundt, in der äußeren Sprachform erkennen. Beim gegenständlichen Denken ist z. B. der Satz vom Nomen beherrscht, es mangelt die Ausbildung des Relativpronomens und der hypotaktischen Konjunktionen. Beim zuständlichen Denken dagegen hat die Verbalform die Herrschaft im Satz, wir finden Gliederung in Haupt- und Nebensatz, die Ausbildung des Relativpronomens und der hypotaktischen Konjunktionen. Deutschbein stellt nun die These auf, daß die sprachliche Denkform des Englischen zum gegenständlichen Denken neige, während im Deutschen das zuständliche Denken überwiege.[3] Weiter ist er der Meinung, daß das Mittelenglische wesentlich auf zuständlichem Denken beruht, und daß mit der Renaissance eine Neigung zum gegenständlichen Denken auftrete.[4] Damit ist gesagt, daß keine der beiden Denkrichtungen in einer der beiden Sprachen rein zur Geltung komme. Tatsächlich stehen den Symptomen der einen Denkrichtung in derselben Sprache Symptome der anderen gegenüber, so daß man nicht ohne weiteres sagen kann, welche Denkrichtung überwiegt.[5] Es scheint mir, daß nur eine Vergleichung in ausgedehntem Maße uns hier festeren Boden schaffen könnte. Diese Vergleichung sollte sich nicht auf das Englische und Deutsche beschränken. Es ist hier ein wichtiges Problem angeschnitten worden; aber dieses Problem ist außerordentlich schwierig. Für die Frage des Wandels der Denkrichtung innerhalb einer Sprache müßte übrigens die geschichtliche Grundlage der zu vergleichenden Erscheinungen ganz sicher gelegt sein. So sind nach

[1] Wundt, Sprache[4] II, 447 ff.
[2] A. a. O., S. 451.
[3] Deutschbein, Ne. Syntax, S. 6.
[4] A. a. O., S. 63.
[5] Vgl. auch A. Western, Anglia-Beibl. 29, 163.

meiner Meinung die ne. Relativsätze ohne Relativpronomen erst nachträglich aus Sätzen mit Relativpronomen entstanden[1]; diese heutigen Relativsätze sind auch hypotaktisch angeknüpft, wenn auch nicht durch ein die Hypotaxe kennzeichnendes Wort; der neueren Sprache genügen eben feinere hypotaktische Mittel (Ton, Pause); und es wäre erst noch zu fragen, wieweit eine Änderung der Denkrichtung damit verknüpft ist.

«In der romanischen Sprachwissenschaft der letzten Zeit machen sich immer energischer Bestrebungen geltend, die Grenzen der Sprachbetrachtung zu weiten dadurch, daß man den Blick mehr als bisher auf die Kulturerscheinungen richtet, die den zu erklärenden sprachlichen Phänomenen entsprechen.»[2] Auf englischem Sprachgebiet hat man die «Kulturbegründung» sprachlicher Erscheinungen nicht versucht.[2] Es wäre auch sehr verfrüht, wollte man heute schon eine solche Parallelisierung vornehmen. Wenn irgendwo, ist hier ein sorgsames Vergleichen in großem Stil notwendig, ein Vergleichen, das die tiefe Kenntnis des Wesens und der Geschichte von Sprache und Kultur mehrerer Völker zur Voraussetzung hat! Nur sehr geduldige Arbeit kann die Wissenschaft ganz allmählich zu einer Verbindung von Sprach- und Kulturgeschichte führen, die mehr ist als das Phantasiespiel subjektiver Gelehrter. Man hat zwar gemeint, das höchste Ziel der Sprachwissenschaft sei die «historische Schauung»[3] der verschiedenen Sprachperioden. Freilich, Intuition[4] darf dem schöpferischen Forscher nicht abgehen. Neue Gedanken, ja auch neue Ahnungen müssen der Wissenschaft immer willkommen sein. Aber daß die Gedanken wirklich fruchtbar werden für die Wissenschaft, das hängt ab von ihrer streng-nüchternen Durchführung an den Erscheinungen der gegebenen Wirklichkeit.

[1] Vgl. oben S. 571.

[2] A. Franz, Z. f. frz. Spr., Supplementheft 10, S. 87. — Vgl. den Forschungsbericht von J. Jordan im vorliegenden Buch, S. 593 f.

[3] Friedrich Schürr, Sprachwissenschaft und Zeitgeist, Marburg, Elwert, 1922, S. 79 (N. Spr. 30, 1. Beiheft).

[4] Schürr, S. 80: «In diesem Stadium wird die Wissenschaft zur Kunst».

Der heutige Stand der romanischen Sprachwissenschaft.

Von

Iorgu Iordan.

An der Wende des Jahrhunderts setzte auf sämtlichen Gebieten der geistigen Tätigkeit eine Bewegung ein, die gegen die damals noch herrschenden Methoden gerichtet war. Der Naturalismus im weitesten Sinne des Wortes hatte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts aller Geister bemächtigt: Philosophie, Wissenschaft und Kunst waren naturwissenschaftlich, d. h. mit dem reinen Verstande getrieben worden. Die Wissenschaft war zu einem Haufen von Tatsachen geworden, die Philosophie verachtet (nur die Psychologie stand im Ansehen, aber als experimentelle Disziplin), die Kunst unter das Joch des Naturalismus und Impressionismus gespannt. Die Sprachforschung befand sich in derselben Lage: sie bestand größtenteils aus Materialsammlungen, unter deren Last die Sprache ihren Geist aufgab und mechanisiert wurde.

Diese Übertreibung des Materiellen auf Kosten des Geistigen führte natürlicherweise zu einer Reaktion, die namentlich danach strebte, die Herrschaft des Verstandes zu beseitigen und an seiner Stelle die Intuition, d. h. den sozusagen bewußt gewordenen Instinkt, zu setzen. Der Ausgangspunkt dieser Bewegung ist in der Philosophie und vor allem bei Bergson zu suchen: dieser ist am entschiedensten für die Intuition in der Betrachtung der Welt aufgetreten. Der philosophische Umschwung hat dann seinen Einfluß auf die Wissenschaft und Kunst ausgeübt. Die Sprachforschung konnte ihrerseits von dieser geistigen Wandlung nicht unberührt bleiben; vielmehr sie folgte, wenn auch etwas später, der neuen Richtung. Es ist interessant, festzustellen, daß die meisten Neuerer auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft sich unter den Romanisten befinden: dadurch ist Schuchardts stolzer Wunsch, daß die Romanistik, wegen

ihrer bevorzugten Stellung, ihren Schwesterdisziplinen vorangehen soll, reichlich erfüllt worden. Gehören die bahnbrechenden Persönlichkeiten auch nicht alle der romanischen Sprachforschung an, so haben ihre Gedanken doch immer bei Romanisten günstige Aufnahme gefunden. Daher werde ich hier ebenfalls von Indogermanisten sprechen, wenn ihre Theorien an romanischem Sprachmaterial sich bewährt haben.

Bevor ich zur Darstellung der heute auf romanistischem Gebiete herrschenden Sprachauffassung übergehe, muß ich einige Gelehrte erwähnen, die der neuen Bewegung die Bahn bereitet haben. Das sind u. a. W. Meyer-Lübke, R. Meringer und H. Schuchardt.

W. Meyer-Lübke hat die neuere Sprachforschung mehr praktisch als theoretisch gefördert. Zunächst mittelbar: seine Werke, namentlich die Grammatik der romanischen Sprachen, das Beste an Zusammenfassung und Sammlung, was man auf diesem Gebiete überhaupt schaffen konnte, haben glänzend bewiesen, was man von der alten Methode erwarten durfte. Eine umfassendere Kenntnis der romanischen Sprachen und Mundarten und eine sicherere Anwendung des vergleichenden Verfahrens kann man sich nicht denken, und doch sind die Ergebnisse dem vielen Wissen und der mühseligen Arbeit nicht entsprechend gewesen. So tauchte der Gedanke auf, daß nicht der Forscher, sondern die Methode selbst irgendeinen Mangel haben müßte. Unmittelbar: trotz seiner den neueren linguistischen Theorien gegenüber meist ablehnenden Haltung hat Meyer-Lübke ihnen bis zu einem gewissen Grade Gerechtigkeit widerfahren lassen. In seine jüngeren Werke, wie die Historische Grammatik der französischen Sprache[1], das Romanische Etymologische Wörterbuch und die Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft (3. Aufl.), hat er manche ihm als gesichert erscheinende Resultate der neueren Sprachforschung aufgenommen. Freilich ist dies bloß insoweit geschehen, als es ihm sein streng historischer Standpunkt gestattete, was bei einem Meister wie Meyer-Lübke, der von Anfang an in diesem Sinne gearbeitet hat, verständlich ist.

R. Meringer hat u. a. durch seine «Wörter und Sachen» betitelten Abhandlungen (s. Indogermanische Forschungen, XVI—XIX,

[1] Besonders fruchtbar für die Folgezeit ist die Schilderung von Tendenzen der Lautentwicklung, wodurch in dem Sprachwerden eine gewisse Einheitlichkeit konstatiert wird — eine Methode, die in Frankreich Meillet, in Italien P. G. Goidánich (vgl. über die «sintesi linguistiche» Arch. glott. 17, XXXVIff.; 18, 362ff.) anwendet.

XXI, vgl. auch seine Arbeit über Gestalt und Teile des menschlichen Hauses) und die unter demselben Namen mit anderen Gelehrten (darunter auch Meyer-Lübke) seit 1909 herausgegebene Zeitschrift sehr große Dienste der Wortforschung geleistet. Indem er vom Gedanken ausging, daß die Wörter oft mit den Sachen wandern, begann er eine Reihe von Untersuchungen, in denen die Geschichte der Sachen im höchsten Grade berücksichtigt wird. «Wie die Sprachneuerungen sich ausgebreitet haben, haben es auch die Ideen (gleichgültig, ob politische, religiöse oder künstlerische) getan, und ebenso haben sich die Dinge der materiellen Kultur, die Gegenstände des Ackerbaues, des Hauses und häuslichen Lebens verbreitet. Neben den Sprachwellen sind die Sachwellen zu konstatieren. Beide zusammen kann man Kulturwellen nennen, denn jegliche Neuerung, jeglicher Fortschritt vollzieht sich im Sinne der Wellentheorie» (Indog. Forsch. XVI, S. 191). Zugleich betonte Meringer die wichtige Rolle des Affektes im Bedeutungswandel, worin ihm der Germanist H. Sperber sekundierte (Über den Affekt als Ursache der Sprachveränderung, 1914; Einführung in die Bedeutungslehre, 1923). Der Mensch gebraucht ein Wort unter allerlei Umständen, die nicht immer dieselben sind, die aber einen ununterbrochenen Einfluß auf die Bedeutung ausüben; dadurch wird letztere allmählich geändert, bis sie von der ursprünglichen oft sehr stark abweicht. So beispielsweise die Bezeichnungen für 'müssen', die anfänglich von dieser Bedeutung weit entfernt waren; vgl. dazu u. a. Wörter wie 'Aufgabe', 'Arbeit', 'Sache', die in der Sprache der Schüler, der Knechte usw. 'Mußleistung' bedeuten (der Schüler muß seine Aufgabe machen, weil der Lehrer es will, ebenso der Knecht die von seinem Herrn verlangte Arbeit). Hiermit hört die Feststellung einer Etymologie auf, die mehr oder weniger geschickte Anwendung der 'Lautgesetze' zu sein, und wird zu Wort- und Sachgeschichte; zugleich, und das ist der wichtigste Punkt, werden Sprach- und Kulturgeschichte aufs engste verbunden. Am engsten schließt sich an Meringer unter den Romanisten M. L. Wagner an, der in seinen dialektologischen Studien die ganze materielle Kultur einer Sprachgemeinschaft (Sardinien, Lateinisch-Amerika, Spaniolen) vor uns erstehen läßt und sich auch theoretisch über die Wörter- und Sachen-Forschung (Germ.-Rom. Monatsschr. 8, 45) geäußert hat.

Wenn es sich nun darum handelt, den Anteil H. Schuchardts an der heutigen Sprachforschung zu ermessen, so ist dies eben deswegen äußerst schwer, weil kaum ein lebender Zeitgenosse den Umfang dieser

Tätigkeit kongenial umspannen kann. Man müßte die ungewöhnlich zahlreichen Schriften, Abhandlungen, Aufsätze und Rezensionen dieses Altmeisters der Romanistik und der Sprachwissenschaft im allgemeinen genau prüfen, daraus wählen, was man jetzt als gültig annehmen kann, und es dann mit den heute herrschenden Ansichten vergleichen. Diese Aufgabe ist durch das von dem rührigen Bonner Sprachforscher Leo Spitzer zusammengestellte Schuchardt-Brevier (Halle 1922) wesentlich erleichtert worden. Bei der Lektüre des Buches bekommt man den Eindruck, daß es in der neueren Linguistik kaum einen Gedanken gibt, der von Schuchardt nicht schon geäußert oder wenigstens angedeutet worden ist. Die Junggrammatiker mit ihren Lautgesetzen haben keinen gefürchteteren Gegner als Schuchardt gehabt; und wenn man heute an solche starre Regeln nicht mehr glaubt, so hat er im höchsten Maße dazu beigetragen. Seine Ansichten über das Wechselnde und Zufällige des Lautwandels, das Schwanken der Aussprache bei ein und demselben Individuum, die strahlenförmige Ausbreitung des Sprachwandels, das ewig Werdende der Sprache u. a. sind zum Gemeingut geworden. Das Betonen des Individuellen bei der Entstehung der Sprachveränderungen und der Nachahmung bei der Verbreitung derselben (oder, wie Schuchardt sagt: Sprachspaltung und Sprachmischung) verdanken wir ebenfalls ihm. Da die Sprache sich in fortwährender Bewegung befindet, gibt es keine einheitlichen Sprachgemeinschaften: «Untermundart, Mundart, Dialekt, Sprache sind relative Begriffe». Diesen Gedanken, den Schuchardt schon im «Vokalismus des Vulgärlateins» ausspricht, wo wir auch die meist J. Schmidt zugeschriebene Wellentheorie kurz angedeutet sehen können, entwickelt er in «Über die Klassifikation der romanischen Mundarten» weiter, um zu dem Schlusse der Unmöglichkeit solcher Klassifikationen zu gelangen. Die Sprache ist das Produkt eines Subjekts, daher hängt sie von diesem ab, indem sowohl alle Umstände des äußerlichen Lebens wie auch Geschlecht, Bildung, Temperament des Sprechenden auf sie einwirken. Die Sprachmischung selbst, die für Schuchardt eine sehr große Rolle spielt («es gibt keine völlig ungemischte Sprache»), geht aufs Individuelle zurück, denn sie findet bei ein und demselben Menschen statt. Auf dem Gebiete der Wortforschung ist Schuchardt ebenfalls ein Bahnbrecher der heutigen Sprachwissenschaft: Im Gegensatz zu den Etymologen alten Schlages hat er von Anfang an mehr Wert auf das Begriffliche als auf das Lautliche gelegt. Er hat sich ernstlich darum bemüht, aus der Etymologie eine Wortgeschichte zu machen und die Geschichte der für

einen Begriff konkurrierenden Wörter, der Synonymen also, in Zusammenhang zu bringen. Gleichzeitig hat er die Wort- und Sachgeschichte eng verbinden wollen: in seinem Satz «Nicht immer sind die Worte vor die Dinge zu stellen, sondern auch die Dinge vor die Worte» trifft er mit Meringers 'Wörter und Sachen'-Richtung zusammen. Unter den Etyma, die er aufstellt, finden sich gern solche, die Lautsymbolik (Onomatopöien) klarstellen, also die unmittelbarste Verknüpfung von Ding und Wort uns nahebringen (damit berührt er sich wieder mit Grammont, Jespersen und Nyrop). Kurzum: Schuchardt hat gegen die Entseelung der Sprache durch die ältere Sprachforschung und gegen die Routine innerhalb derselben mutig und erfolgreich gekämpft, indem er dem von ihm geäußerten Wunsch, die sprachwissenschaftliche Arbeit habe sich stets zu verjüngen, selbst treu folgte.

I.

Den Kampf gegen die ältere Linguistik eröffnet Karl Voßler (Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft, Heidelberg 1904; Sprache als Schöpfung und Entwicklung, ebenda 1905; Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung, ebenda 1. Aufl. 1913, 2. Aufl. 1921; Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie, München 1923). Für ihn ist die Sprachwissenschaft eine historische Disziplin: dadurch unterscheidet er sich nicht von seinen Vorgängern; allein man darf sie nicht positivistisch treiben, d. h. sie zu einer Materialsammlung machen, sondern man muß den Kausalzusammenhang der sprachlichen Erscheinungen suchen.[1] Dieser steckt aber im Geist der Sprache, denn Sprache ist geistiger Ausdruck und Sprachgeschichte Kunstgeschichte im weitesten Sinne des Wortes: so wird die Linguistik zu einer idealistischen Wissenschaft und gehört also zur Stil- und Literaturgeschichte, die ihrerseits bloß ein Teil der Kulturgeschichte ist. Man erkennt hier den Einfluß von Voßlers Lehrer, dem Neapeler Philosophen B. Croce.

Alle Sprachveränderungen sind individuell; sie stammen von einzelnen Sprechenden, die man sprachbegabt nennen dürfte[2], und verbreiten sich dann allmählich, bis sie allgemein werden. Daher muß man bei der Erklärung der sprachlichen Wandlungen von der

[1] Voßler polemisiert ausdrücklich nur gegen den «metaphysischen» Positivismus, der die Resultate der in der Sprache wirksamen Kräfte mit diesen Kräften selbst verwechselt, nicht gegen den «methodologischen», d. h. die auch bei seiner idealistischen Methode notwendige positive Fundierung.

[2] Hierin berührt sich Voßler mit Meringer, Aus dem Leben der Sprache (1908).

Stilistik ausgehen und nachher zur Syntax, Flexions- und Lautlehre übergehen, obgleich das auch kein streng wissenschaftliches Verfahren ist. Die beste Methode bestünde natürlich darin, jeden Teil der Grammatik zu beschreiben und dann durch die Stilistik zu erklären. Freilich lassen die individuellen Verschiedenheiten im Ausdruck und Inhalt eine generelle Ähnlichkeit zu; außerdem gibt es geistig verwandte Inhalte; endlich wirkt der Sprachgeist sowohl differenzierend als auch uniformierend, je nachdem der Sprechende die Dinge seinem Empfinden und Denken näher oder ferner hält. Das alles führt zu Ausdrucksgruppen, d. h. zur Syntax. Aber nur die Stilistik ist reine Sprachwissenschaft, denn «Sprechen ist immer Vorstellung und Anschauung» (Pos. 42); «das Wesen der Sprache ist innere Tätigkeit: Intuition» (ibid. 50).

Die sogenannten Lautgesetze sind in Wirklichkeit Tautologien: ihre Ausnahmslosigkeit macht man von der Veränderung der Artikulationsbasis und vom Akzent abhängig, nachdem man dekretiert hat, daß jeder auf die Artikulationsbasis oder den Akzent zurückgehende Lautwandel ausnahmslos ist! Und doch gibt es Ausnahmen, die einer anderen Erklärung bedürfen. Die eigentlichen Gesetze, nicht nur der lautlichen, sondern aller Veränderungen, finden sich im Sprachgeist, der aber frei, autonom ist, d. h. nach seinen eigenen Gesetzen und seiner eigenen Bestimmung handelt. Was die Lautwandlungen insbesondere anbelangt, müssen sie aus dem Akzent heraus erklärt werden: der Akzent ist das Bindeglied zwischen Stilistik und Lautlehre (Pos. 67). Er ist aber einheitlich und individuell: es gibt nur den sogenannten rhetorischen oder besser künstlerischen Akzent.

Da alles in der Sprache individuell ist, so gibt es keine Sprachgemeinschaften, Mundarten u. dgl.: so viele Individuen, so viele Stile. Denn die Sprache ist kein Verständigungsmittel, und wenn sie dennoch als solches dient, geschieht es nicht auf Grund einer gemeinsamen Sprachkonvention, sondern der gemeinsamen Sprachbegabung. Daher darf man, streng genommen, nicht sagen, daß eine Sprache gelehrt wird; sie kann bloß geweckt werden, nach dem passenden Ausdruck W. v. Humboldts. Wie schon angedeutet, breiten sich die individuellen Sprachveränderungen aus, indem andere Sprechende sie annehmen; dieselben können sich dabei passiv oder aktiv verhalten. In jedem Menschen betätigen sich zwei Impulse: ein kollektiver, der ihn dazu treibt, womöglich dieselbe Sprache wie die anderen Menschen zu gebrauchen, und ein individueller, der nach einem neuen eigenen

Stil strebt. Daher muß die Sprache in zwei verschiedenen Momenten betrachtet werden: als individuelle und als kollektive geistige Tätigkeit, oder kürzer, als Schöpfung und als Entwicklung. Die Betrachtung der Sprache als Schöpfung kann nur rein ästhetisch, die der Sprache als Entwicklung ästhetisch-evolutionistisch, besser entwicklungsgeschichtlich, oder, wie die Positivisten sagen, beschreibend resp. erzählend sein. Beide Betrachtungen schließen sich nicht aus und müssen vergleichend verfahren; erstere vergleicht die Ausdrucksformen mit der Intuition, letztere mit anderen Ausdrucksformen.

Die Positivisten sind nicht die einzigen, mit denen sich Voßler auseinandersetzt. Er bekämpft auch die sogenannte Sprach- oder Völkerpsychologie, indem er sich gegen Wundts Forderung, die Grundlage der Sprachbetrachtung solle psychologisch sein, ganz entschieden wendet. Die Psychologie hat sehr wenig mit der Sprache zu tun, sagt Voßler, weil sie eine empirische Disziplin ist: sie untersucht den menschlichen Geist als etwas Bedingtes, sie kann nur beschreiben, nicht erklären. Die Ästhetik dagegen, ebenso wie die Logik, studiert ihn als Schöpfer und unbedingte Ursache. Daher muß die Sprachforschung ästhetisch sein. Auch Logik darf man in der Sprache nicht suchen: diese ist alogisch, da alle Wörter bloß Symbole, Metaphern sind, die sich mit den von ihnen bezeichneten Begriffen nie völlig decken. Bei dieser Gelegenheit analysiert Voßler ausführlich die Analogie im Vergleich und Gegensatz zum Lautwandel, wie sie gewöhnlich aufgefaßt wird. Nach ihm ist die Analogie nicht immer ein Hindernis für den Lautwandel, auch nicht unbedingt eine plötzliche oder bloß vereinzelte Veränderung. Ebenso falsch ist es, wenn man die Analogie psychologisch, den Lautwandel aber physiologisch erklären will. Bei den analogischen Wandlungen spielt die Wortbedeutung eine große Rolle, beim Lautwandel der Akzent[1]; Bedeutung und Akzent sind aber zwei Namen für denselben Begriff, d. i. die Seele der Sprache. Darum finden sich keine rein lautgesetzlichen und keine rein analogischen phonetischen Erscheinungen; der Unterschied ist nur graduell. Lautgesetz ist eine Folge der Differenzierungs-, Analogie aber der Nivellierungstendenz der Sprache. Das tatsächliche Verhältnis zwischen den beiden Erscheinungen ist folgendes: der Lautwandel entsteht unter bestimmten, d. h. individuellen Bedingungen;

[1] Im Akzent und seiner auf die Veränderung der menschlichen Konstitution zurückgehenden Wandlung sieht auch El. Richter den eigentlichen sprachwandelnden Faktor: «Der innere Zusammenhang in der Entwicklung der romanischen Sprachen» in «Prinzipienfragen der romanischen Sprachwissenschaft», Halle 1911.

seine Verbreitung auf andere Fälle ist dagegen einer analogischen Tätigkeit zuzuschreiben. Beide Momente sind folglich psychologischer Natur: der erzeugende, d. i. der schöpferische, und der erhaltende, d. i. der entwickelnde. Die Grammatik spricht nur vom letzteren, weil man die beiden Arten Lautwandel nicht unterscheidet. Auf denselben Fehler geht auch der freilich mißlungene Versuch zurück, die Lautgesetze ästhetisch oder, wie Wundt sagt, psychologisch zu erklären: sie können bloß entwicklungsgeschichtlich gedeutet werden. Daraus ergibt sich die Definition des Lautwandels: «Unter Lautwandel verstehen wir die unendlichen und individuellen Variationen des phonetischen Phänomens der Sprache, aber nur insofern sie durch die anschauende Tätigkeit unseres Intuitionsvermögens verursacht und geregelt werden und dementsprechend auf diese erzeugende und regelnde Ursache auch wieder zurückbezogen werden können.» (Spr. als Sch. 57.) Der Lautwandel als Schöpfung ist bewußt, wie jede geistige Tätigkeit; entwicklungsgeschichtlich ist er aber unbewußt: indem ich spreche, weiß ich nicht, daß ich mich dabei eines überlieferten Materials bediene.

Einen weiteren Fehler begeht die Völkerpsychologie, wenn sie in der Sprache ein «sozialpsychisches Phänomen» sehen will und daher behauptet, ihre Aufgabe sei, zunächst die Wechselwirkungen von Individuum zu Gesamtheit und von Individuum zu Individuum zu bestimmen und zu erklären, dann aber die Gesetze festzustellen, nach denen diese Wechselwirkungen stattfinden. Das heißt mit anderen Worten: «Die Völkerpsychologie hat sozusagen den physikalischen Mechanismus des sprachlichen Geschehens zu enthüllen» (ebda. 100). Sie will der Sprachgeschichte gegenüber dieselbe Rolle spielen wie die Physik den Naturwissenschaften gegenüber. Diese Konstruktion ist erkenntnistheoretisch falsch, denn es gibt nichts Mechanisches in den Geisteswissenschaften: die Wechselwirkungen gehen hier auf Entwicklungsgeschichte zurück. Außerdem ist sie empirisch überflüssig, weil die Entwicklungsgeschichte rein historisch getrieben werden kann. Endlich darf man nicht außer acht lassen, daß die Definition der Sprache als sozial-psychisches Phänomen unrichtig ist: der Mensch spricht oft mit sich selbst, im eigentlichen und übertragenen Sinne des Wortes. (Einen Artikel seiner «Aufsätze zur Sprachphilosophie» betitelt Voßler neuerdings bezeichnenderweise «Die Grenzen der Sprachsoziologie», also immerhin eine solche zugebend.)

Die Sprache stammt also von einzelnen Individuen, aber sie entwickelt sich innerhalb der Gesamtheit; diese ist bloß die Be-

dingung, nicht die Ursache der sprachlichen Entwicklung. Was die Sprache Besonderes und Individuelles hat, ist von einzelnen Individuen geschaffen worden; das Gemeinsame und Tote ist durch den Menschenverkehr weitergeschoben worden. In gewissen Fällen vermag man sogar tatsächlich festzustellen, daß die Sprache eine individuelle Schöpfung ist; in den meisten ist das aber unmöglich. Nicht allen Neuerungen gelingt es, sich in ihrem Kampfe zu bewähren und einen endgültigen Sieg davonzutragen.

Nachdem Voßler den Begriff 'Analogie' theoretisch untersucht hat, zeigt er an praktischen Beispielen, wie dieses Prinzip in den verschiedenen Teilen der Grammatik anzuwenden ist. Dabei betont er das Willensmäßige, Willkürliche, Praktische an der analogischen Sprachtätigkeit: unser Geist besitzt eine Anlage zur Analogiebildung, die nichts anderes ist als willkürliche Ordnung und Gruppierung der Anschauungen.

Da die sprachlichen Wandlungen ihre Ursache in dem Geist der Sprechenden haben, besteht zwischen Seelen- oder Kulturgeschichte und Sprachgeschichte ein so enger Zusammenhang, daß man sagen dürfte, beide sind eins: indem man die Entwicklung einer Sprache geschichtlich verfolgt, macht man mit dem Geist des betreffenden Volkes Bekanntschaft. Dieser erklärt uns, warum die Sprachveränderungen aller Art so und nicht anders ausgefallen sind, er läßt uns in das Wesen dieser Veränderungen eindringen und sie richtig fassen. Das zu beweisen hat nun Voßler in seinem höchst interessanten, aber gelegentlich heftig befehdeten Buche «Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung» unternommen. Dessen Aufgabe wird vom Verfasser selbst folgendermaßen definiert. «Die Kultur der Franzosen, studiert an der Entwicklung ihrer Sprache: eine Betrachtung des gesamten französischen Geisteslebens, soweit es sich am Sprachgebrauch der Franzosen erkennen läßt, dies ist, um es genauer zu formulieren, der Gegenstand meines Buches» (2. Aufl. 374). Auf den Inhalt dieses Werkes kann ich hier natürlich nicht eingehen und verweise bloß u. a. auf die verständnisvollen Besprechungen von Leo Spitzer, Z. f. nfrz. Spr. XLII, 2, S. 139 ff. und Lbl. 1922, Nr. 7/8, ferner E. Herzog, Literaturblatt XLII, Sp. 24 ff. und auf G. Rohlfs' Artikel in «Die neueren Sprachen» XXX, S. 56 ff. Von anderen muß hier abgesehen werden, denn sie gehen in ihren zuweilen sehr heftigen Angriffen, die nichts weniger als wissenschaftlich sind, zu weit.

Herzog hat Voßler vor allem Mangel an streng wissenschaftlichem Verfahren vorgeworfen, was freilich mit Herzogs gründlich verschie-

dener Auffassung der Sprachwissenschaft zusammenhängt, ferner Vernachlässigung der vergleichenden Methode, worauf ich unten zurückkommen werde. Meist sind es Einzelheiten, die von den Kritikern des Münchener Gelehrten als unrichtig bewiesen worden sind.

Den Sprachgeist kann man in Wortschatz, Stilistik und Syntax am besten entdecken, nicht so sehr deswegen, weil er auf diesen Gebieten mehr als beispielsweise in der Lautlehre zum Ausdruck kommt, sondern weil wir beim heutigen Stand der Sprachforschung ihm in den erwähnten Teilen der Grammatik besser und leichter nachzuspüren vermögen. Der Wortschatz ist kulturgeschichtlich fast gar nicht untersucht worden, obgleich er zu solchen Studien am meisten geeignet zu sein scheint. Das dürfte man bis zu einem gewissen Grade der Voßlerschen Schule mit Recht vorwerfen. Dafür ist die Syntax das ausschließliche Tätigkeitsgebiet des bekanntesten unter Voßlers Schülern, Eugen Lerchs. Dieser vertritt, meiner Meinung nach, die idealistische Auffassung der Sprachwissenschaft am treuesten; daher kann man an seinen Arbeiten sowohl die Vorzüge als auch die Mängel der Münchener Schule am leichtesten feststellen. Was die Schwächen betrifft, so darf man ohne weiteres Lerchs Futurum[1] als Beispiel anführen: der historische Teil dieser Arbeit, d. h. gerade derjenige, der den syntaktischen Gebrauch des französischen Futurums durch den Sprachgeist zu erklären versucht, ist sicherlich als mißlungen zu betrachten. Voßler selbst gibt dies zu, indem er sagt: «Zweifellos ist Lerch in der moralpsychologischen Ausdeutung des französischen Gebrauchs des Heischefuturums zu weit gegangen». (Frankreichs Kultur[2] 384.) Denn diese Art Futurum findet sich auch in anderen Sprachen, so daß die von Lerch in bezug auf die französische Psyche daraus gezogenen Schlüsse keine Gültigkeit haben können: entweder sind andere Völker auch dazu geneigt, fremde Persönlichkeit gering zu schätzen, oder die Franzosen sind es nicht. Andere Untersuchungen Lerchs, wie Die Bedeutung der Modi im Französischen (Leipzig, Reisland, 1919), Das Imperfektum als Ausdruck der lebhaften Vorstellung (Z. f. rom. Phil. XLII, 311 ff., 385 ff.) und vor allem Die halbe Negation (Die neueren Sprachen 29, 6 ff.), letzteres gewiß das Beste, was Lerch überhaupt geschrieben hat, zeigen dagegen, zu was für schönen und sicheren Ergebnissen die idealistische Sprachbetrachtung führen kann, wenn

[1] E. Lerch, Die Verwendung des romanischen Futurums als Ausdruck eines sittlichen Sollens. Leipzig, O. R. Reisland, 1919.

sie den Boden der Tatsachen nicht verläßt. In glücklicher Weise verhelfen auch E. Lorcks Studien über Passé défini, Imparfait, Passé indéfini (Germ.-Rom. Monatsschr. VI [1914]) und Erlebte Rede (Heidelberg 1928) der Phantasie Eingang in die syntaktische Forschung, die von Tobler und Haas mehr verstandesmäßig (von jenem historisch-psychologisch, von diesem psychologisch im Sinne der Naturwissenschaft) betrieben worden war.

Für die Stilistik kommt nun noch ein Sprachforscher in Betracht, der kein eigentlicher Schüler Voßlers, aber mit diesem aufs engste geistig verwandt ist: Leo Spitzer. Schon 1910 und unabhängig von dem Münchener Gelehrten hat Spitzer eine stilistische Studie veröffentlicht (Die Wortbildung als stilistisches Mittel), um sich dann diesem Zweig der beschreibenden Grammatik vorwiegend und mit Begeisterung zu widmen: Aufsätze zur romanischen Syntax und Stilistik (Halle a. S. 1918), Die Umschreibungen des Begriffes 'Hunger' im Italienischen (ebenda 1921), Italienische Umgangssprache (Bonn und Leipzig 1922) u. a. Man darf behaupten, daß die Stilistik durch diese grundlegenden Untersuchungen wesentlich gefördert und zu einer gleichberechtigten sprachwissenschaftlichen Disziplin geworden ist. Spitzer hat sich davor gehütet, in die Übertreibungen zu verfallen, die der idealistischen Sprachauffassung sozusagen innewohnen. Vor allem ist er davon überzeugt, daß die Sprachforschung eher über die Seele des Menschen im allgemeinen als über die eines bestimmten Volkes Auskunft geben kann, und darum vertritt er einen mehr beschreibenden, keineswegs historischen Standpunkt. Gemeinsam ist Lerch und Spitzer die Tendenz, zwischen Sprachgeschichte und Literaturgeschichte zu vermitteln, die künstlerischen Qualitäten der Sprache der Dichter wie des Volkes in gebührendes Licht zu setzen.

Es ist unbestreitbar, daß die Sprachwissenschaft durch Voßler und dessen Schule an Tiefe gewonnen hat: indem man auf den Sprachgeist als die wirkliche Ursache aller Sprachveränderungen zurückgehen will, kommt man ohne Zweifel dem Wesen der Sprache näher, wenn man gelegentlich auch einmal falsche Schlüsse zieht. Außerdem ist der enge Zusammenhang zwischen Sprach- und Kulturgeschichte klar geworden, was für beide Wissenschaften von größtem Nutzen sein kann. Endlich hat Voßler theoretisch (vgl. seine «Aufsätze zur Sprachphilosophie», S. 20 ff.) und namentlich praktisch, durch seine zahlreichen literarhistorischen Arbeiten bewiesen, daß Sprach- und Literaturgeschichte in einer Personalunion untrennbar vereint sein

können: denn beide gehören nach Voßler der Ästhetik an, beide handeln von Ausdrucksformen im weitesten Sinne des Wortes. Mit der Zeit wird sich seine Methode von selbst verbessern; ferner werden die Mängel, die vor allem an Lerchs Futurum zu tadeln sind, d. h. Subjektivismus und Einseitigkeit (vgl. dazu insbesondere Spitzer, Eine Strömung innerhalb der romanischen Sprachwissenschaft im Archiv f. d. Studium der neueren Spr. u. Lit. 1921, S. 111 ff.), mit der Zeit vielleicht völlig verschwinden. Neuerdings hat Schuchardt (6. Erg.-Heft z. Euphorion 1923) in einem «Individualismus» betitelten Aufsatz seine «individuelle» Auffassung der Sprache als Mitteilung, nicht bloß Äußerung im Croceschen Sinn der Voßlerschen gegenübergestellt, während Bertoni in seinem «Programma di filologia romanza come scienza idealistica» noch über Voßler hinausgeht und von diesem selbst Ltbl. 1923, Sp. 225 ff. verleugnet wird. Überhaupt kann man beobachten, daß Voßler in den letzten Jahren den überkommenen Methoden gegenüber konzilianter wird, wie denn seine kritische Bibliographie («Französische Philologie», Gotha 1919) manche auf anderem Boden erwachsene Lehre seinem Denken einverleibt. Was an Voßlers linguistischen Theorien stichhaltig oder hinfällig ist, kann man am besten beurteilen, nachdem man F. de Saussure und dessen Schüler studiert hat (s. unten): der Unterschied zwischen Sprache und Rede, den die Saussuresche Schule in die Linguistik eingeführt hat, ist von größter Bedeutung für das richtige Verständnis von Voßlers Auffassung.

II.

Der von Voßler in der Sprachwissenschaft philosophisch begründete Umschwung ist durch Jules Gilliérons (und E. Edmonts) Atlas linguistique de la France tatsächlich eingetreten: dieses Werk hat uns gezeigt, wie die bisherige historische Methode das Bild, das sie von der Sprache gibt, vereinfachte und daher teilweise verfälschte, im Vergleiche zur so ungemein komplizierten Wirklichkeit. Der Atlas führt uns sozusagen in die Werkstatt der lebenden Sprache hinein, wir wohnen gleichsam ihrer schwierigen und mühsamen Arbeit bei: im Atlas sind die Resultate eines in sich selbst und namentlich durch die erschlossenen Aussichten höchst interessanten sprachlichen Experiments enthalten. Durch Neben- und Übereinanderlagerung der Ausdehnungsgebiete mehrerer sprachlicher Erscheinungen kann Gilliéron frühere Sprachzustände rekonstruieren — dann geht die Sprachgeographie in Sprachgeologie über — oder durch den Nachweis

gleicher Area zweier Erscheinungen die Bedingtheit der einen durch die andere erweisen — also der Sprachgeschichte neue Zusammenhänge weisen. Er operiert also mit geradezu optisch sichtbaren Argumenten. Deshalb sind die auf dem Atlas aufgebauten Untersuchungen Gilliérons[1] und seiner Schüler im großen ganzen überzeugend: sie beruhen auf Tatsachen, und zwar auf neuen, unerwarteten, eine Grundlage, die bei Voßler z. B. fehlt. So erklären sich der größere Erfolg und die tiefere Wirkung der Gilliéronschen Theorien, ebenso wie die hohe Stellung, welche die Sprachgeographie in der heutigen Linguistik einnimmt.

Der Lautwandel und die Analogie, die sonst für das übliche Sprachmaterial der Historiker genügen würden, können uns den außerordentlich verwickelten Zustand der Mundarten unmöglich erklären. Darum operiert Gilliéron mit anderen Sprachprinzipien, unter denen die Homonymität und die Volksetymologie, beide auf das Streben der Sprache nach Klarheit zurückgehend, die größte Rolle spielen. Im folgenden versuche ich das Wesentliche der Gilliéronschen Auffassung möglichst kurz darzustellen.

Die Lautveränderungen üben auf die Wörter einen auflösenden Einfluß aus, der sie, wie Gilliéron sich ausdrückt, krank macht. Diese Krankheit besteht darin, daß viele Wörter entweder bis zum vollen Verschwinden lautlich reduziert oder mit anderen homonym werden. Die Homonymie findet zwischen allerlei Wörtern statt, gleichgültig ob deren Bedeutung identisch oder verschieden ist. Im Gegenteil, es scheint, daß eine größere semantische Entfernung gelegentlich die Homonymie noch störender wirken läßt. So sagt man z. B. *des héros*, ohne Liaison, bloß deswegen, weil man eine Verwechslung mit *des zéros* vermeiden will. Nur so wird verständlich, warum die zur selben Wortfamilie gehörenden *l'héroïne*, *l'héroïque* u. a., deren *h* auch aspiriert sein sollte, anders gesprochen werden. Ebenso hat in gewissen Gegenden Frankreichs Homonymie zwischen Wörtern wie *sable*, *savon*, *sève* und *sel* stattgefunden, die in ihrer Be-

[1] J. Gilliéron et J. Mongin, Étude de Géographie linguistique: «Scier» dans la Gaule Romane du Sud et de l'Est. Paris, Ed. Champion, 1905. J. Gilliéron, L'Aire Clavellus d'après l'Atlas linguistique de la France, Neuveville 1912. J. Gilliéron et M. Roques, Études de Géographie linguistique d'après l'Atlas linguistique de la France, Paris 1913. Généalogie des mots qui désignent l'Abeille, ebenda 1918. Études de Géographie linguistique. Pathologie et thérapeutique verbales. I—IV (1915—1921). Étude sur la défectivité des verbes: La faillite de l'étymologie phonétique, ebenda 1919. Thaumaturgie linguistique, ebenda 1923.

deutung voneinander sehr entfernt sind.[1] Ebenso belanglos ist, ob die betreffenden Wörter als einzelne oder in dem Satzgefüge homonym werden. Es scheint, daß die Satzphonetik eine große Rolle im Sprachleben spielt, denn man spricht gewöhnlich in ganzen Sätzen und nur ausnahmsweise werden die Wörter als Individuen gebraucht. So ist *ep* < *apis* in manchen Gegenden Frankreichs mit *nep* ‘nèfle’ zusammengefallen, weil beide Ausdrücke in Verbindung mit dem unbestimmten Artikel gleich lauten. Anderswo hat es Homonymie zwischen *és* ‘abeilles’ und *ézés* ‘oiseaux’ gegeben, in Redeweisen wie *le vol dez és* und *le vol d'ézés*.

Freilich ist die Homonymie nicht immer unerträglich. Gewisse sachliche oder sprachliche Umstände beseitigen die gewöhnlich schlimmen Folgen des Zusammenfließens mehrerer Wörter in die gleiche lautliche Gestalt oder der Mehrdeutigkeit eines Wortes. So bedeutet frz. *pomme* ‘pomme’ und ‘pomme de terre’; da beide Gegenstände in der Küche gebraucht werden, versuchen die Köchinnen der Verwechslung auszuweichen, indem sie beispielsweise für den ersten Begriff *pomme-pomme* oder *pomme de l'air* oder *pomme-fruit*, für den zweiten aber einfach *pomme* sagen. Dagegen bleibt das Wort *truffe* ‘truffe’ und ‘pomme de terre’ in der Küchensprache weiter bestehen, ohne daß diese ihre Klarheit einbüßt, weil nur die Kartoffeln zum Kochen dienen; außerdem werden die Trüffel im gewöhnlichen Leben unter solchen besonderen Umständen erwähnt, daß eine Vermengung beider Vorstellungen ausgeschlossen ist. «Nous avons de plus en plus le sentiment que le rôle destructeur de l'homonymie n'apparaît que lorsque le parler a pleine conscience du caractère intolérable des conflits, on n'essaye d'y remédier qu'après expérience d'une gêne intolérable.» (Abeille 58.) Unter den sprachlichen Mitteln, die zur Erhaltung einer Homonymie helfen können, ist der Geschlechts- bzw. Numerusunterschied zu nennen. Man hat z. B. *la livre* und *le livre*, *la moule* und *le moule* usw. Diese Wörter bilden keine lästigen Homonymien, weil sie verschiedenen Geschlechts sind, und, was noch wichtiger ist, keines der beiden Homonymen als das Femininum bzw. Maskulinum des anderen be-

[1] Das sagt G. in Abeille 218ff. Früher schrieb er (und Roques) der Homonymie eine geringere Macht zu, wie folgende Worte beweisen: «L'homonymie n'est pas une force qui va fatale, inéluctable, détruisant sans merci tout ce que lui livre une phonétique aveugle: pour qu'elle ait à agir, encore faut-il qu'il y ait rencontre, et la rencontre ne se produit que pour des mots engagés dans les mêmes chemins de la pensée.» (Et. géogr. ling. S. 149.)

trachtet werden darf. Daß letzterer Zug wesentlich ist, beweist ein Beispiel wie *la moisson* und *le moisson:* das zweite Wort bedeutet ‘moineau’ und ‘oiseau’, kann also ein Femininum besitzen; man ist folglich geneigt, *la moisson* für ein solches zu halten, was zum Verschwinden von *le moisson* geführt hat. Oder: *mouchettes,* Ableitung von *mouches,* immer in der Mehrzahlform gebraucht, kann und wird noch lange neben *mouche* existieren und nicht als dessen Diminutivum angesehen werden, wegen des Numerusunterschiedes; dagegen muß ein Singular *mouchette* unbedingt als die Verkleinerungsform *mouche* empfunden und daher vermieden werden.

Gewisse Wörter sind der vernichtenden Wirkung der phonetischen Wandlungen mehr als andere ausgesetzt; das hängt mit ihrer Lautgestalt zusammen. Die körperlosen, d. h. vor allem die einsilbigen Bezeichnungen der Gegenstände reihen sich in diese Kategorie ein. Unter den Monatsnamen z. B. sind *mars, mai* und *août* «prédestinés à la mutilation, et, par conséquent, à l'homonymie» (Abeille 153). Doch gibt es theoretisch keine Wörter, die von der Homonymie ganz verschont würden, wie man vielleicht geneigt wäre anzunehmen. Auch die ganz neuen, aus der Schriftsprache entlehnten oder von den Patois selbst geschaffenen Elemente, welche die verschwundenen zu ersetzen bestimmt sind, werden von dieser zerstörenden Kraft nicht geschont, sondern gleich den ganz alten behandelt.

Die ‘Krankheit’ der Wörter ist ferner einer anderen Ursache zuzuschreiben, nämlich der von Gilliéron so genannten semantischen Hypertrophie: die Wörter sterben ebensogut an ‘phonetischer Unzulänglichkeit wie auch an semantischer Übersättigung. Ein Wort erhält mehrere Bedeutungen, weil wir es wollen; wir gebrauchen es auch dort, wo es nicht hingehört, d. h. in übertragenem Sinne. Dadurch nutzen sich die Wörter ab und verlieren ihre Ausdruckskraft; anderseits aber kommen die verschiedenen Bedeutungen ein und desselben Wortes miteinander in Kollision, was zu allerlei Verwechselungen führen kann, genau wie bei der phonetischen Kollision mehrerer Wörter, d. h. bei der Homonymie. Die schlimmen Folgen der semantischen Hypertrophie sucht die Sprache, die immer nach kräftigem Ausdruck und Klarheit strebt, durch verschiedene Mittel zu beseitigen. Vor dem Schwund erleidet ein Wort mit zahlreichen Bedeutungen phonetische Veränderungen, die es fast nicht mehr erkennbar machen: die Sprache, in unserem Falle die Mundart, versucht es auf diese Weise zu retten. Ein Beispiel: frz. *vaisseau,* das noch sonst viele Gegenstände bezeichnet, ist im Norden Frankreichs (Punkte 282 und

283 des Atlas) zur Bedeutung 'essaim' gekommen; wegen seiner semantischen Übersättigung mußte es verschwinden, was auch tatsächlich geschehen ist, nachdem es aber zunächst zu *măčŏ*, d. h. *maisseau*, unter dem Einfluß von *mouche*, resp. zu *făčŏ*, d. h. *faisseau* (zuerst nach Wörtern mit stimmlosem Auslaut) geworden war.

Die von der Homonymie und der Polysemie verursachte Verworrenheit kann vom Klarheitsbedürfnis der Sprache nicht geduldet werden; die Sprache bekämpft sie mit allerlei Mitteln, die sämtlich darauf zurückzuführen sind, daß die 'kranken' Wörter durch andere, lebensfähigere, ersetzt werden. Von zwei Homonymen kann entweder das eine oder das andere verschwinden; allein der Fall, wo beide in ihrem gegenseitigen Kampf sterben, scheint der gewöhnlichere zu sein, nämlich bei den von Gilliéron 'unerträglich' genannten Homonymien ('erträglich' sind solche, wie die oben angeführten, *la livre* und *le livre*, *les mouchettes* neben *la mouche*, usw.). Z. B. lat. *aestimare* und *amare* sind zusammengefallen, nachdem *-s-* des ersteren nicht mehr gesprochen war und die starken Formen des letzteren sich verallgemeinert hatten. In der Stadt Saint-Pol ist das einzige daraus entstandene Verbum *émer* in beiden Bedeutungen 'estimer' und 'aimer' verschwunden; in der Schriftsprache aber siegte *amare*. Die Ersetzung der die Klarheit der Sprache beeinträchtigenden Wörter geschieht nicht immer auf dieselbe Weise; das hängt von zahlreichen Umständen, phonetischer und psychologischer Natur, ab. So spielen eine große Rolle die lautliche Gestalt des betreffenden Ausdrucks, die Empfindlichkeit der Patois für die Homonymie, die Möglichkeit, andere Bezeichnungen zu finden usw. Außerdem finden Schwankungen statt, falls sich mehrere Ersatzwörter melden: dieselben kämpfen auch miteinander um den Sieg, der von der Lebenskraft jedes einzelnen Wortes abhängig ist. Wenn die von der Sprache verwendeten Heilmittel auch verschiedenartig sind, so haben sie doch dieses eine gemeinsam: alle sind geistige Produkte im Gegensatz zu den Ursachen der Homonymie, die einen rein physiologischen Charakter haben. Auf diesen wesentlichen Unterschied in der Natur der «pathologie» und «thérapeutique verbales» kommt Gilliéron fortwährend zurück. Damit betont er die große Bedeutung des Bewußtseins in den sprachlichen Veränderungen und wirft den 'Phonetisten' vor, alles mit Lautgesetzen erklären zu wollen.

Manchmal versucht ein Patois sich selbst zu helfen. So ist z. B. das Anhängen des Plurals *-s* an die Einzahlform zu verstehen: *é*, regelmäßig aus *apis* entstanden, ist zu *és* geworden und hat so mehr

Körper erhalten; ebenso hat man *ous* statt *ou* < *ovum*. Dieses 'therapeutische' Plural-*s* findet sich auch bei Wörtern, deren Mehrzahlform nicht, wie die der angeführten, öfter gebraucht wird. Das geschieht nur dann, wenn die Mundart aus irgendwelchen Gründen keine Ableitung oder keinen lexikalischen Ersatz schaffen kann. Solche Heilmittel bleiben aber in der Regel unwirksam, sie vermögen ein 'krankes' Wort bloß vorübergehend zu retten; daher ruft der Patois einen Dialekt[1] oder die Schriftsprache zu Hilfe. In einer Zeit, wo letztere noch nicht mächtig genug war und die alten Dialekte ihre Existenz noch hatten, standen die Patois unter dem Einfluß dessen, was Gilliéron «centre régional» («ère des dialectes») nennt: mehrere Mundarten bildeten eine verhältnismäßig einheitliche Gruppe, die von einem Mittelpunkt aus regiert war. Zugleich verachteten die damaligen gebildeten Leute die Patois nicht so sehr wie heute, was die Einheitlichkeit noch vermehrte. Seit aber die Schriftsprache ihren endgültigen Sieg davontrug, ist ihr Einfluß sehr groß geworden und die Patois rufen sie fast immer zu Hilfe, wenn sie sich in Not befinden: in ihre Verworrenheit bringt die Schriftsprache die notwendige Ordnung. Freilich gibt es Fälle, wo das literarische Ersatzwort selbst nicht treffend ist; die Folge davon, daß die zu ersetzende Bezeichnung weiter lebt. Ein glänzendes Beispiel dafür ist lat. *apis*, dessen galloromanische Nachkommen, trotz ihrer pathologischen Konstitution, noch hie und da ein kümmerliches Dasein fristen.

Im Kampfe der Patois um Klarheit werden zahlreiche neue Bildungen geschaffen, deren Geschichte und lautliche Gestalt gewöhnlich so kompliziert sind, daß die Phonetik sie gar nicht zu erklären vermag; die sogenannten Lautgesetze versagen vollständig. Gilliéron charakterisiert diesen Sprachzustand trefflich, indem er sagt: «. . . . . des faits qui découlent de la façon la plus naturelle d'une lutte entre mots associés et d'où les vainqueurs apparaissent actuellement munis des dépouilles des vaincus et les vaincus dépossédés de ce qui constitue le trophée des vainqueurs» (Abeille 115). Daher das berühmte Wort «faillite de l'étymologie phonétique» Da jedes Wort seine Geschichte hat, muß es besonders studiert werden: ein Lautwandel gilt nicht für alle sich in derselben Lage befindenden Wörter. Ein schönes Beispiel dafür ist das Schicksal des Auslaut-*s*, das uns am besten zeigt, wie man bei den sogenannten Lautgesetzen

[1] Den Unterschied zwischen diesen beiden Begriffen drückt G. folgendermaßen aus: «Les patois ne sont que les débris des dialectes, organes tombés en déchéance par la défection des classes intellectuelles.»

oft mit «mirages phonétiques» zu tun hat. In der Tat lehrt uns die Sprachgeographie, daß die Verbreitung von *Jacques* z. B. sich mit der von *diables* nicht deckt und beide unterscheiden sich in dieser Hinsicht von *Dieus*. Ebenso gehen *pays*, *pis*, *plus*, *prix* auseinander. Dasselbe kann man bei Wörtern beobachten, deren *-s* morphologisch bedeutsam ist, d. h. bei der Mehrzahlform der Nomina und der 2. Person Sing. der Verba (vgl. Ét. géogr. ling. 102—104). Die Phonetik betrachtet Gilliéron wie folgt: «puissante comme instrument d'observation, pour nous permettre de découvrir les marques physiques d'origine étrangère ou récente que peut présenter tel ou tel mot, elle n'est pas un instrument d'épreuve certain, elle ne nous donne pas le moyen de reconnaître dans un parler les étrangers et les nouveau-venus qui se déguisent: elle se laisse tromper et nous trompe» (ibid. 73).[1]

An die Stelle des Lautwandels, dieses rein physiologischen und — wir haben es gesehen — vernichtenden Faktors, treten nun psychologische und schöpferische Prinzipien wie die Kontamination und vor allem die Volksetymologie. So, um einige Beispiele von Wortkreuzungen zu geben, versucht Gilliéron zn beweisen, daß *op* (aus älterem *ap* < *apis*) sein *p* einer Kontamination mit **wespa* verdankt; das schon angeführte *măčŏ* entstand aus *vaisseau* + *mouche*; *mouchette* 'abeille' ist eigentlich keine Verkleinerungsform von *mouche*, sondern *mouche* + *ep* (< *apis*); *essaim* darf nicht auf lat. *examen* zurückgeführt werden, sondern im Anlaut steckt tatsächlich *es* < *apis* usw. Der Volksetymologie widmet Gilliéron in der «Abeille» ein besonderes Kapitel, und auch sonst in seinen Arbeiten betont er bei jeder Gelegenheit die außerordentlich große Rolle dieses Prinzips in der Bildung und Entwicklung der Sprache. Im Gegensatz zu F. de Saussure, der hierin die allgemein verbreitete Ansicht vertritt, glaubt G. nicht, daß die Volksetymologie bloß die seltenen, technischen oder fremden Wörter berühre, folglich eine pathologische Erscheinung wäre. Diese falsche Meinung stammt von den 'Phonetisten' «qui ne voient dans la constitution de la langue que l'élément mécanique

[1] Wie er das Wort 'faillite . . .' versteht, sagt uns G. in Path. et thér. III, S. 19: «Je veus chercher à convaincre que La faillite de l'étymologie phonétique n'est pas un titre de réclame, mais qu'il renferme l'expression exacte de ma pensée, que je résume ainsi: l'étimologie primaire n'a souvent qu'une valeur fugitive: une fois embarqué, le mot français vogue où le pousse le français, obéit à l'étimologie populaire, devient papillon, de crisalide qu'il était et à l'état de quoi il reste selon les lexicografes.»

et ne sont pas suffisamment préoccupés de l'autre élément, de l'élément psychologique» (Abeille 224). Darum haben sie viele Fehler begangen, unter denen die Trennung zwischen volkstümlichen und gelehrten Wörtern der größte ist. Dieser Unterschied besitzt einen nur relativen Wert: jedes sogenannte gelehrte Wort muß besonders geprüft werden. Die Volksetymologie ist in allen Perioden einer Sprache tätig gewesen und hat viele Wörter der zerstörenden Wirkung der Lautgesetze entzogen. Sie will alles klar machen, was in der Sprache als dunkel erscheint, d. h. sie bringt Wörter in Zusammenhang, die bloß semantisch, nicht aber etymologisch verwandt sind. «L'étimologie populaire est, si l'on veut, un parasite de l'étimologie fonétique d'un mot, mais un parasite qui peut supprimer en entier la vie de celle-ci (Ex. *fermer*), ou vivre collatéralement (Ex. *dégoûter*) et, alors, nous venons de voir quelle conséquence il peut résulter de cette intime associatien, de cet attelage sous le même joug (Ex. *dégoûtant* ébranlé, caduc)» (Path. et thér. III, 26).[1] Einige Beispiele: Lat. *cubare* 'être couché (en général)' ist zu *couver* 'être couché (en parlant des volatiles)' geworden, weil das Volk es zur Sippe *ovum — ovare* zählte (und zwar in der Zeit, wo *-b-* des ersteren in *v* übergegangen war); ein Beweis dafür wäre das Fehlen von *ovare* in allen romanischen Sprachen, die *cubare* beibehalten haben (vgl. jedoch prov. *coar* und *ovar*, Meyer-Lübke, Rom. Etym. Wb. 2531, 6128). Von den alten, mit vorgestelltem *di* zusammengesetzten, Tagesnamen ist in gewissen Gegenden Frankreichs nur *dimyèk* (= *dimercre*) geblieben, offenbar durch Volksetymologie an *demi* angelehnt, wozu deutsch *Mittwoch* zu vergleichen ist. Frz. *absinthe*, ein neues Wort, lautet nicht überall *herbe sainte*, sondern nur dort, wo *herbe* zu *arb* wird und *ab* als *arb* aufgefaßt werden kann (weil *arbre* als *abr* erscheint). Das etymologische Gefühl, wie sich Gilliéron ausdrückt (andere sprechen von einem etymologischen Instinkt), ist so mächtig, daß einige Wörter, die sich in irgendeiner Richtung volksetymologisch verändert haben, genügen, um andere, unter ähnlichen Bedingungen befindliche, nach sich zu ziehen. Das erinnert an die Lautgesetze der Junggrammatiker. So sind beispielsweise *femer* < **femare* und *femier* < **femarium* zu *fumer*, resp. *fumier*, in Anlehnung an *fumée* und dessen Familie, geworden; auf

[1] Gilliéron sieht in *fermer* (< lat. *firmare*) eine 'semantische Ableitung' von *fer* (< *ferrum*), wozu die Bedeutung 'mit einem Eisenstab zumachen, schließen' zu vergleichen ist, und *dégoûtant*, das die 'Phonetisten' auf lat. *gustum* zurückführen, betrachtet er als identisch mit *dégouttant* < *goutte* (op. cit. 20 ff.).

Grund dieses 'Gesetzes' verwandelte sich *femelle*, das den ersteren formell ähnlich aussieht, in *fumelle*. Die Volksetymologie und ihre Wirkung kennzeichnet Gilliéron kurz in den Worten: «L'étymologie populaire épie les mots, les épluche, son visa est nécessaire pour qu'un mot parvienne jusqu'à nous et souvent elle en modifie la destination» (Abeille 228).

Was bisher über die Patois gesagt worden ist, gilt auch für die Schriftsprache. Der Unterschied zwischen Volks- und Schriftsprache ist durchaus unberechtigt und ebenso verfehlt wie die Trennung der volkstümlichen von den gelehrten Wörtern, denn er entspricht keiner Wirklichkeit und kann dort nicht angewendet werden, wo eine Erscheinung der gelehrten und der volkstümlichen Phonetik zugleich angehört.[1] Die Schriftsprache strebt ebenso nach Klarheit wie die Patois, ja noch mehr als diese; daher kämpft sie mit aller Kraft gegen die phonetische und die semantische Kollision. Zwar ist sie der Homonymie gegenüber weniger empfindlich oder, genauer gesagt, den gründlichen therapeutischen Operationen der Homonymie weniger ausgesetzt, weil sie zahlreichere Mittel zur Verfügung hat, um letztere zu bekämpfen[2]; dafür leidet sie aber, wegen ihres großen Reichtums mehr als die Patois an semantischer Hypertrophie. Gegen diese Feinde hat das Schriftfranzösische in erster Linie das Latein zu Hilfe gerufen: die Berührung mit diesem ist immer rege gewesen, am stärksten aber seit der Renaissance. Das Latein hat dem Französischen nicht bloß Elemente zur Bereicherung seines Wortschatzes, sondern auch Waffen geliefert, mit denen es seine von allen Völkern bewunderte Klarheit erringen konnte. Dann sind es die Patois, die der Schriftsprache in diesem Kampfe geholfen haben. Hierin weicht Gilliérons Auffassung wieder von der überlieferten ab. Bekanntlich werden sonst die mundartlichen Lehnwörter auf die Weise erklärt, daß gewisse Gegenstände aus der Provinz nach Paris gekommen wären und die betreffenden Bezeichnungen mitgebracht hätten. So wurden beispielsweise *avoine* (statt regelm. *aveine*) und *foin* (statt *fein*) als burgundische Namen dieser Erzeugnisse betrachtet,

[1] «Cessons de considérer la langue littéraire comme d'une essence supérieure et comme étant en dehors des atteintes de la loi commune aux parlers populaires» sagt Gilliéron, Abeille 289.

[2] Vgl. Path. et thér. II, 16: «La langue littéraire possède, à côté de la langue parlée, une langue écrite pleine de traditions étymologiques — légitimes ou illégitimes — qui constitue en quelque sort une autre vie linguistique, tolérant des phonèmes proscrits par la phonétique de la langue parlée, en même temps qu'un réservoir où celle-ci peut se régénérer et se prémunir des accidents qui la menacent.»

die in Burgund besser als irgendwo in Frankreich gedeihen. Gilliéron macht sich über diese Erklärung ein wenig lustig und behauptet, daß die angeführten Wörter, ebenso wie *moins* (statt *meins*) — letzteres wird von den Sprachforschern anders gedeutet, obgleich es sich in derselben Lage befindet —, die Veränderung *wẽ* > *ẽ* nicht mitgemacht hätten, um die Homonymie mit *veine* (satzphonetisch), resp. *fin* und *mais* zu vermeiden. In einem solchen Fall brauchte die Schriftsprache also keine Lehnwörter aus den Patois, weil sie sich selbst hat retten können. Aber auch sonst spielen sachliche Gründe keine große Rolle: es werden in die Schriftsprache diejenigen mundartlichen Elemente aufgenommen, die ihr in ihrem Kampfe um Klarheit helfen, gleichviel ob sie mit oder ohne die von ihnen bezeichneten Dinge eindringen.

Das Einschreiten des Schriftfranzösischen zugunsten der Patois zur Verteidigung gegen die Homonymie und die semantische Übersättigung hat allmählich zu sehr schlimmen Ergebnissen geführt: wegen der immer zahlreicher werdenden literarischen Wörter sind die Mundarten in ihrer Existenz sehr ernstlich bedroht. Es wird nicht mehr lange dauern und die meisten Patois werden bloß der Vergangenheit angehören. Der Einfluß der Schriftsprache hat nicht überall in demselben Maße gewirkt: je reger der Verkehr zwischen Paris und der Mundart, desto größer dieser Einfluß; als Beispiel dafür kann das Rhônetal genannt werden. Die engen geistigen Beziehungen wirken im selben Sinne: so wird die Gegend um Bordeaux von der Pariser Sprache viel stärker beeinflußt als andere, die zwischen Paris und Bordeaux liegen. Dagegen sind die abgelegeneren und kulturell unabhängigeren Ortschaften widerstandsfähiger (s. darüber Karl Jaberg, Sprachgeographie, Aarau 1909).

Gilliérons Arbeiten sind verschieden aufgenommen worden.[1] In

[1] Vgl. u. a. K. Jaberg, Romania XLVI, 122ff. (auch die schon angeführte Broschüre über die Sprachgeographie); Huber, Revue de dialectologie romane I (1909), S. 89ff.; L. Spitzer, ibid. VI, 318ff. und Literaturblatt, 1920, Sp. 38ff.; W. Meyer-Lübke, Litbl., 1919, S. 373ff. und Einführung, S. 80ff.; W. v. Wartburg, Franz. etym. Wb., Lief. 1, S. IIff.; Terracini, «Questioni di metodo nella linguistica storica» (Atene e Roma, II, 1—3, 4—6), der die Verbindungslinien zwischen Gilliéron und der Indogermanistik zieht; Millardet, Linguistique et dialectologie romanes (1923), ein Buch, das Gilliéron sehr skeptisch gegenübersteht und doch gerade in seinem positiven Teil Gilliéron mehr verdankt als der Verf. wahr haben will; Gauchat, Romania XLIII, 437ff. und (zusammen mit Jeanjaquet) in der «Bibliographie linguistique de la Suisse romande», Neuchâtel 1920; Meillet in «Linguistique historique et linguistique générale», 1921, S. 305ff.

der letzten Zeit ist das Verständnis für seine Sprachauffassung offenbar größer geworden, wie vor allem die Versuche, Sprachatlanten für andere romanische Gebiete zu schaffen, beweisen, obgleich es nicht gänzlich an Linguisten fehlt, die sich noch ablehnend verhalten. Jedenfalls hat es schon von Anfang an Leute gegeben, die dem Autor des Atlas mit Begeisterung folgten. Es ist interessant, festzustellen, daß letztere im Auslande, namentlich in Deutschland und besonders in der Schweiz, zahlreicher als in Frankreich selbst waren. Zunächst hat man Gilliéron die Art der Anlage des Atlas vorgeworfen. Diese Kritiken dürfen nicht zu ernst genommen werden, denn jedermann muß anerkennen, daß die Aufnahme von Mundarten tatsächlich kaum unter besseren Bedingungen stattfinden kann. Der Vorwurf der Übertreibung der Rolle, welche die Homonymie in den Sprachveränderungen spielt, trifft besser zu: man kann das Gefühl nicht los werden, daß die Anwendung dieses an sich selbst richtigen Prinzips gelegentlich zu weit geht, namentlich in den neueren Werken Gilliérons (s. oben). Den Behauptungen, daß es in allen Sprachen noch sehr zahlreiche Homonymien gebe, hat G. in seiner üblichen bilderreichen Schreibart ironisch geantwortet: «la catastrophe n'a pas eu lieu, parcequ'il y a eu de nombreux rescapés!» (Abeille 263). Immerhin schwächt das eben erwähnte Gefühl die Beweiskraft der sonst anziehenden und überzeugendeu Argumentation des französischen Gelehrten.[1] Ferner ist es richtig, daß Gilliéron sich um die anderen romanischen Sprachen gar nicht kümmert, wenn es sich darum handelt, aus den französischen Verhältnissen allgemeingültige Schlüsse zu ziehen. Er versucht zwar sich zu rechtfertigen: «Dans mes dernières études, je crois m'être soigneusement abstenu d'aborder tout problème dont la solution aurait pu être conditionnée par son existence au delà du territoire que comprend l'Atlas linguistique de la France — lequel n'est qu'une ébauche d'un travail restant à faire — j'ai écarté tout problème dont la solution exigerait la connaissance personnelle d'autres langues romanes que le français. Je crois ainsi m'être préservé des erreurs inévitables qui découleraient d'une documentation très incomplète sur les parlers romans qui me sont inconnus» (Path. et thér. III, 27). Das genügt aber nicht, denn es ist theoretisch wohl anzunehmen, daß ähnliche, in verschiedenen

[1] Besonders stark ist dieser Eindruck von Unwahrscheinlichkeit bei Deutungen, die auf die Homonymie aufgebaut werden, wenn man die an sich sehr verdienstvolle Abhandlung E. Gamillschegs, Wetzstein und Kumpf im Galloromanischen (Archivum Romanicum VI, S. 1 ff.) liest.

Sprachen vorkommende Erscheinungen ähnliche Deutungen verlangen. Auch berücksichtigt Gilliéron nicht gebührend die früheren Zustände des Französischen, was auch aus seinen Erklärungen zu sehen ist, wie z. B.: «L'étude de cette question (der Schwankung *we* : *e*) doit reposer avant tout sur une exploration des textes et, pour cette raison, n'est pas de notre ressort.» (Abeille 196). Daher der Vorwurf, daß es Gilliéron an historischem Sinne mangelt. Wenn auch diese Beschuldigung von Historikern alter Schule stammt und als solche mit Vorbehalt angenommen werden muß, ist es unleugbar, daß die Sprachgeographie aus einer engen Berührung mit der Sprachgeschichte nur gewinnen kann. Zu was für schönen Ergebnissen die Verbindung beider Disziplinen führt, beweisen die Arbeiten Jakob Juds (s. vor allem Archivum Romanicum VI (1922), S. 313 ff., Arch. n. Spr. u. Lit., ab Bd. 120, Bulletin de dialectol. rom. 3, 1 ff. usw., Romania, Bd. 46/47 usw.)[1], der die Überlieferung der Sprachdenkmäler mit den Gegebenheiten der Atlasforschung verbindet, sogar mit seinen Rekonstruktionen präromanischer (vor allem gallischer) Etyma an historischem Sinn seinem Antipoden Meyer-Lübke nicht nachsteht. Seit vielen Jahren versenkt Jud die Fülle seines Wissens und Könnens in die stattliche Reihe sprachgeographischer Monographien, die seiner und seines Zürcher Kollegen Gauchat Schüler uns geschenkt haben. In Frankreich wandeln vor allem O. Bloch, Ch. Bruneau und A.-L. Terracher auf den Spuren Gilliérons, aber die eigentliche Heimat der Sprachgeographen ist vor allem die Schweiz geblieben: Jud. Jaberg, Tappolet, zugleich auch Schüler des Schweizers H. Morf, der in gleicher Richtung wie Gilliéron strebte. Morfs Anschauung von den Lautgesetzen als «Bauernregeln des Sprachwetters» berührt sich mit den Lehren Gilliérons, während seine Forschungen zur Aufhellung der Gründe der sog. Sprachgrenzen, die er aus regionalen Diözesangrenzen erklären will, weniger spekulativ, sondern eher mehr historisch im üblichen Sinn des Wortes gehalten sind. Eine vermittelnde Stellung, man kann sagen: zwischen Gilliéron und Meyer-Lübke, nimmt v. Wartburg in seinem Französischen Etymologischen Wörterbuch ein (Bonn-Leipzig, ab 1922), der bisher vollständigsten Sammlung des galloromanischen (besonders mundartlichen) Wortschatzes.

Nichts ist leichter als die schwachen oder besser die vermeintlich schwachen Seiten einer Sache zu entdecken: nachdem etwas zu-

[1] Sehr interessant ist auch der Versuch Juds, altromanische Probleme sprachgeographisch zu behandeln (s. Z. rom. Phil. XXXVIII, S. 1 ff.).

stande gebracht wird, sieht ein jeder, wie es nicht sein sollte! Es steht außer Zweifel, daß Gilliéron der Sprachwissenschaft neue Wege eröffnet und in der Sprachgeographie eine Lehre geschaffen hat, die viele sonst für unlösbar gehaltene Fragen aufklärt. Freilich überschätzt er ein wenig in seiner Vaterfreude die Verdienste der Sprachgeographie, indem er sie der Mathematik gleichstellt: diese Ansicht beruht u. a. auf Gilliérons stark rationalistisch gefärbter Gesinnung, die sowohl in seiner Sprachauffassung als auch in seinen logisch meist unwiderlegbaren Erörterungen zum Ausdruck kommt. Trotzdem kann man ihm recht geben, wenn er Path. et. thér. II, 10 sagt: «En voulant soustraire la linguistique à l'examen de la géographie on la diminue d'un facteur puissant — le plus puissant peut-être qui peut lui donner le droit d'être considérée comme une véritable science.» Die sprachgeographische Methode hat über die historische u. a. diese große Überlegenheit, daß sie uns ein vollständigeres Bild von der Biologie einer Sprache vor die Augen stellt, indem sie neben den lebenden Wörtern auch die toten oder sterbenden untersucht; auf diese Weise lernen wir die sie tötenden Ursachen kennen. So erklärt sich Gilliérons an die Medizin stark erinnernder Standpunkt, aus dem man ihm wieder einen Vorwurf gemacht hat und den er sehr geistreich verteidigt: «On m'a reproché (à propos de ma brochure Pathologie et thérapeutique verbales) de conduire les jeunes linguistes dans une salle d'hôpital. Qui dit mort, dit maladie; qui dit transformation, dit guérison; qui dit vie, dit nécessité de vivre! Où devais-je donc les conduire? Au bal masqué, où tourbillonnent les mots, et où des maîtres de danse, à chaque entrée et à chaque départ, enregistrent des noms sans autre formalité d'enquête sur les causes de départ et d'arrivée, pas plus d'ailleurs que sur celles qui font changer de masque aux premiers participants?» (Path. et thér. III, 34).

III.

Ist Voßlers sprachphilosophisches System in seinem Ganzen großartig und kühn, während die Anwendung im einzelnen oft zu wünschen übrig läßt, so begegnet uns gerade das Gegenteil bei Ferdinand de Saussure.[1] Dieser scheint nichts ändern zu wollen, er tritt nicht als Revolutionär auf, sondern als ein ruhiger, bedäch-

[1] Ferdinand de Saussure, Cours de linguistique générale, p. p. Charles Bally et Albert Sechehaye. Paris-Lausanne, 1916. II. Aufl. Paris, Payot, 1923. Vgl. die Rezensionen Schuchardts in Lbl., 1917, Sp. 1ff. und Lommels, GGA. 1921, 232ff.

tiger Lehrer, der auf die zu meidenden Fehler hinweist und Ratschläge gibt. Einen tieferen und objektiveren Beobachter der sprachlichen Tatsachen kann man sich schwerlich denken. Daher sind seine Interpretationen meist sehr genau, man möchte sagen mathematisch, und durch Klarheit überzeugend. Wichtig ist ihm vor allem die Methode und auf den Ausbau einer Methodik hat er die größte Mühe verwendet. Mit einem Wort, Saussure ist Architekt und Miniaturmaler zugleich.

Man muß nach Saussure zwischen Sprache (= langue) und Rede (= parole) scharf unterscheiden, denn sie sind verschieden, obgleich sehr eng verbunden. Die Sprache definiert Saussure als ein lexikologisches und grammatikalisches System, das eine virtuelle Existenz im Bewußtsein der zur selben sprachlichen Gemeinschaft gehörenden Individuen hat: ohne die sprechende Masse gibt es keine Sprache. Als soziales Produkt und Verständigungsmittel ist sie vom einzelnen Sprechenden unabhängig; dieser muß sie lernen, und sogar «mit Mühe», um ihres Systems mächtig zu werden. Folglich kann das Studium der Sprache nicht anders als rein psychologisch sein. Die Rede ist dagegen der Akt, durch den das Individuum die Sprache verwendet, um seine Gedanken zum Ausdruck zu bringen. Sie ist also individueller Natur und enthält in sich auch das Hervorbringen von Lauten; somit ist ihr Studium psychophysiologisch. In der Rede haben alle sprachlichen Wandlungen ihren Ausgangspunkt; sie berühren das Sprachsystem erst dann, wenn sie unter günstigen Umständen allgemein werden, d. h. wenn sie einer allgemeinen Tendenz entsprechen. Dieser Unterschied zwischen Sprache und Rede ist für Saussures Auffassung wesentlich und erklärt uns dessen Standpunkt den anderen Linguisten, insbesondere Voßler, gegenüber.

Daraus ergibt sich, daß die Sprachwissenschaft ein Zweig der «Semiologie» ist: die Sprache muß im Kreise anderer sozialen Tatsachen, wie Sitte, Glaube, Höflichkeitsformeln u. a., jedoch von verwandten Disziplinen unabhängig, in sich selbst betrachtet werden. Das Verhältnis der Sprache zur Kultur, zu den sozialen Einrichtungen, zu den Mundarten usw. bildet den Gegenstand der äußeren Linguistik, die natürlich sehr wichtig ist, denn sie beleuchtet viele sprachliche Probleme, aber mit der neueren Linguistik deswegen nichts zu tun hat, weil die von ihr untersuchten Tatsachen das Wesen der Sprache gar nicht berühren. Die innere Sprachwissenschaft beschäftigt sich mit allem, was das System der Sprache ändert. Demgemäß gebraucht Saussure auch eine neue Terminologie: die

Sprache besteht aus Zeichen, d. h. Einheiten, die von einem Bezeichneten (= Vorstellung) und einem Bezeichnenden (= akustischem Bild) gebildet sind. Bezeichnetes und Bezeichnendes sind so eng verbunden, daß eines das andere immer nach sich ruft. Das Zeichen charakterisiert sich durch 1. Willkürlichkeit: zwischen einem Wort und dem betreffenden Begriff gibt es keine wirkliche Beziehung, nur der Zufall macht, daß ein Gegenstand so und nicht anders heißt; 2. Unveränderlichkeit: das Zeichen kann nicht durch des Sprechers Willen modifiziert werden; 3. Veränderlichkeit: es ändert sich dennoch mit der Zeit und durch diese.

Die innere Linguistik ist statisch oder synchronisch, wenn sie Sprachzustände schildert, und evolutiv oder diachronisch, wenn sie die Sprache in ihrer Entwicklung untersucht. Prinzipiell und methodologisch sind die beiden Teile der inneren Sprachwissenschaft sehr verschieden; daher darf man sie nicht vermengen. Die synchronische Betrachtungsweise soll deshalb bevorzugt werden, weil einerseits das Statische in der Sprache die einzige Wirklichkeit für die sprechende Masse bildet, anderseits aber die Sprachveränderungen individuell sind, also zuerst der Rede angehören und nur allmählich von der Sprache aufgenommen werden.[1] Bei dieser Gelegenheit äußert sich Saussure über die wichtige Frage der Sprachgesetze. Wie jedes soziale Gesetz müssen dieselben imperativisch und allgemein sein. Weder die synchronischen noch die diachronischen Sprachgesetze erfüllen beide Bedingungen: erstere sind bloß allgemein, letztere dagegen bloß imperativisch. Mit den Lautgesetzen steht es nicht besser, weil sie diachronisch sind und folglich keine allgemeine

[1] Auch in Deutschland legt man neuerdings Wert auf die Beschreibung von Sprachzuständen (vergleiche v. Ettmayer's Artikel «Benötigen wir eine wissenschaftlich deskriptive Grammatik?» in «Prinzipienfragen der rom. Sprachwissenschaft» I, 1910, worauf bejahend geantwortet wird: Herzog, Historische Sprachlehre des Neufranzösischen, I: Lautlehre, Heidelberg, 1913; Haas, Neufranzösische Syntax, Halle, 1909 und Über sprachwissenschaftliche Erklärung, Halle, 1922, wo das Recht auf Betrachtung der syntaktischen Funktion der Wörter neben der der Etymologie der syntaktischen Hilfsmittel verteidigt wird), aber nirgends mit so reinlicher Scheidung von Historie und Beschreibung wie bei Saussure und seiner Schule: es ist bezeichnend, daß z. B. das Wort «historisch» schon im Titel des Herzogschen Werkes figuriert, daß auch Haas mit seiner psychologischen Methode die historische verbindet und auf die Neufranzösische Syntax eine gleichgebaute Französische Syntax folgen läßt (Halle, 1916) die auch das Altfranzösische heranzieht. Dagegen deckt sich so ziemlich E. Otto's Unterscheidung Sprechkunde—Sprachkunde («Zur Grundlegung der Sprachwissenschaft», Bielefeld-Leipzig, 1919) mit Saussures statischer und evolutiver Sprachwissenschaft.

Gültigkeit besitzen; außerdem wird ihre Bedeutung für die Sprache dadurch noch geringer, daß sie das Wesen der Wörter nicht antasten. Gegenstand und Methode beider Zweige der inneren Sprachwissenschaft sind dann ausführlich dargestellt, nachdem zuerst der Begriff «Sprache» analysiert worden ist, die nach Saussure keine Substanz, sondern eine Form ist. In einem Sprachzustand beruht alles auf syntagmatischen und assoziativen Beziehungen. Die Wörter verbinden sich zu Syntagmen («combinaisons qui ont pour support l'étendue»), die eine wirkliche Existenz haben, aber nicht immer zur Rede, sondern gelegentlich auch zur Sprache gehören, und zwar dann, wenn es sich um «regelmäßig» gebildete Redeweisen handelt. Die assoziativen Beziehungen bestehen darin, daß ein Wort zugleich die mit ihm formell oder inhaltlich verwandten Wörter ins Gedächtnis ruft. Beide Arten von Beziehungen bedingen sich gegenseitig: je enger ihr Zusammenhang ist, desto geringer die Willkürlichkeit der sprachlichen Zeichen. Die Sprachen, in denen diese Willkürlichkeit groß ist, nennt Saussure lexikologisch, die anderen grammatikalisch. Die traditionelle Einteilung in Formenlehre und Syntax kann nur praktische Zwecke verfolgen, sonst ist sie falsch, denn der Wortschatz gehört auch zur Grammatik: es gibt gewisse Wörter, welche allerlei Beziehungen ohne grammatikalische Hilfsmittel ausdrücken. Jedenfalls handelt die Grammatik bloß von den statischen Erscheinungen der Sprache; eine historische Grammatik gibt es für Saussure nicht.

Die diachronische Sprachwissenschaft beschäftigt sich u. a. mit den phonologischen[1] Veränderungen. Die bisher vorgeschlagenen Erklärungen für die Lautwandlungen: Rasse, Einfluß des physischen Milieus, Bequemlichkeit, phonetische Erziehung der Kinder, soziale und politische Verhältnisse, autochthoner Einfluß, Mode, werden ausführlich besprochen. Fast allen gegenüber verhält sich Saussure skeptisch, da man, wenn auch ihre Wirkung theoretisch anzunehmen sei, ihren tatsächlichen Anteil nicht bestimmen könne. Interessant ist es, daß er die Rolle der Bequemlichkeit viel stärker als die anderen neueren Sprachforscher betont. Die Lautveränderungen kennen weder zeitliche noch räumliche Grenzen und verursachen große Störungen in der Grammatik. Viel Wert legt Saussure auf die Analogie, in der er, wie die Junggrammatiker, eine dem Lautwandel gegenüber das Gleichgewicht haltende Erscheinung sieht. Als endgültiges Resultat gehört die Analogie der Rede an, denn die

[1] Saussure nennt Phonologie die Lautphysiologie und Phonetik die Lautgeschichte, eine terminologische Neuerung, die sich offenbar nicht bewähren kann.

analogischen Bildungen sind individuell; der dazu führende geistige Prozeß ist aber ein Element der Sprache: der Sprechende zerlegt die Wörter in ihre wirklichen oder angeblichen Bestandteile, die er dann zu neuen Schöpfungen gebraucht. Diese Analyse nennt Saussure subjektiv im Gegensatz zu der objektiven der Sprachforscher, die deshalb nicht zu verachten ist, weil sie an erstere anknüpft.

In den Kapiteln über die Sprachgeographie, die, wie schon erwähnt, zur äußeren Linguistik gehört, wird u. a. die Frage behandelt, wie die Sprachen sich differenzieren. Die Entstehung von Sprachen und Mundarten führt Saussure auf die Wirkung der Zeit zurück: der Raum erklärt uns bloß das Gemeinsame, d. h. er macht es, daß die Unterschiede nicht so weit gehen, wie die Zeit sie sonst führen würde. Die Neuerungswellen (hier knüpft er an die Wellentheorie von J. Schmidt an) verbreiten sich wie jede Neuerung, indem zwei Kräfte, eine zentripetale («la force d'intercourse») und eine zentrifugale («l'esprit de clocher») miteinander kämpfen. Natürliche Dialektgrenzen finden sich nicht: soviele Mundarten wie Ortschaften. Auch natürliche Sprachgrenzen gibt es nicht, und die wirklich bestehenden haben äußere Ursachen.

Obgleich die Sprache ein rein psychisches Produkt ist, glaubt Saussure nicht, daß sie Auskunft über den Geist der Sprechenden geben kann. Seine Argumente sind: 1. «un procédé linguistique n'est pas nécessairement déterminé par des causes psychologiques» (op. cit., 2. Aufl., S. 310); 2. «le caractère psychologique du groupe linguistique pèse peu devant un fait comme la suppression d'une voyelle ou une modification d'accent, et bien d'autres choses analogues capables de révolutionner à chaque instant le rapport du signe et de l'idée dans n'importe quelle forme de langue» (ibid. 311). Wenn dem so ist, gehört eine Sprachfamilie nicht von Rechts wegen und ein für allemal einem Sprachtypus an. Diesen Standpunkt betonen noch stärker folgende Worte, die als Schluß des ganzen Buches und zugleich als der Hauptgrundsatz der Saussureschen Auffassung gelten mögen: «la linguistique a pour unique et véritable objet la langue envisagée en elle-même et pour elle-même» (ibid. 317).

Vergleicht man nun die eben besprochenen Theorien mit denen Voßlers und Gilliérons, so sieht man sofort, daß Saussure gewissermaßen eine mittlere Stelle zwischen diesen letzteren einnimmt. Er ist weder ein Rationalist wie Gilliéron, der dem Bewußtsein in der Sprachentwicklung gewiß eine zu große Bedeutung beimißt, noch ein Ästhet wie Voßler, der das künstlerische Schaffen noch mehr über-

treibt. Prinzipiell und oft auch im einzelnen steht er offenbar Gilliéron näher. Anderseits aber ist es interessant festzustellen, daß Saussures Schüler im allgemeinen dieselben Gebiete der Grammatik untersuchen wie die Voßlerschen, d. h. die Syntax im weiten Sinne des Wortes. Der Ausgangspunkt ist freilich verschieden: die einen glauben auf diesem Gebiete der Sprachtätigkeit zahlreiche Zeugnisse für den Sprachgeist zu finden, die anderen beschäftigen sich vorzugsweise mit der Syntax und Stilistik, weil diese Zweige den Gegenstand der von ihrem Meister bevorzugten synchronischen Sprachwissenschaft bilden.

Charles Bally[1] scheint die Ansichten Saussures am treuesten zu vertreten. Auch er richtet sich gegen den Historismus in der Sprachwissenschaft, der das Verständnis für die Sprache mehr stört als fördert. Nur die Betrachtung der heutigen Sprachzustände läßt uns das Verhältnis zwischen «Gedanke» und «Sprache» begreifen. Der Sprachforscher muß sich die Umgangssprache, nicht die literarische, zum Studium wählen, weil bloß erstere unbewußt und kollektiv, wie der sie schaffende Geist selbst, ist: je unbewußter wir sprechen, d. h. je weniger wir daran denken, wie wir sprechen, desto leichter werden wir von anderen verstanden. Allein Sprecher und Hörer befinden sich von diesem Gesichtspunkte aus nicht in derselben Lage. Letzterer ist bewußt und vertritt sozusagen den Standpunkt der Sprache, mit deren Hilfe er die Rede interpretiert: er merkt alle Neuerungen des Sprechers und nimmt sie an oder lehnt sie ab. Im ersten Falle haben wir mit Entlehnungen zu tun, die also nur von Erwachsenen in die Sprache eingeführt werden können. Sie spielen eine sehr große Rolle in der Entwicklung der Sprache und sind, wie man sieht, in einem weiteren Sinne zu fassen, als die Junggrammatiker es taten.

Da die Sprache ein Verständigungsmittel ist, wird sie vom sozialen Milieu sehr beeinflußt; dieses wirkt aber am meisten auf die Empfindung des Menschen und überhaupt tragen dessen Gedanken eine stark affektische Färbung. Daher sondert Bally die affektisch betonten Sprachäußerungen säuberlich von den intellektuellen. Die Bedeutung, die Bally — ähnlich Meringer und Sperber — dem Affekt in der Sprache zuschreibt, ist so groß, daß er die Definition

[1] Précis de stylistique, Genève, 1905. Traité de stylistique française, 2 Bde., Heidelberg, 1909, II. Aufl. ebenda, 1919—1921. Le language et la vie, Genève-Heidelberg, 1913, dann Aufsätze in Germ.-rom. Monatsschrift IV, 549ff., 597ff., Journal de psychologie XVIII, 627, in den Mém. und Bull. d. l. soc. d. lingu usw.

der Stilistik darauf gründet. Man darf den Stil, ein Willensprodukt, und die Stilistik, ein spontanes Produkt, nicht verwechseln: jener gehört zur Ästhetik, diese zur Sprachwissenschaft. Wenn man Stilistik treibt, muß man nicht bloß gegen den Historismus, sondern auch gegen den sogenannten etymologischen Instinkt, d. h. die Tendenz, die Wörter ihrer reellen oder vermeintlichen Verwandtschaft nach zu gruppieren, kämpfen: beides ist mit der Betrachtung des Statischen in der Sprache unvereinbar. Richtig erscheint Ballys Behauptung, die auf seine soziologische Auffassung der Sprache zurückgeht, daß der rege Verkehr zwischen den Völkern Europas sozusagen eine europäische Psyche und folglich eine europäische Stilistik geschaffen hat.

Das Studium der Lautveränderungen, so wie es bisher getrieben worden ist, schließt Bally aus der Linguistik aus, weil es dabei das Geistige außer acht gelassen hat, und die sogenannten Lautgesetze haben, wie alles in der Sprache, einen psychischen Ursprung.

Albert Sechehaye[1] nimmt als Teile der Grammatik die Syntax und die «Symbolik» an: erstere handelt von sprachlichen Zeichen, insofern sie analysiert werden können, und enthält also Ableitung, Zusammensetzung und Flexion in sich; letztere beschäftigt sich mit den Zeichen als unabhängigen Einheiten, die nicht mehr die Beweglichkeit und Veränderlichkeit haben wie die syntaktisch lebendigen Bildungstypen.[2] Die Grammatik ist das Werk und zugleich das Instrument unserer geistigen Tätigkeit; eine konkrete Existenz hat sie aber bloß in uns selbst. Sie steht unter dem Einfluß unseres psychischen Lebens; allein gegen die Tendenz desselben, sie fortwährend zu ändern, kämpft die Macht, welche die Grammatik geschaffen hat. Interessant ist Sechehayes Auseinandersetzung mit Voßler: dessen Forderung, man müßte mit der Stilistik anfangen und dann zur Syntax übergehen, gilt bloß für die historische und genetische Betrachtung der Sprache; die beschreibende Grammatik verlangt dagegen, zunächst das Kollektive in der Sprache und dann das Individuelle zu beachten. Ein anderer Unterschied Voßler gegenüber ist folgender: da die Sprache ein Monument des kollektiven Denkens ist, beruht sie auf Regeln, deren Bedeutung freilich nicht

[1] Programme et méthodes de la linguistique théorique, 1908. Les règles de la grammaire et la vie du langage (Germ.-Rom. Monatsschrift VI[1914], 288 ff., 341 ff.).

[2] Es sind also Symbole z. B. stehende Verbindungen wie *pour le coup, Le Hâvre.* Eine einleuchtendere Terminologie verwendet C. de Boer, Essais de syntaxe française moderne (Groningen, 1923), S. 12: *syntaxe vivante* und *syntaxe figée* (*locutionelle*).

übertrieben, wie es die früheren Grammatiker taten, aber auch nicht zu sehr verachtet werden darf, wie es bei Voßler und den Ästheten geschieht. Diese Gegensätze haben ihren Ausgangspunkt darin, daß Voßler Sprache und Rede nicht trennt, sondern als ein und dasselbe betrachtet.

Nach J. Vendryes[1] beruht die Sprache auf zwei Prinzipien: auf dem sozialen Bedürfnis und auf der psychischen Tätigkeit. Letztere besteht eigentlich darin, dem sprachlichen Zeichen einen symbolischen Wert zu geben. Im Zusammenhang damit handelt Vendryes vom Verhältnis zwischen «Gedanke» und «Sprache». Wie Bally (s. oben), legt Vendryes auch ein äußerst geringes Gewicht auf die Logik in den Sprachveränderungen: der menschliche Geist wirkt nicht auf das ganze morphologische System einer Sprache, sondern bloß auf einzelne, sehr kleine Teile desselben; daher der Mangel an Einheitlichkeit solcher Erscheinungen. Die Tatsache, daß viele moderne Sprachen eine ausgesprochene Tendenz zur Abstraktion aufweisen, darf man nicht auf den Einfluß der Logik zurückführen; das kommt nur von der Entwicklung der modernen Zivilisation. Interessant und richtig ist die Behauptung, daß die grammatikalischen Kategorien vor allem vom Gedächtnis abhängig sind. Da letzteres bei den primitiven Völkern sehr entwickelt ist, so erklärt sich deren Reichtum an Formen.

Hier reiht sich am besten der dicke Band F. Brunots an: «La pensée et la langue. Méthode, principes et plan d'une théorie nouvelle du langage appliquée au français», Paris 1922, das, rein deskriptiv das heutige Französisch in seinem ganzen Umfang (inhl. Volkssprache) darstellend, von der Vorstellung ausgeht und die einzelnen sprachlichen Ausdrucksmittel unbekümmert um die herkömmlichen grammatischen Kategorien katalogisiert. Damit nähert sich das Buch der Grammaire raisonnée, die im Frankreich der Aufklärung so beliebt war, nur auf wissenschaftlichem Wege. «Il est étonnant qu'on ne l'ait pas fait plus tôt», urteilt mit Recht Bally, Bull. d. l. soc. de lingu. 23, 123, der verschiedene empfindliche Lücken des Werkes kennzeichnet. In der Tat ist Brunots Katalog von etwelcher Vollständigkeit weit entfernt — wie nicht anders zu erwarten.

Die soziologische Auffassung der Sprache, die bei Brunot hervortritt, ist am entschiedensten durch A. Meillet[2] vertreten. Die

[1] Le langage. Paris, Renaissance du Livre, 1922.

[2] Linguistique historique et linguistique générale. Paris, Champion, 1921.

historische Methode in der Sprachwissenschaft ist ungenügend: sie kann natürlich vieles erklären und im einzelnen recht haben, aber sie darf kein Ziel, sondern bloß ein Mittel sein. Die Beobachtung der jetzigen Sprachzustände läßt uns frühere leicht verstehen, während das Studium der Vergangenheit nicht immer die Gegenwart aufklärt. Außerdem vermag man die Sprache als System nur dann kennen zu lernen, wenn man ihren Zustand in einem gegebenen Augenblick untersucht. Die Historiker operieren gewöhnlich mit Lautwandel und Analogie, d. h. mit historischen Gesetzen, und achten sehr wenig auf die Entlehnung, die, wie die Sprachgeographie reichlich bewiesen hat, eine ungewöhnlich wichtige Rolle in der Entwicklung der Sprache spielt. Lautwandel und Analogie können uns die Erscheinungen einer bestimmten Sprache, nicht aber die der Sprache im allgemeinen deuten. Die Gesetze der letzteren sind weder physiologisch noch psychologisch; um sie zu entdecken, muß man beachten, daß die Sprache 1. ein System von Ausdrucksmitteln und 2. eine soziale Tatsache ist. Die Folge von 1. ist, daß von den individuellen Veränderungen, deren Bedeutung man allerdings stark übertrieben hat, bloß diejenigen durchdringen, die dem System entsprechen. Daher sollten wir in solchen Fällen besser von allgemeinen als von verallgemeinerten Neuerungen sprechen: die Tatsache, daß die anderen Sprechenden diese Neuerungen aufnehmen, weist auf ein sozusagen gemeinsames Bedürfnis nach ihnen hin. Nur wenn es sich um Sprachänderung handelt, darf man von Nachahmung sprechen: die Gallier der hohen Gesellschaft z. B. haben auf ihre Muttersprache verzichtet, um die Römer, die neuen Herren des Landes, nachzuahmen. Die Folge von 2. ist, daß jede Modifikation der sozialen Struktur Veränderungen in der Sprache hervorruft. So erklärt sich, warum die Sprachen sich voneinander ziemlich stark unterscheiden, obgleich sie teilweise einen gemeinsamen Ursprung haben, und die physiologischen und psychologischen Ursachen überall dieselben sind. Mit andern Worten, die Art und Weise, wie Lautwandel und Analogie in jeder einzelnen Sprache wirkt, geht auf soziale Verhältnisse zurück.

Wie die sprachlichen Tatsachen von den sozialen abhängig sind, kann man beim Bedeutungswandel am besten sehen. Da die Menschen, die eine sprachliche Gesamtheit bilden, gesellschaftlich getrennt sind, werden die Wörter in ihrer Bedeutung verändert, indem sie aus einer sozialen Schichte in die andere übergehen, und zwar: ist die aufnehmende Gruppe weniger zahlreich als die gebende, so wird

die Wortbedeutung enger und umgekehrt. Dieses schon von R. Meringer geäußerte Prinzip behauptet Meillet mit besonderer Kraft. Jede soziale Kategorie besitzt ihre eigene Sprache und Psyche; daher die große Ähnlichkeit der Sprache eines Standes, die sich durch die verschiedensten Sprachen hindurch konstatieren läßt.

Soziologisch erklärt Meillet ferner die allgemeinen Sprachtendenzen, wie z. B. die Vereinfachung der Flexion, die man in allen indogermanischen Sprachen beobachten kann: der Fortschritt der menschlichen Zivilisation führt zu einer abstrakten Denkart, welche die konkreten grammatikalischen Kategorien schwinden, die der Abstraktion besser entsprechenden dagegen sich entwickeln läßt. Auf soziale Beziehungen geht endlich die immer stärkere Ähnlichkeit der europäischen Sprachen zurück: «le sentiment d'une unité de civilisation», wie Meillet sagt, nähert sie jeden Augenblick mehr einander.

Hier wäre vielleicht der Ort, auf die Arbeiten hinzuweisen, die spezielle Sprachen nach soziologischen Gesichtspunkten behandeln, so L. Sainéans Le Langage parisien au XIXe siècle, Paris 1920, der die Volkssprache nach den Bestandteilen sondert, die die einzelnen Standessprachen ihr geschenkt haben. Ferner müssen die Argotstudien desselben Gelehrten[1] und A. Dauzats[2] ausdrücklich hervorgehoben werden, weil sie uns u. a. zeigen, wie eine Spezialsprache entsteht. Ferner hat der Krieg eine ziemlich große Zahl von Untersuchungen (von Sainéan, Dauzat, Esnault[3]) über die Soldatensprache hervorgebracht, die außer wichtiger Materialsammlungen das große Verdienst haben, daß sie eine in vielen Punkten sehr ähnliche Sprache bei den Soldaten verschiedener Völker konstatieren: ein Beweis dafür, daß der nationale Herkunftsunterschied durch gemeinsame Beschäftigungen und soziale Umstände teilweise aufgehoben werden kann.

IV.

Es wäre endlich eine sprachwissenschaftliche Methode zu erwähnen, die sich noch in ihren Anfängen befindet, obgleich sie eigentlich auf alten Wegen geht (Humboldt, v. d. Gabelentz, F. N. Finck): es handelt sich darum, die charakteristischen Züge einer Sprache festzustellen. Diese Bestrebungen stehen mit

[1] L'argot ancien, Paris 1907; Les sources de l'argot ancien, 1912.

[2] Verschiedene Aufsätze in Revue de phil. franç.; les Argots de métiers franco-provençaux, Paris 1917.

[3] Vgl. G. Rieder, «Probleme des Kriegsfranzösischen» in «Hauptfragen der Romanistik» (Becker-Festschrift).

der beschreibenden Grammatik im engsten Zusammenhang, gehören also zur synchronischen Linguistik, um mit F. de Saussure zu sprechen.

Einen schönen Versuch solcher beschreibenden Charakteristik hat W. Meyer-Lübke, Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft, 3. Aufl., Heidelberg 1920, § 54 ff. mit dem Neufranzösischen gemacht. So sind als lautliche Merkmale dieser Sprache reichhaltiges Vokalsystem, betonte Vokale im Auslaut, Akzentuierung der letzten Silbe, akustisches Vorwiegen der Vokale u. a. zu betrachten. In der Flexion werden die Wortbeziehungen durch präverbale Exponenten (beim Nomen immer, beim Verbum meist) ausgedrückt, was Meyer-Lübke auf die Oxytonierung des Französischen zurückführt. Diese hat auch die Wortstellung beeinflußt: die bestimmenden Wörter stehen, als die wichtigeren, nach den bestimmten (z. B. die unterscheidenden Adjektiva, im Gegensatz zu den Demonstrativen, die vorgestellt sind, weil sie nur syntaktische Bedeutung besitzen; vgl. dagegen *cet homme-ci*, wo *ci* als neues Element dem Substantivum folgt).

Im selben Sinne befaßt sich mit derselben Sprache Ernst Lewy, Zeitschr. f. rom. Phil. XLII (1922), S. 71 ff., der ein charakteristisches Merkmal des Französischen, nämlich dessen Klarheit oder Abstraktheit, dartun will.[1] Dafür spricht die sogenannte analytische Nominalflexion, oder, wie sich der Verfasser ausdrückt, die «Zerlegung eines Komplexes in die Elemente, die ihn bilden» (d. h. *de la mère* = *matris*), ferner die Wortstellung: Subj. Vb. Obj. und die Wiederholung des Subjekts in Fällen wie *ton père est-il venu?* Klarheit, namentlich eine auf das Tatsächliche gerichtete Tendenz beweisen noch andere Züge, wie die Bezeichnung der Wortbeziehungen durch lokale Präpositionen, d. h. durch Wörter, die eine Bedeutung haben, dann die hinweisenden Pronomina (vgl. *cet homme-ci*), die Präpositionen, Adverbia und Konjunktionen (von den letzteren besonders die subordinierenden, die größtenteils mit *que* zusammengesetzt sind).

Wie man sieht, sind die von Meyer-Lübke hervorgehobenen Charakteristika des Französischen nicht dieselben wie die von Lewy herangezogenen. Das spricht allerdings nicht gegen die Methode an sich, sondern zeigt nur, daß ein festes Kriterium noch nicht gefunden worden ist. Auf diese Schwierigkeit weist Meyer-Lübke selbst a. a. O.

[1] Einen ähnlichen Versuch hat Lewy mit einer mordwinischen Mundart gemacht (s. «Heinrich Winkler zum 70. Geburtstage». Mellrichstadt, 1920, S. 8 ff.).

§ 54 hin. Der Versuch ist aber als solcher sehr interessant, und wenn die dazu nötigen Vorarbeiten gemacht sein werden, so werden auch die Ergebnisse sicherer sein.

* * *

Faßt man die bisher besprochenen sprachwissenschaftlichen Theorien und Auffassungen zusammen, so sieht man sofort, daß sie, trotz ihrer ziemlich großen Verschiedenheit in bezug auf Einzelheiten, in manchen wesentlichen Punkten übereinstimmen. Dieses Gemeinsame ist von größter Bedeutung, denn es beweist, daß wir es im Grunde mit einer gewissermaßen einheitlichen, auf dasselbe geistige Bedürfnis zurückgehenden Bewegung zu tun haben. Fast alle erwähnten Sprachforscher sind als entschiedene Gegner der junggrammatischen Schule aufgetreten. Die Betonung des Psychischen[1] in den Sprachveränderungen findet sich bei allen neueren Linguisten wieder und bedeutet eine Reaktion gegen die Junggrammatiker, die in der Sprache eine vorwiegend mechanische Tätigkeit sahen. Durch die Entmaterialisierung und Entgrammatikalisierung der Sprachwissenschaft ist dieselbe nicht nur tiefer, sondern auch realistischer geworden. Verständnis für die sprachliche Wirklichkeit zeigt ferner die Art und Weise, wie man sich die Entstehung und die Verbreitung der sprachlichen Neuerungen heute denkt: eine ursprünglich individuelle Modifikation setzt sich allmählich durch, wenn sie günstige Umstände dazu findet, d. h. wenn sie dem System der Sprache oder, wie andere sagen, wenn sie einer allgemeinen Tendenz entspricht. Die schon von Schuchardt ersonnene Wellentheorie hat sich also bewährt. Der Unterschied, den F. de Saussure zwischen «Sprache» und «Rede» festgestellt, hat sich als ein tiefer und fruchtbarer Gedanke auch dadurch erwiesen, daß er uns am besten erklärt, warum nicht alle Neuerungen von der Sprache aufgenommen werden.

Die Junggrammatiker waren reine Historiker, daher kümmerten sie sich weniger um die lebende Sprache. Die neueren Linguisten studieren dagegen vorzugsweise die heutigen Sprachzustände[2]: wieder eine Annäherung zum Realismus, denn auf diese Weise kann man das Wesen und selbst die Entwicklung der Sprache leichter begreifen.

---

[1] Und unter den psychischen Kräften vor allem des intuitiv Erfaßbaren, des Gefühls. Eine neue rumänische Zeitschrift heißt: «Grai şi suflet» (Sprache und Seele)!

[2] Auch auf die Erforschung der Schriftsprache (nicht bloß der Dialekte) wird neuerdings wieder mehr Gewicht gelegt, so in Frankreich von Millardet l. c., in Italien von P. G. Goidánich, Arch. glott. 17, prefaz., in Deutschland von Voßlers Schule.

Endlich weist auf eine der Wirklichkeit nähere Auffassung auch die Tatsache hin, daß man der Sprache keine Existenz außerhalb der sprechenden Masse mehr zuschreibt, wie es früher geschah: im Menschen selbst, in dessen geistigem und materiellen Leben, finden sich die Ursachen und «Gesetze» sämtlicher Sprachwandlungen. Diese schon bei den Junggrammatikern wie H. Paul sich findende Ansicht ist in der letzteren Zeit mit mehr Kraft betont und bewiesen worden. Die geschilderte Wandlung hat sicherlich dazu beigetragen, daß unser Verständnis für sprachliche Probleme größer geworden ist: wenn wir heutzutage besser davon unterrichtet sind, was das Wesen der Sprache bildet, so verdanken wir es den oben erwähnten Gelehrten und denen, die im selben Sinne gearbeitet haben oder noch arbeiten.[1]

Trotz dieser großen Verdienste der neuen Sprachwissenschaft darf man nicht glauben, daß die ältere kein Recht aufs Leben mehr hat. Zunächst spricht dagegen die Erwägung, daß der Zeitgeist sich ja neuerdings wandeln kann; außerdem gibt es ein Gebiet, auf welchem die heute etwas verpönte «historische» oder «positivistische» Linguistik ihr Bestes zu leisten vermag[2]: das ist das Sammeln von sicherem Material, das man dann in dem einen oder anderen Sinne interpretieren kann. Endlich hat die Sprachwissenschaft doch auch bisher sehr respektable Leistungen aufzuweisen gehabt. Daher lesen wir selbst bei einem so begeisterten Anhänger Voßlers, wie es F. Schürr[3] ist, nicht allzu strenge Worte über die ältere Sprach-

[1] Ein Drang nach systematischer Darstellung der neuerworbenen Errungenschaften meldet sich schon; es ist bezeichnend, daß ein Voßler-Festband den Titel «Idealistische Neuphilologie» trägt, eine ganze Nummer des «Journal de Psychologie» (1921) der (vornehmlich Saussureschen) Sprachpsychologie, ein Heft des «Bulletin de la Société de Linguistique» synthetischen Darstellungen der allgemeinen Sprachwissenschaft gewidmet ist, deren mehrere auch ich im vorhergehenden erwähnen mußte. Gewachsen ist auch die Freude an Erörterung von Prinzipienfragen, die vor der Lösung von Detailfragen den Vorzug erhalten — in Deutschland wie in Frankreich.

[2] Wie sollte z. B. die Toponomastik ohne die von der 'alten Schule' ausgebildeten historischen Methoden auskommen? — Es ist ferner kein Zufall, daß die meisten von mir aufgezählten methodischen Neuerungen an französischem Sprachmaterial durchgeführt wurden — das Französische war eben von den Positivisten am meisten studiert worden!

[3] «Sprachwissenschaft und Zeitgeist», Marburg a. L., 1922. In dieser ausgezeichneten Schrift findet man zunächst einen Versuch, die Entstehung der neueren Sprachforschung philosophisch und im Zusammenhang mit der auf allen Gebieten der geistigen Tätigkeit erfolgten Umwälzung zu deuten (vgl. den Anfang des vorliegenden Artikels). Dann analysiert Schürr sehr ausführlich das sprachphilosophische

wissenschaft. So z. B.: «In der Sprachforschung wird also neben dem Intellekt, der bisher in der Hauptsache das Feld allein beherrschte, auch die Intuition eine große Rolle zu spielen berufen sein» (S. 77); oder noch genauer: «Wir wollen nicht von ihrem «Bankerott» sprechen, sondern davon, wie wir sie mit Leben erfüllen» (S. 78). Die einzige Bedingung, die Schürr ihr stellt, ist, keine «Gesetze» mehr zu suchen.

Der vorstehende Versuch erhebt keinen Anspruch darauf, einen Überblick über die Geschichte der romanischen Sprachwissenschaft bis zum gegenwärtigen Augenblick oder auch nur über sämtliche heute sich betätigenden Schulen und Ingenien oder gar eine bibliographie raisonnée der Neuerscheinungen zu geben — was mir schon infolge der Schwierigkeiten der Bücherbeschaffung unmöglich gewesen wäre —, er will nur ein paar Zentralprobleme herausgreifen, die heute innerhalb der Romanistik zur Diskussion stehen, nicht viele Namen nennen, sondern leitende Ideen herausarbeiten. Ich würde das Bewußtsein der Erfüllung meiner Aufgabe haben, wenn es mir gelungen wäre, zu zeigen, daß der Stand der romanischen Sprachwissenschaft im Augenblick — in treibender Bewegung besteht, daß dieser Zweig der Sprachwissenschaft nicht ruht, sondern nach neuen Anschauungen und Methoden ringt. Schuchardt schreibt (Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1922, S. 207): «Man hört jetzt: in der Sprachwissenschaft kriselt es; das ist ein gutes Wort.»

System Voßlers, dem er im großen ganzen mit Begeisterung beistimmt und zu dem er bloß bei Einzelheiten Verbesserungen bringt. Auch Gilliéron und dessen Schule werden beachtet, obgleich nicht in demselben Maße wie Voßler. Über F. de Saussure erklärt sich Schürr in einem zweiten Artikel («Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft u. Geistesgeschichte» I, 3, S. 485, 6). Für ihn ist Saussure kein Neuerer, sondern in mancher Hinsicht ein Fortsetzer des Positivismus, indem er noch vom Mechanismus der Sprache redet und diese zu rationalistisch auffaßt. In diesem letzteren Punkt erinnern Saussure und seine Schüler ziemlich stark an Gilliéron. — Die Aufgabe der Sprachgeschichte definiert Schürr im Sinne Voßlers wie folgt: «Die Beziehungen zwischen den sprachlichen Wandlungen und dem Geist, aus dem sie geboren sind, dem Zeitgeist, herzustellen, muß in der Tat als letztes Ziel der sprachlichen Entwicklungsgeschichte angesehen werden» (S. 69).

Baltische Sprachen.

Von

Franz Specht.

Über den baltischen Studien hat lange ein unglücklicher Stern gewaltet. Das Preußische ist wegen seiner schlechten und mangelhaften Überlieferung von jeher in den Hintergrund getreten. Für das Lettische hatte zwar Bielenstein durch seine 'Lettische Sprache' für seine Zeit eine gute, brauchbare Grammatik geschaffen, so daß der Weg zum eingehenderen Studium gebahnt war. Aber Lettisch galt lange Zeit doch nur als ein Anhängsel des Litauischen, und man glaubte, mit dem Studium dieser Sprache erübrigte sich jene. Man begnügte sich daher fast nur mit dem Litauischen, ohne jedoch nennenswerte Fortschritte zu machen. Was Schleicher und Kurschat in ihrer litauischen Grammatik, Bezzenberger in seinen Beiträgen zur Geschichte der litauischen Sprache und in seinen litauischen Forschungen, Leskien in seinem Ablaut und seiner Bildung der litauischen Nomina an Material gesammelt hatten, ist vornehmlich der Stoff geblieben, mit dem der Indogermanist zu arbeiten pflegte. Höchstens kam noch Brugmanns Sammlung von Märchen aus Godleva hinzu, und zwar wohl nur deshalb, weil das Material in einer kurzen Grammatik verarbeitet vorlag.

Obschon seit den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts immer neue Quellen erschlossen wurden, sind sie dennoch für die Erforschung der Sprache nur selten ausgenutzt worden. So sind Bücher wie die Liedersammlungen der Brüder Juškievič, Baranowskis Anykščių šilelỹs, die altlitauischen Texte, die von Bezzenberger, Bechtel und Garbe herausgegeben wurden, Daukšas Katechismus und die zwei Teile seiner Postille, die zwei Teile des Wörterbuches der Brüder Juškievič fast unbeachtet geblieben. Zubatýs Arbeiten über Baltika I. F. 3 ff., die manche Anregung gaben und auf selten benutzte Quellen hinwiesen, erfuhren leider keine Fortsetzung, und selbst Endze-

lins deutlicher Hinweis, K. Z. 44, 49 ff., auf Daukšas Postille als das vorzüglichste Denkmal altlitauischer Sprache fand keinen Widerhall.

Nach dem Weltkrieg ist ein Umschwung eingetreten. Im Osten sind die beiden baltischen Staaten Lettland und Litauen entstanden, die es für ihre Pflicht halten, ihr literarisches Leben zu fördern. So eröffnen sich jetzt für die baltische Sprachwissenschaft ganz neue Aussichten. Zwar wird das Preußische wegen seiner kärglichen Sprachreste für immer in den Hintergrund treten müssen. Das Lettische hat sich aber namentlich durch die Verdienste Endzelins seine Stellung neben dem Litauischen errungen. Freilich wird trotzdem das Litauische dank seiner älteren Überlieferung und höheren Altertümlichkeit für den Sprachforscher die wichtigste baltische Sprache bleiben.

Es war selbstverständlich, daß die neuen Bestrebungen, die litauische Sprache gründlicher zu erforschen, von Litauen ausgehen mußten, denn die preußisch-litauischen Mundarten waren dank Bezzenberger im allgemeinen soweit erforscht, daß auf einen großen Zuwachs neuen Materials nicht mehr zu rechnen war. Ganz anders stand es mit dem Gebiete jenseits der preußischen Grenze. Hier war so gut wie nichts getan. Nach der russischen Revolution von 1905/06 regte es sich auch allenthalben. Aber die russische Regierung war diesen Bestrebungen nicht sehr günstig. Von den Vorkämpfern des Litauertums, die zunächst der vergleichenden Sprachwissenschaft sehr wenig boten, möchte ich vor allem Basanavičius und Jaunius nennen. Jener hat sich durch die Sammlung litauischer Märchen und Volkslieder einen Namen gemacht. Gedruckt sind aber seine Bücher noch in Amerika. Jaunius dagegen sah mehr in der Erforschung der litauischen Sprache seine Lebensaufgabe. Eine litauische Grammatik ist seine Hinterlassenschaft. Leider war es mir trotz aller Bemühungen nicht möglich, das Werk zu erhalten. Es ist auch in Litauen eine große Seltenheit. Aus den gelegentlichen Zitaten andrer daraus ersieht man aber, daß Jaunius ein ungewöhnlich reichhaltiges dialektisches Material gekannt hat. Im übrigen ist Jaunius sprachwissenschaftlich nicht ernst zu nehmen. Es galt für ihn als ausgemacht, daß alles Litauische uralt sein müßte. Den Niederschlag seiner Lehren sieht man am besten in dem Buche seines Schülers Būga, Aistiški studijai, Petersburg 1908, das wohl heute im ganzen als verfehlt gelten kann, aber trotzdem für den Baltisten infolge seines reichen Materials einen ungewöhnlichen Wert hat. Būga hat sich von dem Einfluß seines Lehrers allmählich freigemacht und ist

heute der beste Kenner der litauischen Sprache. Zahlreich sind seine Aufsätze über Probleme der litauischen Sprache in den verschiedensten Zeitschriften des Ostens. Bedauerlich ist es, daß wir Deutsche sie meist nur aus kurzen Besprechungen kennen. Um so anerkennenswerter bleibt es, daß er seine Abhandlungen aus den drei Jahrgängen der Švietimo darbas in dem Buche 'Kalba ir senovė', Kaunas 1922, einem größeren Leserkreise zugänglich gemacht hat. Neben Būga wirkt in Litauen der weit ältere Jabłonski, der sich nicht nur durch die Herausgabe des II. Teiles des Juškievičschen Wörterbuches um die litauische Sprache große Verdienste erworben hat. Er hat auch unter dem Pseudonym Rygiškių Jonas eine litauische Grammatik geschrieben, die für litauische Schulen bestimmt ist, aber auch dem Sprachforscher manches wertvolle Material bietet. Ich kenne nur die 1. Auflage vom Jahre 1919. Schon vorher, 1911, hatte er in Seinai eine litauische Syntax, 1. Teil, herausgegeben. Sie behandelt die Modi. Wertvoll ist sie durch die reichhaltigen Beispielsätze. Viel älter ist die Tätigkeit des Bischofs Anton Baranowski. Er selbst hat außer seiner Anykščių šilėlys nicht viel mehr veröffentlicht als das, was Leskien, J. A. 13, 79 ff., den deutschen Gelehrten zugänglich gemacht hat. Er hatte aber die Absicht, mit Hugo Weber eine große litauische Grammatik zu schreiben. Die Aufgabe war so gedacht, daß Baranowski das Material dazu liefern wollte, während es Weber verarbeiten sollte. Weber hat aber Baranowski etwa zwanzig Jahre lang hingehalten, ohne seine Aufgabe ernstlich in Angriff zu nehmen. Das hat schließlich auch Baranowski veranlaßt, mit seinem Material zurückzuhalten. Was davon an Weber gelangt ist, habe ich als Litauische Mundarten, Bd. I, Leipzig 1920, herausgegeben. Im II. Band, Leipzig 1922, habe ich dann an der Hand der Texte, soweit es möglich war, den Versuch gemacht, eine kurze Darstellung der vorhandenen Dialekte zu geben. Baranowskis Aufzeichnung der Mundarten bedeutet früheren Versuchen gegenüber zweifellos einen großen Fortschritt. Jedoch scheint es so, als ob sie den exakten Forschungen, die die heutige Dialektologie verlangt, nicht immer gerecht werden kann. Verdienste hat sich weiterhin die Litauische literarische Gesellschaft erworben, indem sie durch die Veröffentlichung von Doritschs Beiträgen zu litauischer Dialektologie, Tilsit 1912, und und Scheu-Kurschats Žemaitischen Tierfabeln, Heidelberg 1913, der Sprachforschung einiges neues Material zugeführt hat. Ich erwähne ferner an Einzelschriften noch Nieminen, Der urindogermanische Ausgang *-ăi* des Nominativ-Akkusativ Pluralis des Neutrums im Bal-

tischen, Helsingfors 1922, und vor allem Trautmanns Baltisch-slavisches Wörterbuch, Göttingen 1923. Hier ist der Versuch gemacht worden, den einheitlichen baltisch-slavischen Wortschatz zu sammeln.

Im übrigen fehlt für das Litauische im besondern fast noch alles. Wir besitzen noch keine historische Grammatik, nicht einmal in rein deskriptiver Form. Endzelins lettische Grammatik bietet allerdings jetzt einen wertvollen Ersatz. Wir besitzen noch immer kein Wörterbuch, das irgendwie den Ansprüchen gerecht würde. Zwar wird das Erscheinen des neuen großen Wörterbuchs immer in nahe Aussicht gestellt. Wie ich aber aus gelegentlichen Äußerungen Būgas in litauischen Zeitungen entnehmen muß, scheinen noch nicht einmal alle Schriften exzerpiert zu sein.[1] Wir besitzen nur einen kleinen Teil alter litauischer Drucke in uns zugänglichen Ausgaben. Hier muß vor allem die litauische Regierung eingreifen. Mit Gerullis' Ausgabe des Mažvydas ist bereits ein vielversprechender Anfang gemacht worden. Aber weit nötiger ist endlich die vollständige Ausgabe von Daukšas Postille, auch die sogenannte Wolffenbütteler Postille wäre sehr erwünscht, ferner längere Abschnitte aus Bretkuns oder Cylinskis Bibelübersetzung, namentlich aus dem Alten Testament, um nur einiges zu nennen. Selbst die Drucke von Iwiński, Wołončewski, Dowkont u. a., die heute nur in schriftsprachlichen Ausgaben noch zu haben sind, würden in mundartlichen Neudrucken nicht ohne Nutzen sein. Eine sehr wichtige Rolle spielt ferner die Mundartenforschung. Die eigentliche Sammelarbeit kann nur der geborene Litauer leisten, der durch die sprachliche Schule Būgas gegangen ist. Wir in Deutschland können das gebotene Material, soweit es möglich ist, nachprüfen und verarbeiten. Auch hiermit hat die litauische Regierung durch die Herausgabe der Tauta ir Žodis, Bd. 1, Kaunas 1923, einen schönen Anfang gemacht. Ich persönlich hätte allerdings den Wunsch, daß die künftigen Sammler möglichst den ganzen Text durchakzentuierten.

Es ist recht schwierig, alle die Probleme, die heute in den baltischen Sprachen eine Rolle spielen, auf engem Raume zu behandeln. Es muß bei der Fülle des Stoffes dem subjektiven Empfinden des Verfassers erlaubt sein, eine Auswahl zu treffen. Erschwerend kommt hinzu, daß mir eine Reihe Arbeiten Būgas und Endzelins, die in Zeitschriften des Ostens erschienen sind, nur dem Namen nach bekannt sind. Auch französische Zeitschriften waren mir fast unzu-

[1] Inzwischen ist das 1. Heft des neuen Wörterbuches 'Lietuvių kalbos žodynas' sudarė K. Būga, Kaunas 1924, *a-ánčtraukas* erschienen. K. N.

gänglich. Eine knappe Darstellung über die Geschichte des Baltischen und seiner Stellung zum Slavischen gibt Brückner, Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft II, 3, S. 80—107, Straßburg 1917.

Schon die Frage nach der Stellung des Baltischen innerhalb des indogermanischen Sprachkreises ist immer noch nicht endgültig gelöst. Im Prinzip sind sich die Forscher eigentlich alle einig. Niemand wird die enge Verwandtschaft des Baltisch-Slavischen, namentlich auch in lexikalischer Hinsicht, leugnen wollen. Aber über die Gründe der Verwandtschaft ist man sich nicht einig, seitdem Meillet in seinem Buche, Les dialects indoeuropéens, Paris 1908, nur von alten Wechselbeziehungen zwischen beiden Völkern gesprochen hat. Dagegen ist z. B. Brückner, a. a. O. und K. Z. 46, 217 ff., für Urverwandtschaft eingetreten. Endzelin nimmt in seinem Buche Slavjanobaltijskije etjudy, Chafkov 1911, mehr eine vermittelnde Rolle ein. Sein Buch ist aber für baltische Probleme außerordentlich fruchtbringend. Wegen der übrigen Literatur zu der Frage verweise ich auf Endzelin, Lettische Grammatik, S. 8, Heidelberg 1923, und N. van Wijk, Die baltischen und slavischen Akzent- und Intonationssysteme, S. 1 f., Amsterdam 1923. Nach Trautmanns Darstellung des baltisch-slavischen Wortschatzes in seinem baltisch-slavischen Wörterbuch halte ich einen Zweifel an einer Urverwandtschaft kaum noch erlaubt, wenn es auch manches Abweichende zwischen beiden Sprachstämmen gibt. Freilich werden wir schwerlich bei unsern beschränkten Mitteln soweit kommen, etwa in der Flexion ein Urbaltisch-slavisch so zu rekonstruieren, wie wir es für das Urslavische oder Urgermanische zu tun pflegen.

Die Frage nach der Stellung der baltischen Sprachen zueinander ist im allgemeinen beantwortet. Schwierigkeiten machte nur die Zugehörigkeit der Sudauer-Jatvinger. Hier hat Gerullis, Festschrift für Bezzenberger 44 ff. die richtige Lösung getroffen, indem er ausgeführt hat, daß dieser Sprachstamm dem Preußischen sehr nahe stand. Būga, Kalba ir senovė 78 ff. hat Gerullis' Resultat mit neuem Material, das meistens Ortsnamen entnommen ist, nur bestätigt und bei Gerullis, Die altpreußischen Ortsnamen 257 ein weiteres Beispiel aus der Wortbildung beigebracht.

Wichtig ist meiner Ansicht nach auch die Stellung des Žemaitischen zum Lettischen, was bisher wenig beachtet ist. Lexikalisch geht wiederholt das Lettische mit dem Žemaitischen gegen das sonstige Litauische zusammen. Aber auch außerhalb des Lexikons lassen

sich eine Reihe Übereinstimmungen zwischen Lettisch und Žemaitisch nachweisen. Wenn daneben gelegentlich auch noch andere litauischen Mundarten dieselbe Erscheinung bieten, so spricht das nicht gegen den lettischen-žemaitischen Zusammenhang. Denn entweder sind es Altertümlichkeiten, die auch anderswo litauisch erhalten sein können, oder es handelt sich um Neubildungen, die bei ähnlichen Bedingungen überall auf litauischem Sprachgebiet unabhängig hervorgerufen werden konnten. Ich stelle im folgenden eine Reihe von Fällen zusammen, ohne dabei Vollständigkeit erzielen zu können, noch zu wollen.

1. Schwund von j nach Diphthongen oder langem Vokal vor Konsonant, Endzelin, Lettische Grammatik 150 lett. *vẽš* — žem. *vìẽs*.

2. Die Lautgruppe *-ans*, *-ens* und auslautendes *-an*, *-en* ist in einer Reihe žemaitischer Mundarten (Litauische Mundarten II, 459, 461) zu **uo*, **ie* geworden und dann weiter mit altem *uo* und *ie* zu *ou* bzw. *ei* gewandelt. Im Lettischen gilt derselbe Lautwandel für jedes tautosyllabische *an* und *en*. Endzelin a. a. O. 119 f.[1]

3. Lettisch ist dialektisch *ir* zu *ier* gedehnt worden. Endzelin, a. a. O. 103 f. aus dem Žemaitischen findet sich in Viduklė (Endzelin a. a. O. 104) der Lautwandel nur bei Stoßton, Lit. Mund. II, 462. Daß es aber anderswo wie im Lettischen auch bei Schleifton eintreten kann, zeigt das häufige *šiemtas* = *šimtas* aus Varniai bei Basanavičius, Lietuviškos pasakos yvairios II, 23.

4. Suffixales *e* vor Nasal ist žem. wegen seiner geschlossenen Aussprache oft durch *i* wiedergegeben, Lit. Mundarten II, 461. Vergleiche dazu die Weiterbildungen konsonantischer *en*-Stämme bei Endzelin a. a. O. 242 f., wie *akminc*, *zibinc* usw.

5. In der Suffixbildung steht das Žemaitische zum Lettischen im Gebrauch von *-elis* in deminutiver Bedeutung auch bei Ableitungen von mehr als zweisilbigen Wörtern, Lit. Mund. II, 477, z. B. *ondinẽlis*[2] = *vandenẽlis*, *muotinẽli* = *motinẽlė* und lett. *vanaģelis*, Endzelin a. a. O. 252.

6. Das Suffix *-uon-* zeigt eine weitere Verbreitung, z. B. Iwińskis Genawejte 19 5 *viršuone* — lett. *virsuone*. Endzelin a. a. O. 240.

7. In žem. Mundarten ist der Gebrauch eines Adjektivs auf *-inas* in partizipialer Bedeutung ganz gewöhnlich, z. B. *nẽšinas*. Vgl. dazu Endzelin a. a. O. 223. Die ebenda angeführte Erscheinung von der Art wie *kuĩtin kũla*, *celtin cẽla*, die dem lit. Infinitiv II entspricht,

[1] Mit dem Žemaitischen stimmen hier teilweise dzukische Mundarten überein, s. Jablonski, Lit. Gramm. 215: Merkinėje, Suvalkų gubernijos rytų pakraščiuose ir kitur taria: *ranka, langas, temsta, tvenksiu* ir *ūsa, šūsis, kysiu, skysta*.

[2] Daneben auch *ondinėlis* usw.

findet sich wieder im Žemaitischen, z. B. aus Telš *nuplėšė plėštinai žiedą*, Basanavičius a. a. O. II, 44 36.

8. Lettisch steht *nuo-* auch in der Verbalkomposition. Zur Erklärung siehe Endzelin, K. Z. 51, 14 f. In litauischen, žemaitischen Schriften, wie Iwińskis Genawejte oder bei Mažvydas oder Willent, die dem Žem. sehr nahe stehen, heißt es gleichfalls *nuo-*. Daß dies aus der Sprache des Lebens stammt, zeigen Märchen aus der Umgegend von Resiainiai bei Basanavičius a. a. O. 54—66, wo *nuo-* sich in zahlreichen Fällen findet. Auch *nu-* in žem. Verbalkomposita, wie *nūmečiáu*, kann nur auf *nuo-* zurückgehen.

9. Im Lettischen regieren Präpositionen im Plural den Instrumental, Endzelin a. a. O. 484. Für das Žemaitische verweise ich auf Lit. Mundarten I, 356 19 *prì gérnu kulês*.

10. Lit. Mund. I, 401 20 findet sich eine Präposition *pìrms sŏtráukyma*, die lett. *pirms*, Endzelin a. a. O. 527, entsprechen könnte. Būga sieht aber darin Satzsandhi für *piřm*.

11. In žem. Schriften findet sich oft der Nom. Sg. eines konsonantischen Namens durch *s* erweitert, so in *moters* = *mùõters*, z. B. Palangos Juze 7 13, 28 48 14 u. v. a. Aus dem Lettischen gehört hierher *akmens*, Endzelin a. a. O. 321, aus dem Altpreußischen *kērmens*. Endzelin a. a. O. nimmt zwar für das Lettische Schwund von *i* an. Da ich aber die im Prinzip gleichen Bildungen, die sich an drei verschiedenen Stellen des baltischen Sprachgebietes finden, nicht voneinander trennen mag und žemaitisches *mùõters* nicht aus **mùõteris* entstanden sein kann, so glaube ich auch, daß im Lettischen in *akmens* *i* nicht ausgefallen ist. Die obliquen Kasus schützten *akmens* vor dem Lautwandel zu **akmis*.

12. Vielleicht gehören die Endungen des Dativs Singularis der *i*-Stämme im Lett. und Žem. zusammen, s. Endzelin, a. a. O. 316 f. Doch ist diese schwierige Frage auch nach den Untersuchungen von Gerullis, Archiv für slav. Philologie 38, 55 ff. und Endzelin, Švietimo darbas 1922, Heft 3/6, S. 269 ff. noch nicht abgeschlossen. Vgl. auch Būga, Tauta ir Žodis I, 431 ff.

13. Die Substantiva der *u*-Stämme sind lettisch bereits in die Flexion der *o*-Stämme übergetreten. Dasselbe gilt auch für das Žemaitische.

14. Die adjektivischen *u*-Stämme sind lettisch zu *jŏ*-Stämmen geworden. Dieselbe Erscheinung gilt in weitem Umfange für das Žemaitische, s. Lit. Mund. II, 477. Das dort angeführte Material ließe sich leicht vermehren.

15. Für die pronominale Endung *-iems* findet sich žem. *-ims* (Lit. Mund. II, 477), das nur aus den *i*-Stämmen stammen kann. Auch das Lettische kennt in weitem Umfange *-im* für *-iem*. Endzelin a. a. O. 296.

16. Aus žemaitischen Drucken kenne ich für den N. Sg. m. der bestimmten Flexion vielfach Formen, wie *pastarajsis*, z. B. Wołončewski, Prade ir išsiplietimas 57 25 oder *jaunajsis* Palangos Juze 108 16 110 5, 22 111 31 u. v. a. Sollten diese Formen wirklich der gesprochenen Sprache angehören, so wären sie von lettischen Formen wie mazaîs, Endzelin, a. a, O., 347 fg., nicht zu trennen.

17. Die Endung der 1. Pluralis auf *-ma*, reflexivisch *-mos* gehört dem Žemaitischen an. Auch dem Lettischen ist sie nicht fremd. Endzelin a. a. O. 552.

18. Verba mit diphthongischem Stamm haben žemaitisch, zuweilen auch ostlitauisch Präsensbildungen mit *-n-* statt mit *-j-*. Ebenso sind *n*-Erweiterungen bei Verben auf *l* und *r* Diphthong (Lit. Mund. II, 480) nur žemaitisch. Vgl. noch Juškievič' Wörterbuch unter *įsvìlti — įsvitnù* 'anbrennen', *įsvìrti — įsvirnù* 'hängen', *įšìlti — įšitnù* 'sich wärmen', *išìrti — iširnù* 'sich auftrennen', *iškìlti — iškitnù* 'sich erheben', *išpùlti-išpuĩnù* 'fallen, krepieren' und 704 b *gìlti — gitnù* 'tiefer werden, anschwellen.' Demnach wird auch für einfaches *ìrti — irnù* 'sich trennen', wo bei Juškievič die Bezeichnung žemaitisch fehlt, nur žemaitischer Ursprung in Frage kommen. Für das Lettische vgl. Endzelin a. a. O. 577 ff., 604.

19. Zwischen Lettisch und Žemaitisch stimmt die Stammbildung wieder überein bei Verben, wie lett. *leju — liêt* 'gießen', *seju — sìet* 'binden' usw. Endzelin a. a. O. 565 f. und žem. *glejù — glỹti* 'bestreichen' Jušk. W. 446 b 541 b, *grejù — grič̃ti* (žem. *grýti*) 'den Rahm von der Milch abschöpfen', Jušk. W. 469 a 580 a, *ìšskleju — išsklỹti* 'sich zerstreuen' Jušk. W. 642 a, *îleju — ilieti* (žem. *lýti*) 'hineingießen' Jušk. W. 521 b. Dieselbe altertümliche Verbalbildung teilt mit dem Lettischen und Žemaitischen teilweise auch das Ostlitauische.

20. Für einen Teil des Žemaitischen und Lettischen gleichfalls bezeichnend sind die Futurformen auf *-sam*, *-sat*, Endzelin a. a. O. 657; Verfasser, Lit. Mund. II, 481. Wieweit diese Formen in einem ostlitauischen Druck, wie Šventdienis darbas, Wilna 1862, wo sie sehr zahlreich sind, auf der Volkssprache beruhen, vermag ich nicht zu sagen.

21. Die Umschreibung der 3. Person Imperativi durch *lai* mit dem Präsens ist wieder eine Besonderheit des Lettischen und Žemai-

tischen. Endzelin a. a. O. 690. Es erübrigt sich daher nach den sonstigen Übereinstimmungen zwischen Lett. und Žem. *lai* als Kuronismus anzusehen. Vgl. auch Būga, Kalba ir senovė 48.

22. Lett. Imperativformen wie *duod*, Endzelin a. a. O. 686, finden sich auch noch in žem. Drucken, z. B. Wołončewskis Živatas Jezaus Kristaus 234 $_{22, 23}$. Weder das Lettische noch das Žemaitische kennt das sogenannte Imperfektum auf *-davaũ*, Lit. Mund. II, 481. Für periphrastische Futurformen, wie lett. *bûs slaucît*, Endzelin a. a O. 665, oder žem. *lòūbs atsistùōs*, Lit. Mund. I 395 $_{26}$ scheint in Mažvydas 637 *nebus pakrutins* eine Art Vermittlungsform vorzuliegen.

Hiermit sind die Zusammenhänge zwischen Lettisch und Žemaitisch nicht erschöpft. Ich habe den Akzent absichtlich ganz beiseite gelassen. Natürlich kann man mir entgegnen, die Zusammenhänge wären nur scheinbar und beruhten auf jahrhundertelanger Nachbarschaft. Diesem Einwurf möchte ich aber entgegenhalten, daß lettisches Sprachgebiet auch außerhalb des Žemaitischen mit litauischem Sprachgebiet in Berührung steht; ich denke z. B. an die nördlichen Teile der Mundarten R. 2 und R. 3. Hier wird man aber nach einer Fülle solcher Übereinstimmungen vergeblich suchen.

Sehr notwendig wäre heute eine Untersuchung der slavischen Fremdwörter im Litauischen. Brückners Arbeit war für ihre Zeit ein sehr verdienstvolles Werk. Aber seitdem ist das Material ganz ungeheuerlich gewachsen. Auch für das Weißrussische stehen heute weit bessere Hilfsmittel zur Verfügung. Kurze Hinweise, die aber auch zugleich die große Schwierigkeit des Problems zeigen, hat Brückner bereits selbst gegeben, K. Z. 46, 223 ffg. Wichtig wäre dabei auch, soweit das durchführbar ist, eine chronologische Sichtung. Dazu käme noch ein zweiter Gesichtspunkt. In alten Drucken spielen oft Slavismen eine ungeheure Rolle. Da es sich oft um Übersetzungen aus dem Slavischen handelt, so kann man leicht ersehen, daß vielfach der Übersetzer den slavischen Ausdruck herübergenommen hat, weil ihm für den Augenblick kein litauischer zur Verfügung stand. Dabei muß nun geachtet werden, was nur Augenblicksbildungen sind und was wirklich im Volke lebendig ist. Bei der Mehrsprachigkeit der Litauer wird sich das nicht immer leicht scheiden lassen. Kleine Einzeluntersuchungen hat in letzter Zeit vor allem Būga geleistet. Ich verweise z. B. auf die hübsche Studie über *grabas* und *karstas* kalba ir senovė 168 ff. Auch die altgermanischen Lehnwörter im Litauischen haben in der letzten Zeit wieder Besprechungen erfahren, so von Būga a. a. O. 60 ff. oder 113 f. Nicht unerwähnt lassen

will ich auch Vasmers kleinen Aufsatz Švietimo darbas 1922, H. 3/6, 272 f., wo gezeigt wird, daß lit. *ýlos* 'Ahle' Entlehnung aus einem got. **ēlā* sein muß. Denn nur so erklärt sich der sonst ganz unverständliche Vokalismus in dem baltischen und germanischen Wort.

In der Lautlehre sind die Probleme noch überaus zahlreich. Sie werden erschwert durch die ungenauen lexikalischen Hilfsmittel. Ob der Vokal eines Wortes *ė* oder *ie*, *o* oder *uo* lautet, kann man aus den üblichen Wörterbüchern leider nicht immer ersehen. Dadurch ist viel unsicheres Material in die Sprachwissenschaft gebracht worden. Erfreulich sind daher gelegentliche Hinweise und Berichtigungen Būgas, so Kalba ir senovė 166 und sonst. Nur im Vorübergehen verweise ich auf die Frage über das Verhältnis von slav. *o* zu balt. *a*. Ich schließe mich hier Forschern wie Kretschmer, Archiv f. slav. Phil. 27, 228 ff., Endzelin, Slav.-balt. Stud. 106 ff. oder Trautmann, Balt.-slav. Wörterbuch an und muß die Lehre von Vasmer, KZ. 41, 157 f. ablehnen.

Wichtiger sind die Fragen, die das Baltische unmittelbar angehen. Noch immer sind die Ansichten über die Herkunft von lit. *uo*, lett. *o* geteilt. Eins steht aber nach dem neuen reichen Material, das Būga, Lietuvos mokykla IV, 417 ff., zusammengestellt hat, zweifellos fest: *uo* gehört auch der *ū*-Reihe an. Wo in der *e*-Reihe *ō* statt *uo* erscheint, wird man wohl am ehesten mit Joh. Schmidt Angleich an *a* = idg. *a* und *o* annehmen müssen. Žem. *svadinù* (Lit. Mund. II, 464) < **suodinù* neben sonstigem *sodinù* spricht in seiner Isoliertheit dafür. Aber der Auslaut des Gen. Sg. der *o*-Stämme macht weitere Schwierigkeiten. Endzelin, Slav.-balt. Stud. 132 ff., der die Ansichten ausführlich bespricht, entscheidet sich nicht recht, steht aber wohl doch einem Genitiv-Ablativ auf *-ād* nicht abgeneigt gegenüber. Ich halte es mit Wiedemann, Lit. Praeterium 46 f. und glaube, daß durch Konsonanten geschütztes auslautendes *ō* nicht zu *-uo* wurde, sondern sich erhielt, s. auch Lit. Mund. II, 146. Einen weiteren Fall habe ich a. a. O. 200 ff., zur Sprache gebracht. Die 1. Sg. Optativi auf *-o* kann nur auf *-on* zurückgeführt werden, wo sich durch die stete Endbetonung die Länge von *o* vor *n* erhalten hat. Schließlich mag noch ein indirektes Beispiel beigebracht werden. In einem Aufsatze, der wahrscheinlich I. F. 42 gedruckt wird, habe ich nachzuweisen gesucht; daß bei den *ŏ*-Stämmen der Dat. Sg., N. Pl. und Acc. Pl. im Lit.-Lett. ersetzt wurde, weil sonst Zusammenfall mit den *ā*-Stämmen eintreten mußte. Ist meine Annahme richtig, so setzt sie voraus, daß idg. *-ōs* (N. Pl. der *ŏ*-Stämme), wie idg. *-ās* (N. Pl.

der *ā*-Stämme) zu lit.-lett. *-ōs* werden mußte. Das einzige Gegenbeispiel lit. *mẽnuo* aus **mẽnōt* fällt insofern nicht schwer in die Wagschale, als es sehr begreiflich ist, wenn ein isoliertes **mẽnō* im N. Sg. Anschluß bei den ähnlich lautenden *n*-Stämmen suchte.

Auch über lit.-lett. *ie* ist viel verhandelt worden. Nach den Ausführungen von Wiedemann, Lit. Praeteritum 14 ff., der *ie* aus *oi* nur in Endsilben anerkennen wollte, hat dann vor allem Endzelin, Izv. XII, 1, 40 ff., den Beweis anzutreten versucht, daß *ie* nur aus *ei* entstanden sein kann. Seine zunächst etwas verblüffende statistische Feststellung ist aber von Nieminen, a. a. O., widerlegt worden. Dieser kommt dann, 77 ff., im Verlauf seiner Untersuchung zu dem Schluß, daß in *ie* sowohl altes *ai* wie *ei* vorliegt. Er glaubt den Unterschied zwischen *ai*, *ei* einerseits und *ie* anderseits durch die Betonung erklären zu können, indem er *ie* der betonten, *ai*, *ei* der unbetonten Silbe zuschreibt. Für einige widersprechende Fälle hat er selbst im höchsten Maße Analogiebildungen wahrscheinlich gemacht. Freilich Ausnahmen bleiben immer noch bestehen. Wie ich allerdings aus Būgas kurzen Bemerkungen Tauta ir Žodis I, 428 ersehe, ist er nicht von dem Wandel *ai* zu *ie* überzeugt. Es ist bedauerlich, daß er wegen des lit. Wörterbuches seine Abhandlung darüber vorläufig aufschieben muß. Denn Būgas Aufsätze enthalten immer eine solche Fülle von neuem Material, daß man sie gern liest, selbst wenn man ganz anderer Ansicht ist.

Für den engeren Zusammenhang der baltisch-slavischen Grundsprache ist neuerdings geltend gemacht worden die Vertretung der sogenannten Sonanten *r̥*, *l̥*, *m̥*, *n̥* durch gelegentliches *ur*, *ul*, *um*, *un* neben sonstigem *ir*, *il*, *im*, *in*. Mikkola, IF. 16, 99, hat zuerst die Ansicht ausgesprochen, daß in *ur* usw. Schwächungen eines idg. *or* vorlägen, während *ir* usw. das Schwächungsprodukt von *er* sei. Ausführlich darüber hat Endzelin, Slav.-balt. Stud. 3 ff. gehandelt und sich Mikkola angeschlossen. Auch Trautmann, Švietimo darbas 1922, Heft 3/6, 271 f. hat sich dafür ausgesprochen und in seinem Wörterbuch diese Ansicht praktisch durchgeführt. Vorläufig muß ich die Zurückführung von *ur* auf *or* als eine Hypothese ansehen. Denn ich sehe nicht, wie man es überhaupt beweisen kann. Endzelin führt allerdings eine Reihe von Beispielen an, wo neben der *u*-Schwundstufe *o*-Hochstufe steht. Es lassen sich aber auch leicht Gegenbeispiele vorbringen. Ich mache nur auf eine Gruppe von Verben aufmerksam, die lit. *e*-Stufe haben, wie *mérdėti*, *sverdėti*, *skėldėti*, *erzdėti*, aber in gleicher Bedeutung auch *urzdėti*. Dagegen muß ich Endzelins

Ansicht ablehnen, wenn er meint, die Schwächung zu *ur*, *ul* hätte nichts zu tun mit ähnlichen Erscheinungen anderer Sprachen. Gewiß hat er recht, wenn er zeigt, daß *u* in den verwandten Sprachen oft auf *ŗe* zurückgeht[1]. Aber damit ist das Material lange nicht erschöpft. Endzelin hat das Arische ganz aus dem Spiel gelassen. Ebenso gibt es im Griechischen Tiefstufen auf ορ, ολ nicht nur für die äolischen Mundarten, sondern auch gemeingriechisch, wie πόλις — ai. *pūr*, πολύς — ai. *purú*, oder starke Aoriste, wie ἔμολον u. a.[2] Viele Übereinstimmungen mit dem Baltischen wird man dabei nicht finden *pìlis* — πόλις — *pūr* oder kypr. κόρζα — *širdìs* widersprechen sogar. Aber diese Diskrepanz darf nicht stören. Denn sie besteht auch zwischen baltisch und slavisch und in gleichem Grade zwischen den einzelnen baltischen Sprachen selbst, worauf Endzelin bereits a. a. O. hingewiesen hat. Ich sehe daher in der häufigen Übereinstimmung von *u*-haltiger Tiefstufe zwischen baltisch-slavisch keine Neuerung auf baltisch-slavischem Boden, sondern halte diese Erscheinung für indogermanisch. Aber gerade dadurch, daß sich slav.-balt. häufiger als sonstwo in den gleichen Wörtern *u*-Stufe findet, ergibt sich wieder der engere Zusammenhang beider Sprachgruppen. Ich führe zum Schluß noch einige lit. Beispiele an, wo *i*- und *u*-haltige Tiefstufe nebeneinanderliegen: *grìkšterėti — grùkšterėti* ‘knacken, knacksen’, *grìžula* und *grùžula rataĩ* ‘großer Bär’ Jušk. W. 472[b], *įsibingėti — įsibungėti* ‘sich einwurzeln’, *birbti — burbti* ‘brummen’ *žiėžirbà — žiėžurbà*, Būga, Aist. Stud. 174, *girgždėti — girgždúoti — gurgždėti* ‘knarren’, daneben steht ferner *gvargždėti — gergždėti — gveřgšti*. Weiteres Material findet man bei Būga, a. a. O. 110 ff.

Es ist vor allem das Verdienst Bezzenbergers, Būgas und Endlins, IF. 33, 120 wieder darauf hingewiesen zu haben, daß der lit. Diphthong *ui* nicht bloß in Wörtern slavischer Herkunft erscheint, sondern sich auch in echt litauischen Wörtern findet. Endzelin a. a. O. hat dann eine Erklärung einer Reihe Wörter versucht und *ui* auf *ōi* zurückgeführt. Nieminen a. a. O. 94 hat weiter behauptet, ohne dafür einen Beweis erbracht zu haben, daß *ōi* in hochbetonter Silbe zu *-ui*, unbetont zu *-ai* wurde. Ich habe bei der Besprechung

---

[1] Aus dem Balt.-Slav. gehört z. B. hierher preuß. *gurcle*, lit. *gurklỹs*, lett. *gurklis*, slav. *grъlo* neben lit. *gerklė̃*. Denn sie sind von lit. *gveřgšti*, *gvargždėti* ‘rōcheln’ schwerlich zu trennen.

[2] Es handelt sich in diesem Falle richtig genommen um die antevokalische Tiefstufe zweisilbiger Wurzeln. Ihr Ablaut ist aber balto-slavisch gleich den einsilbigen Wurzeln.

der Nieminenschen Arbeit, J. A. 42, darauf hingewiesen, daß sich die Zurückführung auf *-ōi*, die fast selbstverständlich zu sein scheint, schwerlich erweisen läßt. Denn alle die Wurzeln mit *ui*, deren Herkunft einigermaßen klar ist, weisen auf Kurzdiphthonge, und ich habe vermutet, daß es sich um eine rein baltische Entwicklung handelt. Der Beweis dafür muß aber noch erbracht werden.

Ein wichtiges Kapitel des baltischen Vokalismus bilden die sogenannten Ablautstörungen. Da der Ablaut baltisch noch sehr lebendig ist, so sind zahlreiche Neubildungen hervorgerufen worden. Hier ist es die Aufgabe der Zukunft, bei einer Darstellung des Ablauts Altes von Neuem scharf zu sondern. Aus der Fülle des Materials hebe ich nur ein paar Fälle heraus. Das Wort für 'Mut' θέρσος, θρασύς hat sonst nirgendwo idg. einen Nasal. Trotzdem heißt es litauisch nicht nur *drįstù*, *dręsù*, sondern auch *drąsùs*, *drąsinu*. Er kann nur aus dem Präsens *dręsù* oder auch *drįstù* stammen. Da *in* auf idg. *n̥* zurückgeht, *i* aber auch Tiefstufe zu *ai* sein kann, so hat man zu *pìnti* 'flechten' ein *páinė* 'Verwicklung' neu gebildet. Auch das Nebeneinander von *įgaimìnti* und *įgamìnti* zu *giminẽ* erklärt sich so. Von der Wurzel in *tvérti* liegt die regelrechte Schwundstufe in *turėti* vor. Daneben liegt wieder als Neubildung *tvir-* in *tvìrtas* 'fest' (vgl. auch altbulg. *tvrъdъ*). Auf Ablautstörungen zwischen *ū-* und *e*-Reihe — hier spielt *uo* die Vermittlung — habe ich bei anderer Gelegenheit aufmerksam gemacht.

Auch im Konsonantismus ist noch vieles unaufgeklärt. Ich denke z. B. an den Wechsel zwischen Media und Tenuis, der sich häufig in der Umgebung von Liquiden und Nasalen findet. Betrachtet man Schreibungen wie *kadras* für *katràs*, *grįžkelis* für *krįžkelis*, *žmõtas* für *šmõtas*, so liegt es nahe an eine Assimilation zu denken, da andere Sprachen Ähnliches aufweisen. Aus dem Wörterbuch von Juškievič ließe sich dafür noch zahlreiches Material anführen, z. B. *kłusnùs* — *głusnùs* 'wer feines Gehör hat', *któras* — *gtóras* 'enthüllt', *gaîstras* — *gaĩzdras* (wohl aus *gaĩsras*) 'Röte am Himmel' u. v. a. Wenn man aber auch *glõtnas* neben *glõdnas* findet zu altbulg. *gladъkъ*, so versagt die Erklärung durchaus. Vielleicht handelt es sich um Assimilation der Artikulationsstelle des Anlauts an den Inlaut und umgekehrt, namentlich bei Onomatopoetika, z. B. *grìgti* — *krìkti*, *krìgti* — *grìkti* 'auseinanderwerfen' oder *gargulỹs* — *karkulỹs* 'heiseres Röcheln'. Bisher fehlen über diese Frage noch alle Vorarbeiten. Außer gelegentlichen Bemerkungen, wie von Endzelin, BB. 27, 190, Zupitza, K.Z. 37, 387 ff., Brückner, K.Z. 45, 40 f., 46, 234 kenne ich keine Literatur darüber.

Wir brauchen außer besseren lexikalischen Hilfsmitteln auch mundartlich getreue Aufzeichnungen. Denn die Schriftsprache sucht solche sogenannten Abweichungen gern zu meiden.

Der Wechsel zwischen labiovelarer und palataler Reihe ist baltisch-slavisch viel häufiger, als es die Grammatiken gemeiniglich angeben, vgl. Brückner, K.Z. 46, 232, Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft II, 3, 95 f. Būga führt kalba ir senovė 197 dazu eine Reihe neuer Beispiele an: *kleĩvas — šleĩvas* 'schiefbeinig', lett. *bauga — bauzis* (lit. *baũžas*) 'ein Stier ohne Hörner', *sliaũgti — sliaũžti* 'kriechen', *lugnas* 'biegsam' — *láužti* 'brechen', *gùnglė* — apr. *gunsix* 'Beule', lett. *kluburs* — lit. *šlùbas* 'lahm', *sukrekėjo — sukrešėjo* 'gerinnen', lett. *milgs — milzis*, lit. *milžinas* 'Riese', *kuñpis — šuñpis* 'Schinken', *kvañkšti — švañkšti* 'keuchen'. Dagegen kommt mir die Gleichung *káukė* 'Maske' — *káušas* 'Löffel' sehr bedenklich vor. Ich verweise ferner auf Lit. Mund. II, 317 und Anm. und 464 Anm., außerdem auf *giẽdras* 'heiter, klar' — *žìdras* 'himmelblau', Leskien, Nom. 442, *žiedrę dangų* J. G. 97_6, auf *erglus — eržus* Tauta ir Žodis I, 346. Von *žolė* 'Kraut' ist das durch den Purismus heute für *kvietkà* ganz geläufige *gėlė* nicht zu trennen. Schließlich führe ich noch aus Juškevič' Wört. an: *išsipuĩkinti — išsipuĩšinti* 'sich ausputzen', *grubùs — žiubrùs* wohl aus **žriubrus* 'starr', *įstrigas — įstrižas* 'schief'. Auch hier bedarf es noch einer systematischen Sammlung des Materials.

Gelegentlich steht vor palatalem Laut *č* neben *k*, z. B. *įčérpėti*[1] *— įkérpėti* 'an einem Ausschlag im Munde leiden', *įsibrãčyti — įsibrãklinti* 'sich mit Mühe hineinschleichen', *čiumpis — kuñpis — šuñpis* 'Schinken', *čiurkšlỹs — kiurklỹs* 'Ströme', *kčža — čeža* (Lit. Mund. II, 505) Jušk. 269[b] *čežėti* 'wimmeln', *čiulkinỹs — kiulkinỹs* 'ein großer Kloß', *čiuksóti — kiuksóti* 'mit bedecktem Haupte dastehen'. Damit wird aber das Material lange nicht erschöpft sein. Man könnte zwar denken, es handle sich nur um einen dialektischen Übergang, um so mehr, als *kiulkinỹs* doch nur als Ableitung zu *kiulkà* 'Kugel' gedacht werden kann, das seinerseits über das Slavische aus dem Deutschen stammt. Von den Anlauten mit *č* gehört aber *čẽža* dem Zentrum des Ostlitauischen an, und hier ist an einen Übergang von *ǩ* > *č* schwerlich zu denken. Būga, kalba ir senovė 252 f. erklärt den Gegensatz von *čiáudėti* 'niesen' und *skiaudėti* (s. auch Endzelin, Slav.-balt. Stud. 43) damit, daß er in *čiáudėti* anlautendes *sk̂į* sieht, während er in dem angeblichen *skiaudėti* velares oder labiovelares *k* erkennen will. Das

[1] Jušk. W. 516a steht zweimal auch *įcérpėti*.

wird sich schon aus Mangel an geeigneten Gleichungen schwerlich beweisen lassen. Den Schluß, den man hieraus für *čežėti* aus **skežėti* und *kežėti* ohne *s*-Anlaut und mit velarem *k*-Laut etwa entnehmen könnte, halte ich für ganz fraglich.

Überhaupt steht die ganze Frage über den Wandel von *sḱi* in engstem Zusammenhange mit der Frage, was aus *sḱ* litauisch-lettisch geworden ist. Būga, a. a. O. 249 ff., hat ihr im Vorübergehen einige Seiten gewidmet, und seine Ausführungen haben manches Beachtenswerte, wie den Nachweis, daß *šks* über *šḱš* zu *kš* werden mußte, was an slav. Parallelen erinnert, z. B. *takšóti* zu *taškaũ, teškiù, barkšóti* zu *bárška* u. a. Vielfach kann ich ihm aber nicht beipflichten. So glaubt er in *laĩškas* 'Brief', *ieškóti* 'suchen' das Resultat von *sḱ* wiederzusehen und nimmt in Worten wie *tviskėti, viskėti* u. a. (S. 251) velares *k* an, während Endzelin, Slav.-balt. Studien 57 *sḱ* zu *š* werden läßt. Die Beantwortung der Frage ist viel verwickelter, als sie auf den ersten Blick zu sein scheint. Es wirken dabei eine Fülle anderer Probleme aus dem Gebiete der Lautlehre und verbaler Stammbildungslehre mit, so daß hier ein Versuch zu ihrer Lösung nicht gemacht werden kann. Erschwert wird wie überall die Untersuchung durch das noch immer schwer zugängliche Material und durch den Mangel an geeigneten Wortgleichungen in den verwandten Sprachen. Im allgemeinen stehe ich auf Seiten Endzelins. Denn den Wert von *aũšti* hat Būga, a. a. O. 250, vergeblich zu bestreiten gesucht, und das von Endzelin, a. a. O. 53, 57, behandelte und genau so gebildete *trišėti*[1] hat er unberücksichtigt gelassen.

Eng verquickt mit diesem Problem ist wieder der Wandel von *s* zu *š* im Baltischen nach *i, u, r, k*. Nach den Ausführungen von Zubatý, Archiv f. slav. Phil. XVI, 404, Anm. 1 und Pedersen, IF. 5, 33 hat die Frage ausführlich behandelt Endzelin, Slav.-balt. Studien 29—60. Er kommt dabei teilweise im Gegensatz zu Zubatý und Pedersen zu dem Schluß, daß baltisch nach *r* und *k s* zu *š* wurde, nach *i* und *u* aber nur dann, wenn dem *s* noch ein *k* folgte, z. B. in dem häufigen Adjektivsuffix *-iškas*. Trotz der Fülle des Materials, das Endzelin beigebracht und der Umsicht, mit der er alle Fragen, die irgendwie mit diesem Problem in Berührung stehen, verfolgt hat, glaube ich nicht, daß er darüber das letzte Wort gesprochen hat. Im Grunde muß auch Endzelin mit zahllosen Analogiebildungen

[1] Lommels und Trautmanns Hinweis K. Z. 46, 127 und 240 erübrigte sich, da die arischen Parallelen aus Brugmanns Grundriß Endzelin, a. a. O. 57, selbst verzeichnet hatte.

rechnen, die schwerlich immer den Beifall des Lesers finden. Es scheint so, als ob mehrfach die lit. Mundarten selbst schwanken. Da wäre es sehr erwünscht, daß einmal von lit. Gelehrten der Tatbestand in den einzelnen Mundarten genau dargestellt würde. Von den Bildungen auf *-sk- (-šk-)* sind ferner nicht zu trennen die Verba auf *-zg-*, die so häufig neben denen auf *-sk-* liegen, wie *blizgėti* — *blyškėti* oder *tūzgenù* — *dunskenu* u. v. a. Eine eingehendere Untersuchung darüber kenne ich nicht. Was bisher gelegentlich darüber bemerkt ist, ist völlig unzureichend. Das Problem reicht nach meiner Meinung weit über das Baltische hinaus.

Auch in der nominalen Stammbildungslehre findet sich häufig die Konsonantenverbindung *zg*. In einer Reihe von Wörtern besteht sie sicher aus stammauslautendem *s (z)* und einem *g*-Suffix, wie in *bruzgùs* 'schnell' zu abulg. *brьzo* oder *drùzgas* 'Scherbe' zu lat. *frūstum*. Betrachtet man aber die andern idg. Sprachen, so ist die Möglichkeit einer solchen Suffixbildung sehr gering. Um so mehr überraschen die zahlreichen *zg*-Suffixe im Baltischen. Das legt die Frage nahe, daß baltisches *zg* auch anderer Herkunft sein kann. Ich habe es I.F. 42 teilweise auf *dg* und dementsprechend *sk* auf *tk* zurückgeführt. Zu den dort angeführten Beispielen kommt noch hinzu žem. *pirskaulis* $<$ **pirdkaulis* = *subinkaulis*, 'Steißbein' Tauta ir Žodis I, 352, 361, 364.

Eine genauere Untersuchung erfordert weiter der Nasalvokal, wie er sich in altlitauischen Drucken und žemaitischen Texten noch findet. Ich habe in dem eben erwähnten Aufsatz die mir bekannten Fälle zusammengestellt und sie kurz besprochen. Dabei bin ich zu dem Resultat gekommen, daß Leskien in Einzelheiten Bezzenberger gegenüber mehrfach im Unrecht ist. Hier brauchen wir neues Material aus dem Žemaitischen und eine philologisch-kritische Ausnutzung der altlit. Drucke.

Die lit. Stammbildungslehre schöpft fast bis heute aus den reichen Sammlungen Leskiens, dem dialektisches Material nur ungenügend zur Verfügung stand. Wie wenig uns hier aber noch bekannt ist, zeigt der schon erwähnte Aufsatz Būgas über das Suffix *-ūnas* und den Ursprung von *uo*, wo zahlreiche Bildungen auf *ūnas*, *uonis*, *ūnis* u. a. aufgezählt sind. Auch in seinen zahlreichen Wortbesprechungen in kalba ir senovė und sonst hat Būga vielfach neuen Stoff zur Stammbildungslehre beigesteuert. Hier liegt die Arbeit ganz in den Händen der Litauer.

Trotz der Reihe von litauischen Elementarbüchern, die in erster Linie freilich den Zweck verfolgen, in die Sprache einzuführen, fehlt

noch jede systematische Vorarbeit zu einer deskriptiven historischen Formenlehre. Wir erfahren nicht, daß es noch alit. fem. *ū*-Stämme (Endzelin, KZ. 44, 50) oder mask. *i*-Stämme gegeben hat, vgl. *vilnis* B.G. 339, Daukšas Postille 96_{31}, *ketvirtam kelti* (Dat.) oder Mažvydas 565 *pekla karštu ugnimi*, 566 *diel gilaus peklas ugnis* oder daß der Akk. Plur. der *i*-Stämme auf *-is* auch noch bei Maskulinen ganz gebräuchlich ist, z. B. D.P. 79_{32} *ligonis*. Hier ist eine systematische Aufarbeitung der altlitauischen Texte dringend erforderlich. Dabei darf über den Absonderlichkeiten die Darstellung des Regelmäßigen nicht vergessen werden.

Nicht viel besser steht es mit Einzelproblemen aus der Nominalflexion. Vielfach kleine Beiträge mit reicher Beispielsammlung bietet Endzelin in seinen slavisch-baltischen Studien. Ein ausführliches Buch besitzen wir jetzt über den N. Pl. auf *-ai* von dem Finnen Nieminen. Was nur irgendwie hiermit im Zusammenhang steht, wird ausführlich besprochen. Für Laut- und Formenlehre ist die Arbeit daher auch gleich ertragreich, zumal Nieminen stets zahlreiche Beispiele zur Hand sind. Auch die auf ursprünglichen *i*-Diphthong auslautenden Formen findet man S. 103 ff. übersichtlich zusammengestellt. Trotzdem kann ich dem Grundgedanken des Buches: *-ai* gehe auf idg. *-oi* zurück, nicht zustimmen. Ich halte auch durch Nieminen Joh. Schmidts Hypothese über die Herkunft von *-ai* für nicht erschüttert. In einer Besprechung der Arbeit I.A. 42 habe ich meine Gründe dafür angegeben.

Die engen Beziehungen zwischen *u-* und *ū-* und *ŏ*-Stämmen und die Beeinflussung des Nom. durch den Akkusativ habe ich in einem schon oben erwähnten Aufsatz, der I. F. 42 erscheinen wird, verfolgt. In einem großzügig angelegten Buch, Die indogermanischen *iā-* und *io*-Stämme im Baltischen, Leipzig 1914, ist Sommer dem Schicksal dieser Flexionen nachgegangen. Trotz mancher richtigen Einzelbeobachtungen muß ich das Buch vielfach für verfehlt halten. Ähnlich urteilt Endzelin, K. Z. 50, 34, dessen Besprechung im Russkij filologičeskij věstnikъ Bd. 76 mir leider nicht zugänglich ist. Sommer glaubt an keine *ē*-Stämme. Zwar auf lett. *škaute*, lit. *skiáutė*, lat. *cautēs* will ich nicht allzuviel Gewicht legen, vgl. Jacobsohn, K. Z. 46, 58 f. und Sommer, Kritische Erläuterungen 194. Die Gleichung *lãpė* — lat. *volpēs* kann aber auch Sommer nicht hinwegräumen. Dazu kommt *švãkė* — alat. *facēs* (Trautmann, Balt.-slav. Wörterbuch 374). Allerdings wird die baltische *ē*-Flexion ihr Gebiet sehr erweitert und vor allem auch *ijā*-Stämme aufgenommen haben.

Darin wird Sommer entschieden recht haben. Das Material aber, auf Grund dessen es bestimmte Regeln festzustellen sucht, muß ich für das Litauische — und das macht den Hauptteil des Buches aus — für verfehlt halten. Da fast überall litauisch auslautendes *'a* zu *e* geworden ist, so war auch der Zusammenfall des N. Sg. bei *jā-* und *ē*-Stämmen zu *-e* namentlich bei Nichtendbetonung ohne weiteres gegeben. Wo im Gen. Sg. usw. unbetontes *-os* seine Länge erhalten hat, ist die Analogiewirkung von *jā-* zu *ē*-Stämmen am schwächsten gewesen. Aber gewirkt hat sie gelegentlich auch dort. Im Žemaitischen sind die *jā*-Stämme den *ē*-Stämmen am ehesten erlegen. Soweit mir bekannt ist, hat nur ein Teil des Ostlitauischen *-'a* nicht zu *-e* gewandelt und daher auch *ē-* und *jā*-Stämme scharf geschieden. Von hier dürfen wir uns allein Belehrung holen. Kurschat, auf dessen nichtlexikalische Schriften Sommer sich gern stützt, ist in diesen Dingen ein ganz unsicherer Gewährsmann. Jedenfalls haben Sommers Konstruktionen, namentlich S. 86 ff., an der wirklichen Sprache keinen Anhalt, von *didė* allein abgesehen. Am Material aus Šyrvid, der uns den reichhaltigsten ostlit. Text bietet, läßt sich das ganz deutlich zeigen. Paradigmata wie *kalčià* und *kaltẽ*, wie sie Sommer zahlreich anführt, gibt es nicht. Es heißt dort Dict. 69[a] *kaŧten* (Dir.) Akk. Pl. Dict. 323[b], Punktai 99_{16} 103_7 *kaŧtes*, ebenso im ostlit. Text Kat. Led. 48_3 49_6 *kaŧtés*, N. Sg. Dict. 287[a] *kaŧte*, Gen. Sg. 213[a] *kaŧtes*, oder von *aviẽtė* Dict. 141[a] N. Pl. und G. Sg. *avietes*. Das einzige Wort von den zahllosen Beispielen, wo sich überhaupt Wechsel zwischen *ē-* und *jā*-Stamm findet, ist Dict. 32[b] G. Sg. *nindrios* gegenüber Punktai 23_4 *nindre* (N. Sg.), 18_{25} *nindres* (G. Sg.), 25_{16}, 27_{10} *nindry* (I. Sg.), An. Šil. 97 *mindres* (N. Pl.). *nindrios* steht im Wörterbuch, und da ist — ich kenne nur die 5. Auflage von 1713 — die Mundart zuweilen gestört. Ich verweise auf den gelegentlichen Wandel von *'a* zu *-e*, wie 283[a] *bumene*, 197[a] *bumenia*, 50[a] *wyštakoie*, 135[b] *ližie* (N. Sg.) gegenüber R. 5 *ližià*, 340[a] *skrinie*, aber 54[a] 105[a] Punktai 22_5 *skrinia*, Punktai 150_{35} *skrinios* (G. Sg.), 151_1 *skrinion* (Dir.), 150_{11} *skrinias* (Akk. Plur.); Dict. 197[a] *čie* gegenüber etwa zwanzigmaligem *čia*, vielleicht auch 141[a] *mažie* neben *mažia*, *mažybe* 'paucitas'. Ganz ohne Beweis ist ferner ein Beispiel nach Art von *bažničiey* gegenüber mehr als hundert Formen nach dem *jā*-Stamm. Da *o* bei Šyvrid vielfach zu *ā* wird, so ist hier im Dat. Sg. *-āi* unter dem Doppeldruck von zwei palatalen Lauten zu *ei* geworden. Schwanken zwischen *ē-* und *jā*-Stämmen herrscht lediglich bei *didė*. Schon das zeigt, daß die Fälle, die bei

Sommer zusammenstehen, auseinanderzuhalten sind. Die Formen sind N. Sg. *didė*, G. Sg. 73_{18} *dides*, sonst zehnmal *didžios*, Akk. Sg. neunmal *didy*, vierzehnmal *didžiu*, Direktiv 97_3 *diden*, Instr. Sg. viermal *didžiu*, N. Pl. 155^b *didžios* 97_{24} *dides*, Akk. Pl. 112_2 *dides*, 13_4 35_9 129_{22} *didžias*, Instr. Pl. 13_9 *didžiomis*, Lok. Pl. 113_9 *didžiose*. Ich kann mir das Schwanken nur so erklären, daß das ganz vereinzelte *didis*, neben dem ja das Substantivum *dydis* steht, rein formell ein Femininum *didė* erforderte, genau wie die movierten Substantiva, wie *sẽnis* — *sẽnė*. Dann hat Daukša wie ebenso oft etwas Uraltes erhalten. Sommer a. a. O. 292 f. sieht gerade bei ihm eine Neubildung. In der *jā*-Flexion von *didis* liegt die übliche Art der Movierung zweisilbiger Adjektiva vor.

Was alles unter die sogenannten *ē*-Stämme geraten ist, läßt sich mit einiger Sicherheit vermuten (s. u.). Es scheint aber so, als ob die einzelnen baltischen Sprachen in ihrem Erbe nicht mehr übereinstimmen. Vor allem hat wohl das Preußische die *ē*-Stämme am meisten vermehrt. Ich denke an *nadele* — ostlit. *nedėlia*, *dusi* — ostlit. *dušià*, *asy* — ostlit. *ažià*, *mary* — ostlit. *mãrios*. Das Gefühl hat offenbar auch Fortunatov, BB. 22, 170 f. gehabt, wenn seine Lehre sich auch schwerlich halten läßt (s. Trautmann, Altpr. Spr. 229 f.). Über die sogenannten *-ijŏ*-Stämme habe ich mich Lit. Mund. II, 256 ff. flüchtig ausgesprochen, und ich halte die Resultate auch Endzelins Ausführungen K. Z. 50, 13 ff. gegenüber aufrecht. Eine Entsprechung, wie ai. *tápana* 'quälend' — *tapanís* 'Hitze' — *tándra* 'matt' — *tandrís* 'Mattigkeit' u. a. (Lommel, Studien über idg. Femininbildungen 41), lat. **febros* — *febrīs*, *ilgas* — *ilgys* ist so schlagend, daß sie schwerlich bezweifelt werden kann. Auch der im Indischen fast ganz isolierte Auslaut auf *-s* wird durch das Litauische als uralt erwiesen. Ferner liegen in den *ijo*-Stämmen alte Verbalabstrakta (Lit. Mund. II, 260) ehemaliger *i*-Stämme vor. Daß man auch das Suffix *-ejos* in ihnen zu suchen hat, verdanke ich W. Schulze, der mich auf das bei Tiernamen im Lat. übliche Suffix *-leus* aufmerksam machte, z. B. *eculeus* — *širšlỹs* 'Bremse', s. Lit. Mund. II, 258 Anm. 1, wo ich ein weiteres Beispiel genannt habe. Schließlich habe ich noch das Suffix in *numìrėlis* und φύξηλις zusammengestellt. Den größten Anteil machen ursprüngliche Adjektiva auf *-ijos* aus, die vielfach Substantiva geworden sind, wie *arklỹs* zu *árklas* 'Pflug' oder *žvairỹs* zu *žvaĩras* 'schielend' u. v. a. Hieraus hat sich leicht die Bedeutung eines nomen agentis entwickelt, man vergleiche auch got. *haírdeis* 'Hirt' zu *haírda* 'Herde' aus **herdijos* 'zur Herde gehörig'. Ich sehe

daher auch in der ganzen Gruppe, wie *sẽnis* *sẽnė*, ursprüngliche Adjektiva auf *-ijos*, *-ijā*. Ob daneben *-ė*, wie in *sẽnė*, auf *-ēi̯* zurückzuführen ist, wie es Lommel a. a. O. 71 ff. will, bezweifle ich sehr. Über lit. *neptė* (Trautmann, Balt.-slav. Wörterb. 196) wage ich kein Urteil, da ich nicht weiß, wo es sich findet. Lommel a. a. O. 72 hat ferner darauf aufmerksam gemacht, daß die lit. Stämme auf *-ė* zahlreiche Sachbenennungen aufweisen, die zum Altind. nicht stimmen wollen. Auch hier wird die Sache völlig klar, wenn man *-ė* auf *-ijā* zurückführt. Einem *sẽnė* oder *žẽmė* würde dann der Bildung und Bedeutung nach entsprechen etwa hom. Λαμπετίη — νοτίη oder ved. *kanīā* — *kakṣīā* 'Leibgurt'.

Schließlich mag auch noch eine andere Gruppe in den *ē*-Stämmen stecken. W. Schulze hat K. Z. 42, 233 lapidar auf den Zusammenhang von *ro*-Adjektiven und *i̯ē*-Stämmen hingewiesen. Lommel a. a. O. 67 f. hat die Spuren weiter verfolgt und darauf aufmerksam gemacht, daß im Lat. neben den Substantiven auf *-ies* keine auf *-iā* stehen. Aus dem Lit. rechne ich hierher das Adjektivum *žydras* 'himmelblau', s. oben, wozu als Substantiv gehört *žydrė*, z. B. *paslaptoji dangaus žydrė* (Gedicht in der Lietuvos žinios vom 22. Juli 1923). Wie mir Litauer bestätigten, sagt man heute für *žydrė* lieber *žydrumas*. In beiden Wörtern ist *r* aus dem Adjektiv verschleppt worden. Das zeigt *gúdumas* neben *gúdrumas naktiẽs* 'die Stille der Nacht' zu einem Adjektiv **gudrus*. Mit diesen Andeutungen muß ich mich hier begnügen. Schwierigkeiten bleiben noch genug. Zunächst bleibt es unklar, weshalb *i*- und *ijŏ*-Stämme im Lit. so häufig wechseln. Darauf hat Endzelin, K. Z. 50, 13 ff. nachdrücklich hingewiesen. Möglich, daß Vorbilder in der idg. Ursprache schon vorhanden waren, Endzelin a. a. O. 20. Aber dann hätte man ein ähnliches Schwanken auch in anderen Sprachen erwarten können. Ich kann den Wechsel zwischen *i*- und *ijo*-Stämmen im Lit. nicht trennen von der dort auch in anderen Stammklassen häufig erscheinenden Heteroklise. Ihre Gründe sind mir unklar. Ich kenne sonst kein Sprachgebiet, wo sich ähnliche Erscheinungen nachweisen lassen, wenn ich von verhältnismäßig späteren Erscheinungen in den slav. Sprachen, wo wir die Gründe kennen, absehe. Den Ausgangspunkt suche ich aber doch im unbetonten N. Sg. auf *-is*, zumal zunächst noch maskuline *i*-Stämme (s. oben) völlig gleichlautend daneben lagen. Endzelins Einwürfe sollten eigentlich nicht stören. Denn in der Zeit, wo uns das Lit. entgegentritt, war der Wandel von *-ijos* oder *-ejos* usw. zu *-is* schon abgeschlossen, und ich sehe

nichts, wodurch die Annahme widerlegt werden könnte, daß die Heteroklise zwischen *i-* und *ijo*-Stämmen in dem uns bekannten Umfange erst nach dem Zusammenfall von *i-* und *ijŏ*-Stämmen im N. Sg. eingetreten ist.

Kein Urteil wage ich vorläufig über die Art des Lautwandels von *ijā* zu *ē* oder von *ijo-*, *ejo* zu *ī* usw. Endzelin a. a. O. 24 hat sich auf einen mir unbekannten Aufsatz von Fortunatov berufen, nach dem nach der Entstehung von *-īs* aus *ejos* suffixales *ij* vor Vokalen reinlautlich zu *j* geworden sei. Aber Bildungen wie *galvìjas* oder Kollektiva wie *lapìja*, das ich von slav. *bratrьja* nicht trennen kann, machen Schwierigkeiten. Wie weit der beliebte Ausweg, in ihnen Bildungen auf *īj-* zu sehen, richtig ist, muß ich dahingestellt sein lassen. Endzelins Forderungen Arch. f. slav. Phil. 38, 282 stimme ich zu, wenn ich ihnen auch nicht genügen kann, doch ist ihnen gegenüber auch die Gegenfrage erlaubt, wo die zahlreichen idg. Bildungen auf *-ijos* oder *-ijā* im Baltischen geblieben sind. Viel verwickelter wird die ganze Frage noch dadurch, als sie weiter in das Gebiet der verbalen Stammbildungslehre übergreift, wie *turiù-turĕti*, *sĕdžu-sĕdĕti*, und beim Baltischen nicht halt machen kann. Ein *sĕdime* und abulg. *sědimъ* lassen sich schwerlich trennen. Bisher hat aber noch niemand bewiesen, daß im Slav. *ijo* oder dergleichen zu *ī* werden konnte, da sich vielfach *ьje* usw. erhalten hat. Eine Gegenüberstellung aber, wie *áuksinas-áuksinis*, *medvьnъ*, 'zum Honig gehörig' — *bratrьnъ* 'des Brud ers', *sĕdime -sĕdimъ*, *aulỹs* (lat. *alveus*), *drugỹs*, *ežỹs*, *rugỹs* — **ulъ* (daneben *ulьjь*), russ. *drožь*, abulg. *ježь*, *rъžь* macht doch wieder bedenklich. Gegen Annahme von alten slav. *i*-Stämmen spricht doch entschieden *ž* in *ježь*, das zunächst nur durch Zurückführung auf **jezjo-* verständlich wird.

Über den Dat. Sg. der *i*-Stämme hat ausführlich Gerullis, Archiv f. slav. Phil. 38, 55 ff. gehandelt. Die Arbeit ist deshalb wertvoll, als sie überall aus alten und neuen Texten zahlreiches Material anführt. In der Beurteilung weiche ich freilich häufig von Gerullis ab, eine Stellungnahme ist mir aber aus Raummangel versagt. Nur auf etwas Tatsächliches möchte ich hinweisen. Gerullis a. a. O. 62 f. nimmt für die Dative bei Klein, wie *ausy*, *aky*, *žuvy*, *širdy* Endbetonung an, weil es dort heißt «quae tamen et his similes voces in Accusativo singulari, Nom. Acc. et Voc. Pluralibus retracto accentu, fiunt paroxytonae». Dieser Schluß ex silentio ist doch etwas voreilig. Denn Klein ist zum mindesten ungenau, als *širdìs* mit seinem Betonungsschema gar nicht zu den andern paßt. Ob Klein wirklich im Acc.

Pl. *àkis*, *žùvis* gesagt hat, bezweifle ich stark. Dagegen haben wir zahlreiche Dative auf *-i* und *-ii* aus Daukšas Postille, die niemals Endton zeigen. Ich kann daher auch an eine Endbetonung bei Klein und an die Schlüsse daraus nicht glauben, s. auch Būga, Tauta ir Žodis I, 432. Weit unangenehmer für den Nichtlitauer ist folgende Bemerkung a. a. O. 66. Nach Būgas mündlicher Mitteilung, und hernach habe ich sie selbst gehört, gibt es im Žem. Dative, wie *dañtie* usw. Būga a. a. O. 432 sagt darüber «niekur Lietuvoje nėra». Die wenigsten Sprachforscher werden leider imstande sein, Dialektaufnahmen zu machen. Hier haben wir nun zwei ganz vorzügliche Kenner ihrer Muttersprache, die ausgezeichnet hören. Da macht es doch recht mißtrauisch, wenn beide etwas Verschiedenes vernommen haben. Es wäre recht erwünscht, wenn sich zu diesen Dativen einmal ein anderer geborener Litauer äußerte. Gleichzeitig mit Gerullis hat den Dativ auf *-i* in weit kürzerer Form Endzelin behandelt, Švietimo darbas 1922, Heft 3/6, 269 ff.

Mit der Verbalflexion sind wir schon deshalb weit mehr im argen, weil hier vielfach die rein statistischen Angaben fehlen. Die Darstellung des litauischen Verbums beruht fast ganz auf Kurschats Angaben, der die Bedeutungskategorien vielfach auseinandergerissen und ungenau bestimmt hat. Die litauische Schulgrammatik von Jabłonski ist hierin viel brauchbarer. Auch Jabłonskis Vorwort zu Juškievičs Wörterbuch, Teil II, liefert einiges Nützliche. Die altlit. Drucke sind in dieser Hinsicht fast noch gar nicht systematisch aufgearbeitet. Es gibt sogar noch Reste des alten idg. Konjunktivs (Lit. Mund. II, 33 f.). Über die Bildungsmöglichkeit des alten baltischen Optativs ist ein abschließendes Urteil schon deshalb noch nicht möglich, als unsere Materialsammlungen niemals ganz vollständig sind. Vgl. zuletzt darüber Nieminen, a. a. O. 106 ff. Auch eine vollständige Sammlung lit. Imperativbildungsmöglichkeiten wäre sehr erwünscht. Brugmanns Ausführungen IF. 29, 404 ff. stehe ich nicht sehr gläubig gegenüber. Ferner hat das sogenannte Imperfektum auf *-davau* noch keine genügende Erklärung gefunden. Willent und die Wolffenbüttler Postille haben auch *-dlavau* und *-lavau*. Gewisse žem. Mundarten kennen das sogenannte Imperfektum gar nicht. Über die Bildung des lit. Futurums siehe Bezzenberger, BB. 26, 169 ff. Ich bin jedoch eher geneigt, in lit. Futurbildungen auf *-siame* Analogiebildungen nach präsentischen *jō*-Stämmen zu sehen. Die alte *mi*-Flexion ist lit. in Resten vorhanden, aber wie weit sie im einzelnen noch verbreitet ist, läßt sich mit unseren Mitteln nicht genau fest-

stellen. Wie wenig wir über die Verteilung der *ē*- und *ō*-Präterita im Litauischen wissen, zeigt schlagend Endzelins Aufsatz über das lettische Präteritum, K. Z. 43, 1ff. Durch Übereinstimmung zwischen lettischen und litauischen Mundarten werden häufig dialektische Präterita im Gegensatz zu denen, welche die Schriftsprache bietet, als alt erwiesen. Auch im Präsens stehen in den Mundarten vielfach *jo*- und *o*-Bildungen nebeneinander, z. B. *kelù — kelióu, pilù — piliù, grúdu — grúdžiu, mélžu — mélžiu* u. a.

Die baltische Wortgeographie hat meines Wissens bisher nur in Niedermann einen Bearbeiter gefunden. Ich verweise auf seine Bearbeitungen über den Namen des Storches in der Festschrift für Adolf Kaegi 66 ff. und über die Benennungen der Kartoffel im Litauischen und Lettischen, Wörter und Sachen 8, 33ff., 1923.

Mit der litauischen Syntax ist es am allertraurigsten bestellt, und trotz des großen Ertrags, den dieser Teil der Grammatik liefern kann, haben sich fast kaum Bearbeiter gefunden. Die Syntax von Jabłonski hatte ich bereits oben erwähnt. Sie ist für lit. Schulen bestimmt und enthält daher für uns viel Überflüssiges. Auch die nicht gerade glückliche Anordnung des Stoffes entspringt wohl dem Schulprinzip. Wertvoll bleibt aber das Buch durch die zahlreichen Beispielssätze, die den Mundarten oder alten Schriften entnommen sind. Weiter sind mir bekannt Materialsammlungen zur litauischen Syntax von Adalbert Srba, aus Lietuvių Tauta, Wilna 1911. In letzter Zeit hat vor allem Fraenkel in seinen Balto-Slavica, Göttingen 1921, K. Z. 51, 243, I. F. 40, 81 zahlreiche kleine Beiträge zur lit. Syntax geliefert. Es kam ihm dabei vor allem auf die Beziehungen zu den klassischen Sprachen an. Sehr erwünscht wäre es, wenn Fraenkel noch mehr in dieser Weise sammelte und uns später daraus einmal eine historische Syntax des Litauischen lieferte. Freilich leicht ist die Arbeit infolge des Fehlens aller Vorarbeiten nicht. Außerdem ist sie für uns in Deutschland augenblicklich nur bedingt möglich. Die altlit. Texte sind in der Mehrzahl Übersetzungen aus dem Polnischen oder seltener aus dem Deutschen. Da die Verfasser mehrsprachig waren und litauisch bei den Gebildeten nichts galt, so ist vielfach mit syntaktischen Einflüssen namentlich des Polnischen zu rechnen. Da bleibt für jede gedeihliche syntaktische Forschung die erste Vorbedingung, daß uns zu dem lit. Text auch das polnische Original zugänglich wird.

Seitdem durch Fortunatov, Hanssen und Bezzenberger die verschiedene Intonation des Litauischen als uralt erwiesen wurde, sind

die Forschungen über den lit. Akzent nicht zur Ruhe gekommen. Zur Intonation gesellte sich ferner die Frage nach dem Verhältnis der lit. Tonstelle zur idg. Ehe hier aber unbedingt sichere Ergebnisse erzielt werden können, müssen zunächst noch eine Reihe Vorarbeiten erledigt werden. Wir haben bisher nur das Wörterbuch von Kurschat und Juškievič E — I, das die Intonationen unterscheidet. Von lit. Texten kennt den Unterschied außer Kurschat nur Jurkšat und Baranowski. Das ist herzlich wenig. Bei Baranowski ist außerdem, wie mir Buga mitteilt, gelegentlich wohl infolge des Satzakzentes der Udātta durch den Svarita ersetzt werden. Auch dialektische Unterschiede spielen mit. Was wir brauchen, ist ein durchakzentuiertes Wörterbuch und reichliches durchakzentuiertes Material aus den Mundarten. Zur Kontrolle müßte dann die Betonung älterer lit. Schriften herangezogen werden, wie Duonelaitis, Ruhig, Universitas u. a., besonders aber Daukša. Ich halte persönlich eine Darstellung seiner Akzentuation unabhängig von allen Theorien für ein erstes Erfordernis. Bei dem reichen Material wird das System ziemlich lückenlos sein. Über Metatonie hat neuerdings wichtige Zusammenstellungen Būga, K. Z. 51, 109 gegeben. Ich kann mich hier über den lit. Akzent kurz fassen, da N. van Wijk in seinem Buche, die baltischen und slavischen Akzent- und Intonationssysteme, Amsterdam 1923 alle die Fragen eingehend besprochen hat. Allerdings kann ich oft seine Ansichten leider nicht teilen. Meiner Meinung nach baut van Wijk allzusehr auf das de Saussuresche Gesetz. Ich bin zwar der letzte, der die Wichtigkeit der de Saussureschen Arbeit verkennt, aber man sollte doch auch zugeben, daß trotzdem noch eine ganze Reihe Akzentfragen unerledigt geblieben sind. Im Slavischen hat außerdem das Gesetz viel mehr Ausnahmen als im Baltischen. Auf apreuß. *rānkans* ist schon wiederholt hingewiesen worden. Hier möchte ich noch einen Fall aus dem Lit. hervorheben. Der Dat. Sg. der konson. Stämme endigte idg. auf gestoßenes *-ai* oder *-ei*. Da hieraus lit. *i* werden mußte, so kann dieser Kasus nur in den Dativen auf *-i* von *i-* und konsonantischen Stämmen vorliegen. Dieser Kasus ist trotz de Saussure nie endbetont, s. o. Wenn man dagegen behaupten wollte, in den lit. Dativen auf *-i* liege der idg. Dativ auf *-ai* (*-ei*) nicht vor, so kann man das nur einer Theorie zuliebe tun. — In einer kurzen Skizze, de litauiska akcent förskjutningarna och den litauiska verbalakcenten, Uppsala 1923 sucht Tore Torbiörnsson die heutige lit. Tonstelle mit der idg. in Verbindung zu bringen. Auch er knüpft vornehmlich

an de Saussure an. Die Darstellung ist viel zu skizzenhaft, als daß es möglich wäre, schon jetzt dazu Stellung zu nehmen. Mitunter scheinen auch seine Behauptungen mit den Tatsachen im Widerspruch zu stehen, z. B. wenn er meint, daß die Präterita auf *-ē* ursprünglich die Wurzelsilbe, die auf *-ā* (*-ō*) ursprünglich das Suffix betonten. —

Viel erörtert ist in den letzten Jahren auch wieder die Frage, wie sich die Betonungstypen der lit. Nomina zu denen der idg. Grundsprache verhalten. Zuletzt hat eingehend darüber Nieminen, a. a. O. 125ff. gehandelt, wo auch die übrige Literatur verzeichnet ist. Man neigt heute im allgemeinen dazu, in den Kurschatschen Betonungstypen I^a und II^a idg. Oxytona, in I^b und II^b idg. Paroxytona zu sehen. In den Direktiven auf *-na* und *-pi* glaubt man den alten Betonungszustand noch zu finden. Nach meiner Ansicht kommt man der Lösung der Frage nur dann näher, wenn man Wörter mit bildungs- und bedeutungsgleichen Suffixen aus den verwandten Sprachen einander vergleicht. Es muß aber in ganz anderer Weise geschehen, als es etwa Nieminen mit den Wörtern auf Suffix *-(š)ta* gemacht hat. Das Material, das sich aus der Vergleichung von Einzelwörtern ergibt, ist viel zu gering und widerspruchsvoll. Ich vermag vorläufig zu dieser Frage noch keine bestimmte Stellung zu nehmen. Nur möchte ich darauf hinweisen, daß die Betonung der Direktive auf *-na* und *-pi* nicht das erweisen kann, was sie soll. Das habe ich in einem kleinen Aufsatz, der in K. Z. erscheint, zu zeigen versucht.

Soweit es sich um gemeinsame baltische Probleme handelte, ist das Lettische beim Litauischen mit zur Sprache gekommen. Durch die Verdienste Endzelins ist die lettische Sprache heute viel mehr erforscht als die litauische. In einer Reihe von Aufsätzen in B. B., K. Z., I. F. und in russischen Zeitschriften hat Endzelin die dem Lettischen gebührende Stellung erkämpft. Den Abschluß bildet seine lettische Grammatik, Heidelberg 1923. Ich stehe nicht an, das betreffende Buch das bedeutendste Werk zu nennen, das bisher auf baltischem Sprachgebiete erschienen ist. Es wird nicht nur ein ungeheuerer Stoff geboten, der alle Theorien überdauert, sondern auch überall werden die Probleme ausführlich besprochen. Dadurch ersetzt das Buch vorläufig eine vergleichende baltische Grammatik. Auch die Syntax kommt in dem Buche zu ihrem Rechte. Durch Endzelins nie rastenden Eifer ist endlich auch Mühlenbachs Lettisches-Deutsches Wörterbuch in den Druck gegeben worden. Bisher kenne ich drei Hefte. Hoffentlich kommt das Buch eher zum Abschluß, als es sonst

bei lexikalischen Werken üblich ist. Ferner hat Endzelin ein lettisches Lesebuch, Heidelberg 1922 mit akzentuierten Texten besorgt, das der ersten Einführung in das Lettische genügen soll. Dadurch ist auch für den Universitätsbetrieb ein brauchbares Buch geschaffen worden. Über die Beziehungen des Lettischen zum Deutschen hat ausführlich Sehwers gehandelt in seiner guten Dissertation, 'Die deutschen Lehnwörter im Lettischen', Zürich 1918. Eine sehr wichtige Rolle spielt heute die lettische Intonation. Licht darüber verbreitet und sie dem Litauischen gegenüber bestimmt hat Endzelin in seinem berühmten Aufsatz B. B. 25, 159 'Über den lettischen Silbenakzent'. Öfter, namentlich beim Verbum und Adjektivum, zeigt das Lettische einen altertümlicheren Standpunkt als das Litauische. Aber selbst für die Wurzelsilbe lassen sich für das Lettische gelegentlich Analogiebildungen nachweisen, wo das Litauische das Alte hat, s. Endzelin, I.F. 33, 107 ff., z. B. lett. *dzìmstu* nach *dzìmt* gegenüber lit. *gìmstu—gimti*. Ein so bestimmtes Urteil, wie es Gerullis I. A. 41, 37 tut, wage ich nicht zu fällen. Ich verweise aber auf die Schrift von J. Plākis, «daži attīstības puosmi Latviešu un Leišu akcenta vēsturē», Lettische Hochschulschriften, Riga 1922. IV, 179 ff., V, 39 ff. Es war mir leider nicht möglich, das betreffende Buch zu verarbeiten, da es mir zu spät zugänglich wurde.

Das Altpreußische hat durch die Werke von Berneker und Trautmann eine abschließende Bearbeitung gefunden. Eine Reihe Zusätze hat Endzelin und Bezzenberger geliefert. Mehrere Fragen hat dann nochmals van Wijk in seinen Altpreußischen Studien 1918 aufgeworfen und für einige Fälle zweifellos richtige Lösungen vorgeschlagen. Meist aber muß man sich infolge der unglaublich schlechten Überlieferung mit einem «non liquet» begnügen. Nach meiner Meinung ist die Syntax im Preußischen, soweit man das Wort hier überhaupt gebrauchen darf, in allen Bearbeitungen am schlechtesten weggekommen. Der Lokativ ist als wirklicher Kasus gar nicht mehr im Gebrauch. Neuerdings hat auch van Wijk dem Instrumental Singularis seine Berechtigung bestritten. Ganz davon bin ich nicht überzeugt. Dativ und Akkusativ ist vielfach gar nicht geschieden. Andrerseits können wir mit Genugtuung sagen, daß das vorhandene preußische Material heute so gut wie vollständig aufgearbeitet ist. Das gilt in dieser Weise für keine baltische Sprache. Die mühsame und entsagungsvolle Arbeit hat für die preußischen Ortsnamen Gerullis, Berlin und Leipzig 1922 bereits geleistet. Für die preußischen Personennamen hat Trautmann die Arbeit übernommen.

Ich habe hier ein kurzes Bild von den zahlreichen Problemen entrollt, die heute die baltische Sprachwissenschaft beschäftigt. Kaum auf einem andern Sprachgebiet ist Arbeit so reichlich und so lohnend vorhanden wie gerade hier. Leider fehlt es bisher noch sehr an Mitarbeitern. Wenn sich aber die deutsche Wissenschaft aus den Fesseln, die ihr durch den verlorenen Krieg angelegt sind, wieder befreit hat, so wird sie auch auf baltischem Sprachgebiete reichlich Ernte halten können.

Slavisch.

Von

Karl H. Meyer.

Es ist kein Zufall, daß derjenige, der wie kaum ein anderer mit «lebendiger Auffassung sprachlicher Dinge» begabt war und in die Methodik der Sprachbetrachtung «Licht und Ordnung gebracht hat»[1] — August Leskien —, die slavischen Sprachen als sein eigentliches Gebiet beherrschte. Denn nicht alle Gebiete der idg. Sprachwissenschaft veranschaulichen so deutlich und greifbar Wesen und Entwicklung der Sprache in all ihren Einzelerscheinungen wie das Slavische. Daher sind die Probleme, die die Slavistik dem Grammatiker bietet, unerschöpflich und unendlich, und auf den folgenden Seiten kann von einer erschöpfenden Andeutung der Fragen, deren Beantwortung die Slavistik von dem Sprachforscher verlangt, nicht die Rede sein. Vielmehr kann nur auf einzelne Probleme, wie sie gerade der forschenden Einzelpersönlichkeit die Seele bewegen, hingewiesen werden; und leicht werden sich dem, der ihnen nachgeht, neue Rätsel knüpfen.

Wenn ein Führer der idg. Sprachwissenschaft, Karl Brugmann[2], die Forderung ausgesprochen hat, daß «jede Einzelsprache zur Rekonstruktion des uridg. Sprachzustandes mitzuhelfen» habe, so gilt auch dasselbe von den einzelnen Slavinen für die Rekonstruktion einer ursl. Grundsprache. Und darin liegt eine der Hauptaufgaben, wenn nicht die Hauptaufgabe der slavischen Grammatik. Zwar ist eine ursl. Sprachform als die Marke, als das Symbol, das lange Auseinandersetzungen erleichtert, meist schon aus zwei, verschiedenen

[1] Ed. Sievers, Worte beim Begräbnis A. Leskiens, im Idg. Jahrbuch IV (1917), S. 251.

[2] K. Brugmann, Grundriß d. vergl. Gramm. d. idg. Sprachen I, 2. Bearb., 1897, S. 1.

slavischen Sprachgruppen zugehörigen Sprachen sehr einfach zu finden, wofern eine beliebige Stufe einer langen ursl. Entwicklung gesucht wird. Für denjenigen, der eine slavische Einzelsprache lautlich, formal oder syntaktisch untersucht, genügt meist diese beliebige ursl. Form; wie sie ja auch in den slavischen Grammatiken und Wörterbüchern angeführt wird. Schwieriger und problematischer wird die Forschung für den, der zugleich der Indogermanistik dienen und den uridg. Sprachzustand aufhellen helfen will. Dann stellt sich das sog. Urslavisch von der Trennung aus der idg. Grundsprache bis zum Zerfall in slavische Einzelsprachen als eine zeitlich lang dauernde Entwicklungsperiode dar, die, was jede längere Zeitperiode für ein sprachliches Leben bedeutet, so auch hier eine reiche Variierung in Dialekte und Mundarten hervorgerufen haben muß. Demnach ist das Ursl. in seinem ältesten Stadium als eine relativ einheitliche Sprache auf wahrscheinlich verhältnismäßig winzigem Raume aufzufassen; dagegen erscheint es während seiner letzten Zeitspanne unmittelbar vor seinem Zerfall in greifbare Einzelsprachen als ein dialektisch außerordentlich zergliedertes Sprachenkonglomerat auf weiterem Gebiete. Wäre diese Entwicklung nicht vorhanden, so müßte der Zeitpunkt des Zerfalles der konstruierten idg. Grundsprache mit dem Zeitpunkt des Zerfalles der ursl. Sprache zusammenfallen; also kann nur von einer ursl. Sprachperiode, Sprachentwicklung gesprochen werden. Daraus ergibt sich eine eigenartige Paradoxie, wenn einerseits die konstruierten ursl. Grundformen in neun Zehntel der Fälle gleich sind den allen wohlbekannten abg. Sprachformen des 9.—11. Jahrhunderts, andererseits als unmittelbare Kinder ihrer uridg. Grundformen erscheinen. Der Sprachforschung ergeben sich daher für alle ursl. Spracherscheinungen gewisse grundsätzliche Fragen: In welcher Form löst sich eine ursl. Sprachform aus dem Schoße der idg. Muttersprache? Welche Entwicklungen macht sie im Ursl. durch? In welcher Gestalt geht sie in die slavischen Einzelsprachen über? Solche Fragen sind bisher nur selten angeschnitten worden und entbehren noch völlig einer genügenden Belichtung. Feste zeitliche Grenzen werden sich naturgemäß selten oder nie bestimmen lassen.

Ein paar Beispiele mögen dies veranschaulichen: Bekanntlich wird in einigen, jetzt geographisch zusammenhängenden slav. Sprachen ein Dental vor einem palatalen Vokal zur Affrikata: die Gruppe *dě-* wird im Weißruss., Poln. und Sorb., also in einem Teile des Ostslav. und des Westslav., zu *dzě-*; z. B. aus *dědъ* «Großvater» wird weißruss. дзѣдъ, poln. *dziad*, osorb. *dźěd*. Schwerlich dürfte jemand annehmen, daß

diese Entwicklung überall spontan entstanden sei, und zwar später, als sich eine sog. ostslav. von einer westslav. Gruppe getrennt hatte, daß also kein innerer Zusammenhang zwischen dem westlichsten Teile des Ostslav. und der nordöstl. Hälfte des Westslav. bestände. Damit ist aber zugegeben, daß die Affrikata bereits einer, jedenfalls jüngeren Periode und einem geographisch beschränkten Gebiete des Urslav. angehört. Andererseits muß irgendwann im Ursl. eine Form **dervo* «Holz» existiert haben; aber in diesem Falle wird *d* vor *e* nicht zur Affrikata *dz*, sondern es bleibt als dentaler Verschlußlaut erhalten: weißruss. древо, poln. *drzewo*, obersorb. *drjewo*. Daraus ist mit Sicherheit zu schließen, daß die Metathese *derv-* > *drev-* früher stattfand als die Affrizierung des Dentals, also in einer früheren Periode des Ursl. als die zuerst genannte Erscheinung. Ferner zieht sich bekanntlich durch das slavische Sprachgebiet ein Gürtel, in dem sich ein 'ursprüngliches' *g* durch *h* vertreten findet: im Kleinruss., Südweißruss., Osorb. und Čech., also im südlichen Teil des Ostslav. und im südlichen Teil des Westslav., während im Großruss., im Nordweißruss., Poln. und Polab. *g* erhalten geblieben ist. Auch hier wird niemand den Zusammenhang der Sprachen, die, solange uns ihre Überlieferung bekannt ist, *h* haben, leugnen wollen; dann aber ist es notwendig, den *h*-Gürtel bereits in einer jüngeren Periode des Ursl. anzunehmen.

In den genannten Fällen, die sich beliebig vermehren lassen, pflegen Grammatiken und Wörterbücher als ursl. Formen *dědъ*, *dervo*, *gora* anzusetzen, die, wenn man ihre Geltung für das gesamte Ursl. festlegen will, sicherlich älteren Perioden des Urslav. angehören und in den betreffenden Lautungen bis in eine baltisch-slavische Zeit hinaufreichen dürften. Wie viele Sprachformen aber, die in ganz gleicher Weise als urslav. bezeichnet zu werden pflegen, reichen bei weitem nicht an die balt.-slav. Zeit heran. So gehört z. B. der aus *-os*, *-on|m* entstandene reduzierte Vokal *ъ* einer jüngeren Periode des Ursl. an, während im älteren Ursl. noch *-s*, *-n* vorgelegen hat; darauf weisen nicht nur die baltischen Parallelen mit auslautendem *-s* und Nasal, sondern es ist erst jüngst, wenn auch nicht mit großer Wahrscheinlichkeit, versucht worden, Wirkungen des *-s* in einer jüngeren Zeit des Ursl. nachzuweisen, und die Spuren des Nasals sind heute noch in allen Slavinen zu verfolgen (z. B. *sъ ńego*). Lautprozesse wie die Monophthongisierung älterer Diphthonge, Palatalisierung der Gutturale, Umlaut velarer Vokale (*o*, *ъ*) gehören in eine relativ späte Zeit.

Nun gilt zwar bei der Konstruktion ursprachlicher Formen der

Grundsatz, die jüngstmögliche Form zu finden. Was sich aber für den Vokalismus eines Wortes als jüngste gemeinsame Grundlage darstellt, hat oft zu einer ganz anderen Zeit wirkliche Existenz gehabt, als was sich für den Konsonantismus als jüngste gemeinsame Basis ergibt. Dann aber sind — in diesem Falle die ursl. — Grundformen möglicherweise Monstra, deren Anlaut vielleicht ein Jahrtausend früher in der angesetzten Gestalt existierte als der Auslaut. Während nun der Indogermanist kaum stets in der Lage ist, der Gefahr, solche Monstra anzusetzen, zu entgehen, hat der Slavist Mittel, aus der Ansetzung einer hypothetischen Form zu einer Grundform zu gelangen, die wirklich einmal vorhanden gewesen ist. Er kann zunächst eine relative Chronologie möglichst aller lautlichen und formalen Entwicklungen feststellen; darüber hinaus wird er sogar manchmal zu einer absoluten Chronologie gelangen, teilweise durch die Untersuchung von Lehnwörtern, sei es solcher im Slavischen, sei es der in den Nachbarsprachen, teilweise durch die Erforschung von Ortsnamen. Jedenfalls ist es notwendig und möglich, bei der Rekonstruktion des Ursl. — mathematisch gesprochen — aus zwei Dimensionen in drei zu kommen.

Ansätze sind dazu längst, meist den verschiedensten Untersuchungen unterlaufend, gemacht worden. (Vgl. Hermann, KZ. 41, 1907, 1 ff.) Bedeutende Leistungen haben gerade die letzten Jahre gezeitigt. Erwähnung verdienen hier namentlich: R. Trautmann mit seinem Baltisch-Slavischen Wörterbuch, Göttingen 1923, in dem es der Verfasser mit feinster Sachkenntnis unternimmt, einen gemeinsamen baltisch-slavischen Wortschatz herauszuschälen, dem der Verfasser Gestalt zu geben glücklicherweise gezwungen war. In einer jüngeren Periode des Ursl. gehen die Lautentwicklungen vor sich, die Fürst N. Trubeckoj in seinem «Essai sur la chronologie de certains faits phonétiques du slave commun» in der Revue des études slaves II (1922), S. 217—234 behandelt.

Kein Problem aber ist in dem letzten Jahrzehnt derartig intensiv und vielseitig behandelt worden, wie die Entwicklung des uridg. Akzentes und der Intonation bis in die slavischen Einzelsprachen hinein.[1] Da ist es eine höchst verdienstvolle Tat, daß ein Gelehrter, der in der ersten Reihe der Akzentforscher steht, mit kritischem Geiste zusammengefaßt hat, was bis jetzt geleistet ist. Ich meine N. van Wijk, Die baltischen und slavischen Akzent- und Intonationssysteme, Ver-

[1] Im Folgenden bedeuten auf ursl. Formen: ` die Akzentstelle; ´ akuierte; ^ zirkumflektierte; ˲ neu akuierte; ˜ neu zirkumflektierte Intonation.

handelingen der K. Akad. van Wetensch., Amsterdam 1923. Wir brauchen also über den Stand der Forschung nicht zu viele Worte zu verlieren. Anschließend an das Vorhergehende mag nur betont werden, daß derjenige, der die Akzententwicklung chronologisch in das Urslav. einzuordnen mit Scharfsinn versucht hat, Lehr-Spławiński mit seiner Schrift: «O prasłowiańskiej metatonji». Krakau 1918, gewesen ist. Dieser hat zugleich das Verdienst, ein System und eine Gesetzmäßigkeit in die Problematik der Akzent- und Intonationsentwicklung gebracht zu haben. Dieses Verdienst wird dadurch nicht geschmälert, daß sich Lehrs Aufstellungen wohl kaum halten lassen.

Seit Bopps «Vergleichendem Akzentuationssystem», Berlin 1854, gilt es als feststehend, daß der Akzent in der idg. Grundsprache frei war. Hatte Bopp den Silbenakzent oder die Intonation noch so gut wie gar nicht in seine Betrachtung gezogen, so holte das die folgende Generation nach. Die Ergebnisse der verschiedenen Gelehrten, welche Klarheit über die Intonation des idg. Vokalismus schufen, konnte H. Hirt in seinem «Indogermanischen Akzent», Straßburg 1895, zusammenfassen und feststellen, daß in der idg. Grundsprache auf langen Endsilben akuierte und zirkumflektierte Intonation möglich gewesen ist, daß sich ferner im Balt. und Slav. die uridg. Länge der Vokale, Diphthonge, Liquiden und Nasale der nicht letzten Silben in akuierter, ihre uridg. Kürze in zirkumflektierter Intonation widerspiegeln.

Schon Bopp hatte den Versuch unternommen, die höchst altertümlich anmutende freie slav. Betonung, namentlich des Russischen, in Beziehung zu setzen mit der freien Betonung des Uridg. Da durch die Arbeiten mehrerer Slavisten, namentlich A. Leskiens, die freie Betonung des Ursl. sichergestellt war und Schlüsse auf die ursl. Intonation gezogen werden konnten, hinderte nichts, die ursl. Betonung mit der uridg. in Beziehung zu setzen. Diese Aufgabe ist seit Hirts Buch stark gefördert, wenn auch, wie gesagt, noch nicht endgültig gelöst.

Der erste bedeutsame Schritt war die Entdeckung des zuerst[1] von Leskien, dann Fortunatov und de Saussure gefundenen, nach dem letzten meistens genannten Gesetzes (LSG.): «Der Akzent wird im Baltischen und Slavischen von betonter, zirkumflektierter oder kurzer Silbe auf die folgende akuierte Endsilbe verschoben», nach dem Schema $\breve{} - > \cup \acute{}$; z. B. griech. ἕλκω : russ. волокý, lit. *velkù*.

[1] Siehe W. Streitberg IF. 3 (1894, geschrieben 1892), S. 156.

— Die Mehrzahl der Forscher hält dieses Gesetz für sehr alt, bis in balt.-slav. Zeit hinaufreichend; Ausnahmen machen Hirt und Meillet, die es in ein späteres Eigenleben des Slav. und Balt. verlegen. Wir werden sehen, daß Hirt und Meillet recht haben.

Ein zweites kaum weniger bedeutsames Gesetz fand Hirt 1899 (HG.): «Der Akzent wird im Balt. und Slav. von betonter Endsilbe auf eine akuierte vorhergehende Silbe verschoben», nach dem Schema $- \breve{\smile} > \acute{-} \breve{\smile}$; z. B. griech. θῡμός, ai. *dhūmá-* : russ. дымъ, Gen. ды́ма, sbkr. *dȉm*, Gen. *dȉma*. Auch von diesem Gesetz wird heute fast allgemein angenommen, daß es schon in balt.-slav. Zeit gewirkt habe, wenngleich das Lettische nach Endzelins maßgeblichem Urteil dieses Gesetz nicht kennt.

In zwei Fällen bleibt dagegen der ursprüngliche Akzent an der alten Stelle: wenn nämlich alle Silben zirkumflektiert oder kurz sind, also nach dem Schema erstens $\breve{\smile} \breve{\smile}$, z. B. griech. κλέος, ai. *śrávas* : russ. сло́во, sbkr. *slȍvo*; zweitens $\breve{\smile} \breve{\smile}$, z. B. griech. πτερόν, russ. перо́, sbkr. *péro*. — J. J. Mikkola konnte in seiner «Ursl. Grammatik», Heidelberg 1913, zahlreiche Beispiele für diese Erhaltung und für die Verschiebung nach LSG. und HG. geben.

Trotzdem bleibt aber noch ein großer Teil der Akzentbewegungen im Ursl. unerklärt. Erst in jüngster Zeit, etwa in den letzten zehn Jahren, ist die Forschung daran gegangen, diesen Restbestand aufzuarbeiten. Besonders wichtig wurde die Erkenntnis, die namentlich durch J. Rozwadowski, Šachmatov und Belić, außer den genannten Gelehrten, gefördert wurde, daß bereits in ursl. Zeit eine Wandlung der Intonationen unter irgendwelchen Bedingungen stattgefunden hat, eine Erscheinung, die zuerst de Saussure «Metatonie» genannt hat. Darnach wandelt sich eine uridg. Länge, d. h. balt.-slav. oder, wie wir weiterhin zweckentsprechender sagen, frühurslavischer Akut in jüngerer ursl. Zeit in einen «neuen Zirkumflex», und eine uridg. Kürze, d. h. frühursl. Zirkumflex in einen «neuen Akut». Mit dieser Metatonie gehen auch verschiedene Akzentverschiebungen vor sich. Nach Lehrs System nun rufen drei Faktoren Metatonie hervor: 1. die Stellung vor einem reduzierten Vokal; 2. die Stellung vor einem alten Akut; 3. die Enklise beim zusammengesetzten Adjektiv. Gegen dieses System ist einzuwenden, daß in maßgeblichen Kategorien trotz Vorhandenseins der beiden ersten Faktoren keine Metatonie eintritt. Van Wijk hat in einer das Wesentliche treffenden Kritik im Rocznik Slawistyczny IX (1921), S. 78—109 die Schwächen der Lehrschen Theorie betont und gezeigt, daß von einer durchgehenden Metatonie

vor einem Halbvokal «nicht die Rede sein» könne, daß ferner «in gewissen Wortgruppen Akut vor Akut nicht zu neuem Zirkumflex geworden ist» und schließt, daß Lehr zwar «in vielen Punkten richtig gesehen» hat, aber die Resultate von Lehrs Untersuchungen seien «nur Hypothesen und keine endgültige Lösung der Probleme». Damit hat van Wijk vollständig recht, und die Idg. Jb. 8, 287 geäußerte Ansicht, daß «die neuesten Untersuchungen über die slav. Metatonie eine neue Grundlage für die slav. Intonationsforschung ergeben» hätten, ist wohl zu optimistisch. Zur Begründung dieser Beistimmung zu van Wijk mögen zwei Gesichtspunkte hervorgehoben werden, die in van Wijks Kritik vielleicht nicht genug betont sind, die aber m. E. beweisen, daß die Aufstellungen Lehrs in der von ihm dargelegten Form nicht richtig sein können. 1. Betreffs der Stellung vor Halbvokalen; der ursl. Typus **lòmŏ*, Gen. **lòma* müßte nach Lehrs Annahme einen sbkr. Nom. Sing. **lôm* ergeben, der mit der Intonation des *o* von allen Singularkasus gestützt wäre, vgl. Gen. *lôma*, Dat. *lômu* usw.; in Wirklichkeit lautet aber der Nom. Sing. *lôm*; wir beobachten also zwar eine Dehnung, aber keine Metatonie. Ähnlich sbkr. *bôg, bòga*; *bôk, bòka*; *gôd, gòda*; *grôm, gròma*; *dô, dòla*; *dôm, dòma* usw. Dieser Typus ist deshalb besonders wertvoll und entscheidend, weil Analogie keinesfalls gewirkt haben kann. — 2. Betreffs der Stellung vor altem Akut; in dem ursl. Typus **ràna* sind beide Silben akuiert. Nach Lehr sollten wir also auf dem ersten *a* neuen Zirkumflex erwarten, so daß im Čechischen das Wort **rana* lauten müßte; es heißt aber *rána*. Hier Analogie etwa nach dem Akk. Sing. anzunehmen, ist m. E. methodisch unmöglich; denn in einigen Kasus haben wir tatsächlich metatoniertes, also kurzes *a*: im Instr. Sing. *ranou*, im Gen. Plur. *ran*, im Dat. Plur. *ranám*, im Instr. Plur. *ranami*, im Lok. Plur. *ranách* Ein lautgesetzliches **rana* wäre also vielseitig gestützt gewesen. Ähnlich *kráva, kravou*; *jáma, jamou*; *žába, žabou*; *tráva, travou*; *síla, silou*; *díra, děrou* u. v. a. Es ist also zunächst unsere Aufgabe, andere Grundbedingungen für die Entstehung der Metatonie zu suchen und zu finden.

In einem Falle tritt vor einem (später) reduzierten Vokal stets Metatonie ein, nämlich wenn er ursprünglich betont war; ich meine den Typus sbkr. *bŏb, bòba*, für den H. Hirt. IF. 10 (1899), S. 47 f. ein reiches Material nachgewiesen hat. Ein so formuliertes Gesetz: «Frühurslav. unbetonte, zirkumflektierte oder kurze Silbe erleidet vor betontem Halbvokal Metatonie, erhält also neuen Akut und zieht den Wortton an sich», dürfte kaum von jemandem bestritten werden. Und wenn nun

der Gen. Plur. auf *-ŏ* stets auf der vorhergehenden Silbe Metatonie erleidet, so werden wir lieber auf seine frühurslav. Endbetonung schließen als auf konsequente Metatonie vor jedem Halbvokal. Jedenfalls aber ist das Wesen und der Ursprung des Gen. Plur. auf *-ŏ* noch ganz unklar; und entweder war er ursprünglich endbetont — dann bedarf das Gesetz keiner Erweiterung; aber, von anderen Schwierigkeiten abgesehen, wäre eine häufige Durchbrechung des HG. anzunehmen — oder er hatte eine derartig isolierte Form, meinetwegen dreimorige Länge, daß sie sich bis auf den heutigen Tag in der Metatonie widerspiegelt.

In einigen sehr charakteristischen Formenkategorien, sowie in einigen isolierten Einzelfällen erleidet das LSG. eine Ausnahme, die befriedigend zu erklären teils noch nicht gelungen, teils noch nicht versucht ist. Es hat deshalb bis in die jüngste Zeit hinein nicht an Stimmen gefehlt, die dem LSG. überhaupt die absolute Gesetzmäßigkeit abgesprochen haben. Zu den Ausnahmen gehören: 1. mehrere feminine *ā-* und *jā*-Stämme, nämlich die Typen **dòbā*, **kòrā*, **vòl'ā*; 2. mehrere neutrale *o-* und *jo*-Stämme in ihren Pluralkasus, der Typus **sèlā* zum Nom. Sing. **selò*; 3. einige konsonantische *n*-Stämme (uridg. *-ēn*, vgl. griech. ποιμήν), Typus **plèmę*; 4. einige isolierte Fälle, z. B. **òbā* (vgl. lit. *abù*). — Es kann nicht zweifelhaft sein, daß wir hier ursprüngliche Oxytona vor uns haben; das beweist vornehmlich der zweite Typus: *selò* erlitt keine Veränderung; dann muß die Akzentverschiebung auf die erste Silbe jünger sein. Da mit dieser Akzentverschiebung Metatonie verbunden ist, wie čech. *kůra*, *vůle*, russ. dial. *vωl'a* ergibt, so können wir diese Entwicklung in die gleiche Zeit wie die im vorhergehenden Absatz dargelegte einreihen; überhaupt hindert nichts, die Wirkung der Metatonie unter den verschiedenen Bedingungen als gleichzeitig anzunehmen. — Für die angeführten vier Kategorien ein Gesetz zu finden, erscheint zunächst schwierig. Denn in der frühursl. Silbenfolge: unbetonte, zirkumflektierte oder kurze Silbe + betonte akuierte Silbe zeigt sich ein doppeltes Resultat: teilweise geht der Akzent auf die metatonierte, also neu akuierte vorhergehende Silbe über, wie in den angeführten vier Kategorien. Teilweise tritt keine Metatonie ein und der Akzent bleibt auf der letzten Silbe. Da typische lautliche oder sonstige Unterschiede tatsächlich nicht vorhanden sind — die Versuche, solche zu konstruieren, haben niemand überzeugt —, so kommen wir um die ultimative Fragestellung schlechterdings nicht herum: Welche Entwicklung ist lautgesetzlich, welche analogisch? Hier zeigt sich

nun, daß in allen Fällen, in denen der Akzent auf der Endsilbe bleibt, Vorbilder nicht nur vorhanden sind, sondern sich geradezu aufdrängen, daß dagegen in den obigen vier Kategorien Vorbilder teils nicht vorhanden sind, teils nur an den Haaren herbeigezerrt werden können. Daraus muß ich die Folgerung ziehen und als gesetzlich feststellen: «Unbetonte, zirkumflektierte oder kurze Stammsilbe erleidet vor betonter akuierter Endsilbe Metatonie, erhält also neuen Akut und zieht den Ton auf sich», nach dem Schema $\breve{} \acute{} > \grave{} -$. Das dem Indergermanisten nächstliegende Beispiel dürfte das unter 4. genannte sein: aus dem Verhältnis russ. бокъ, Gen. Sing. бóка, aber Nom. Du. бокá, oder рогъ, Gen. Sing. póга, aber Nom. Du. рогá, sowie aus dem griech. akutierten Nom. Du. auf ω, z. B. τὼ ὀφθαλμώ, geht mit Sicherheit hervor, daß wir hier auf der Endsilbe alten Akut haben. Ein anderer isolierter Fall liegt im Instr. Sing. fem. einiger Pronomina vor; der lit. Instr. *rąkà* weist auf Akut in der Endsilbe, die russ. Pronominalformen тогó, томý usw. deuten auf ursprüngliche Oxytonierung; wenn wir nun daneben тóю haben als Instr. Sing. fem., so ist die Form wohl nur lautgesetzlich durch Akzentzurückziehung zu erklären. — Wichtig ist eine zeitliche Bestimmung für die Wirksamkeit dieses Gesetzes: Hätte das LSG. vor ihm gewirkt, so wäre dadurch die Wirkung des LSG. wieder aufgehoben worden: also muß das LSG. später gewirkt haben. Da aber mit dem obigen Gesetze zugleich Metatonie eintritt, die sich in nichts von der sonstigen Metatonie unterscheidet, so haben wir Grund genug anzunehmen, daß die Gesetze der Metatonie vor dem LSG. gewirkt haben. Da ferner die Metatonie im Slav. völlig anders auftritt als im Balt., so folgt daraus, daß das LSG. nicht in balt.-slav. Zeit gewirkt haben kann, sondern im Einzelleben beider Sprachzweige, wie es bisher namentlich Hirt und Meillet, im Gegensatz zu der Majorität der Forscher, angenommen haben. Das LSG. ist in der Tat wohl das zeitlich letzte Akzentverschiebungsgesetz in ursl. Zeit, und es bestätigt sich die alte Erfahrung, daß die jüngsten Gesetze die wenigsten Ausnahmen haben — und das LSG. hat im Slav., von jungen, einzelsprachlichen Lehnwörtern abgesehen, keine Ausnahme —, und daß sie infolgedessen oft am leichtesten und frühesten entdeckt sind; sie werden von jüngeren Einflüssen weniger verschleiert, ziehen vielmehr leicht Analogien nach sich und verdunkeln dadurch ältere Zustände und Gesetze. — So auch hier: eine nicht geringe Zahl von Fällen, die nach den obigen Ausführungen den Akzent von der akuierten Endsilbe auf die neu akuierte Stamm-

silbe verschieben mußten, wurden mit der übergroßen Zahl der nach dem LSG. akzentuierten Wörter mitgerissen. Dafür ein Beispiel: frühursl. **bèrǫ* (vgl. griech. φέρω) wurde nach LSG. spätursl. **berǫ̀* (russ. беру́); darnach analogisch der Typus frühursl. **grỳzǫ* (griech. βρύχω), spätursl. **gryzǫ̀* (russ. грызу́, sbkr. *grízēm*), ähnlich **kladǫ*, **kradǫ*, **padǫ*, **dajǫ*, **kyṕǫ*, **stydjǫ*, **chytrjǫ* u. a. So ist es kein Wunder, wenn Formen vom frühursl. Typus **mogǫ̀*, dann **mògǫ* von der Woge des LSG. mitgerissen wurden und ein spätursl. **mogǫ̀* ergaben (russ. могу́, sbkr. *mògu*, čech. *mohu*). Eine grundsätzlich parallele Erscheinung liegt etwa in russ. въ дыму́ vor, wo gleichfalls das LSG. so viele Vorbilder geschaffen hatte, daß dieses nach HG. auf der Stammsilbe akuierte-akzentuierte Wort Endbetonung im Lok. Sing. annahm.

Endlich bleibt eine dritte Kategorie von Fällen zu besprechen, in denen Metatonie wirkt und Akzentverschiebung mit ihr einhergeht. Ein Typus russ. голо́ čak. *golȍ*, der alt ist, hat neben sich ein jüngeres russ. го́лое čak. *gȍlō*. Meines Erachtens ist van Wijk der Erklärung dieses Typus am nächsten gekommen, wenn er 1916 im Archiv f. slav. Phil. 36 auf Sievers' «Grundzüge der Phonetik» hinweist und die Metatonie mit den von Sievers beschriebenen «formell bedingten Tonlageunterschieden» in Zusammenhang bringt. Meines Wissens ist niemand diesem Erklärungsversuche näher nachgegangen, wahrscheinlich deshalb, weil er zu unbestimmt gehalten ist und dem Philologen keine feste Handhabe bietet. Van Wijk hat aber an seinem Erklärungsgrundsatz festgehalten und steht in diametralem Gegensatz zu Lehr, wenn er 1920 im Archiv f. slav. Phil. 37, S. 7 in erheblich schärfer umrissener Form die Erklärung für die Metatonie gewisser Sprachformen angibt: «. . . infolge der Intonationsänderung, die durch . . . Verlängerung des Wortes . . . stattfand»; oder wenn er im Rocznik Slawistyczny 9 (1921), S. 101 sagt: «Wenn von einem Stamme mittels Suffixe und etwaiger Präfixe eine Anzahl verschiedener Formen gebildet wird, so hat jede dieser Formen ihre eigene Tonbewegung und infolgedessen wechseln auf der Stammsilbe einige Intonationen miteinander». Wo van Wijk Sievers zum Beweis angeführt hat, geschieht dies auf Grund der «Grundzüge der Phonetik», die Sievers selbst inzwischen in wesentlichen Punkten überholt hat. Sievers hat nämlich neuerdings in seinen «Metrischen Studien» IV, 1 (1918) ein Gesetz von grundlegender Bedeutung formuliert, das meines Erachtens auch auf diese dritte Kategorie der Metatoniefälle klärendes Licht wirft, ich meine Sievers'

«Gesetz von Grad und Ungrad», das folgendermaßen lautet (S. 22): «Sprachliche oder rhythmische Gruppen von gerader Gliederzahl liegen, ceteris paribus, in der Tonskala prinzipiell konträr zu solchen von ungerader Gliederzahl»; Sievers nennt dieses Gesetz ein «auch für die Metrik der verschiedensten Zeiten und Völker höchst wichtiges». Für die Wirkung des Sieversschen Gesetzes auf Laut- und Akzentwechsel ist ein von Sievers im mündlichen Unterricht angeführtes Beispiel sehr charakteristisch, der Gegensatz von deutsch «lèbend» und «lebèndig».[1] — Betrachten wir nun die Tatsachen der urslav. Akzentverschiebung unter dem Gesichtspunkte des Sieversschen Gesetzes von Grad und Ungrad, so fallen sofort mehrere Gesetzmäßigkeiten in die Augen. Vorausgeschickt sei der aus den Tatsachen sich ergebende Grundsatz: «Wenn in einer urslav. gleichen Formengruppe die Silbenzahl im Verhältnis von Grad und Ungrad wechselt, so tritt Metatonie und gegebenenfalls Akzentverschiebung ein». Dabei ist unter «gleicher Formengruppe» zu verstehen z. B. das Deklinationsparadigma der Kasus eines Nomens oder Adjektivs; nominale oder verbale Ableitungen von einem Nomen; zusammengesetztes und unzusammengesetztes Adjektiv; beim Verbum einerseits der Präsensstamm mit seiner Flexion und seinen Ableitungen wie z. B. die Iterativbildungen, andererseits der Infinitivstamm mit seinen Ableitungen. Als zweiter Grundsatz ergibt sich: «Innerhalb einer Formengruppe sind die Formen mit geringerer Silbenzahl konservativ, diejenigen mit größerer Silbenzahl erleiden Metatonie und gegebenenfalls Akzentverschiebung». Und demnach ergeben sich folgende Regeln:

1. «Wird ein frühurslav. anfangbetontes Wort, dessen erste Silbe ursprünglich zirkumflektiert oder kurz ist, in der gleichen Formengruppe um eine Silbe verlängert, so rückt der Ton in der verlängerten Form auf die zweite Silbe, die neuen Akut erhält», nach dem Schema: einerseits ◡̀ ◡̄, andererseits ◡ ̀ꙁ ◡. Beispiele: griech. αὖος, lit. *saũsas,* russ. neutr. су́хо, andererseits dreisilbig, zusammengesetzt: сухо́е; oder russ. до́рогъ, до́рого, čak. *drâg*, *drâgo*, andererseits russ. дорого́й, дорого́е, čak. *drágī*, *drágō*. — Ferner: ai. *dámaḥ*, griech. δόμος, russ. домъ, Gen. до́ма, andererseits der um eine Silbe verlängerte, ursprüngliche Lok. Sing. russ. домо́вь, čech. *domů*; ähnlich

[1] Für die Wirkung dieses Gesetzes im Altenglischen hat ein feines, als Parallele zum Slav. charakteristisches Material beigebracht B. Borowski, «Zum Nebenakzent beim ae. Nominalkompositum» (= Max Försters Veröffentlichungen der Sächs. Forschungsinstitute in Leipzig III, 2), Halle 1921, S. 148 ff.

der Gen. Plur. russ. домо́въ, čech. *domů(v)*, sbkr. *dòmōvā*; oder russ. кость, Gen. Sing. ко́сти, čak. *kȍsti*, dagegen der ursprünglich dreisilbige Gen. Plur. russ. косте́й, čak. *kostí*. — Ferner griech. φέρω, frühursl. **bèrǫ*, dagegen dreisilbig griech. φέρετε, aber russ. берёте, wie auch die übrigen Präsensformen берёшь, берётъ, берёмъ; oder ai. *yábhati*, frühursl. **jèbǫ*, dann aber russ. ебёшь, ебёте, sbkr. *jèbeš*, *jèbete*. — Ferner ai. *bhágas*, aber die dreisilbige Ableitung russ. бога́тъ, бога́то, sbkr. *bògat*, *bògato*. — Oder von dem zweisilbigen Grundwort russ. долъ, Gen. до́ла lautet die dreisilbige Ableitung russ. доли́на, sbkr. *dòlina*; oder von russ. ходъ, хо́да die dreisilbige verbale Ableitung russ. ходи́ть, sbkr. *hòditi*. — Neben dem die alte Betonung aufweisenden zweisilbigen Akk. Sing. russ. ру́ку, sbkr. *rûku* haben wir den ursl. dreisilbigen Instr. Sing. russ. руко́ю, slov. *rokǫ́*; ganz analog Dat. Plur. russ. рука́мъ, čak. *rūkán*, Instr. Plur. russ. рука́ми, Lok. Plur. рука́хъ. — Liegt ein dreisilbiges Wort als die kürzeste Form zugrunde, so ist die Entwicklung die grundsätzlich gleiche: russ. ве́село, čak. *vȅselo*, andererseits die durch Komposition viersilbig gewordene Form russ. весёлое, čak. *vesȅlō*.

2. «Wird ein frühursl. aus zwei zirkumflektierten oder kurzen Silben bestehendes, oxytoniertes Wort in der gleichen Formengruppe dreisilbig, so rückt der Ton auf die erste Silbe, die neuen Akut erhält», nach dem Schema: einerseits ◡ ◡̀, andererseits ˋ⊇ ◡ ◡. Beispiele: ai. *kr̥ṣṇá-*, russ. черно́, čak. *čȓnȍ*, andererseits dreisilbig, zusammengesetzt: russ. чёрное, čak. *čŕnō*; oder russ. бѣлъ, бѣло́, čak. *bél*, *bēlȍ*, andererseits russ. бѣлый, бѣлое, čak. *bélī*, *bélō*, čech. *bílý*, *bílé*. — Ferner griech. πτερόν, russ. перо́, sbkr. *pèro*, andererseits das ursprünglich dreisilbige Kollektivum russ. пе́рье, sbkr. *pêrje*; analog russ. Nom. Plur. цвѣты́ 'Blüten', dazu das um eine Silbe verlängerte Kollektiv slov. *cvętje*, čech. *kvítí*. — Ferner zu dem čak. Oxytonon *krȍv*, Gen. Sing. *krovȁ* lautet der aus ursprünglich dreisilbigem **krověchъ* hervorgegangene Lok. Plur. čak. *krȍvīh*. — Ferner zu der frühursl. 1. Sg. *mogǫ̀* haben die um eine Silbe vermehrten übrigen Präsensformen neuen Akut und Wortton auf der ersten Silbe: russ. мо́жешь, мо́жете usw., čech. *můžeš*, *můžete* usw.; analog zu zweisilbigem frühursl. **vodjǫ̀* ein dreisilbiges russ. во́дишь, во́дитъ, во́дите, sbkr. *vȍdīš*, *vȍdī*, *vȍdīte*.

3. «Wird ein ursl. anfangsbetontes Wort, dessen erste Silbe ursprünglich akuiert war, in der gleichen Formengruppe um eine Silbe verlängert, so wandelt sich der Akut in einen neuen Zirkumflex, behält aber den Wortakzent», nach dem Schema: einerseits ⏑́ ◡̀,

andererseits ◡ – ◡. Beispiele: čak. *mȃlo*, čech. *málo*, dagegen zusammengesetzt, dreisilbig čak. *mālo*, čech. *malé*; ähnlich čak. *stâro*, čech. *stáro*, dagegen čak. *stārō*, čech. *staré*. — Ferner frühursl. **bǫ̀dǫ* (beide Silben akuiert), dagegen dreisilbig mit neuem Zirkumflex auf der ersten Silbe: čech. *budeš*, *bude*, *budete*, slov. *bǫ̑deš*, *bǫ̑de*, *bǫ̑dete*, poln. *będziesz*, *będzie*, *będziecie*. — Ferner zu dem zweisilbigen Nom. Sing. **ràna* (beide Silben akuiert, vgl. čech. *rána*) lauten die ursprünglich dreisilbigen Formen für den Instr. Sing., Dat. Instr. Lok. Plur. čech. *ranou*, *ranám*, *ranami*, *ranách*, also mit neuem Zirkumflex; analog slov. *lípa*, aber *z lîpo*, *ríba*, aber *z rîbo*. — Ferner poln. (*prze-*)*prządz* (aus zweisilbigem **-prędti*) neben (*prze-*)*przędać* (aus dreisilbigem **-prędati*); ähnlich poln. (*przy-*)*siądz* neben (*przy-*)*sięgać*. — Oder čech. *kráva* (ursprünglich beide Silben akuiert) neben ehemals dreisilbigem *kravka* (aus **kravъka*); entsprechend slov. *bràt* neben Dim. *brâtec* oder dem Kollektivum *brâtja*.

4. Ähnliche Wandlungen der Intonation und des Akzentes beobachten wir, wenn ein Wort durch Präfigierung um eine Silbe vermehrt wird. Allerdings ist das durchgehends nur bei nominaler Komposition der Fall, selten bei verbaler. Der Grund für die verschiedene Behandlung liegt darin, daß die nominalen Komposita von Anfang an untrennbar fest verbunden sind, während die verbalen Komposita eine Trennung durch andere Satzteile gestatten. Wenn nun im Sbkr. ein paar verbale Komposita Metatonie aufweisen und damit eine andere Physiognomie erhalten als ihre Simplizia, so scheint mir das darauf hinzudeuten, daß im Ursl. die Festigung der verbalen Komposita eben begann, als die Gesetze der Metatonie wirkten. Jedenfalls gewinnen wir aus den ursl. Betonungsverhältnissen die Schlußfolgerung, daß zu der Zeit, wo die Metatoniegesetze wirksam waren, die nominale Komposition gefestigt war, daß dagegen die Verba von ihren Präfixen noch getrennt werden konnten. — Für die nominalen Komposita ergibt sich nun die Regel: «Betonte, zirkumflektierte oder kurze Stammsilbe eines Nomens erhält nach einem Präfix neuen Akut», nach dem Schema: einerseits ◡ ◡, andererseits ◡ | ◝ ◡. Da auch diese Metatonie, wie in den vorher besprochenen Kategorien, zeitlich vor dem LSG. stattfindet, bedeutet jene Regel, daß nominale Simplizia dem Akzentwechsel des LSG. unterliegen, dagegen die Komposita nicht. Diese Tatsache ist durch die Forschung der letzten Jahre festgestellt worden; es mögen also ein paar, der Vollständigkeit halber beigefügte Beispiele genügen: russ. **родъ**, Gen. Sing. **рóда**, Lok. Sing. **въ родý**; dagegen **парóдъ** stets mit festem Akzent. Oder

бѣдá, Nom. Akk. Plur. бѣды; aber побѣда. Oder endlich гóродъ, Gen. Sing. гóрода, aber огорóдъ, огорóда.

Fassen wir also kurz chronologisch die Entwicklungslinie der Akzentuation vom Uridg. bis zum Ausgang der ursl. Periode zusammen, so erweist sich als ältestes Gesetz das HG., das möglicherweise als balt.-slav. zu bezeichnen ist: — ◡́ > ◡̀ —. Zweitens folgen die Gesetze der Metatonie: ◡̀ъ = ◡̂ъ; ◡̀ — > ◡̂ —; ◡́ ◡̃, ◡̀ ◡̂; ◡ ◡́, ◡̂ ◡ ◡; ◡̀ ◡̃, ◡́ ◡̃ ◡̃; ◡́ ◡̃, ◡̂ ◡̃ ◡̃; ◡́ ◡̃, ◡̃ / ◡̂ ◡̃. Als drittes schließt sich LSG. an: ◡́ — > ◡̌ ◡̀. Die zweite Gruppe und LSG. erweisen sich als jünger als das Balt.-slav. — Damit löst sich, soweit zweisilbige und mit zweisilbigen zur gleichen Formengruppe gehörige dreisilbige Wörter in Betracht kommen, jeder uridg. Akzent bis zum Ausgang der ursl. Periode leicht auf, wie andererseits von jedem slavischen Worte, dessen ursl. Akzent gesichert ist, Rückschlüsse auf seine uridg. Akzentuation möglich sind.

Auf einen Fall mag nun noch aufmerksam gemacht werden, bei dem das Sieverssche Gesetz von Grad und Ungrad auch slavisch einzelsprachlich wirkt, allerdings in durchaus anderer Form als im Ursl. Slavisch einzelsprachlich ist bekanntlich der Schwund der schwachen Halbvokale, wodurch ein Wort normalerweise um eine Silbe verringert wird. Dadurch treten Änderungen im Wortrhythmus ein, die sich in den verschiedenen slavischen Einzelsprachen verschieden widerspiegeln. So wird im Sbkr. und Slov. ein vorhergehender kurzer Vokal, der nicht neuen Akut hat, gedehnt (also nicht etwa metatoniert), im Čech. und Poln. bleibt er normalerweise kurz. Ein vorhergehender zirkumflektierter Langvokal bleibt im Sbkr. und Slov. lang (wird also nicht etwa durch Metatonie akutiert, d. h. gekürzt), im Čech. erscheint er normalerweise gekürzt, was ebenfalls nicht auf Metatonie schließen läßt; im Poln. tritt in den maßgeblichen Fällen, in denen mit Nasalvokal, meistens ą auf, was mit dem Reflex des alten oder neuen Akut übereinstimmt. Ein vorhergehender akuierter Langvokal bewahrt im Sbkr., Slov., Čech. und Poln. grundsätzlich seinen Akut. Eine besondere Stellung nimmt das Supinum ein, das von jeher anfangsbetont ist, also demnach keine Metatonie erleiden konnte; es steht einerseits mit dem Infinitiv in engster rhythmischer Beziehung, zugleich verliert es durch den Abfall des Halbvokals eine Silbe an Wortumfang.

Sind damit die Probleme, die für den Indogermanisten und den Slavisten die akzentuelle Entwicklung des Ursl. betreffen, hinreichend charakterisiert, um nicht gelöst zu sagen? Selbst abgesehen davon,

daß die drei- und mehrsilbigen Wörter zu spärlich und einstweilen etymologisch zu unsicher sind, als daß man für sie Akzentgesetze formulieren dürfte, auch abgesehen von einzelnen Abweichungen, die uns in nicht geringerer Zahl auch bei der Vergleichung der griech. und ai. Wörter hinsichtlich ihres Akzentes entgegentreten und die meist ohne rechte Überzeugungskraft von jedem Forscher mehr oder weniger gezwungen erklärt werden können, — gibt es keine noch ungeklärte Kategorien von Ausnahmen? Auf eine mag jedenfalls hingewiesen werden: ich meine Abweichungen von HG., die namentlich bei den Iterativbildungen der Verba auffallen. Beispiele: russ. знава́ть zu знать, sbkr. *znávati* zu *znàti*; russ. бы́вать zu быть, sbkr. *-bívati* zu *bîti*; russ. -одѣ́вать zu одѣть, sbkr. *odijèvati* zu *òdjeti*. Wenn der iterative Typus uridg. ist, so bleibt wohl keine andere Erklärung, als bereits für das Uridg. in gewissen Formengruppen einen Zirkumflex für Langvokale auch in Mittelsilben als möglich anzusehen. Der Betonungswechsel würde sich dann sehr leicht nach der ersten Regel der nach dem Gesetz von Grad und Ungrad erfolgten Metatonie ergeben. Hier zeigt sich nun der leidige Mangel, daß viele der häufigsten Formentypen des Ursl. noch durchaus nicht erklärt sind, und hier gibt es für die Zukunft noch ein ergiebiges Maß von Arbeit. Im vorliegenden Falle bin ich aus bedeutungsgeschichtlichen Gründen zu der Überzeugung gelangt, daß das ursl. Iterativformans *-v-* identisch ist mit dem lateinischen Perfektformans *-v-*. Die ältesten lat. *v*-Perfekta haben «perfektische» Bedeutung, z. B. *novi* ‘ich kenne, weiß’, das formantisch mit dem oben angeführten ursl. Iterativ **znavati* aufs engste zusammenhängt. Daß die perfektische Bedeutung mit der imperfektiven (iterativen) eng verknüpft ist, konnte ich für das Lat. in einer Abhandlung über die Aktionsarten im Lat. 1917 nachweisen. Ich schließe also, daß schon uridg. mit dem Wechsel von perfektiver und imperfektiver Aktionsart ein Intonationswechsel Hand in Hand geht. Wir haben ja auch genug andere Fälle, wo uridg. Langvokal sich als ursl. Zirkumflex widerspiegelt. Dahin gehören die etymologisch sicheren Fälle wie ai. *ādyá-* ‘eßbar’, *ádya-* ‘Nahrung’ gegenüber ursl. **édja* (mit zirkumflektiertem, frühursl. betontem *ě*, vgl. russ. ѣ́жа, slov. *jéja* ‘Speise’); ai. *jīvá-*, lat. *vīvus*, lit. *gývas* gegenüber russ. живъ, жива́, sbkr. *žîv, žîva, žîvo*, čech. *živ, živa, živo*, ‘lebendig’, vgl. auch russ. живу́, живёшь, житьё, живо́ть, жильё usw., sbkr. *živīm, življeti, žîće, žîvot*; griech. ᾠόν gegenüber sbkr. *jáje*; griech. πῡρός ‘Weizen’ gegenüber slov. *píra* ‘Spelt’, russ. пырей ‘Quecke’; ai. *sūnú-*, lit. *sūnùs* ‘Sohn’ gegenüber sbkr.

sîn, *sîna*. Ferner vgl. man russ. садъ, въ саду́, sbkr. slov. *sâd*, *sâda*, čech. *sad*, *sadu*, dazu russ. сажу́, сади́ть, sbkr. *sâdīm*, *sâditi*, čech. *sadím*, *saditi*; oder russ. стыдъ, стыда́, sbkr. (mit alter Anfangsbetonung) *stîd*, *stîda*, čech. *styd*, *stydu*, dazu russ. стыжу́сь, стыди́ться, sbkr. *stídīm se*, *stíditi se*, čech. *stydím se*, *styditi se*; oder russ. ма́сло, Nom. Plur. масла́, sbkr. *màslo*, Nom. Plur. *màsla*, dazu der *i*-Stamm russ. масть, въ масти́, sbkr. *mâst*, Lok. Sing. *másti*, čech. *mast*, *masti*; oder russ. хвала́, sbkr. *hvála*, dazu russ. хвалю́, хвали́ть, sbkr. *hválīm*, *hváliti*. Derartige Fälle lassen sich außerordentlich vermehren; und mag in dem einen oder anderen Fall eine jüngere ursl. oder gar einzelsprachliche analogische Neuerung des Akzentes oder der Intonation vorliegen, für jeden einzelnen und für die einzelnen Kategorien es anzunehmen, geht nicht an. Jedenfalls ist meines Erachtens z. B. van Wijks Skepsis (Akzent- und Intonationssysteme, S. 72 ff.) nicht berechtigt. Hier hat also die idg. Sprachwissenschaft einzusetzen und die Frage zu beantworten, ob und unter welchen Bedingungen die Langvokale und -diphthonge im Uridg. zirkumflektierte Intonation in Mittelsilben besessen haben.

Soviel mag hier über den in den letzten Jahren am meisten erörterten Problemenkomplex der slavischen Akzentuation genügen [1], der in A. Brückners Arbeit «Slavisch-Litauisch» in W. Streitbergs «Geschichte der idg. Sprachwissenschaft II, 3: Erforschung der idg. Sprachen» 1917 noch nicht hinreichend berücksichtigt werden konnte. Es mag für die Kennzeichnung des Standes und der Aufgaben der slavischen Sprachwissenschaft, die seitdem im wesentlichen die gleichen geblieben sind, ein nachdrücklicher Hinweis auf Brückners geistvoll sprühendes, an fruchtbaren Kombinationen und genialen Ausblicken reiches Buch genügen; die Forderungen, die Brückner an die Erforschung der Probleme der Lautlehre und Formenlehre stellt, haben

[1] Es braucht bloß erwähnt zu werden, daß an dieser Stelle nur Hinweise, Proben der wichtigsten Kategorien und Beispiele aus einzelnen Slavinen gegeben werden konnten. Daher ist auch von jeder Polemik in Einzelheiten abgesehen worden. Ich hoffe jedoch, in nicht zu ferner Zeit ein ausführlicheres Material bieten zu können. — Hier möchte ich meinem verehrten Lehrer, Herrn Geheimrat Prof. E. Sievers, meinen herzlichsten Dank aussprechen, daß er meiner Auffassung sein reges Interesse gewidmet und sie eingehend mit mir durchgesprochen hat. Zur Erklärung der nach seinem Gesetz von Grad und Ungrad erfolgten Akzentverschiebung weist Sievers mich namentlich noch darauf hin, daß durch den Wechsel der Silbenzahl die musikalische Tonbewegung der Wörter geändert wird und daß die musikalisch höhere Silbe den exspiratorischen Iktus nach sich zieht.

bleibende Gültigkeit. Auch die Syntax ist seitdem kaum weiter in Angriff genommen worden.

Wenn Brückner S. 49 klagt, daß «das Studium des Nordserbischen beider Dialekte . . nicht als blühend bezeichnet werden» könne, so zeigt sich inzwischen eine Besserung. Auf E. Muckes und J. Baudouin de Courtenays Anregung hin hat L. V. Ščerba eine von den übrigen ziemlich stark abweichende, daher wichtige Mundart, die von Muskau, untersucht und in Petersburg 1915 veröffentlicht. Das Buch stellt einen entschiedenen Fortschritt dar und ist namentlich durch die Textbeilagen, die dem feingeschulten Phonetiker besonders gut gelingen mußten, eine ausgezeichnete Ergänzung zu Muckes Werk, das inzwischen ein Menschenalter überschritten hat und naturgemäß nicht mehr allen Bedürfnissen genügen kann. Empfindlich ist bei Mucke der Mangel an Klarheit, wo in den sprachlichen Erscheinungen Gesetzmäßiges, wo Sekundäres, Analogisches vorliegt. Hier kann nur ein stärkeres Zurückgehen auf die altwendischen Quellen fördern, und so glaube ich mit einer grammatischen Bearbeitung des ältesten obersorbischen Druckes (Warichius' Katechismus, 1597) der Erforschung der wendischen Sprache einen Dienst geleistet zu haben. Eine altniedersorbische Handschrift sieht der Veröffentlichung durch den polnischen Gelehrten v. Taszycki entgegen.

Ščerbas erwähntes Buch Восточнолужицкое нарѣчіе I hat eine ausführliche Rezension von A. A. Šachmatov (in den Izvěstija otd. russk. jaz. i slov. XXI, 2, 1916, S. 237 ff.) gefunden, die zwar geistvoll wie jedes Wort Šachmatovs ist, aber als Besprechung eines dem gegebenen Gebiete ferner stehenden Gelehrten von nicht besonders erheblichem Belang wäre, wenn nicht Šachmatov gewisse Grundprobleme nicht nur der sorbischen Grammatik, sondern der Slavistik überhaupt aufgerollt hätte, so daß seine Arbeit Idg. Jb. 8, 245 als «außerordentlich wichtig» und «durch die Behandlung der ursl. Intonationsverhältnisse . . . und durch die ausgezeichnete Behandlung der Verwandtschaftsverhältnisse der sorbischen Mundarten und der sorbischen ‚Spracheinheit'» als «das Beste, was (seit Mucke) über sorbische Sprachgeschichte» existiere, bezeichnet werden konnte. Dem wird niemand beistimmen, der den sorbischen Vokalismus, das Verhältnis der sorb. Mundarten zueinander und zum Westslav. überhaupt kennt. — Von dem Reflex der ursl. Intonationen spricht Šachmatov wiederholt und weist namentlich auf die verschiedene Behandlung der verschieden intonierten *tort-*, *tolt-* usw. Gruppen im Sorb. hin; daß sie bei ursprünglich steigender Intonation im Muskau-

ischen meist gedehnt, bei fallender kurz erscheinen, steht aber in voller Deutlichkeit bei Ščerba (S. 32 ff.), der gegen seine sonstige Gewohnheit die verwandten slav. Sprachen und sogar das Lit. zum Vergleich heranzieht. Überdies hatte bereits Fortunatov im Archiv f. slav. Phil. IV, S. 575 ff. auf die verschiedenen Reflexe der Intonationsunterschiede bei den *tort*-Gruppen im Sorb. aufmerksam gemacht. Aber niemand hat die Ehre dem ersten Entdecker dieser Tatsache zuteil werden lassen; schon 1855 hat M. Hórnik im Časopis Maćicy Serbskeje (S. 72 ff.) in der zu seiner Zeit üblichen Terminologie deutlich genug ausgesprochen, daß ursl. steigend intoniertes *tort* im Sorb. *trót* (mit «verengtem» *o*), fallend intoniertes *tort* dagegen *trot* (mit offenem *o*) ergibt. Wenn Šachmatov ferner eine von Ščerba sehr zaghaft ausgesprochene Hypothese, daß ursl. zirkumflektiertes *ę* im Sorb. zu *o* werde, akuiertes *ę* dagegen den *e*-Laut bewahre, zurückweist, so hat Šachmatov sicherlich recht. Was aber dieser zur Erklärung der doppelten Vertretung von ursl. *e* durch *e* und *o* anführt, hält gleichfalls der Kritik nicht stand; maßgebend sind erstens die Stellung zu der im Sorb. neu eingeführten Akzentstelle, zweitens die umgebenden Laute. Infolge dieser Faktoren ist, wie mich E. Sievers belehrt, bald Steigton, bald Fallton entstanden, die mit dem ursl. Akut und Zirkumflex keinen nachweisbaren Zusammenhang aufweisen und unter Fallton ist *e* zu *o* entwickelt, unter Steigton erhalten. Wenn endlich Šachmatov S. 269 annimmt, daß ursl. *-ięje* sich sorb. als *-e*, dagegen *-bję* als *-o* widerspiegele, so spricht das Tatsachenmaterial entschieden gegen eine solche Hypothese. Jedenfalls macht der sorb. Vokalismus den Eindruck, als ob hier relativ sehr früh und sehr energisch die Anfangsbetonung durchgedrungen sei, so daß m. E. das Suchen nach alter Akzentstelle und alter Intonation überall vage, gefährliche Hypothese bleibt, ausgenommen die *tort* usw.-Gruppen, wo zwar auch die alten Verhältnisse stark verwischt sind, aber sich doch noch hinter einem Schleier zeigen, den, wie gesagt, als erster M. Hórnik gelüftet hat.

Was nun die beiden anderen von Šachmatov erörterten Probleme: das Verhältnis der sorb. Mundarten untereinander und zum Westslav. und Urslav. anlangt, so finden wir die alte Stammbaumtheorie in reinster Form. Und doch hatte schon Mucke das Sorbische wiederholt als die sprachliche Brücke zwischen Polnisch (besser Lechisch) und Čechisch bezeichnet, hatte Ščerba die Annahme eines Ursorbisch als Grundlage einer grammatischen Betrachtung in einem kurzen Satze mit Recht abgelehnt, und auch A. Brückner (S. 50) weist auf

die eigentümliche, lehrreiche Stellung des Sorbischen hin als Vermittlerin zweier Sprachen entsprechend der geographischen Lage, «die von neuem darauf hinweist, wie die heutige Gruppierung der Slavenwelt . . . die Verhältnisse der Urheimat ziemlich ungetrübt widerspiegelt und alle phantastischen Verwandtschafts- und Wanderungsannahmen widerlegt», — so rügt gerade Šachmatov, daß Ščerba nicht das Ursorbische zum Ausgangspunkt seiner Darstellung gemacht habe. Šachmatov stellt drei sorbische Sprachen fest, nämlich Obersorb., Muskauisch und Niedersorb.; nach Šachmatovs Grundsatz müßte aber auch der sog. katholische, der Übergangs-, der Spreewalddialekt usw. jeder als eigene Sprache gelten, jeder unmittelbar vom Ursorbischen abhängen, wie dieses (nach Šachmatov) unmittelbar vom Urwestslavischen abhängt, das seinerseits endlich in den Stamm des Urslav. selbst mündet. Tatsache ist dagegen, daß das ganze wendische Sprachgebiet eine ununterbrochene Kette von Mundarten darstellt, die kaum merklich ineinander übergehen und nur an den verschiedenen Enden ein recht verschiedenes Gepräge haben. Šachmatov unternimmt es selbst, die ursorb. Sprache zu konstruieren. Auf S. 265 ff. werden 29 Erscheinungen aufgezählt, die die ursorbische Sprache charakterisieren sollen. Abgesehen davon, daß danach schon im Ursorb. Laute wie *ä*, *ȯ*, *ė*, *ɔ*, *ê*, *ô*, *ȣ* usw. auftreten, gegen die A. Brückner S. 51 f. bereits das Richtige gesagt hat, — gegen die meisten Punkte lassen sich direkte Beweise erbringen. So werden ganz junge Erscheinungen ins Ursorb. verlegt: z. B. behauptet Šachmatov als vierten Punkt, daß ursorb. starkes *ъ* und *ь* in nicht Anfangssilben ausgefallen sei. Typus *kupc* (ursl. *kupьcь*), aber noch im 16. Jahrhundert haben wir regelmäßig *woćec* und erst im 17. Jahrhundert tritt dafür *wótc* auf, das offenbar durch die übrigen Kasus beeinflußt, also durch Systemzwang entstanden ist; oder ursl. *v* (Punkt 24) soll ursorb. vor Konsonanten abgefallen, und (25) in Wortmitte vor *j* und *i* ausgefallen sein, aber auch hier finden wir noch im 16. Jahrhundert regelmäßig *w* geschrieben, und die von Šachmatov selbst angeführten Beispiele obersorb. *brjod*, musk. *bŕod* «mit neuem *b*» weisen auf lange Erhaltung des *w*. Andere Erscheinungen, die Šachmatov für sein Ursorb. reklamiert, teilt das Wendische mit seinen nächsten Nachbarn der Urzeit, woraus hervorgeht, daß sie älter sind als eine Epoche, die man ursorb. zu nennen das Recht hätte, z. B. den Ausfall der schwachen Halbvokale (Punkt 5), Übergang von *ky*, *gy* zu *ki*, *gi* (17), Übergang des *ǫ* zu *u* (9, genau wie im Čech. und Klr.), Übergang von *dj* zu *z* (21, genau wie im Čech.),

Übergang von *t'*, *d'* zu *ć*, *dź* (22, wie im Poln. und Weißruss.), Vorschlag von *w* vor anlautendes *o* (16, wie im Polab. und Klr.). Wieder andere Erscheinungen, die nach Šachmatov ursorb. sein sollen, sind mathematisch konstruiert, und zwar teilweise nachweislich unrichtig konstruiert, z. B. soll ursl. *e* nach ursprünglich weichen Konsonanten sich in offenes *o* wandeln (7, z. B. **pol'e* zu *polo*); alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß hier Analogiefälle vorliegen (z. B. Typus *polo* nach Typus *blido*, vgl. die Erhaltung des *e* in Adverbien wie *ale*, *bóle*); ferner (8) soll im Ursorb. ein ursl. *e* in offener Silbe vor hartem Konsonant in geschlossenes *o* übergegangen sein, wozu aber Formen wie obersorb. *wjedro*, *pjero*, sowie der Typus Gen. Sing. *mojeho* u. v. a. keineswegs stimmen; oder wenn etwa (10) ursl. *ę* in Wortmitte zu ursorb. *ä* entwickelt sein soll, so läßt sich für das Obersorb. z. B. nach Zischlauten auch in Wortmitte niemals ein anderer Laut als *'a* nachweisen, was genau mit dem Čech. übereinstimmt und somit wiederum über das Ursorb. hinausweist. Von so alten Erscheinungen, wie dem Wandel eines urslav. *g* in obersorb. *h* entsprechend dem Čech. und Klr., im Gegensatz zu dem im Niedersorb. erhaltenen *g*, schweigt Šachmatov vollständig. — Wir sehen also, daß die Šachmatovsche Konstruktion einer ursorb. Spracheinheit nicht nur auf schwachen Füßen steht, sondern überhaupt in dem Sinne, wie man von einer selbst dialektisch variierenden Spracheinheit spricht, ganz unmöglich ist, und das Sorbische erscheint, in ein je höheres Alter wir hinaufkommen, vielmehr als ein um so kleinerer Ausschnitt aus einem wellenbewegten Meer.

Und was vom Ursorb. in diesem Sinne zu sagen ist, gilt auch vom Urwestslav., das Šachmatov S. 265 durch sieben gemeinsame Erscheinungen charakterisiert. Es ist sehr kennzeichnend, wie klein die Zahl im Verhältnis zu den ursorb. Charakteristika ist. Einerseits werden, bildlich gesprochen, die Wellen immer ausgedehnter und wuchtiger, wenigstens für unsere Augen, andererseits ist zu bedenken, daß, in je höheres Alter wir hinaufkommen, es um so schwerer ist, die Erscheinungen chronologisch zu fassen. So zerfließen Šachmatovs urwestslav. Erscheinungen bei näherer Prüfung. Wenn nach ihm das Urwestslav. *tr̥t, tŕ̥t* statt der urslav. Gruppen *tъrt*, *tьrt* usw. aufweist (Punkt 2), wenn urslav. halbweiche Konsonanten in urwestslav. weiche Konsonanten übergegangen sein sollen (3), so sind das Möglichkeiten, für die sich keine historisch-chronologischen Anhaltspunkte ermitteln lassen. Wenn ferner die ursl. Gruppen *or-*, *ol-* im Wortanlaut zu urwestslav. *ro-*, *lo-* geworden sind (1), so ist das bekannt-

lich unter zirkumflektierter Intonation auch im Ostslav. der Fall; und wenn das hypothetische urslav. *ę* in Flexionsendungen urwestslav. zu *ъ* entwickelt sein soll (6), so hindert nichts, die gleiche Entwicklung auch für das Ostslav. anzunehmen, woraus folgt, daß beide Erscheinungen ins Vorurwestslavische zurückzudatieren nötig wäre. Der 7. Punkt (Verlust der Betonung der Endsilben und Festsetzung des Wortakzentes auf Nichtendsilben) ist nur anzuerkennen, wenn man die Akzentfixierung in ein relativ hohes Alter hinaufdatiert und für das Polabische recht komplizierte Akzentverschiebungen annimmt, — was beides nicht sehr wahrscheinlich ist. Es bleibt nur das 5. Charakteristikum: frühurslav. *ch'* zu späturslav. *s'* wird urwestslav. *š*.

Aus alledem geht hervor — und das ist das Wichtige an diesem charakteristischen Beispiel —, daß wir ein Ursorbisch unmöglich erfassen und abgrenzen können, daß ein Urwestslavisch zu konstruieren und zu charakterisieren zwar nicht unmöglich, aber schwer und hypothetisch ist, daß dagegen ein Urslavisch, beispielsweise gegen ein Urbaltisch oder Urarisch, abzugrenzen eine Leichtigkeit ist. Mit anderen Worten: Je konkreter und genauer uns ein Sprachenkomplex vorliegt, um so schwerer ist es, ein einheitliches Urgebilde zu erschließen; je entfernter dagegen sprachliche Erscheinungen und Entwicklungen liegen, desto leichter ist es, die Ursprache abzugrenzen.

Dieses Paradoxon sollte uns mit einer tiefen Skepsis gegenüber den Urgebilden, Urformen, Ursprachen erfüllen; denn nur, weil wir konstruktiv auf engem Raum zusammenfassen können, was in Wahrheit auf weiter Ausdehnung und in langer Zeit in verschiedensten Formen vorgelegen und sich entwickelt hat, darum hebt sich eine alte Ursprache, wie z. B. das Urslav., so wunderschön heraus aus den umgrenzenden indogermanischen Sprachen. Und es ist recht günstig, daß uns für die Erklärung der slavischen Einzelsprachen die durchsichtige Symbolik der urslav. Sprachformen zur Verfügung steht, während die großenteils unmöglichen und jedenfalls hypothetischen Ansätze jüngerer Ursprachenkomplexe nicht einmal diesen praktischen Wert haben.

Demnach gilt es, wie eingangs betont, immer deutlicher und genauer in die Mannigfaltigkeit der urslav. Sprachformen nach Zeit und Raum zu schauen, nicht mit bloßer Konstruktion, nicht mit phantastisch angesetzten Urlauten, Urformen und Ursätzen, sondern durch chronologische und räumliche Festlegung der einzelnen Spracherscheinungen und ihre Scheidung von und Berührung mit den anderen idg. und nichtidg. Sprachen.

Damit hängt eine weitere Aufgabe zusammen: festzustellen, welche Entwicklungen aus dem eigenen Schoße einer Sprachgemeinschaft selbst entspringen, welche durch Berührung mit anderen umliegenden Sprachen vor sich gegangen sind. Ein krasses Beispiel unter den modernen Slavinen ist die «Balkansprachform» des Bulgarischen oder die deutsche Sprachform des Wendischen. Wo, wie im Bulg., Sprachdenkmäler aus einer Reihe von Jahrhunderten vorliegen, ist ein Weg, der Lösung näher zu kommen, der: die Denkmäler auf ihre Wandlungen in der Richtung auf die moderne Form hin zu untersuchen; dadurch können aber naturgemäß nur Etappen angedeutet werden, ohne daß das Problem wirklich geklärt wird. Viel wichtiger ist es, den Geist der Sprache und ihrer Wandlungen zu erfassen, d. h. die «innere Sprachform» zu begreifen. Da wir, grob und ungenau gesprochen, mehr mit dem Gehirn oder den Nerven als mit der Zunge sprechen, ist es notwendig, die geistige Beeinflussung eines Sprachkreises auf den anderen zu prüfen. Am leichtesten wird das da sein, wo mit Sicherheit nur zwei Sprachen in enger Berührung stehen, wie z. B. das Wendische mit dem Deutschen. Da jeder normale Wende auch Deutsch spricht, ist es sehr verständlich, wenn er in seiner Muttersprache nicht nur Wörter und Wortteile aus dem Deutschen hineinbringt (vgl. bei Ščerba *ten palenc je cu šorf* «der Branntwein ist zu scharf», bei Warichius *člowjek rozšedować njedyrbi* «der Mensch darf nicht scheiden»), sondern auch eine deutsche Syntax, eine deutsche Wortstellung annimmt. Der im Wendischen, namentlich der Grenzmundarten, häufige Artikel (vgl. Ščerbas angeführten Satz oder die übliche Wendung *Bóh tón knjez* «Gott der Herr») läßt sicht unmittelbar mit dem im Bulg. angehängten Artikel vergleichen. Wird es einmal gelingen, von einfachen Beispielen ausgehend, wie hier im Sorbischen, die Psychologie der Lehnübersetzungen festzustellen, so werden wir von Stufe zu Stufe weiter kommen und nicht nur komplizierte Entlehnungen, wie sie bei den Balkansprachen zu finden sind, aufhellen, sondern auf die Entstehung mancher urslav. Laute, flexivischer und syntaktischer Formen Licht werfen können.

Indogermanische Bibliothek

herausgegeben von Herman Hirt und W. Streitberg.

Erste Abteilung: Lehr- und Handbücher.

I. Reihe: Grammatiken.

1. Handbuch des Sanskrit mit Texten und Glossar. Eine Einführung in das sprachwissenschaftliche Studium des Altindischen von Albert Thumb. I. Teil: Grammatik. M. 14.—, geb. M. 16.—; II. Teil: Texte und Glossar. M. 4.—, geb. M. 5.50.
2. Handbuch der griechischen Laut- und Formenlehre. Eine Einf. in das sprachwiss. Studium des Griechischen von Herman Hirt. 2. umgearb. Aufl. M. 8.—, geb. M. 10.—.
3. Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre. Eine Einf. in das sprachwiss. Studium des Lateins von Ferdinand Sommer. 2./3. Aufl. M. 9.—, geb. M. 11.—.
   Kritische Erläuterungen zur lateinischen Laut- und Formenlehre von Ferdinand Sommer. M. 4.—, geb. M. 5.50.
4. Kritisch-historische Syntax des griechischen Verbums der klassischen Zeit von J. M. Stahl. M. 20.—, geb. M. 22.—.
5. Awestisches Elementarbuch von Hans Reichelt. M. 13.—, geb. M. 15.—.
6. Handbuch des Altirischen von R. Thurneysen. I. Teil: Grammatik. M. 15.—, geb. M. 17.—. II. Teil: Texte und Wörterbuch. M. 2.40, geb. M. 3.40.
7. Elementarbuch der oskisch-umbrischen Dialekte von C. D. Buck. Deutsch von E. Prokosch. M. 5.—, geb. M. 6.50.
8. Handbuch der griechischen Dialekte von Albert Thumb. 2. Aufl. in Vorbereitung.
9. Einleitung in die Sprache des Neuen Testaments von J. H. Moulton. Auf Grund der vom Verfasser neubearb. 3. engl. Auflage übersetzte deutsche Ausgabe. M. 7.—, geb. M. 8.50.
10. Altarmenische Grammatik von A. Meillet. M. 5.40, geb. M. 7.—.

11. Urslavische Grammatik. Einf. in das vergleich. Studium der slavischen Sprachen von J. J. Mikkola. I. Lautlehre. M. 3.60.
12. Litauisches Lesebuch mit Grammatik und Wörterbuch von A. Leskien. M. 6.—, geb. M. 7.50.
13. Indogermanische Grammatik von Herman Hirt. II. Teil. Der indogermanische Vokalismus. M. 6.—, geb. M. 7.50.
14. Einführung in das Studium der indogermanischen Sprachwissenschaft von Jos. Schrijnen, übersetzt von W. Fischer. M. 6.—, geb. M. 7.50.
15. Handbuch der altbulgarischen (altkirchenslavischen) Sprache. Grammatik, Texte, Glossar von A. Leskien. 6. Aufl. M. 7.—, geb. M. 9.—.
16. Lettisches Lesebuch. Grammatische und metrische Vorbemerkungen, Texte und Glossar von J. Endzelin. M. 4.—, geb. M. 5.50.

II. Reihe: Wörterbücher.

1. Lateinisches etymologisches Wörterbuch von A. Walde. Zweite Aufl. M. 10.—, geb. M. 13.—.
2. Slavisches etymologisches Wörterbuch von E. Berneker. 1. Band A—L. M. 20.—, geb. M. 23.—.

Zweite Abteilung:

Sprachwissenschaftliche Gymnasialbibliothek

herausgegeben von Max Niedermann.

1. Historische Lautlehre des Lateinischen von Max Niedermann. 2. Aufl. kart. M. 2.—.
2. Neuhochdeutsche Sprachlehre. I. Laut- und Wortbildungslehre von Willy Scheel. kart. M. 2.—.
3. Traité de stylistique française par Ch. Bally. I. Volume. 2. Aufl. kart. M. 5.—. II. Exercices d'application. 2. Aufl. kart. M. 4.—.
4. Historische Sprachlehre des Neufranzösischen von Eugen Herzog. I. Teil: Einleitung, Lautlehre. kart. M. 4.—.
5. Historische Formenlehre des Lateinischen von A. Ernout, übersetzt von H. Meltzer. 2./3. Aufl. kart. M. 3.—.
6. Einführung in die Syntax von Rudolf Blümel. kart. M. 4.—.
7. Sprachwissenschaftlicher Kommentar zu ausgewählten Stücken aus Homer von Eduard Hermann. kart. M. 2.50.

8. Griechische Wortbildungslehre von Albert Debrunner. kart. M. 4.—.
9. Kurze Geschichte des Englischen von Henry Cecil Wyld. Übersetzt von H. Mutschmann. kart. M. 5.—.

Dritte Abteilung: Untersuchungen.

1. Über Reimwortbildungen im Arischen und Altgriechischen. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung von Hermann Güntert. M. 6.80, geb. M. 8.80.
2. Recueil des publications scientifiques de Ferdinand de Saussure. M. 20.—, geb. M. 23.—.
3. Die Grundbedeutung des Konjunktivs im Griechischen von Adolf Walter. M. 2.50.

Vierte Abteilung: Sprachgeschichte.

1. Geschichte des Griechischen von A. Meillet. Übersetzt von H. Meltzer. M. 7.—, geb. M. 8.50.
2. Indogermanische Eigennamen als Spiegel der Kulturgeschichte von Felix Solmsen †. Herausgegeben und bearbeitet von Ernst Fraenkel. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Fünfte Abteilung: Baltische Bibliothek
herausgegeben von Georg Gerullis.

1. Lettische Grammatik von J. Endzelin. M. 22.—, geb. M. 24.—.
2. Mosvid. Die ältesten litauischen Sprachdenkmäler bis zum Jahre 1570. Herausgegeben von G. Gerullis. M. 10.—, geb. M. 12.—.

Germanische Bibliothek

herausgegeben von Wilhelm Streitberg.

Erste Abteilung: Elementar- und Handbücher.

I. Reihe: Grammatiken.

1. Urgermanische Grammatik. Einführung in das vergleichende Studium der altgermanischen Dialekte von W. Streitberg. 2. Aufl. in Vorbereitung.
2. Gotisches Elementarbuch von W. Streitberg. 5./6. Aufl. M. 4.—, geb. M. 5.50.
3. Altisländisches Elementarbuch von Andreas Heusler. 2. Aufl. M. 5.—, geb. M. 6.50.
4. Altenglisches Elementarbuch von K. D. Bülbring. I. Teil: Lautlehre. Geb. M. 6.50.
5. Altsächsisches Elementarbuch von F. Holthausen. 2. Aufl. M. 5.—, geb. M. 6.50.
6. Mittelhochdeutsches Elementarbuch von V. Michels. 3./4. Aufl. M. 5.—, geb. M. 6.50.
8. Emsländische Grammatik von Hermann Schönhoff. M. 7.—, geb. M. 9.—.
9. A modern English grammar by O. Jespersen. I. Sounds and spellings. Third edition. M. 10.—, geb. M. 12.— II. Syntax. 1. vol. Second edition, M. 11.—, geb. 13.—.
10. Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung von O. Behaghel. I. Die Wortklassen und Wortformen. A. Nomen, Pronomen. M. 15.—, geb. M. 17.—. II. Die Wortklassen und Wortformen. B. Adverbium. C. Verbum. M. 10.—, geb. M. 12.—.
11. Grammatik der urnordischen Runeninschriften von A. Johannesson. M. 3.—, M. geb. 4.50.
12. Shakespeare-Grammatik von W. Franz. 3. Auflage in Vorbereitung.
13. Historische niederländische Grammatik von M. J. van der Meer. I. Lautlehre im Druck.

III. Reihe: Lesebücher.

1. Altfriesisches Lesebuch mit Grammatik und Glossar von W. Heuser. M. 3.60, M. geb. 5.20.
2. Mittelhochdeutsches Übungsbuch. Herausgegeben von C. von Kraus. M. 3.60, geb. M. 5.50.

3. Althochdeutsches Lesebuch für Anfänger von J. Mansion. Mit 2 Tafeln. M. 2.40, geb. M. 4.—.
4. Altenglisches Lesebuch für Anfänger von Max Förster. 2. Aufl. kart. M. 2.—.
5. Englisches Lesebuch. Herausgegeben von Fr. Brie. XIX. Jahrhundert. kart. M. 3.—.
6. Specimens of Tudor Translations from the classics. With a glossary by O. L. Jiriczek. kart. M. 4.—.

IV. Reihe: Wörterbücher.

1. Norwegisch-dänisches etymologisches Wörterbuch. Auf Grund der Übersetzung von H. Davidsen neu bearbeitete deutsche Ausgabe mit Literaturnachweisen strittiger Etymologien, sowie deutschem und altnordischem Wörterverzeichnis von H. S. Falk und Alf Torp. 2 Bände. M. 44.—, geb. M. 50.—.
2. Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen. Nach der Überlieferung des klassischen Altertums bearbeitet von M. Schönfeld. M. 8.—, geb. M. 10.—.
3. Mittelhochdeutsches Wörterbuch zu den deutschen Sprachdenkmälern Böhmens und der mährischen Städte Brünn, Iglau und Olmütz (XIII. bis XVI. Jahrhundert). Von Franz Jellinek. M. 20.—, geb. M. 23.—.
4. Sprachschatz der angelsächsischen Dichter von C. W. M. Grein. Unter Mitwirkung von F. Holthausen neu herausgegeben von J. J. Köhler. M. 22.—, geb. M. 25.—.

V. Reihe: Altertumskunde.

1. Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit von Axel Olrik. Übertragen von Wilhelm Ranisch. Mit zahlreichen Textabbildungen. 2. Aufl. in Vorbereitung.
2. Altgermanische Religionsgeschichte von K. Helm. Band I. Mit 51 Abbildungen. M. 6.40, geb. M. 8.—.

Zweite Abteilung: Untersuchungen und Texte.

1^1. Streckformen. Ein Beitrag zur Lehre von der Wortentstehung und der germanischen Wortbetonung von Heinrich Schröder. M. 6.—, geb. M. 7.50.

1^2. Ablautstudien von Hch. Schröder. M. 3.—, geb. M. 4.—.

2. Theophilus. Mittelniederdeutsches Drama, in drei Fassungen herausgegeben von Robert Petsch. M. 2.—, kart. M. 3.—.
3. Die gotische Bibel. Herausgegeben von Wilhelm Streitberg. Der gotische Text und seine griechische Vorlage. Mit Einleitung,

Lesarten und Quellennachweisen, sowie den kleineren Denkmälern als Anhang. Gotisch-griechisch-deutsches Wörterbuch. 2. Aufl. M. 9.20, geb. M. 11.20.

4. Lessings Faustdichtung. Mit erläuternden Beigaben herausgegeben von R. Petsch. M. 1.20, geb. M. 2.20.
5. Rhythmisch-melodische Studien. Vorträge und Aufsätze von Eduard Sievers. M. 3.20, geb. M. 5.—.
6. Germanische Pflanzennamen. Etymologische Untersuchungen über Hirschbeere, Hindebeere, Rehbockbeere und ihre Verwandten von R. Loewe. M. 5.—, geb. M. 7.—.
7. Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung von Max Herm. Jellinek. 1. Halbband M. 7.50, geb. M. 9.—. 2. Halbband M. 10.—, geb. M. 11.50.
8. Arnold Immessen, Der Sündenfall. Mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterverzeichnis neu herausgeg. von Friedrich Krage. M. 6.40, geb. M. 8.—.
9. Edda. Die Lieder des Codex regius nebst verwandten Denkmälern. Herausgegeben von Gust. Neckel. I. Text. M. 5.30, geb. M. 7.—.
10. Die Katharinenlegende der Hs. II, 143 der Kgl. Bibliothek zu Brüssel. Herausgegeben von W. E. Collinson. M. 4.—, geb. M. 5.—.
11. Untersuchungen zur Bedeutungslehre der angelsächsischen Dichtersprache von Levin L. Schücking. M. 3.—, geb. M. 4.—.
12. Die färöischen Lieder des Nibelungenzyklus von Helmut de Boor. M. 3.20, geb. M. 5.—.
13. Rother. Herausgegeben von Jan de Vries. M. 4.—, geb. M. 5.50.

Dritte Abteilung: Kritische Ausgaben altdeutscher Texte herausgegeben von C. v. Kraus und K. Zwierzina.

1. Der heilige Georg Reinbots von Durne. Nach sämtl. Handschriften herausgegeben von Carl von Kraus. M. 10.—, geb. M. 12.—.
2. Der Wiener Oswald. Herausgegeben v. G. Baesecke. M. 2.20, geb. M. 4.—.
3. Der arme Heinrich von Hartmann von Aue. Überlieferung und Herstellung herausg. von Erich Gierach. M. 2.40, geb. M. 4.—.
4. Bruchstücke von Konrad Flecks Floire und Blancheflur. Nach den Handschriften F. und P. unter Heranziehung von BH. herausgegeben von Carl H. Rischen. M. 2.80, geb. M. 4.—.
5. Rittertreue. Eine mittelhochdeutsche Novelle. Herausgegeben von Herbert Thoma. M. 1.60.

Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher

herausgegeben von Wilhelm Meyer-Lübke.

I. Reihe: Grammatiken.

1. Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft von W. Meyer-Lübke. 3. Aufl. M. 5.—, geb. M. 6.50.
2. Historische Grammatik der französischen Sprache von W. Meyer-Lübke. I. Laut- und Flexionslehre. 2. und 3. durchgesehene Aufl. M. 5.—, geb. M. 6.50. II. Wortbildungslehre. M. 3.—, geb. M. 4.—.
3. Altprovenzalisches Elementarbuch von O. Schultz-Gora. 3. Aufl. M. 3.60, geb. M. 5.—.
4. Altitalienisches Elementarbuch von B. Wiese. M. 5.—, geb. M. 6.50.
5. Altspanisches Elementarbuch von Adolf Zauner. 2. Aufl. M. 3.80, geb. M. 5.30.
6. Rumänisches Elementarbuch von H. Tiktin. M. 4.80, geb. M. 6.30.

II. Reihe: Literarhistorische Elementarbücher.

1. Grundriß der altfranzösischen Literatur. I. Älteste Denkmäler. Nationale Heldendichtung von Ph. Aug. Becker. M. 3.—, geb. M. 4.50.
2. Geschichte des französischen Romans von Wolfgang von Wurzbach. I. Band: Von den Anfängen bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts. M. 7.—, geb. M. 9.—.

III. Reihe: Wörterbücher.

1. Etymologisches Wörterbuch der rumänischen Sprache. I. Lateinisches Element von S. Puscariu. M. 6.—, geb. M. 8.—.
2. Petit Dictionnaire Provençal-Français par E. Levy. M. 6.50, geb. M. 8.50.

3. Romanisches etymologisches Wörterbuch von W. Meyer-Lübke. M. 30.—, geb. M. 33.—.

IV. Reihe: Altertumskunde. Kulturgeschichte.

1. Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung. Geschichte der französischen Schriftsprache von den Anfängen bis zur Neuzeit von Karl Vossler. 3. Tausend mit Nachtrag. M. 5.—, geb. M. 6.50.

V. Reihe: Untersuchungen und Texte.

1. Der Einfluß der germanischen Sprachen auf das Vulgärlatein von Josef Brüch. M. 5.—, geb. M. 6.50.
2. Über den Ursprung und die Bedeutung der französischen Ortsnamen von K. Gröhler. I. Ligurische, iberische, phönizische, griechische, gallische, lateinische Namen. M. 10.—, geb. M. 12.—.
3. Das Ninfale Fiesolane Giovanni Boccaccios. Kritischer Text von Berthold Wiese. Mit 2 Tafeln. M. 2.80, geb. M. 4.30.
4. Hauptfragen der Romanistik. Festschrift für Ph. Aug. Becker. M. 9.—, geb. M. 11.—.
5. Idealistische Neuphilologie. Festschrift für Karl Voßler. Herausgegeben von V. Klemperer und E. Lerch. M. 8.—, geb. M. 10.—.

Sammlung slavischer Lehr- und Handbücher

herausgegeben von A. Leskien † und E. Berneker.

I. Reihe: Grammatiken.

1. Grammatik der altbulgarischen (altkirchenslav.) Sprache von A. Leskien. 2. Aufl. M. 5.—, geb. M. 6.50.
2. Slavische Phonetik von Olaf Broch. M. 6.—, geb. M. 7.50.
3. Urslavische Grammatik von J. J. Mikkola. 1. Lautlehre. M. 3.60.
4. Grammatik der serbo-kroatischen Sprache. Lautlehre, Stammbildung, Formenlehre von A. Leskien. M. 11.—, geb. M. 13.—.

II. Reihe: Wörterbücher.

1. Slavisch-etymologisches Wörterbuch von Erich Berneker, Band I. A—L. M. 20.—, geb. M. 23.—.

III. Reihe: Texte und Untersuchungen.

1. Die alttschechische Alexandreis. Mit Einleitung und Glossar herausgeg. von Reinhold Trautmann. M. 5.—, geb. M. 7.—.
2. Die Verba reflexiva in den slavischen Sprachen von Alfons Margulies. M. 7.—, geb. M. 8.50.

Slavica

herausgegeben von M. Murko.

1. Die protestantische Kirchenordnung der Slovenen. Eine literarisch-kulturhistorisch-philologische Untersuchung von Fr. Kidrič. M. 4.50.
2. Slavische und Indogermanische Intonation von Karl H. Meyer. M. 1.60.
3. Der Untergang der Deklination im Bulgarischen von Karl H. Meyer. M. 2.—.
4. Das Asyndeton in den Balto-Slavischen Sprachen von G. S. Keller. M. 2.50.
5. Die Wortfolge im Litauischen von E. Schwentner. M. 1.—
6. Die Schönhengster Ortsnamen von E. Sandbach. M. 3.50.
7. Akzentbewegung in der russischen Formen- und Wortbildung. I. Substantiva und Konsonanten von R. Nachtigall. M. 8.—.
8. Die Schulkomödien des Pater Franziszek Bohomolec S. J. Ein literaturgeschichtlicher Beitrag zur Kenntnis der Anfänge der modernen polnischen Komödie von Ad. Stender-Petersen. M. 11.60.

Religionswissenschaftliche Bibliothek

herausgegeben von W. Streitberg und R. Wünsch †.

1. Vorlesungen über den Islam von J. Goldziher. 2. Aufl. in Vorbereitung.
2. Die christliche Legende des Abendlandes von H. Günter. M. 6.40, geb. M. 8.—.
3. Die Geschichte der Dalailamas von G. Schulemann. M. 7.—, geb. M. 8.—
4. Die Entstehung der Speisesakramente von E. Reuterskiöld. M. 4.—, geb. M. 5.—.
5. Altgermanische Religionsgeschichte von Karl Helm. I. Band. Mit 51 Abbild. M. 6.40, geb. M. 8.—.
6. Der Ausgang des griechisch-römischen Heidentums von J. Geffcken. M. 7.—, geb. M. 8.50.

Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften

herausgegeben von J. Geffcken.

1. Mathematik und Astronomie im klassischen Altertum von E. Hoppe. M. 6.—, geb. M. 8.—.
2. Italische Gräberkunde von Fr. von Duhn. I. Teil. Mit 173 Abb. auf 37 Tafeln und 12 Karten. M. 30.—, geb. M. 33.—.

Kulturgeschichtliche Bibliothek

herausgegeben von W. Foy.

1. Die Methode der Ethnologie von F. Gräbner. M. 4.—, geb. M. 5.—.
2. Das alte Ägypten von A. Wiedmann. Mit 78 Text- und 26 Tafelabbildungen. M. 13.—, geb. 15.—.
3. Babylonien und Assyrien von Bruno Meissner. I. Band. Mit 138 Textabb., 223 Tafelabb. und 1 Karte. M. 18.—, geb. M. 20.—.

Wörter und Sachen

Kulturhistorische Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung
in Verbindung mit
J. J. Mikkola, R. Much, M. Murko
und der Indogermanischen Gesellschaft
herausgegeben von R. Meringer und W. Meyer-Lübke.
Band I—VIII, 4°, je M. 20.—.
Band IX, 1924, im Druck.

Beihefte:

1. Die Hanf- und Flachskultur in den frankoprovenzalischen Mundarten mit Ausblicken auf die umgebenden Sprachgebiete von Walter Gerig. 4°. Mit 53 Abb. M. 10.—.
2. Beiträge aus dem landwirtschaftlichen Wortschatz Württembergs von Max Lohs. 4°. Mit 27 Abb. und 6 Karten. M. 11.—.
3. Les appellations du traîneau et de ses parties dans les dialectes de la Suisse Romane par Gust. Huber. 4°. Mit 40 Abb. M. 6.50.
4. Das ländliche Leben Sardiniens im Spiegel der Sprache. Kulturhistorisch-sprachliche Untersuchungen von M. L. Wagner. 4°. Mit 110 Abb. M. 14.—.

Germanisch-Romanische Monatsschrift

in Verbindung mit F. Holthausen, V. Michels, W. Meyer-Lübke, W. Streitberg
herausgegeben von Dr. Heinrich Schröder, Kiel
und Dr. F. R. Schröder, Heidelberg
Band I—VIII je M. 12.—, geb. M. 14.—.
Band IX—XI je M. 6.—, geb. M. 8.—.
Band XII, 1924, im Erscheinen.

Die Anthropologie und die Klassiker. Sechs Vorlesungen von A. Evans, A. Lang, G. Murray, J. Jevons, I. Myres, W. Fowler. Herausgegeben von R. Marett, übersetzt von J. Hoops. M. 5.—.

Bally, Ch., Le langage et la vie. M. 1.60.

Bartholomae, Chr., Der Dat.-Sing.-Ausgang der o-Deklination im Lateinischen. M. —.75. Etymologie und Wortbildung der indogermanischen Sprachen. M. 1.80. Sasanidisches Rechtsbuch. M. 1.—. Ausgleichserscheinungen bei den Zahlwörtern zwei, drei und vier im Mittelindischen. M. 1.25. Zur Kenntnis der mitteliranischen Mundarten, 1.—5. Heft. M. 8.90. Zur Buchenfrage. M. —.80. Zum sasanidischen Recht, 1.—4. Heft. M. 8.70.

Bohnenberger, K., Die alemannisch-fränkische Sprachgrenze. M. 4.—.

Boisacq, Émile. Dictionnaire étymologique de la langue grecque, étudiée dans ses rapports avec les autres langues indoeuropéennes. Seconde édition. Gebunden M. 30.—.

Braungart, R., Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogermanischen Völker an der Geschichte der Kulturpflanzen und Ackerbaugeräte nachgewiesen. Mit 266 Abbildungen und 1 Tafel, 4°. M. 30.—.

— Die Südgermanen. Die Bojer, Vindelizier, Räter, Noriker, Taurisker usw. waren nach all ihren landwirtschaftlichen Geräten und Einrichtungen keine Kelten, sondern Urgermanen, höchst wahrscheinlich das Stammvolk aller Germanen. Mit 334 Abbildungen und 9 Tafeln. 2 Bände, 4°. M. 40.—.

von Ettmayer, K., Vademecum für Studierende der Romanischen Philologie. Kartoniert M. 3.—.

Favre, Ch., Thesaurus verborum quae in titulis Ionicis leguntur cum Herodoteo sermone comparatus. M. 12.—.

Geffcken, J., Kynika und Verwandtes. M. 4.—. Gebunden M. 6.—.

Heinzel, R., Kl. Schriften. Herausgeg. von M. H. Jellinek und C. von Kraus. M. 12.—.

Holmquist, E., On the history of the English present inflections particularly -th and -s. M. 5.20.

Junker, H., The Frahang i Pahlavik. M. 5.—.

Juret, C., Dominance et résistance dans la phonétique latine. (Studien zur lateinischen Sprachwissenschaft, herausgegeben von M. Niedermann und J. Vendryes. Heft 1.) M. 7.—.

Lorck, E., Die „Erlebte Rede". Eine sprachliche Untersuchung. M. 2.—.

Marzell, H., Die Tiere in den deutschen Pflanzennamen. Ein botanischer Beitrag zum deutschen Sprachschatz. M. 7.—.

Mitteilungen des Rumänischen Instituts an der Universität Wien. Herausgegeben von W. Meyer-Lübke. I. M. 13.50.

Pos, H. J., Zur Logik der Sprachwissenschaft. M. 5.—.

— Kritische Studien über philologische Methode. M. 3.20.

Reutercrona, H., Svarabhakti und Erleichterungsvokal im Altdeutschen bis ca. 1250. M. 6.—.

Rozwadowski, J., Wortbildung und Wortbedeutung. M. 3.—.

Schneegans, H., Studium und Unterricht der romanischen Philologie. M. 3.60.

Schröer, A., Neuenglisches Aussprachwörterbuch, 2. verb. Aufl. Gebunden M. 8. –.

Sütterlin, L., Das Wesen der sprachlichen Gebilde. Kritische Bemerkungen zu Wundts Sprachpsychologie. M. 4.—.

Vossler, K., Die philosophischen Grundlagen zum „süßen neuen Stil" des Guido Guinicelli, Guido Cavalcanti und Dante Alighieri. M. 3.50.

— Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft. Eine sprachphilosophische Untersuchung. M. 3.—.

— Sprache als Schöpfung und Entwicklung. Eine theoretische Untersuchung mit praktischen Beispielen. M. 4.—.

Wendt, G., Syntax des heutigen Englisch. M. 10.50, gebunden M. 13.50.

Arbeiten, Anglistische. Herausgegeben von L. L. Schücking, Band 1—4. Verzeichnis auf Wunsch.

— Germanistische. Herausgegeben von G. Bäsecke, Band 1—4. Verzeichnis auf Wunsch.

Beiträge, Deutschrechtliche. Herausgegeben von K. Beyerle, Band 1—11. Verzeichnis auf Wunsch.

— zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von W. Wetz, Band 1—4. Neue Folge, herausgegeben von von Waldberg, Band 1—11. Verzeichnis auf Wunsch.

— Würzburger, zur englischen Literaturgeschichte. Herausgegeben von O. L. Jiriczek, Band 1—4. Verzeichnis auf Wunsch.

Forschungen, Anglistische. Herausgegeben von J. Hoops, Band 1—59. Verzeichnis auf Wunsch.

Kultur und Sprache.

1. Der englische Roman der neuesten Zeit von W. F. Schirmer. M. 1.50.
2. Dänisches Heidentum von G. Schütte. Mit 26 Abbildungen. M. 3.—.

Sammlung mittellateinischer Texte. Herausgegeben von A. Hilka, Band 1—9. Verzeichnis auf Wunsch.

— vulgärlateinischer Texte. Herausgegeben von W. Heraeus und H. Morf †, Band 1—6. Verzeichnis auf Wunsch.

Studien, Kieler, zur englischen Philologie. Herausgegeben von F. Holthausen, Band 1—5 und Neue Folge 5—7. Verzeichnis auf Wunsch.

Textbibliothek, Englische. Herausgegeben von J. Hoops, Band 1—17. Verzeichnis auf Wunsch.

Texte, Alt- und Mittelenglische. Herausgegeben von F. Holthausen und L. Morsbach, Band 1—10. Verzeichnis auf Wunsch.

Texte, Kommentierte griechische und lateinische. Herausgegeben von J. Geffcken, Band 1—3. Verzeichnis auf Wunsch.

Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. Herausgegeben von O. Heilig und Ph. Lenz, 6 Bände (1900—1905). M. 72.—.

WITHDRAWN

C. F. Wintersche Buchdruckerei.

E 40
STR

WITHDRAWN